Bor: Cosel
49 hid - 1870

Geschichte

des

Preußischen Staates und Volkes

unter den

Hohenzollern'schen Fürsten.

Nach den besten Quellen bearbeitet

und den

Gebildeten aller Stände des preußischen und deutschen Volkes gewidmet

von

E. von Cosel,

Königlich Preußischer Oberst.

Dritter Band.

Leipzig,

Verlag von Duncker & Humblot.

Geschichte

des

Preußischen Staates und Volkes

unter

den Hohenzollern'schen Fürsten.

Geschichte

des

Preußischen Staates und Volkes

unter

den Hohenzollern'schen Fürsten.

Nach den besten Quellen bearbeitet und den Gebildeten aller Stände des preußischen und deutschen Volkes gewidmet

von

E. von Cosel,
Königl. Preuß. Oberstlieutenant.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Duncker und Humblot.
1870.

Inhalts-Verzeichniß.

Dritter Band.

Fünftes Buch.

Die Regierung Friedrich Wilhelms II. von 1786—1797.

Capitel I.

Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges. — 1792.

Capitel II.

Der Krieg gegen Frankreich. — Die zweite und dritte Theilung Polens.

Capitel III.

Preußens ferneres Auftreten in Deutschland.

Capitel IV.

Friedrich Wilhelms Tod. Zustand des preußischen Staates.

Fünftes Buch.

Die Regierung Friedrich Wilhelm's II.

von 1786—1797.

Capitel I.

Die Regierungszeit Friedrich Wilhelm's II. bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges. — 1792.

§. 1.

Die Stimmung in Preußen beim Tode Friedrich's des Großen.

Mit dem Nachfolger des großen Königs müssen wir unsere Leser in eine Periode der preußischen Geschichte einführen, welche, obschon von vielen Seiten mit absichtlicher Gehässigkeit und oft unverdienter oder übertriebener Härte getadelt, doch andererseits in Wirklichkeit der Schattenseiten so viele darbietet, daß jeder wahre Vaterlandsfreund diese 11 Jahre der Geschichte Preußens nur mit gerechtem Schmerze zu betrachten Ursache hat.

Als mit dem Tode des großen Friedrich der Geist erloschen war, welcher der von Meisterhand zusammengefügten und geleiteten, aber überaus künstlichen Maschinerie des preußischen Staatswesens bisher Leben eingehaucht, mit unerhörter und für alle Zeiten bewundernswerther Energie und Thätigkeit den Gang derselben überwacht hatte, aber auch mit rücksichtsloser Strenge aufgetreten war, wenn einzelne Glieder ihre Pflicht in dem großen Räderwerk der Staatsmaschine nicht im vollsten Umfange thaten, da zeigte sich nur zu bald, daß der künstlich gefügte, stolze Bau des preußischen Staatswesens doch, wie jede Maschine, der inneren Lebensfähigkeit entbehrte und weder der im Inneren eintretenden Stockung und zersetzenden Fäulniß zu widerstehen, noch den von Außen her auf die Völker und Staaten einstürmenden Ereignissen, den Vorboten einer neuen Zeit, zu trotzen im Stande war.

Schon in den letzten Lebensjahren König Friedrich's gaben sich bedenkliche Anzeichen von der bevorstehenden Umwandlung aller der Grundsätze kund, nach welchen der König die Geschicke seines Landes, im Inneren wie nach Außen hin, mit ebenso glänzender Begabung, wie mit staunenswerthem Erfolge geleitet hatte.

Versetzte der Tod des großen Königs, welchen ganz Europa mit achtungsvoller Theilnahme bedauerte, alle Einsichtigeren und von wahrer Vaterlandsliebe Erfüllten der preußischen Nation in die tiefste Niedergeschlagenheit und in die düsterste Besorgniß über die Zukunft des Vater-

landes, so war doch leider andererseits die Zahl derjenigen überwältigend groß, welchen das Wohl des Landes wenig oder nichts galt, welche nun, des strengen Zuchtmeisters ledig, das goldene Zeitalter und die willkommene Gelegenheit für ihre eigenen selbstsüchtigen Zwecke gekommen wähnten.

Unleugbar lag in den Formen der Regierungsweise Friedrich's II. so Manches, was selbst bei dem besser gesinnten Theil der Bevölkerung Unzufriedenheit und Verdruß hervorrufen, bei Vielen aber den König geradezu verhaßt machen mußte.

Die Einrichtung der Accise, die gehässige Art der Verwaltung derselben durch Franzosen, die daraus für alle Klassen des Volkes entspringenden Chicanerien und Verdrießlichkeiten erregten im ganzen Lande Mißstimmung; nicht weniger schmerzlich wurde es oft empfunden, daß der große König bei zunehmendem Alter und wachsender Hinfälligkeit immer bitterer in seiner Verachtung der Menschen, immer reizbarer und zorniger aufwallend selbst gegen die kleinsten Verstöße wider seinen allmächtigen Willen geworden war und, zurückgezogen in seine philosophische Einsamkeit in Sanssouci, sich seinem Volke zuletzt nur selten auf andere Weise bemerkbar gemacht hatte, als wenn er scheltend und strafend mit dem Krückstocke dazwischenfuhr.

Hören wir, wie ein Zeitgenosse und einsichtsvoller Patriot*), als er kurz vor dem Tode des Königs, glühend von Bewunderung für den großen Monarchen nach Berlin gekommen, über das gemeine Räsonniren, welches er unterwegs mit Entrüstung hat hören müssen, schreibt. Er erzählt uns, daß er von Potsdam aus, wo der Zustand des Königs bereits als hoffnungslos geschildert worden, mit einem ehemals in der Königlichen Garde gedienten Officianten zusammengereist sei, welcher ohne alle Rücksicht auf den im Sterben liegenden König geschimpft habe.

„Denke Dir" — heißt es in dem gedachten Briefe — „wenn der Kerl nicht 14 Zoll gemessen und mir durch seine Größe imponirt hätte, ich glaube, ich hätte ihn erwürgen können. Er sagte: Gott sei Dank, daß der alte Filz bald abdrücken wird, er hat uns zuletzt noch recht cujonnirt; bei der letzten Revue war er gar des Teufels. Die Krücke flog ihm nur in der Hand und alle Augenblicke hieß er bald den einen, bald den anderen Stabsoffizier sich in's Teufels Namen hinter die Front scheren."

„Warum war er aber so übel gelaunt, da er doch sonst so gütig war?" fragte ich.

„Den Teufel war er gütig, Herr, da wissen Sie's nicht. Gütig ist der in seinem Leben nicht gewesen, der Teufel steckte stets in ihm. Da kann ich Ihnen schon etwas erzählen, junger Herr, ich habe mir schon mehr Wind um die Nase wehen lassen, wie Sie.

Wie wir da im Kartoffelkriege in Böhmen standen und der Herzog von Braunschweig den dummen Streich bei Hohen-Elbe machte, Gotts alle Wetter, wie kam der Alte angefegt. Prinz,

*) Der Verfasser der Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrich's II.

schrie er wüthend, wissen Sie wohl, daß Sie ein dummer Teufel sind? Prinz oder nicht, Sie müssen Ordre pariren, oder das .....

Da stand der Held von Hohfeld blaß wie Kalk an der Wand. Es waren aber in jener kurzen Campagne schon, so kurz sie war, viele Unordnungen vorgegangen, besonders stahlen die Commissarien das Futter über die Gebühr. Das merkte der Alte und schrieb an den Grafen Hoym: Ihr habt mir andere rechtschaffene Commissarien zu schicken, denn die Kerle stehlen just wie die Raben; dabei könnt Ihr ihnen bedeuten, wenn sie es wie ihre Vorgänger machen wollten, so würde ich sie aufhängen lassen wie die Krammetsvögel.

Ich will Ihnen sagen, junger Herr, der alte Schnupftabaksfabrikant und Kaffeeriecher sieht die Menschen so vor Beester an und glaubt immer von ihnen über's Ohr gehauen zu werden. Ja, wenn Sie von gütig sprechen wollen, da ist der neue Herr, der, will's Gott, bald daran kommen wird, der ist gütig, der nennt Alles Sie, grüßt alle Menschen, achtet kein Geld, liebt das Vergnügen und hat den Grundsatz: man muß leben und leben lassen.

Herr, bei dem wird's ein Leben geben; das Geld, was der Alte zusammengescharrt hat, wird wie in Wasserbächen aus dem Schatze strömen. Was werden die Weiber nicht für eine gute Zeit haben? und Wein, ja Herr, wie Wasser wollen wir ihn saufen, denn wissen Sie, ich bin in der Kellerei angestellt." —

Doch fort von solchen gehässigen, der gemeinsten Selbstsucht entsprungenen Urtheilen, die leider nur in zu weiten Kreisen verbreitet waren. Wie Viele im Volke, und nicht blos in den unteren Schichten der Bevölkerung, hatten völlig vergessen, was der große König für sein Land und Volk gethan! Daß er Schlesien erobert, dadurch den preußischen Staat den ersten Mächten Europa's ebenbürtig gemacht und nun mit starkem Arm seinem Volke die Segnungen des Friedens gesichert, daß er die Nationalwohlfahrt gesteigert, das Eigenthum und die Person sichergestellt, eine strenge und geordnete Rechtspflege eingeführt und die geistige Entwickelung freigegeben hatte; dies Alles, einst so lebhaft vom ganzen Volke empfunden, es war im Laufe der Zeit bei nur zu Vielen in Vergessenheit gerathen und nur der Gedanke an so manches Drückende und an so manchen Zwang, den der Einzelne zum Besten des Ganzen tragen mußte, war in den Gemüthern zurückgeblieben.

Nicht treffender können die Zustände des Staates in den letzten Lebensjahren des großen Königs gekennzeichnet, nicht richtiger die nächste Zukunft desselben vorausgesagt werden, als in den Worten, mit welchen der eben erwähnte Verfasser der Vertrauten Briefe von seinem Vater beim Antritt seiner Reise nach Berlin entlassen wird, und die wir nicht unterlassen können, hier anzuführen:

„Du gehst an einen Ort, den man jetzt den ersten in der Welt nennen kann, da hier seit 46 Jahren der größte Kopf, der je einen Thron besaß, Alles nach seinem einzigen großen und festen

Willen geschaffen, gelenkt und vollbracht hat. Sein Geist belebte hier den Minister wie den Straßenjungen, den Feldmarschall wie den Tambour, den Gelehrten und den Laien; durch alle fuhr er wie ein elektrischer Funken; jede Form, jede Handlung, jedes Leben und Weben war in ihm und durch ihn vorhanden.

Du wirst jetzt noch Alles so finden, wie ich Dir gesagt habe, denn noch lebt der Erste der Menschen. Auch nach seinem Tode wird er noch fortleben, — dieser Geist; nach und nach wird er aber immer schwächer und schwächer wirken, und zuletzt ausgehen wie ein Licht. Das wird man nicht glauben, der äußere Schein wird eine lange Zeit das Innere wie das Ausland täuschen; es werden sich selbst diejenigen täuschen, die das Staatsruder lenken.

Ich werde die Zeit nicht mehr erleben, wo Friedrich's Geist erlöschen wird. Ertrage es mit Hingebung, suche Dich hinwegzusetzen über Dein Zeitalter, welches Deine Kinder das erbärmliche nennen werden. Laß Dich nicht in den Schlamm hinabziehen, der Dich umgeben wird und hüte Dich vor einer Anstellung im Dienste des Staates; denn wenn Du nicht pflichtwidrig handeln und mit den Wölfen heulen wirst, die Dich umgeben, so wirst Du zurückgesetzt und endlich fortgejagt werden."

Sehen wir nunmehr in den folgenden Paragraphen, in wie überraschender Weise sich diese traurige Prophezeiung erfüllen sollte. —

§. 2.

Des Königs Jugend und Erziehung. Sein Leben als Kronprinz.

Die Ehe König Friedrich's II. war, wie in der Geschichte seines Lebens erzählt worden, kinderlos; zur Nachfolge auf dem preußischen Königsthron war daher der nächstältere Bruder des Königs, der Prinz August Wilhelm, welchen König Friedrich in der bestimmten Voraussicht, daß er selbst keine Leibeserben hinterlassen werde, schon am 30. Juni 1744 unter dem Titel eines Prinzen von Preußen zum Thronfolger ernannt hatte, berufen.

Indessen dieser Prinz starb bereits am 12. Juni 1758, nachdem er im Sommer 1757 beim Rückzuge der Armee aus Böhmen nach der unglücklichen Schlacht von Collin durch die mangelhafte Führung seines Armeecorps den Unwillen seines Königlichen Bruders in so hohem Grade auf sich gezogen hatte, daß derselbe ihn und seine Untergenerale mit den bittersten und härtesten, freilich nicht unverdienten Vorwürfen überhäufte. Allgemein war die Ansicht, daß der durch viele liebenswürdige Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgezeichnete und von Allen, die ihm näher standen, hochverehrte Prinz die erlittene Kränkung nicht habe überwinden können und aus Schmerz über die ihm widerfahrene harte Behandlung seitens seines Königlichen Bruders gestorben sei.

Die Anwartschaft auf den preußischen Königsthron ging mit diesem in den weitesten Kreisen beklagten Todesfall auf den ältesten Sohn des Prinzen, Friedrich Wilhelm, geboren am 25. September 1744 zu Berlin,

aus der Ehe des Prinzen mit Louise Amalie, Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Wolfenbüttel, über.

Erst nach dem Tode des Vaters erregte der damals 14jährige Prinz Friedrich Wilhelm als nunmehriger Thronfolger die Aufmerksamkeit seines Onkels, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, sich die Zuneigung desselben zu erwerben. Zum Theil mochte es die nicht angenehme Erinnerung an den Zwiespalt mit dem Vater sein; zum Theil mochte dem Könige der Gedanke vorschweben, der Prinz werde die weiche biegsame Seele seines Vaters geerbt haben und wenig geeignet sein, dereinst die so theuer errungenen Güter gegen die vorausgesehenen Stürme der Zeit mit männlicher Kraft zu vertheidigen; genug, der große König behandelte seinen jugendlichen Neffen mit wenig Vorliebe und wandte ihm erst in späterer Zeit, als es dem Prinzen im baierschen Erbfolgekriege gelungen war, des Königs Zufriedenheit zu erwerben, eine freundlichere Anerkennung zu. Ja, nach der Rückkehr äußerte der König zu seinen Vertrauten:

> „Ich habe ihn nun im Krieg und Frieden geprüft und er hat sich überall gut bewährt.“ —

In der That zeigte der junge Prinz vortreffliche Anlagen und erwarb sich die Zufriedenheit seiner Lehrer und Erzieher. Die wissenschaftliche Ausbildung des Prinzen war vom Könige selbst dem aus der französischen Schweiz gebürtigen Professor am Joachimsthaler Gymnasium, Nicolaus Beguelin, anvertraut worden, unter dessen Leitung der Prinz mit Leichtigkeit die französische Sprache erlernte und auch im Lateinischen sich so viele Kenntnisse erwarb, daß er den Virgil las. Auch Geschichte, vornehmlich die brandenburgische und allgemeine deutsche, sowie auch die römische und griechische wurden eifrig betrieben, und in der Geographie erlangte Friedrich Wilhelm so große Sicherheit, daß er mit geschlossenen Augen jeden Ort auf der Landkarte aufzufinden vermochte.

Den Religionsunterricht ertheilte der Hofprediger A. F. W. Sack nach den Grundsätzen der reformirten, aber vom strengen Calvinismus abweichenden Kirche, zu welcher sich seit Johann Sigismund alle Fürsten des brandenburgischen Hauses bekannten; nach diesem Ritus wurde der Prinz auch im Jahre 1762 in Magdeburg, wohin sich der Königliche Hof der drohenden Kriegsgefahr wegen zurückgezogen hatte, eingesegnet. In der Staatswirthschaft wurde Friedrich Wilhelm durch den Geheimen Rath de Launay, späterhin durch den Präsidenten Rode unterrichtet; seit dem Jahre 1782 aber hörte der nun bereits 38jährige Prinz von Preußen Vorträge über Staatswirthschaft, sowie über fast sämmtliche Zweige der Verwaltung bei dem als Kammerrath des Prinzen Heinrich angestellten ehemaligen Prediger Wöllner, welcher, wie wir bald sehen werden, den unheilvollsten Einfluß auf den Thronfolger und später auf die Geschicke des Landes ausüben sollte. Ebenso mußte der Prinz auf besonderen Befehl des Königs, welcher den hohen Nutzen nicht vergessen hatte, den er selbst in seiner Jugend aus seiner Beschäftigung bei der Kriegs- und Domänenkammer in Cüstrin gezogen, im Jahre 1768 wiederholt den Sitzungen des Kammergerichts und des Geheimen Obertribunals beiwohnen; die strenge und harte Schule, welche der Königliche Onkel in seiner Jugend hatte

durchmachen müssen, blieb dem Neffen allerdings in dieser wie in jeder anderen Beziehung erspart.

Die militärische Ausbildung des Prinzen endlich war vom Könige dem Oberstlieutenant von Borck, einem hochgebildeten und vortrefflichen Offizier und echtem Edelmanne aus einer alten pommerschen Familie, anvertraut worden.

Auch erhielt Friedrich Wilhelm schon im Jahre 1762 Gelegenheit, den Krieg aus eigener Anschauung kennen zu lernen, indem der König ihn nach erfolgter Einsegnung zu sich in's Hauptquartier nach Breslau berief.

Das Verhältniß Friedrich's des Großen zu seinem Neffen und Nachfolger war indessen zu jener Zeit kein besonders freundliches zu nennen; wiederholt machte König Friedrich dem damals 18jährigen Prinzen, dessen lebhaftes Temperament ihn zu mancher jugendlichen Ausgelassenheit hinzog, den der strenge Oheim aber in seinen Mitteln äußerst knapp hielt, Vorwürfe über seinen Lebenswandel, und dieser hielt sich, in der nicht ungewöhnlichen Folge solcher Ermahnungen, in scheuer Entfernung von dem mürrischen und tadelsüchtigen Onkel.

Friedrich II. behandelte sogar den Prinzen während seines Aufenthalts in Breslau fast täglich mit so auffallender Geringschätzung, daß dieser, wie aus den eigenen Briefen desselben hervorgeht, oftmals in die größte Verzweiflung gerieth, daß er während der im Sommer 1762 stattfindenden Belagerung von Schweidnitz geradezu zu seinen Freunden den Vorsatz äußerte, in das feindliche Geschützfeuer reiten und einen ehrenvollen Tod suchen zu wollen. Eine von mehreren Schriftstellern erzählte Aeußerung des großen Königs, als seinem Neffen vor Schweidnitz das Pferd unter dem Leibe erschossen worden:

> „da liegt der Prinz von Preußen, nehmt dem Pferde Sattel und Zeug ab“,

entbehrt wohl der historischen Begründung.

Jedenfalls trat, wie bereits erwähnt, erst nach dem baierschen Erbfolgekriege und, nachdem in Folge der zweiten Ehe des Prinzen, von welcher noch die Rede sein wird, die künftige Thronfolge sichergestellt war, ein besseres Verständniß zwischen dem Könige und dem Prinzen von Preußen ein.

Von jetzt an ließ sich Friedrich II. durch seinen Neffen oftmals bei seinen jährlichen Musterungsreisen begleiten; auch wurde derselbe zu den Zusammenkünften mit dem Kaiser Joseph II. in Neiße und Neustadt mitgenommen und im Jahre 1780 sogar mit einer selbständigen diplomatischen Mission nach Petersburg gesendet, um durch sein persönliches Auftreten die immer wachsende und vom Könige längst mit Besorgniß betrachtete Freundschaft zwischen der Kaiserin Katharina und Kaiser Joseph nicht zu einem Preußen gefährlich werdenden Bündnisse zwischen beiden Mächten heranreifen zu lassen. Der Auftrag des Prinzen scheiterte, wie wir bereits wissen, an dem Umstande, daß Friedrich Wilhelm sich zwar in hohem Grade die Zuneigung des Großfürsten-Thronfolgers zu erwerben verstand, in demselben Maße aber eben dadurch die Gunst der Kaiserin verscherzte. —

Wir sind hier genöthigt, einer sich schon frühzeitig in dem an und für sich edlen und hochherzigen Charakter des preußischen Thronerben aus-

bildenden Seite zu erwähnen, welche, da ihrer Entwickelung von keiner Seite her rechtzeitig und in richtiger Weise hemmend entgegengetreten wurde, allmählich alle besseren Züge seines Wesens zu unterdrücken drohte, nämlich die schon früh und in unglaublichem Maße sich zeigende Neigung des Prinzen zu sinnlichen Ausschweifungen.

Auch König Friedrich war, wie seiner Zeit erzählt worden, in seiner Jugend zahlreichen derartigen Versuchungen unterlegen; aber die unbeugsame Strenge und Härte, mit welchen sein Vater diesen Verirrungen entgegengetreten, das maßlose Unglück, welches aus denselben für den Prinzen hervorgegangen war, hatten den Charakter desselben geläutert und gestählt, der Umgang mit den hervorragendsten Geistern der Zeit hatte in dem empfänglichen Geiste desselben das Streben nach den edelsten Zielen der Menschheit im Allgemeinen, sowie seines Königlichen Amtes im Besondern erweckt, wobei denn freilich das Herz des großen Mannes allen sanfteren Regungen für immer abstarb.

Friedrich Wilhelm entbehrte zu seinem eigenen Nachtheil und zum Schaden seines ganzen Volkes einer solchen läuternden Zuchtruthe, und sein allem Guten und Edlen zugänglicher Charakter konnte sich leider auch nach dieser Richtung hin frei und ungehindert entfalten. Der streng wahrheitsliebende Häußer äußert sich über diese Seite im Charakter des Prinzen wie folgt:

> „Die weiche und biegsame Natur Friedrich Wilhelm's erlag den schlimmen Einwirkungen, welche der Umgang mit frivolen Weibern und weibischen Männern üben mußte und diese Einflüsse ließen denn auch seine guten Eigenschaften nicht recht zur Entfaltung kommen. Friedrich Wilhelm war von edlem Gemüthe, trotz der Aufwallungen seines Jähzornes erfüllten ihn Milde und Wohlwollen, er war großherzigen Anregungen zugänglich, auch ritterlich und tapfer wie sein Ahnen; allein die Natur hatte ihm bei einem kräftigen Körper zugleich eine so starke Zugabe von Sinnlichkeit mitgegeben, daß in deren Befriedigung leicht die besseren Züge seines Wesens untergingen. Durch ein wirres Jugendleben genöthigt, sein Wohlwollen an Weiber und Günstlinge zu vergeuden, in seiner Vereinzelung auf den Umgang mit selbstsüchtigen und mittelmäßigen Menschen angewiesen, in seiner Güte grenzenlos mißbraucht, bald zu sinnlichen Excessen hingedrängt, bald von der frömmelnden Heuchelei speculativer Mystiker ausgebeutet, entbehrte Friedrich Wilhelm vor Allem der männlichen Strenge, Zucht und Zähigkeit, durch die das Walten seiner Vorfahren so hervorragend war.“ —

Wir werden in dieser trefflichen und wahrheitsgetreuen Schilderung die Erklärung für so Manches finden, was sonst im Leben Friedrich Wilhelm's unerklärlich und unverzeihlich erscheinen dürfte. Hier sei nur noch erwähnt, daß der Prinz schon in jungen Jahren in ein zärtliches Verhältniß mit der durch große Schönheit und Anmuth ausgezeichneten Wilhelmine Encke, der Tochter eines Musikus der Königlichen Kapelle, getreten war.

Diese Frau, welche späterhin, jedoch nur zum Schein, an den Kammerdiener des Prinzen, Rietz, verheirathet ward und nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's den Titel und Namen einer Gräfin von Lichtenau erhielt, unter welchem Namen sie eine traurige Berühmtheit erlangt hat, verstand es, die Zuneigung des Prinzen an ihre Person zu fesseln, selbst als von leidenschaftlicheren Gefühlen zwischen beiden schon längst keine Rede mehr war und wußte sich in der Stellung einer Freundin bis an das Lebensende Friedrich Wilhelm's zu erhalten.

Wir werden später auf das Wirken und das endliche Schicksal dieser vielfach mit ungerechtfertigter Strenge beurtheilten Frau noch einmal zurückkommen müssen.

König Friedrich glaubte, als er von dem ungeregelten Lebenswandel des Thronfolgers Kenntniß erhielt, das beste Mittel dagegen in einer recht frühzeitigen Verheirathung des feurigen Prinzen zu erblicken. Friedrich Wilhelm wurde daher bereits am 14. Juli 1765, noch nicht 21 Jahre alt, mit der Prinzessin Elisabeth Christine Ulrike von Braunschweig-Lüneburg vermählt.

Aber diese Ehe schlug für beide Theile sehr unglücklich aus. Die Prinzessin erhielt sehr bald überzeugende Beweise von der Untreue ihres Gemahls und suchte sich für dieselbe auf wenig zu rechtfertigende, alle Zucht und Sitte verletzende Weise zu rächen; da überdem aus dieser Ehe nur eine Tochter entsprossen*), zu weiteren Leibeserben aber durchaus keine Aussicht vorhanden war, so wurde im Jahre 1769 die Ehe des Prinzen durch richterlichen Ausspruch geschieden**).

Kurze Zeit darauf vermählte sich Friedrich Wilhelm zum zweiten Male mit der Prinzessin Friederike Louise, Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt, und nunmehr gingen die Hoffnungen des greisen Königs Friedrich auf einen directen Erben seines Thrones in Erfüllung, indem schon am 3. August 1770 die Geburt eines Prinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III., im ganzen Lande einen Jubelsturm erregte und dem Königlichen Großonkel Freudenthränen auspreßte.

Der Vollständigkeit halber möge gleich hier Erwähnung finden, daß aus dieser Ehe Friedrich Wilhelm's außerdem noch drei Prinzen und zwei Prinzessinnen entsprossen. Der zweite Prinz, Ludwig, starb indessen schon am 28. December 1796, der dritte war der erst im Jahre 1846 in Rom verstorbene Prinz Heinrich; der vierte, Prinz Wilhelm, von dem in diesen Blättern noch die Rede sein wird, starb 1851 in Berlin.

Die ältere Prinzeß, Wilhelmine, vermählte sich im Jahre 1791 mit dem Erbprinzen von Oranien, die jüngere, Friederike, einige Jahre später mit dem Erbprinzen von Hessen-Cassel. —

---

*) Die im Jahre 1767 geborene nachmalige Herzogin von York.

**) Die Gründe zu diesem richterlichen Erkenntniß sind niemals in die Oeffentlichkeit gekommen, vielmehr wurden die sämmtlichen Proceßacten versiegelt an das geheime Staatsarchiv übergeben und alle bei dem Proceß thätig gewesenen Personen eidlich zu ewigem Stillschweigen verpflichtet. Der Prinzeß wurde Stettin zum Wohnort angewiesen, wo sie, von ihrer Tochter getrennt und anfänglich in einer Art von Haft gehalten, später ein ansehnliches Jahrgeld bezog und erst im Jahre 1836 in hohem Lebensalter starb.

§. 3.

Flüchtiger Blick auf die politische Lage Europa's.

Bevor wir nunmehr Friedrich Wilhelm den preußischen Königsthron besteigen sehen, wird es nothwendig, einen flüchtigen Blick auf die Verhältnisse der wichtigeren europäischen Staaten zu werfen.

In Europa herrschte, als der große König am 17. August 1786 die Augen schloß, der tiefste Frieden; die hervorragende und geachtete Stellung, welche König Friedrich seinem Volke unter den Nationen Europa's errungen und mit hoher Weisheit im Frieden befestigt und behauptet hatte, schien vorläufig durch Niemanden bedroht zu sein. Selbst die aus dem allmählichen Erkalten des freundschaftlichen Verhältnisses mit Kaiser Joseph II. hervorgegangene Besorgniß des Königs, es werde dieser ehrgeizige und ruhmsüchtige Fürst nach seinem Tode sofort durch Sachsen in Brandenburg einbrechen, das so schmerzlich vermißte Schlesien wieder zu erobern und an seinem Nachfolger Rache für so manche erlittene Niederlagen zu nehmen suchen, selbst diese Besorgniß erwies sich als ungegründet. Der Blick auf die von Oesterreich her drohende Gefahr für Preußen wie für ganz Deutschland hatte ja hauptsächlich dem großen Könige den Gedanken der Stiftung eines deutschen Fürstenbundes, eines Bundes zum Schutze jedes Einzelnen gegen die Uebergriffe des Kaisers, eingeflößt; die Gewißheit, in dem deutschen Fürstenbunde, dieser letzten Schöpfung des großen Königs von Preußen, einen kräftigen Widerstand gegen alle ihm innewohnenden Vergrößerungsgelüste zu finden, war es in der That, welche in Kaiser Joseph's Seele jeden Gedanken an Wiedervergeltung, wenigstens vor der Hand, in den Hintergrund gedrängt hatte. Jedenfalls aber blieben die Verhältnisse zwischen dem Wiener und dem Berliner Hofe derartig gespannt, daß der Tod des Königs in Wien nicht einmal, wie bisher üblich, durch einen besonderen Gesandten, sondern nur schriftlich angezeigt wurde und der Wiener Hof nur auf 12 Tage Trauer anlegte, welche er noch dazu mit der sechswöchentlichen Hoftrauer für den um dieselbe Zeit verstorbenen König von Portugal verband.

Ebenso wenig wie von Wien, drohte dem neugeschaffenen preußischen Staate vor der Hand auch von irgend einer anderen Seite her Gefahr. Rußland, dessen einst äußerst freundliche Beziehungen zu Preußen zwar in Folge österreichischer Bemühungen völlig erkaltet waren, war zu jener Zeit vollauf beschäftigt, neue Pläne gegen seinen alten Erbfeind, die Türkei, zur Reife zu bringen und wurde bald genug in Folge derselben in einen neuen Türkenkrieg verwickelt.

Holland war mit inneren Streitigkeiten, zwischen den Anhängern und den Gegnern des Erbstatthalters, in welche sich einzumischen der König von Preußen erst später durch rein persönliche Interessen bewogen ward, beschäftigt.

Auch England, schon geschwächt durch jahrelange blutige Seekriege mit Frankreich und Spanien, später auch mit Holland, in welchen es das

bisher von ihm unbestritten ausgeübte Seerecht*) zwar behauptet, dabei aber doch Demüthigungen erfahren hatte, die den britischen Stolz auf's Aeußerste verletzten, hatte wenige Jahre vor dem Tode König Friedrich's nach langem blutigem Kampfe die Unabhängigkeit seiner nordamerikanischen Colonien anerkennen müssen und enthielt sich, seitdem in innere Verfassungsstreitigkeiten und Zwistigkeiten wegen seiner Besitzungen in Ostindien verwickelt, jeder Einmischung in die Angelegenheiten des europäischen Festlandes. Im Jahre 1784 gelang es dem äußerst talentvollen, erst 24 Jahre alten William Pitt, dem zweiten Sohne des großen englischen Staatsmannes Lord Chatham, nach langen wechselvollen Kämpfen das Ministerium Fox zu stürzen und sich selbst an die Spitze der Regierungsgeschäfte zu stellen. Der anfänglichen Entwickelung der Revolution in Frankreich mit einer gewissen Schadenfreude zuschauend, dann aber mit steigender Besorgniß für die Rückwirkung der revolutionären Principien auf England und besonders auf Irland erfüllt, je mehr sich in diesen Ländern die Volksstimmung den Franzosen zuwendete, sah sich Pitt, obwohl sehr gegen seinen Willen, doch endlich durch den aggressiven Charakter, welchen die Revolution seit dem 10. August annahm und welcher mit Holland und Belgien zugleich auch das Interesse Englands direct bedrohte, sowie in Folge der bei der Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's XVI. völlig umschlagenden Volksstimme genöthigt, auch das englische Volk in den gigantischen Kampf gegen das revolutionäre Frankreich zu verwickeln.

Nach Frankreich richten wir nunmehr unsere Blicke, denn von diesem Lande aus erhob sich der Sturm, der gar bald die Welt erschüttern und über alle Völker Europa's dahinbrausen sollte.

Es kann nicht in dem Zweck dieser Blätter liegen, eine ausführliche Schilderung der französischen Revolution in dieselben aufzunehmen; wir müssen dieselbe vielmehr hier als bekannt voraussetzen und uns begnügen, die hauptsächlichsten Momente dieses großen welthistorischen Ereignisses nur in den Grenzen unseren Lesern vorzuführen, wie dieselben zum Verständniß durchaus nothwendig sind und wo sie in die Geschicke unseres preußischen Vaterlandes direct eingreifen.

Seit Ludwig XIV., welcher in Frankreich die unbeschränkte Gewalt des Königs bis zur höchsten Spitze gebracht hatte und unter der Regierung seines Nachfolgers, Ludwig's XV., welcher die Einkünfte des Staates in der sinnlosesten, alle Zucht und Sitte verletzenden Weise mit Maitressen und Günstlingen verschwendete, waren die Zustände in Frankreich von Jahr zu Jahr unerträglicher geworden. Die vielen Millionen von Steuern, welche jährlich von dem arbeitenden Theil der Nation, dem völlig als Sclaven behandelten Bauernstande, dem fleißigen Handwerker- und Kaufmannsstande aufgebracht werden mußten, während Adel und Geistlichkeit von allen Staatslasten völlig befreit blieben, sie wurden auf die schamloseste Weise vom Hofe verpraßt oder in nutzlosen, aus bloßer Eitelkeit und Ruhmbegier geführten Kriegen vergeudet. Adel und Geistlichkeit, im alleinigen Besitz aller einträglichen Staatsämter und fetten Pfründen, so-

*) Das Recht, Schiffe aller Nationen auf offener See anzuhalten und zu durchsuchen.

wie des großen Grundeigenthums, schwelgten in Ueberfluß und Reichthum, während das Volk im Schweiße seines Angesichts arbeitete und allmählich in immer tieferes Elend gerieth.

Daß ein solcher Zustand auf die Dauer unmöglich werden, daß auf die gewaltsame Unterdrückung des in seinen heiligsten Menschenrechten gekränkten Volkes über kurz oder lang ein gewaltsames Abwerfen des unerträglichen Joches stattfinden müsse, das sahen schon lange vor dem Ausbruch der Revolution nicht allein alle denkenden und einsichtsvollen Menschen voraus, das fühlten sogar zum Theil diejenigen, die in frevelhaftem Leichtsinn geholfen hatten, solche unerträgliche Zustände herbeizuführen. Der bekannt gewordene Ausspruch der Marquise von Pompadour: „Après nous le déluge“, er hallte in gar vielen Herzen nach, die mit geheimem Schrecken und Grauen die Ereignisse sich entwickeln sahen.

Die geistreichen, aber aufreizenden Schriften eines Voltaire, Diderot, Rousseau und vieler anderer Schriftsteller, welche auf die verschiedensten Weisen doch alle das eine Ziel verfolgten, die bestehenden Mißbräuche im Staate und in der Kirche zu bekämpfen, hatten in den letzten Jahrzehnten vor dem Ausbruch der Revolution das französische Volk hinlänglich aufgeklärt über das schreiende Unrecht, welches ihm angethan; sie hatten Gedanken über die natürlichen Rechte jedes Menschen, über Freiheit, über gleiche Berechtigung im Staate, über das Recht der Auflehnung gegen gewaltthätige Unterdrückung in den Herzen der Franzosen geweckt, Gedanken, welche zwar von einem großen Theil des Hofes, des Adels und der Geistlichkeit als wirre Träume und überspannte Phantasiegebilde betrachtet und mitleidig belächelt wurden, welche indessen nur zu bald und auf gewaltige Weise in die Wirklichkeit treten sollten.

Im Jahre 1774 war durch den Tod Ludwig's XV. die Herrschaft über Frankreich in die Hände des redlichen, vom besten Willen für das Wohl seines Volkes beseelten, aber schwachen und unaufhörlich zwischen den Parteien hin und her schwankenden Ludwig XVI. gelangt; er mußte büßen für die Sünden seiner Vorfahren.

Ludwig XVI. fand, wie bereits erwähnt, die Finanzen seines Reiches in der allertraurigsten Verfassung. Bereits seit fast 200 Jahren hatte man es für überflüssig gehalten, die Generalstände des Reiches (états généraux), denen allein das Steuerbewilligungsrecht zustand, zusammenzuberufen. Ein Finanzminister nach dem anderen versuchte in der sinnreichsten aber auch verwerflichsten Weise immer neue Steuern zu erfinden und selbstredend dem niederen Volke aufzubürden; nur um den Schein einiger Gesetzlichkeit zu bewahren, wurden diese Steuern den in den Provinzen bestehenden hohen Gerichtshöfen, Parlamente genannt, zur Begutachtung vorgelegt und von diesen mit stets gleicher Bereitwilligkeit in ihre Register eingetragen, d. h. als gesetzlich anerkannt. Trotz alledem gelang es keinem der vielen Finanzkünstler, welche berufen wurden, der Noth und Verlegenheit abzuhelfen, das bereits Tausende von Millionen betragende Deficit zu decken und die ungeheuren Summen herbeizuschaffen, welche durch die Verschwendung des Hofes, die grenzenlose Unordnung in der Verwaltung und durch die unaufhörlichen Kriege verschlungen wurden.

Alle diese Versuche aber mußten scheitern, weil sie das vorhandene

Uebel nicht an der Wurzel anzufassen wagten, weil Adel und Geistlichkeit hartnäckig sich gegen den einzig möglichen Weg zur Rettung, gegen die verhältnißmäßige Vertheilung der Lasten und Steuern auf alle Stände des Volkes erhoben.

An diesem Widerstande der bevorzugten Stände, an dem Unwillen, mit welchem der Hof die Forderung größerer Sparsamkeit von Seiten des 1777 zum Director der Finanzen ernannten Pariser Banquier Necker zurückwies, brachen sich auch alle Bemühungen dieses rechtlichen, erfahrenen und gewandten, als Kaufmann wie als staatsökonomischer Schriftsteller im besten Rufe stehenden, aber eitlen und seine Fähigkeiten überschätzenden Mannes; er selbst verlor dabei seine Stellung.

Die arge und sinnlose Verschwendung eines Calonne, der vor den verwerflichsten Finanzmaßregeln nicht zurückbebte, um nur die immer von Neuem erforderlichen Summen für die Bedürfnisse des Hofes, für die Königin*), für die Brüder des Königs und ihre Günstlinge zu beschaffen, steigerte die Staatsschuld in wenigen Jahren auf erschreckende Weise. Auch er sah sich im Jahre 1787 genöthigt, dem Könige die Vertheilung der Steuerlast auf alle Stände als einziges Rettungsmittel, sowie die Einberufung eines Ausschusses der Generalstände anzuempfehlen und verlor seine Stellung in Folge der Erbitterung, mit welcher diese nichts weniger als opferwillige Versammlung die Finanzvorschläge des Ministers bekämpfte.

Als sein Nachfolger Brienne, Erzbischof von Toulouse, einige die gleichmäßigere Vertheilung der Lasten, die Aufhebung der drückendsten Steuern betreffende Gesetzesvorschläge dem Parlament zur Einregistrirung vorlegte, verweigerte dasselbe seine Genehmigung trotz eines besonderen Königlichen Befehls und gab die verhängnißvolle, wie ein elektrischer Schlag durch ganz Frankreich zuckende Erklärung ab, nur den Reichsständen stünde das Recht der Steuerbewilligung zu.

Vergeblich sträubte sich Ludwig XVI., durch die Hofpartei aufgestachelt, gegen die Einberufung der Reichsstände; vergeblich versuchte er durch Anwendung von Gewalt die trotzigen Parlamente zum Gehorsam zurückzubringen; er sollte zum ersten Male die Erfahrung machen, daß hierzu die Königliche Macht in Frankreich nicht mehr ausreiche, daß selbst auf den Gehorsam der Armee nicht mehr mit Zuverlässigkeit zu rechnen sei.

Erschrocken und in Verwirrung gesetzt durch die sich täglich mehrenden Zeichen einer bedenklichen feindseligen Stimmung im Volke wie in der Armee, gab der wankelmüthige Monarch nach, berief Necker von Neuem an die Spitze der Geschäfte, und als auch dieser die Versammlung der Notabeln als das einzige Mittel zur Rettung bezeichnete, wurden dieselben zum 5. Mai 1789 nach Versailles berufen.

Wie indessen diese Versammlung schon in ihrer ganzen Zusammensetzung, in der Form ihrer Berathungen den Keim innerer Zerwürfnisse in sich trug, wie durch das schwankende und unaufrichtige Benehmen des Hofes der Streit allmählich zu hellen Flammen angefacht, das Königthum

*) In diese traurige Epoche der französischen Geschichte fällt auch der berüchtigte Halsbanddiebstahl, welcher insofern von historischer Wichtigkeit ist, als er nicht wenig dazu beitrug, die an der ganzen Angelegenheit völlig unschuldige Königin beim Volke noch mehr verhaßt zu machen, als sie es ohnehin unverdienter Weise war.

gestürzt und ganz Frankreich in ein Meer von Blut und Schrecken gestürzt ward, das werden wir, diese flüchtige Skizze für jetzt schließend, an einer anderen Stelle dieser Blätter in ähnlicher aphoristischer Weise schildern. Für jetzt wenden wir unsere Blicke nach Preußen zurück.

§. 4.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. Seine ersten Regierungsmaßregeln.

König Friedrich Wilhelm II. übernahm, wie im §. 3 erwähnt worden, die Regierung des preußischen Staates zu einer Zeit, in welcher, mit Ausnahme der im Westen sich aufthürmenden Sturmwolken, alle europäischen Nationen sich der Segnungen des Friedens erfreuten; er befand sich daher in der für den Beherrscher eines großen Landes äußerst glücklichen Lage, sich mit voller und ungetheilter Hingebung der inneren Wohlfahrt seines Volkes widmen zu können.

Die Gerechtigkeit erfordert es, hervorzuheben, daß der König in Wahrheit von dem aufrichtigen Wunsche beseelt war, das Glück seiner Unterthanen zu fördern und daß nicht allein sein freundliches, leutseliges Wesen, allerdings im grellen Gegensatze zu dem persönlichen Auftreten des alt und mürrisch gewordenen großen Königs, sondern auch Friedrich Wilhelm's erste Regierungsmaßregeln ihm die Herzen seines Volkes gewannen. Schon daß der neue Herrscher jeden, auch den geringsten seiner Unterthanen mit Sie anredete, erschien der großen Masse, die sich ja so gerne durch Aeußerlichkeiten blenden und gewinnen läßt und über der glänzenden Schale den Kern der Sache vergißt, als ein erfreuliches Herannahen einer besseren Zeit.

Nachdem Friedrich Wilhelm seinem großen Vorgänger zu Potsdam ein äußerst feierliches Leichenbegängniß veranstaltet hatte, bei welchem es nicht geringes Aufsehen erregte, daß außer der dazu aufgestellten imposanten Truppenmasse nur der Königliche Hof, aber weder die höchsten Behörden des Landes, noch die Stände der Provinzen hinzugezogen worden waren, begab sich der König in Begleitung des von ihm beibehaltenen Ministers von Herzberg in die Provinzen seines Reiches, um dort die Huldigung entgegenzunehmen.

Zuerst geschah dies in Königsberg, woselbst das freundliche, wohlwollende Auftreten des neuen Herrschers um so größeren Enthusiasmus für denselben erregte, als König Friedrich II. seit den Ereignissen des siebenjährigen Krieges die Provinz Preußen stets auffallend zurückgesetzt und dieselbe persönlich nie wieder betreten hatte. Die Erinnerung an das Benehmen der preußischen Regimenter in der blutigen Schlacht bei Zorndorf, vor Allem aber an die Bereitwilligkeit, mit welcher die Provinz Preußen sich der ihr aufgezwungenen Herrschaft der Kaiserin Katharina unterworfen hatte, erlosch bei dem großen Könige erst mit seinem Leben.

Um so freudiger erregte es jetzt die Provinz, nicht allein, daß sie die erste war, welche der König besuchte, sondern auch, daß, hauptsächlich durch die Bemühungen des Ministers von Herzberg, die Einrichtung der preußischen Landstände, von welcher seit langer Zeit keine Rede mehr gewesen

war, völlig wieder hergestellt ward und der Provinz alle ihre alten Rechte und Privilegien bestätigt wurden. Die Erhebung von zwölf der angesehensten und reichsten Adelsgeschlechter in den Grafenstand erhöhte den Enthusiasmus der preußischen Stände in so hohem Grade, daß sie durch den ostpreußischen Landesdirector und Kammerpräsidenten von Ostau feierlich den König um die Erlaubniß bitten ließen, ihm den Namen des: „Vielgeliebten“ beilegen zu dürfen, welche Erlaubniß denn auch huldreichst ertheilt ward.

Nicht geringeres Wohlwollen bewies der Monarch den Ständen der Provinz Pommern bei der Huldigung in Stettin, bei welcher er durch Krankheit verhindert ward, persönlich zu erscheinen.

Der ihn vertretende, bei der Huldigung in Königsberg ebenfalls in den Grafenstand erhobene Minister Herzberg*) sagte hier auf Befehl des Königs den versammelten Ständen:

> „Wenn Europa, Deutschland und alle preußischen Staaten den Hintritt des großen, für sie alle so wohlthätigen Königs mit lebhaftem Schmerze empfinden, so müsse derselbe noch viel durchdringlicher sein für die Provinz Pommern, die er vorzüglich geschätzt, geliebt und mit vielem Guten überhäuft habe; denn nachdem er durch die zwei schlesischen und den siebenjährigen Krieg überzeugt worden, daß er die wichtige Provinz Schlesien vornehmlich durch seine pommerschen Truppen und durch die bei der ganzen Armee vertheilte große Anzahl pommerscher Offiziere erworben und behauptet, so habe er diese Nation, obzwar die schwächste an Zahl, als die erste seiner Unterthanen und als die Stütze seines Staates angesehen und sie auch als solche in seinem politischen Testamente, welches im geheimen Archiv zu Berlin liege, seinem Nachfolger empfohlen. Diesem Grundsatze zufolge habe er den pommerschen, nicht reichen, aber patriotisch eifrigen Adel in den Militär- und Civilämtern vorzüglich gebraucht und, um die durch den siebenjährigen Krieg sehr verwüstete Provinz wieder in guten Stand zu setzen, viele Millionen verwendet“ u. s. w.

Die Huldigung der Provinz Schlesien, die wegen der bei dieser Gelegenheit ertheilten Zusicherungen eine ganz besondere Bedeutung gewinnt, nahm der König am 15. October 1786 in Breslau in Person entgegen, und zwar die der Fürsten und Standesherren, der Vertreter der Bischöfe und des Domkapitels im Königlichen Schlosse daselbst, die der übrigen Stände auf einem besonders dazu vor dem Oberamtshause erbauten Gerüste. Auch hier sprach Friedrich Wilhelm nicht selbst, sondern ließ durch den Minister Graf Herzberg den Ständen erklären:

---

*) Die Familie von Herzberg selbst ist eine pommersche und noch heute in mehreren Zweigen dort angesessen, wie das Stammgut der in den Grafenstand erhobenen Linie, Lottin bei Neustettin, noch jetzt im Besitz eines von Herzberg ist. Der letzte directe Nachkomme des Ministers Graf Herzberg starb im hohen Alter als Major a. D. zu Lottin im Jahre 1862, nachdem er sowohl Preußens Erniedrigung wie auch seine glorreiche Erhebung in den Reihen der preußischen Armee mit erlebt hatte.

„wie der Verlust des größten Regenten und Feldherrn, welchen bisher die Welt besessen, vorzüglich der Provinz Schlesien empfindlich sein müsse, denn er sei es ja gewesen, welcher diese Provinz, die seinem Hause trotz dessen bekanntlich erwiesener Rechte auf dieselbe so lange vorenthalten worden, mit dem Degen erobert und in drei blutigen Kriegen und ebenso vielen bündigen Friedensschlüssen für alle Zeiten behauptet und versichert habe. Hiernächst aber habe der König während seiner ganzen Regierungszeit die Provinz mit so ausgezeichneter Klugheit und Güte regiert, daß Schlesien durch die zum Erstaunen vergrößerte Volksmenge und durch den begünstigten und weise geleiteten Fleiß seiner Einwohner das edelste und ansehnlichste Herzogthum von ganz Europa geworden sei und mehr als einem Königreiche den Vorzug streitig mache."

Auch hier wurde allen Ständen und Unterthanen die Königliche Zusicherung ertheilt, daß der neue Monarch alle Freiheiten und Gerechtsame der Provinz bestätige, sie mit Gnade und Gerechtigkeit zu regieren verspreche und besonders alle Unterthanen im Besitz ihrer Grundstücke, wie sie solche seit 1740 besessen, gegen jeden Anspruch des Fiscus und insonderheit gegen jede Steuererhöhung, wie solches schon sein Vorgänger gethan, schützen wolle.

Aber auch von wichtigeren Maßregeln, als wie von Reden halten und Versprechungen geben, auch von Thatsachen haben wir aus dieser ersten Regierungszeit Friedrich Wilhelm's II. zu berichten.

Wir wissen, daß keine der Maßregeln und Einrichtungen Friedrich's II. eine so allgemeine Erbitterung gegen den großen König hervorgerufen hatte, als die Einführung der französischen Regie, die Anstellung französischer Generalpächter und Steueraufseher, sowie das Monopol, welches die Staatsregierung für den Handel mit gebranntem Kaffee und Rauch- und Schnupftabak für sich in Anspruch nahm. Und in der That, die Einrichtung war drückend genug, wenn auch für die damalige Lage des Staates absolut nothwendig. Der große König gebrauchte ungeheure Summen zur Erhaltung seiner Armeen, und, selbst mit voller Hingebung zu jedem Opfer für das Wohl des Staates bereit, glaubte er sich vollauf berechtigt, von seinen Unterthanen gleiche Opferwilligkeit zu fordern, und, wo er diese nicht fand, rücksichtslos Zwang eintreten zu lassen.

Im Ganzen war es auch mehr dieser Zwang, die Tausende von Chicanerien, die unendlichen Revisionen und Plackereien aller Art, von Seiten der herumschnüffelnden Steuerbeamten (vom Volke Schnifler genannt), was die Einrichtung der Regie in der ganzen Nation verhaßt gemacht, als das Opfer selbst, welches die im Ganzen wohlthätige Einrichtung jedem Einzelnen auferlegte. So war es denn kein Wunder, daß im ganzen Lande ein grenzenloser Jubel entstand, als der neue Herrscher bald nach seinem Regierungsantritt die bisherige Verwaltung der Regie aufhob, an deren Stelle ein besonderes Departement zur Verwaltung des Accise-, Zoll-, Fabriken- und Handelswesens unter deutschen Beamten errichtete und schon am 6. Januar 1787 ein Königlicher Befehl das bisherige Monopol des Staates für den Anbau und die Bereitung des Tabaks, für den Handel mit Kaffee und Zucker vom 1. Juni 1788 an aufhob. Alle Franzosen,

die bisher bei der Regie beschäftigt gewesen waren und auch theilweise wirklich gute Dienste geleistet hatten, wurden ihrer Stellen entsetzt, der Geheime Rath Delaunay, Chef der Regie, sogar einer strengen gerichtlichen Untersuchung unterworfen, die indessen mit völliger Freisprechung endigen mußte, da Delaunay überall nachweisen konnte, nur die Befehle des Königs ausgeführt zu haben.

Der Vollständigkeit halber möge hier gleich bemerkt werden, daß die Freude des Volkes, namentlich der unteren Volksklassen, über die Aufhebung des verhaßten Zwanges nicht ohne trübe Beimischung bleiben sollte. Dasselbe Königliche Patent, welches die Abschaffung des Tabaks- und Kaffeemonopols verkündigte, legte, um die in der Staatskasse hierdurch entstehenden Lücken zu decken, dem Volke eine Menge neuer Steuern auf oder erhöhte alte, bereits bestehende. So wurden eine neue Mahlaccise, eine Steuer auf Tabak, Zucker, Syrup, Kaffee, eine allgemeine Nachschußsteuer von 1 Groschen auf jeden Thaler, eine Erhöhung der Steuer auf Weizen, eine erhöhte Stempelsteuer eingeführt und zum Ueberfluß noch dem platten Lande eine Steuer zur Besoldung der brodlos gewordenen Beamten der Tabaksadministration in Aussicht gestellt. Zu spät sah man im Volke ein, daß die Nation zwar einen überaus verhaßten Zwang losgeworden, daß im Wesentlichen bei der neuen Einrichtung aber nichts weiter gewonnen sei, als daß der wohlhabendere Theil des Volkes seinen Kaffee etwas billiger trinken, dem Luxus des Tabakrauchens und Schnupfens sich mit geringeren Opfern hingeben konnte, als bisher, während die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Brod, Fleisch, Salz, Syrup, Zucker u. s. w., ja vermöge der Nachschußsteuer sogar alle Artikel im Preise gestiegen waren. —

Von wirklich guten, die Wohlfahrt der Nation dauernd fördernden Maßregeln haben wir indessen auch zu berichten. Der König, zumal in der ersten Zeit seiner Regierung eifrig für die Hebung des Handels, der Gewerbe und der Landwirthschaft besorgt, verwendete dafür nicht unbeträchtliche Summen. So wurden unter Anderem mit großer Freigebigkeit die nöthigen Gelder zur Unterhaltung und Verbesserung der Wasserstraßen, welche die Schiffahrt auf der Elbe, Havel und Oder abkürzten, sowie zur Anlage von Dämmen, welche die Ueberschwemmungen verhüten sollten, bewilligt; zwischen Berlin und Potsdam wurde die erste Kunststraße im preußischen Staate gebaut, welche 1792 fertig wurde; zur Anlage eines Dammweges von Magdeburg nach Leipzig wurden schon im ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's II. 100,000 Thaler bewilligt und die Akademie der Wissenschaften zu Berlin erhielt die Aufforderung, durch Aussetzen von Prämien zur Einreichung von Schriften über die bisher fast unbekannte Lehre vom Wegebau zu ermuntern. Im schärfsten Gegensatz zu den Grundsätzen des verstorbenen Königs gab Friedrich Wilhelm II. den Handel mit Getreide frei und erlaubte die Ausfuhr desselben, diese letztere jedoch mit einem verhältnißmäßig geringen Zoll belegend, um zu starke Ausfuhren zu verhindern. Auch dem in den letzten Jahren gänzlich in Verfall gerathenen Seidenbau wurden ansehnliche Summen zugewendet; zur Errichtung einer Creditanstalt für die unter der polnischen Herrschaft ganz von Geld entblößte Provinz Westpreußen bewilligte der König 200,000 Thaler

u. s. w. — In allen diesen Bestrebungen fand Friedrich Wilhelm eine thätige und lobenswerthe Unterstützung in den Ministern Graf Schulenburg-Kehnert und Graf Hoym, sowie in dem ihm durch den berühmten Grafen Mirabeau*) empfohlenen Finanzrath, früheren Professor Struensee.

Großes Verdienst erwarb sich der König durch seine Fürsorge für das Unterrichts- und Schulwesen, welches allerdings der Verbesserung dringend bedürftig war. Trotz allem, was in dieser Beziehung bereits durch die Vorgänger des Königs Anerkennenswerthes geleistet worden war, befand sich doch die niedere Bevölkerung, zumal in den polnischen und preußischen Landestheilen zu jener Zeit noch in einem fast unglaublichen Zustande von Dummheit, Unwissenheit und Aberglauben; ebenso war auch bei den höheren Bürgerschulen der eigentliche Zweck jedes Schulunterrichts, die Jugend je nach der Lebensbahn, welche sie einschlug, für dieselbe vorzubereiten und brauchbar zu machen, völlig in den Hintergrund getreten. Der Gedanke, daß es Thorheit sei, den künftighin zum Schneider, Tischler oder Krämer bestimmten jungen Mann ganz ebenso zu erziehen, wie einen künftigen Consistorialrath oder Schulrector, lag den damaligen Schuleinrichtungen fern; ohne Unterschied der künftigen Lebensbestimmung wurden sie alle gleichmäßig mit Lateinisch, Griechisch und Hebräisch vollgestopft, was die Mehrzahl im Leben nie gebrauchte.

Schon unter Friedrich dem Großen wurde von einsichtsvollen Männern, unter welchen wir ganz besonders den vortrefflichen Minister von Zedlitz, den hochachtbaren Friedrich Eberhardt von Rochow nennen, welcher als Offizier die ersten Feldzüge des siebenjährigen Krieges mitgemacht hatte, wegen einer Verwundung seinen Abschied nehmen mußte und seitdem eine segensreiche Wirksamkeit zur Beförderung des geistigen und leiblichen Wohles seiner Unterthanen entfaltete, das Mangelhafte in der Organisation des preußischen Schulunterrichts, so vortrefflich derselbe auch im Vergleich

*) Dieser mit den erhabensten Geistesanlagen ausgestattete Mann, dessen Natur nach Sybel's Ausspruch „so mächtig angelegt war, daß seine geistige Kraft wie unberührt durch den Schlamm seines Lebens hindurchging", hatte im Jahre 1786, kurz vor dem Tode Friedrich's II., die preußischen Staaten besucht, mit unglaublicher Thätigkeit und bewundernswerthem Scharfsinn das Wesen der preußischen Staatseinrichtungen erforscht und dem neuen Könige in einer Denkschrift mit vielem Freimuth und glänzender Beredsamkeit die Schattenseiten des preußischen Militär- und Finanzwesens und die Nothwendigkeit ihrer Beseitigung entwickelt.

Ein größeres Werk Mirabeau's über die preußische Monarchie, in welchem er mit rücksichtsloser Offenheit den großen König und seine engherzigen Finanz- und Verwaltungsgrundsätze tadelte und ebenso wenig Friedrich Wilhelm II. und seine Minister verschonte, wurde ohne Wissen und Willen des Königs vom französischen Hofe benutzt, um die Wahl des der Hofpartei äußerst gefährlich erscheinenden Mirabeau in die Versammlung der Reichsstände zu hindern. In der That wurde die Schrift Mirabeau's durch einen Beschluß des Parlaments für eine den französischen Adel entehrende Beleidigung eines befreundeten Staatsoberhauptes erklärt und verurtheilt, durch den Henker öffentlich verbrannt zu werden, was übrigens König Friedrich Wilhelm und seine Minister nicht abhielt, dem Grafen nach wie vor Nachrichten zu seinem Werke zugehen zu lassen.

Graf Mirabeau, den zu wählen der Adel der Provence in der That Bedenken trug, wußte übrigens den ihm gespielten Streich dadurch zu pariren, daß er selbst freiwillig aus dem Adelsstande ausschied, zum dritten Stande überging und von diesem mit Begeisterung zum Deputirten erwählt wurde. Der gegen seine Schrift ergangene Urtheilsspruch kam nie zur Ausführung. —

zu anderen Ländern erscheinen mochte, erkannt und in Denkschriften hervorgehoben. Nach dem von Rochow angegebenen Plane wurden noch unter dem großen König die ländlichen Schulen eingerichtet.

Friedrich Wilhelm II. führte das Begonnene in trefflicher Weise fort. Bereits im Februar 1787 wurde unter der besonderen Leitung des Ministers von Zedlitz eine oberste Behörde für alle Unterrichtsangelegenheiten des Landes, selbst die Universitäten nicht ausgenommen, unter dem Namen: Oberschulcollegium eingerichtet.

Diese Behörde führte die oberste Aufsicht über sämmtliche Schulen und Unterrichtsanstalten, auch über die von Privatpersonen eingerichteten Pensionsanstalten; sie bestimmte die Unterrichtsgegenstände für jede Klasse von Schulen, traf zweckmäßige Einrichtungen und Verbesserungen in ökonomischer und pädagogischer Beziehung und prüfte die sich dem Schulfache widmenden Candidaten entweder selbst oder ließ sie durch bewährte Schulmänner in den Provinzen prüfen. Ein ungeprüfter Lehrer durfte fortan in keiner Schule mehr angestellt werden, weil es nach des Ministers sehr richtiger Ansicht ein nicht genug zu tadelndes Unrecht sei, wenn der Staat die Erziehung der Jugend, also die Heranbildung der künftigen Geschlechter dem ersten Besten anvertrauen wolle, während er für alle anderen Aemter die Ablegung von Prüfungen fordere. Um indessen Unbemittelten ihre Ausbildung zum Lehramte zu erleichtern, wurde zunächst in Breslau ein evangelisches Schullehrerseminar errichtet, zu welchem zwei Jahre später noch ein Seminar für Stadtschullehrer trat.

Die Schulen selbst wurden in Land-, Bürger- und Gelehrtenschulen getheilt und mit vieler Sachkenntniß und Einsicht aus dem Unterrichtsplan der ersteren alles dasjenige entfernt, was dem künftigen Landmann oder Handwerker zu wissen ganz unnütz war. Dagegen wurden solche Dinge mit in den Unterricht aufgenommen, welche geeignet erschienen, den Schüler für seinen künftigen Lebensberuf tüchtig zu machen.

So ward in den Dorfschulen, in welchen der bisherige Unterricht sich meistens nur auf gedankenloses Auswendiglernen und Herplärren von Katechismus- und Bibelstellen, die niemals erklärt, daher auch selten verstanden wurden, sowie auf nothdürftiges Lesen und Schreiben erstreckt hatte, nunmehr eine zweckmäßigere Methode des Unterrichts in der Religion eingeführt. Neben Lesen, Schreiben und Rechnen sollte auch Unterricht ertheilt werden in den ersten Anfangsgründen der Mechanik, in den leichtesten Arten, Flächen ohne Anwendung von Instrumenten zu messen, in der Naturgeschichte u. s. w., Dinge, die allerdings zum Theil noch lange nur auf dem Papiere stehen und in der Ausführung fromme Wünsche bleiben sollten.

Aus den städtischen- oder Bürgerschulen, welche nach dem Plane des Ministers gänzlich von den Gelehrtenschulen getrennt werden sollten, wurde aller, dem künftigen Handwerker und Bürger ganz unnütze Wust von Lateinisch, Griechisch, von schulgerechter Theologie, Polemik und Dogmatik, von Geschichte der alten Völker u. s. w. verbannt und dafür Unterricht ertheilt in solchen Dingen, welche für das praktische Leben von Nutzen waren. Ein vernünftiger, völlig ungekünstelter Religionsunterricht, Uebung im Anfertigen von Aufsätzen, Naturgeschichte, so weit sie die im gewöhn-

lichen Leben vorkommenden Erscheinungen umfaßt, vaterländische Geschichte und Geographie, Kenntniß der Gesetze und Einrichtungen des Landes, Kenntniß der Handwerke und der dazu nöthigen Werkzeuge, sowie endlich einiger Unterricht im Zeichnen genügten nach der sehr vernünftigen Ansicht des Ministers für diese Schulen vollständig.

Die Zahl der eigentlichen Gelehrten- oder lateinischen Schulen, auch Gymnasien genannt, suchte der Minister zu Gunsten der Bürgerschulen zu beschränken, die innere Einrichtung derselben, welche sich noch bei vielen dieser Anstalten in trauriger Verfassung befand, zu verbessern. Nach seiner Ansicht war es für den Staat viel wichtiger, tüchtige praktische Bürger als eine Masse von Halbgelehrten zu erziehen, die für das praktische Leben vermöge ihrer Halbbildung unbrauchbar waren und dem Staate nur zur Last fielen.

Ein Königliches Edict vom 9. October 1787 hob den Orden der Jesuiten, welcher, wie wir aus der Geschichte Friedrich's II. wissen, unter der Regierung dieses toleranten Königs Aufnahme in Schlesien gefunden hatte, auf und überwies die Einkünfte aus den liegenden Gründen desselben zum Theil den katholischen Schulen, zum Theil den Universitäten in Halle und Frankfurt a./O. Letztere erhielten durch diese Maßregel, welche im ganzen Lande sehr wohlgefällig aufgenommen wurde, fortan einen jährlichen Zuschuß von 10,000 Thalern.

Auch die Akademie der Wissenschaften, dieses von Friedrich Wilhelm I. völlig vernachlässigte, von Friedrich II. aber bei seiner Abneigung gegen die deutsche Sprache und Literatur nur in französischem Sinn und Geiste behandelte Institut, erfreute sich der besonderen Aufmerksamkeit des neuen Herrschers und sollte endlich dazu gelangen, in Wahrheit eine Pflanzstätte deutscher Wissenschaft und Poesie zu werden. Der König übertrug die besondere Leitung derselben dem Minister Grafen Herzberg, einem echt deutschen, feingebildeten und kenntnißreichen Manne, welchem es trotz aller Bemühungen und ungeachtet des großen Ansehens, in welchem er bei Friedrich II. stand, doch niemals gelungen war, die Vorurtheile dieses Königs gegen deutsche Sprache und Literatur zu besiegen.

Jetzt erhielt die Akademie auf Herzberg's Antrag die Berechtigung, ihre Mitglieder selbst zu wählen, mit Vorbehalt des Rechtes der Königlichen Bestätigung. Eine der ersten Wahlen fiel auf den Professor am Königlichen Cadettenhause, Ramler, der in sehr patriotisch gehaltenen, aber etwas schwerfälligen Oden die Heldenthaten des großen Königs besungen, es aber nie zu einer Anerkennung seitens des Königs gebracht hatte. Ueberhaupt interessirte sich Friedrich Wilhelm II. lebhaft für die deutsche Literatur und unterstützte in freigebiger Weise deutsche Schriftsteller. Auch das von Friedrich II. eingeführte französische Schauspiel wurde gleich nach dem Regierungsantritt des neuen Herrschers aufgehoben und in ein deutsches Nationaltheater verwandelt, dessen Direction dem schon genannten Ramler und dem Professor Engel, Lehrer der Königlichen Kinder, anvertraut ward. Schon im December 1786 fand die Eröffnung des neuen Schauspielhauses statt. —

Die Verwaltung der Justiz ließ Friedrich Wilhelm II. in den Händen des uns schon von der vorigen Regierung her rühmlichst bekannten Groß-

kanzlers von Carmer; die Ausarbeitung des neuen Gesetzbuches für die preußischen Staaten, mit welcher schon Friedrich II. im Jahre 1780 den Großkanzler beauftragt hatte, nachdem ein im Jahre 1749 und 1751 von dem Großkanzler von Fürst entworfenes Gesetzbuch nicht die Zustimmung des Königs erhalten hatte, wurde eifrig fortgesetzt. In den Jahren von 1784—1788 wurde dieser Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs in sechs Abtheilungen gedruckt und den namhaftesten Juristen des In- und Auslandes zur freimüthigen Begutachtung zugesendet. Der ebenfalls bereits erwähnte Rath Suarez unterzog sich der kolossalen Arbeit, mit Berücksichtigung und Erwägung der zahlreich eingegangenen Bedenken, den Gesetzentwurf nochmals umzuarbeiten und erst mittelst Königlichen Patentes vom 20. März 1791 wurde das „Allgemeine Gesetzbuch für die Preußischen Staaten" mit der Bestimmung bekannt gemacht, daß dasselbe vom 1. Juni 1792 ab Gesetzeskraft erhalten solle.

In der Einleitung zu diesem Gesetzbuche werden allgemeine staatsrechtliche Grundsätze so freisinniger Art entwickelt, daß sie mit der Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers, welche die erste französische Nationalversammlung im September 1791 an die Spitze der entworfenen Verfassung stellte, fast gänzlich übereinstimmen. Die zeither gänzlich unbeschränkte gesetzgeberische Gewalt des Königs wurde einer, freilich von ihm selbst ernannten Gesetzcommission untergeordnet und jede Cabinetsjustiz demnach, als im Widerspruch mit den Gesetzen stehend, für ungültig erklärt.

Nach diesem einmal als feststehend anerkannten Grundsatz war es nur eine logische Folge, daß der König im rühmlichst zu erwähnenden Gerechtigkeitsgefühl durch eine Entscheidung des Obertribunals den einst in dem berühmten Processe des Müllers Arnold gegen seinen Gutsherrn ergangenen Machtspruch des großen Königs für ungültig erklären und aufheben ließ. Das frühere Erkenntniß des Kammergerichts, welches den Müller verurtheilt hatte, wurde wieder hergestellt; die ihm zuerkannten Entschädigungsgelder sollte der Arnold zwar zurückzahlen, doch übernahm der König, welcher diese Sache endlich erledigt wissen wollte, die Zahlung derselben im Betrage von 1784 Thalern auf seine eigene Kasse. Die während des Processes und in Folge desselben abgesetzten und zur Festung verurtheilten Räthe wurden zwar aus ihrer Haft entlassen, erhielten auch die ihnen auferlegten Entschädigungsgelder zurückgezahlt — um so betrübender und unbegreiflicher bleibt es, daß sie nicht auch wieder angestellt wurden. — In einem Berichte des Ministers Herzberg über diesen Proceß heißt es:

> „Aus diesem Grunde hat der jetzige Monarch die willkürlichen Verfügungen, die der verewigte König in dem berühmten Rechtsstreite des Müllers Arnold getroffen, wieder aufheben lassen und dadurch eine auffallende Ungerechtigkeit wieder ausgeglichen, welche dieser große Mann aus einer Folge von Irrthümern und Uebereilungen und eines allzu glühenden Eifers für die Gerechtigkeit begangen hatte." —

Der in dem neuen Gesetzbuch ausgesprochene Grundsatz, daß auch alle Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Oberhaupt des Staates und seinen

Unterthanen fortan der Prüfung und Entscheidung durch die ordentlichen Gerichte des Landes unterliegen sollten, erregte indessen, wie hier nicht unerwähnt bleiben darf, bei dem Könige gar bald ernsthafte Bedenken. Als im Jahre 1791 die Wogen der französischen Revolution immer höher zu schlagen begannen und König Ludwig XVI. durch seine übereilte Flucht am 21. Juni den letzten Rest des Königlichen Ansehens in Frankreich vernichtete, glaubte Friedrich Wilhelm II. sich um so mehr verpflichtet, in seinen Staaten die Verbreitung von Grundsätzen zu verhindern, welche die den preußischen Monarchen bisher zustehende unbeschränkte Herrschergewalt beeinträchtigen konnten.

Solche Grundsätze aber fanden sich in dem neuen Gesetzentwurf, besonders in der Einleitung und in allen den Sätzen, welche über das Staatsrecht und die Regierungsform handelten. Der König befahl daher trotz der dringenden Vorstellungen des Großkanzlers von Carmer unterm 5. Mai 1792 die vorläufige Suspension des Gesetzbuchs bis auf Weiteres unter dem Vorwande, daß das Publicum nicht Zeit gehabt habe, sich mit dem Inhalte hinreichend bekannt zu machen; der Minister von Goldbeck und der Oberjustizrath Suarez erhielten den Auftrag, das Gesetzbuch einer abermaligen Umarbeitung mit Hinweglassung der bedenklichen Stellen zu unterwerfen und erst am 5. Februar 1795 wurde das neue Gesetzbuch unter dem Titel des „Allgemeinen Landrechtes", wie es noch heute besteht, von Neuem publicirt. — In einem späteren Abschnitt kommen wir eingehender auf dasselbe zurück. —

Wir wenden zum Schlusse dieses Abschnittes unsere Blicke nun noch auf die Sorge, welche Friedrich Wilhelm II. für die Armee, diesen Haupt- und Grundpfeiler des preußischen Staatsgebäudes, trug.

Friedrich der Große sah, wie wir wissen, seine Armee für nichts mehr und nichts weniger, als eine große, überaus künstlich zusammengesetzte und bis zum höchsten Grade der Kunstfertigkeit eingeübte Maschine an, deren Haupttriebräder in dem vom Könige geflissentlich geweckten und rege gehaltenen Ehrgefühl der Offiziere, in der überaus strenge gehandhabten Subordination und endlich in der bis zur möglichsten Vollendung gebrachten mechanischen Fertigkeit des Einzelnen bestanden. Die Maschine selbst in dem richtigen Gange zu erhalten, das verstand ja Niemand besser, als er, der Meister der Kriegskunst selbst, oder die von ihm mit bewundernswerthem Scharfblicke ausgewählten Feldherren.

Das Heer selbst bildete sich nur zum geringeren Theile aus Inländern. Zwar war jedem Regiment ein besonderer Cantonbezirk angewiesen, aus welchem es seine Reihen ergänzen sollte; die überaus zahlreichen Ausnahmen von der Verpflichtung zum Heeresdienst jedoch, noch dazu in jeder Provinz verschieden, trugen die Schuld daran, daß die Regimenter zu ganz anderen Maßregeln greifen mußten, um sich vollzählig zu erhalten.

Es wird diese Nothwendigkeit leicht erklärlich, wenn wir hier nur kurz erwähnen, daß der Adelstand im ganzen Lande, ebenso das Tuchmachergewerk, die Bergleute, alle Erben eines bäuerlichen Besitzthums, die Juden und Menoniten, die Besitzer eines Capitals von 6000 Thalern und darüber vom Eintritt in das Heer befreit waren; selbst ganze Provinzen, wie Cleve

und Ostfriesland, sowie die Städte Berlin, Breslau, Potsdam u. a. m. waren von der Cantonpflicht ganz entbunden.

So mußten denn selbst nach dem Kriege in großer Zahl Ausländer angeworben werden, und wenn die Angeworbenen nur die vorgeschriebene Größe hatten, 5 Fuß 3 Zoll wenigstens, und dabei stark und gesund waren, so wurde nach ihrer Moralität, nach ihrer Vergangenheit wenig oder nichts gefragt. Mit welcher Härte der große König, durch die Noth an Menschen getrieben, während der Kriegsjahre sogar Kriegsgefangene in großer Zahl mit Gewalt in die Regimenter einreihte, freilich zu seinem eignen nicht geringen Schaden, haben wir seiner Zeit erwähnt.

Auch nach dem Tode Friedrich's aber sehen wir das preußische Heer zusammengesetzt aus einer geringen Zahl preußischer Landeskinder, meistens den niedersten Ständen angehörig und aus einer bei Weitem größeren Anzahl ohne alle Auswahl angeworbener Ausländer, unter welchen sich nicht selten Vagabonden und Verbrecher aller Art befanden.

Eine so zusammengewürfelte Masse konnte nur durch den Drillstock des Corporals, durch die schärfste Handhabung der Subordination, durch die ausgesucht härtesten Leibesstrafen zur Erfüllung ihrer Pflicht angehalten werden. In der That war die Lage des gemeinen preußischen Soldaten zu jener Zeit eine wahrhaft erbärmliche. Mangelhaft gekleidet und ernährt, war derselbe für die geringsten Versehen einer barbarischen Behandlung ausgesetzt; auf allen Exercirplätzen und bei allen Wachtparaden konnte man täglich sehen, wie bei der geringfügigsten Veranlassung höhere und niedere Offiziere den Soldaten ohrfeigten oder mit dem Stocke prügelten, wie selbst Unteroffiziere und Gefreite mit der blanken Klinge gefuchtelt wurden. Für größere Versehen traf den Uebelthäter die härteste Lattenstrafe bei Wasser und Brod, für das ganz natürlich am öftesten vorkommende Vergehen der Desertion trat unerbittlich die barbarische Strafe des Gassenlaufens ein, die nicht selten den Tod des Mißhandelten zur Folge hatte. So Mancher, welchen Leichtsinn oder Unglück in die Reihen der Armee geführt hatte, entzog sich durch Selbstmord den Qualen, die für ihn kein Ende nahmen; ja es werden sogar Fälle aus jener Zeit erzählt, daß Soldaten, die ihr Loos nicht länger ertragen konnten, absichtlich Mordthaten begingen, sich dann selbst ihres Verbrechens anklagten und so die schmerzliche Genugthuung hatten, wenigstens durch einen Geistlichen begleitet und, zum Tode vorbereitet, zum Richtplatz geführt zu werden.

Wie aber, wird man fragen, war es möglich, daß der große König mit solchen, durch die barbarischste Tyrannei entwürdigten und zur Verzweiflung gebrachten Schaaren solche Triumphe erringen konnte? Wir haben die Antwort auf diese natürliche Frage bereits an einer anderen Stelle gegeben. Es war eben der große Geist des Königs, welcher selbst in diesen Massen eine Art von kriegerischer Begeisterung anzufachen wußte. Allerdings würde man sehr fehlgreifen, wenn man glaubte, die große Masse der Armee Friedrich's II. habe sich nur aus Liebe zum Vaterlande (die meisten der Armen waren ja nicht Preußen), oder aus Zuneigung zum Könige brav geschlagen; war ein solches Gefühl auch wohl in einem Theil der Soldaten, wie durchweg im Offiziercorps vorhanden, so trieb die große Mehrzahl doch der unerbittliche Zwang und die Erfahrung, daß es dem

Sieger stets besser gehe, wie dem Besiegten, zu Thaten der Ausdauer und Tapferkeit. Des Königs Feldherrngenie und Glück flößten nebenbei den Soldaten Zutrauen zu ihm und seinem Sterne ein; seine oft zuthuliche Art und Weise des Verkehrs mit ihnen, das erhebende Beispiel, welches er ihnen in Ertragung von Beschwerden und Ungemach gab, erzeugte auch selbst bei solchen Soldaten Anhänglichkeit an ihren Königlichen Feldherrn, weckte den Stolz auf die ruhmvollen Thaten, die er mit ihnen vollführt.

Fanden sich solche patriotische und rühmliche Gesinnungen in den untersten Graden des Heeres nur hier und da, so waren sie im Offiziercorps dagegen allgemein verbreitet. Friedrich der Große verdankt nächst seinem eigenen Genie, seiner Beharrlichkeit und Unverzagtheit im Unglück, seine glänzenden Erfolge hauptsächlich dem Geiste im preußischen Offiziercorps, welchen er, der König, allerdings selbst geweckt hatte und fort und fort zu beleben verstand.

Wir haben aus dem Testamente des Königs ersehen, wie er selbst anerkennt, die Provinz Schlesien nur durch die Tapferkeit seiner pommerschen Truppen und der großen Anzahl der in der ganzen Armee vertheilten Offiziere aus jener Provinz erobert und behauptet zu haben.

Friedrich der Große besetzte die Offizierstellen seines Heeres, wie bereits erwähnt, nur mit Edelleuten; nur bei den im Laufe des Krieges sich bildenden Husaren- und Freibataillonen, sowie bei der zu jener Zeit noch gar nicht als Waffe geltenden, sondern als Zunft betrachteten Artillerie fanden auch Bürgerliche Anstellung.

Wir haben schon an einer anderen Stelle entwickelt, daß der große König hierin vollständig Recht hatte; ebenso gewiß aber ist es auch, daß sich schon bei seinem Tode die Verhältnisse völlig geändert hatten.

Wenn bei dem Regierungsantritt Friedrich's II. im Bürgerstande noch wenig oder gar keine Bildung zu finden war, so hatte doch während seiner 46jährigen Regierung gerade in dieser Beziehung ein gewaltiger Umschwung stattgefunden. Der unbeschränkte Spielraum, welchen die freisinnige Regierung des Königs der geistigen Entwickelung aller Stände gestattete, der außerordentliche Einfluß, welchen die zu jener Zeit, freilich ohne Wissen des Königs, emporgeblühte deutsche Literatur auf alle Klassen der Gesellschaft ausübte, hatten allmählich auch in dem sogenannten dritten Stande einen Grad von Bildung verbreitet, welcher den des Adels und besonders den des Offizierstandes im Allgemeinen weit übertraf. Hatte doch der größere Theil der Offiziere, stolz auf die errungenen Siege, übermüthig auf ihre bevorzugte Stellung im Staate, und in dem traurigen Wahn befangen, daß es im Militärstande keiner anderen Kenntnisse als der unmittelbar den Dienst betreffenden bedürfe, es völlig verschmäht, an dem stetigen Fortschreiten der Bildung, wie andere Klassen des Volkes, sich zu betheiligen.

Fing doch in vielen Provinzen, besonders westlich der Oder, schon der Bauernstand an, von der zunehmenden Civilisation ergriffen zu werden und über seine eigentliche Bestimmung im Soldatenstande nachzudenken, was sich allerdings mit dem noch herrschenden System, welches den gemeinen Mann zu einem willenlosen Werkzeuge, zu einem maschinenartigen Wesen ohne Seele herabwürdigte, in nicht geringem Widerspruche stand.

Die nothwendige Folge davon aber war, daß die Armee allmählich schlechter wurde, wie dies der große König in seinen letzten Lebensjahren bereits mit tiefem Schmerze selbst erkannt hatte.

Aber auch der Adel selbst, dessen jüngere Söhne sich bisher freiwillig und zahlreich zu den Offizierstellen gedrängt hatten, fing mehr und mehr an, dem Soldatenstande abgeneigt zu werden. Die überaus kärgliche Besoldung, besonders der Subalternoffiziere, gestattete nicht, ohne Vermögen oder durch Zulagen unterstützt, das üppige und verschwenderische Leben mitzumachen, welches ein großer Theil der Offiziere jener Zeit führte; dieses eigene Vermögen aber oder diese von Hause bezogenen Zulagen schwanden von Jahr zu Jahr, jemehr der angesessene Adel, der herrschenden Strömung der Zeit folgend, sich einem ausschweifenden, verschwenderischen Leben überließ und seine Güter mit Schulden zu überhäufen begann.

Ein fernerer Uebelstand, welcher die Armee von Jahr zu Jahr immer mehr an Werth und Tüchtigkeit verlieren ließ, war der in ihr herrschende Modus des Avancements, lediglich auf das Dienstalter und nicht auf die Befähigung gegründet. So mußte der jüngste Lieutenant, und mochte er noch so unbedeutend sein, allmählich in die höchsten Stellen der Armee aufrücken, wenn er nur körperlich gesund und rüstig blieb. Zwar das Genie Friedrich's des Großen hatte es verstanden, zumal in der Kriegszeit, das hieraus die Armee bedrohende Unheil abzuwenden; er fand mit sicherem Blicke die Männer heraus, die sich durch hohe Begabung auszeichneten und denen er die Führung seiner Truppen anvertrauen konnte, oder er gab, wo es nicht anders ging, alten abgestumpften Generalen jüngere Offiziere von Genie zu Adjutanten, welche dann für die richtige Ausführung seiner Ordres Sorge trugen.

Aber in den langen Friedensjahren, die dem siebenjährigen Kriege folgten, waren solche Maßregeln nicht ausführbar; und da überdem im Frieden das Avancement langsamer ging, sah man schon beim Tode Friedrich's des Großen in vielen höheren Stellen der Armee abgelebte und hinfällige Greise, die besser in den Sorgenstuhl als vor die Front gepaßt hätten. Die traurigen Folgen eines solchen Systems sollten sich, freilich erst nach 20 Jahren, zeigen.

Alles dies erwogen, kann es nicht zweifelhaft sein, daß es hohe Zeit war, das herrschende Militärsystem, so Unvergleichliches unter Friedrich's genialer Leitung damit geleistet worden, durch ein passenderes zu ersetzen; zweifellos würde der große König selbst dazu geschritten sein, wenn er das Heer und die Verhältnisse bei seiner Thronbesteigung so gefunden hätte, als er sie bei seinem Tode verließ.

Friedrich Wilhelm II. war nicht blind gegen so manche in der Armee herrschende Mißbräuche und bemühte sich, durch geeignete Maßregeln denselben zu steuern; den eigentlichen Sitz des Uebels aber, den Umstand, daß das ganze System des Militärwesens sich überlebt habe, war auch er weit entfernt, zu erkennen. Die Billigkeit erfordert übrigens, daß man den König darüber nicht tadele. Noch umgab das preußische Heer der Nimbus der Unbesieglichkeit, welchen ihm die glorreichen Kämpfe mit halb Europa verschafft hatten; noch blickten alle anderen europäischen Staaten mit

Achtung und Bewunderung auf dieses unvergleichliche Kriegsheer, dessen beginnenden inneren Verfall erst die schmerzlichste Erfahrung allen Augen klar machen sollte; noch war die Zahl derer, welche eine gründliche Aenderung des Heerwesens für nothwendig erachteten, äußerst gering; ihre Stimme verhallte ungehört. Selbst der die preußischen Zustände mit so großem Scharfblick erkennende und mit so scharfer Zunge kritisirende Mirabeau sagt in seinem schon erwähnten Werke über die preußische Monarchie:

> „Sie (die preußische Monarchie) besitzt ein Militärsystem, welches nur weniger Veränderungen bedarf, um ein vollkommenes zu sein", u. s. w.

Wer will daher den König tadeln, daß auch er nicht gleich erkannte, was eigentlich Noth that!

Friedrich Wilhelm II. übergab den Oberbefehl des preußischen Heeres dem von ihm zum Feldmarschall ernannten und in den Kriegen Friedrich's des Großen zu hoher Berühmtheit gelangten Herzog Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig; unter ihm befehligten die ebenfalls in der Schule des großen Königs gebildeten Generale von Möllendorf, von Kalkreuth, Graf Henkel, von Rüchel u. v. A. Nur in Kriegszeiten hatte sich der König die obere Führung des Heeres selbst vorbehalten; denn, wie jeder Fürst aus dem Hause Hohenzollern, war auch Friedrich Wilhelm II. von der Ansicht durchdrungen, daß ein König von Preußen, wenn dem Vaterlande Gefahr drohe, an die Spitze seines Heeres gehöre. Wir werden den von dieser ritterlichen Gesinnung durchdrungenen Monarchen mit seinem Heere treulich alle die Mühseligkeiten, Strapazen und Gefahren theilen sehen, welche dasselbe in den verschiedenen Feldzügen während der kurzen Regierung des Königs erdulden mußte.

Die ganze Verwaltung des Heeres, von Friedrich II. mit mehr als menschlicher Kraft, nur mit Hilfe einiger Generalinspectoren und Flügeladjutanten, selbst besorgt, wurde einem aus sieben Abtheilungen bestehenden Oberkriegscollegium, dessen Chef der General von Möllendorf war, übergeben.

Eine Königliche Verordnung vom 17. Februar 1787 beweist, daß dem neuen Herrscher wenigstens viele der in der Armee entstandenen Mißbräuche und Uebelstände nicht verborgen geblieben waren. Es heißt darin:

> „Es hat dem Ruhm der preußischen Armee äußerst nachtheilig werden müssen, daß bei Anwerbung der Ausländer nicht nur hinterlistige Täuschungen und selbst Gewaltthätigkeiten angewendet, sondern daß zur Herabwürdigung einer der gesittetsten Nationen von ihr ein Handel mit Menschen getrieben worden; daß die Behandlung des gemeinen Soldaten hier und da in übertriebene, das menschliche Gefühl beleidigende Härte ausgeartet sei, und daß in Kriegszeiten Männer von Ehre die Wahrheit in ihren Listen verleugnet und um schnöden Gewinnstes halber unrichtige Angaben gemacht hätten, durch welche nachher mancher General in Verlegenheit gesetzt worden sei", u. s. w.

Andere Erlasse des Königs trafen zweckmäßige Abänderungen in der Bekleidung der Truppen, befahlen die Erbauung von Kasernen in den größeren Städten zur besseren Unterbringung der Truppen und faßten die

pünktliche Innehaltung der mit den Ausländern abgeschlossenen Capitulationen in's Auge, u. s. w.

Alle diese Verfügungen jedoch, mochten sie gleich ein Beweis von der Herzensgüte und menschenfreundlichen Sorgfalt des Königs sein, nützten in der That wenig. Das Verbot, den gemeinen Mann zu mißhandeln, schon einmal noch zu Lebzeiten Friedrich's II. durch den humanen und gebildeten General von Möllendorf, damals Gouverneur von Berlin, erlassen und den Generalen und Offizieren wiederholt eingeschärft, gerieth wie damals sehr bald in Vergessenheit und nach wie vor regierte der Drillstock, und die Willkür der Befehlshaber in der Behandlung ihrer Untergebenen sah sich von wenigen oder gar keinen Schranken eingeengt. Die Verfügungen trafen eben die Wurzel des Uebels nicht. So lange das preußische Heer seine Reihen aus angeworbenen Ausländern ohne alle Rücksicht auf deren Moralität oder aus Landeskindern der untersten Volksklassen ergänzte, während der Adel für sich allein die Offizierstellen beanspruchte, so lange war an eine bessere Behandlung der Untergebenen dauernd nicht zu denken. So lange das an und für sich spärlich zugemessene Einkommen der Compagniechefs von diesen durch Ersparniß an Sold für beurlaubte Mannschaften oder an Bekleidungs- oder Verpflegungsgeldern nach Belieben erhöht werden konnte, so lange mußte auch der schnödesten Gewinnsucht Thür und Thor geöffnet bleiben und die äußere Lage des gemeinen Soldaten gestaltete sich trotz aller Befehle und Bestimmungen von Oben herab so traurig wie zuvor.

Wir können es uns nicht versagen, hier die oben erwähnte Ordre des Generals von Möllendorf an die Offiziere der Besatzung von Berlin, wenigstens auszugsweise, beizufügen. Hatte sie, nur für einen Theil der Armee bestimmt, schon aus diesem Grunde auch nur eine theilweise und auch da nur eine vorübergehende Wirkung, so dient sie doch immerhin als ein Beweis dafür, daß es schon zu Lebzeiten Friedrich's II. Generale in der Armee gab, welche das Empörende in der Behandlungsweise des Soldaten fühlten und nach Kräften zu unterdrücken suchten. Es heißt in diesem dem General von Möllendorf zu hoher Ehre gereichenden Befehl, nachdem derselbe bemerkt, daß der General seit zwei Jahren bemüht gewesen sei, zur Ehre der Menschlichkeit das barbarisch geringschätzige Verfahren der Offiziere gegen den gemeinen Mann zu ändern:

> „er (der General) werde davon bei sechs Regimentern die Früchte gewahr und nur bei einem, welches er jetzt nicht nennen wolle, sei noch die alte, auf irrigen Meinungen beruhende Weise im Gange, den Soldaten durch Barbarei, tyrannisches Prügeln, Stoßen und Schimpfen zu seiner Schuldigkeit anzuhalten. Er rathe aber diesem Commandeur an, hiervon abzustehen und den Soldaten mehr durch Ambition als durch Tyrannei zu der Ordnung und Kriegsgeschicklichkeit zu führen, welche des Königs Majestät verlange."

Weiter heißt es:

> „Der König hat keine Schlingel, Canaillen, Racaillen, Hunde und Kropzeug in seinen Diensten, sondern rechtschaffene Soldaten, was auch wir sind, nur daß uns das zufällige Glück höhere

Chargen gegeben. Unter den gemeinen Soldaten sind Viele so gut als wir und vielleicht würden es Manche noch besser als wir verstehen.“ —

§. 5.

Der König in den Händen von Bischofswerder und Wöllner.

So sehen wir König Friedrich Wilhelm II. im Anfange seiner Regierung zwar in allen Zweigen der Staatsverwaltung viele gute und zweckmäßige Maßregeln treffen; — aber es lag leider in dem Charakter des Königs nicht, mit Ernst und Consequenz auf dem einmal betretenen Wege fortzufahren und an diesem Umstande gingen die Früchte seiner Bemühungen für sein Volk größtentheils verloren.

Die auf's Aeußerste übertriebenen sinnlichen Genüsse, denen sich der König nur zu sehr überließ, die verderblichen künstlichen Reizmittel, welche angewendet wurden, um die Genußfähigkeit immer auf's Neue zu beleben, konnten ihre nachtheiligen Wirkungen selbst auf einen so kräftigen Körper, wie die Natur ihn Friedrich Wilhelm verliehen, nicht verfehlen. Der König verlor die Neigung und die Fähigkeit zu anhaltender, angestrengter Thätigkeit, überließ bald Alles seinen Ministern und ließ Dinge, die er anfänglich mit großer Lebhaftigkeit in Angriff genommen, sehr bald gehen, wie sie eben gehen wollten. Die nachtheiligen Folgen aber einer solchen Systemlosigkeit und Inconsequenz in der Handhabung der Staatsgeschäfte konnten um so weniger ausbleiben, als die eigenthümliche Organisation der preußischen Staatsmaschine als erste Bedingung einer gedeihlichen Wirksamkeit einen genialen und energischen Kopf an ihrer Spitze verlangt. So ging sehr bald die einheitliche Leitung des Staates nach bestimmten Grundsätzen verloren; jeder Minister arbeitete und wirkte in seinem Fache, ohne sich um die anderen zu kümmern und es stand zu befürchten, daß in nicht langer Zeit jede Provinz des preußischen Staates nach besonderen Principien regiert werden und allmählich die vollständige Auflösung der Staatsmaschine eintreten möchte.

Und bei alledem war dies nicht das Schlimmste. So lange der König die vortrefflichen Minister Graf Herzberg, Schulenburg, Zedlitz, Hoym u. A. in ihren Aemtern ließ, so lange standen tief eingreifende Folgen von dem immer geringer werdenden Interesse des Königs an den Staatsgeschäften nicht zu befürchten.

Leider sollte dies nicht lange dauern. Zwei Männer, welche schon auf den Thronfolger den unheilvollsten Einfluß durch die unwürdigsten Mittel ausgeübt hatten, verstanden es, sich des gutmüthigen und schwachen Königs bald so völlig zu bemächtigen, daß zum Unheile Preußens sowohl die Leitung der auswärtigen Politik, wie der inneren Verwaltung des Staates lediglich in ihre Hände fiel. Die Namen Bischofswerder und Wöllner haben aus jener dunkeln Zeit der preußischen Geschichte einen gar unheilvollen Klang.

Wir sind des richtigen Verständnisses halber genöthigt, hier für einen Augenblick rückwärts zu blicken.

Nachdem im nördlichen Deutschland die Reformation durch Luther, in der Schweiz durch Calvin und Zwingli die Völker von der römischen Knechtschaft und Finsterniß befreit, war dieses segensvolle Werk der Aufklärung und Befreiung der Geister von den Fesseln des Aberglaubens und der Verdummung bei dem immer allgemeiner werdenden Drange nach Bildung und Aufklärung mit Erfolg fortgesetzt worden.

Aufklärung war das allgemeine Losungswort der Zeit geworden. Unseren Nachbarn jenseits des Rheins muß das Verdienst zugestanden werden, durch die Schriften eines Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau u. s. w. den ersten Anstoß zu dieser Bewegung der Geister auch in unserem Vaterlande gegeben zu haben. Um wie viel edler und reiner gestaltete sich aber in Deutschland diese Bewegung! Während in Frankreich die Philosophen in ihren zwar berechtigten, aber maßlosen Angriffen auf die im Staat und in der Kirche herrschenden Mißbräuche die Rettung der menschlichen Gesellschaft nur noch in der gänzlichen Zertrümmerung aller bisherigen staatlichen Einrichtungen, in der Hinwegleugnung der ganzen christlichen Lehre, ja selbst des Daseins Gottes erblickten; während selbst der erhabenste Geist unter den französischen Philosophen, Voltaire, sich nicht scheute, mit schonungslosem Spotte gegen die äußeren Formen und die dogmatischen Sätze des Christenthums anzukämpfen, nicht bedenkend, welches maßlose Unheil durch seine von dem ungebildeten Theil des Volkes wenig oder falsch verstandenen Schriften erzeugt werden mußte; während in jener denkwürdigen Periode des allgemeinen Dranges nach Aufklärung und wissenschaftlicher Forschung, welcher das 18. Jahrhundert kennzeichnet, sich in Frankreich eine ganze Schule von Philosophen bildete, welche, hauptsächlich durch die Triebkraft der mit außerordentlichem Eifer betriebenen Naturwissenschaften gedrängt, allmählich zu der Lehre gelangte: es giebt nur ein Etwas, die Materie; ein von derselben Getrenntes, Unabhängiges, Seele oder Geist genannt, existirt nicht, demnach giebt es auch keinen Gott und die Unsterblichkeit der Seele des Menschen ist eine Fabel, — während so gefährliche und unheilvolle Lehren um so verderblicher bei der großen Menge des Volkes wirken mußten, als sie mit großem Geiste, scharfem Witze und glänzender Beredsamkeit gepredigt wurden, — lenkte sich der durch Jene geweckte Drang nach Aufklärung in dem ernsteren Deutschland auf höhere und sittlichere Zielpunkte.

Freiheit des Denkens und Glaubens, Duldsamkeit gegen Andersglaubende, Erziehung und Bildung, Verbesserung der Zustände der unterdrückten niederen Volksklassen, Erbarmen mit dem Elende und der Armuth, ja sogar mit dem Verbrecher, den man nicht blos strafen, sondern zu bessern suchen müsse, richtige Vertheilung der öffentlichen Lasten und Pflichten an Alle, Verwirklichung der Idee, daß alle Menschen Brüder seien — das waren die erhabenen Gedanken, welchen die deutschen Schriftsteller jener Zeit Eingang in Geist und Gemüth zu schaffen bemüht waren. Eine tiefere und gehaltvollere Anschauung des Göttlichen, sowie der Zustände auf der Welt war es, welche die unter den Augen Friedrich's des Großen und leider doch von ihm unbemerkt erwachende deutsche Literatur zu Tage förderte. Wir begnügen uns, an dieser Stelle vorläufig die Namen eines Klopstock, Herder, Wieland, Kant, Lessing, später eines Göthe, Schiller u. s. w.

zu nennen, Männer, die mit glühendem Eifer bemüht waren, wahre Bildung und Aufklärung im deutschen Volke zu verbreiten und mit tiefem Ernst und sittlicher Würde die Schäden zu heilen suchten, welche die seichte französische Aufklärerei hier und da schon verursacht hatte. Später kommen wir ausführlicher auf dieselben zurück. —

Denn nicht ohne Nachtheil waren diese Werke der französischen Philosophen auch in Deutschland besonders von den höheren Ständen mit Begierde gelesen worden. Längst gewohnt, von Frankreich her Vorschriften in Bezug auf Kleidertracht und Moden, auf Umgangsform und Sprache anzunehmen, zögerte man in diesen Kreisen nicht, auch die dargebotenen Schätze der französischen Philosophie sich zu eigen zu machen. Die Grundsätze, welche dieselbe predigte, erschienen ja so verlockend, sie stellten die Hingabe an die Befriedigung der Sinnlichkeit unter so reizenden Formen als die höchste Aufgabe des Menschen dar, daß das Seichte und Verderbliche dieser Auffassung darüber völlig vergessen wurde.

So verbreiteten sich allmählich französische Freigeisterei, oder richtiger gesagt Gottlosigkeit, und damit selbstredend verbundene Sittenlosigkeit auch in Deutschland und in unserem preußischen Vaterlande. Eine besondere, traurige Bevorzugung erreichte in dieser Beziehung Berlin. Hier hatte in den letzten Lebensjahren Friedrich's des Großen die Verderbtheit der Sitten derartig zugenommen, daß unter Anderem der englische Gesandte Lord Malmesbury schon im Jahre 1784 folgende, auch von anderen Zeitgenossen bestätigte Schilderung des Berliner Lebens machte:

> „Eine totale Sittenverderbniß beherrscht beide Geschlechter aller Klassen. Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham, als aus Mangel an etwas Anderem so weit gesunken sind." —

Friedrich der Große selbst, so wenig er sich im Allgemeinen um die Lebensweise seiner Unterthanen zu kümmern gewohnt war, klagte in der letzten Zeit seines Lebens oftmals über die zunehmende Sittenlosigkeit. Und trug der sonst so erhabene Monarch nicht selbst an diesen Zuständen einen Theil der Schuld? Wenigstens mittelbar gewiß!

Wenn es auch lächerlich ist, zu behaupten, Friedrich habe durch die Lehren der von ihm mit so vieler Vorliebe aufgenommenen französischen Philosophen selbst den Glauben an Gott verloren, eine Behauptung, die wir schon an einer anderen Stelle dieses Buches genügend widerlegt zu haben glauben; so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Neigung Friedrich's, in seinen Werken und auch öffentlich über das, was das Volk bisher für heilig gehalten, über so manche veraltete Formen, die aber als Regeln für das Thun und Lassen der großen Menge gegolten, zu spotten, manches Unheil erzeugte und deshalb Tadel verdient. Doch, auch die Sonne hat ihre Flecken und Friedrich der Große, dessen Geist so weit seinem Zeitalter vorausgeeilt war und eben dadurch ihn zu solcher Schwäche verleitete, war bei aller Erhabenheit doch auch nur — ein Mensch. —

Indessen nicht blos in Berlin und Preußen, auch in anderen deutschen und nichtdeutschen Ländern hatten die verderblichen Lehren der fran-

zösischen Philosophen ihr zersetzendes Gift verbreitet, hatte die fortschreitende Aufklärung eine Verschlechterung der Sitten und Moralität zur Folge gehabt.

Um so mehr gereicht es der deutschen Nation zur Ehre, daß sie trotz mancher schwerer Verirrungen doch ihren tiefen, ernsteren Geist bewährte, daß es deutsche Dichter waren, welche freudig den Kampf aufnahmen mit dem leichtfertigen Unglauben und den Unsitten der Franzosen, welche durch Entwickelung und Fortbildung der deutschen Nationalbildung das Volk vor sittlichem Untergange bewahrten. —

Am ernstesten gefährdet durch die immer allgemeiner werdende Bildung und Aufklärung des deutschen Volkes sah sich die katholische Kirche, d. h. die Herrschaft der von Rom aus geleiteten katholischen Geistlichkeit über die bisher in unbedingter Knechtschaft erhaltenen Geister. Selbst in dem so unterwürfigen Oesterreich, in welchem der römische Aberglaube völlig unbestritten geherrscht hatte, war derselbe durch die freisinnigen, wenn auch übereilten Bestrebungen Kaiser Joseph's II. in seiner ganzen Nacktheit enthüllt, die Gewalt der Priesterherrschaft auf's Aeußerste erschüttert worden. In der That erschien die Herrschaft des Katholicismus in Deutschland zu keiner Zeit so ernstlich bedroht, selbst die Zeit der Reformationskriege nicht ausgenommen, als in der Epoche der sich überall Bahn brechenden Aufklärung; drang doch selbst ein Strahl dieser Aufklärung nach Baiern, wohin sich die römische Priesterherrschaft, überall geschlagen, als nach ihrem letzten Hort geflüchtet hatte und wo sie einen treuen Freund und Helfer in dem bigotten und fanatischen Kurfürsten Carl Theodor fand.[1]

Schon im Jahre 1775 hatte hier der Professor Adam Weishaupt zu Ingolstadt den geheimen Orden der Illuminaten oder Lichtfreunde gestiftet. Zur Aufgabe hatte sich dieser Orden die Befreiung der Menschheit von den Banden der Priesterherrschaft, demnächst aber die Auflösung der christlichen Kirche und Zurückführung des Menschen in den freien Naturzustand gestellt; man sieht, im Wesentlichen dieselben Ziele, welche schon in den Schriften Voltaire's, Rousseau's, Diderot's u. s. w. ganz offenkundig erstrebt wurden.

Ganz in dem herrschenden Geiste jener Zeit und wohl auch geboten durch die in Baiern obwaltenden Zustände war es, daß Weishaupt, statt offen der Finsterniß und dem Aberglauben den Krieg zu erklären, es vorzog, den Orden als einen geheimen zu stiften und mit allerlei mystischen Formen, welche indessen einen mächtigen Eindruck auf die Menge machten, zu umgeben. Obschon nach den Statuten des Ordens Fürsten von dem Eintritt in denselben ausdrücklich ausgeschlossen wurden, fand derselbe doch eifrige Beschützer und Freunde unter diesen, unter anderen an dem aufgeklärten Herzoge Ernst von Sachsen-Gotha, an dem Coadjutor von Mainz, Carl von Dalberg, u. s. w., um so anerkennenswerther, als eine der ersten Verpflichtungen bei der Aufnahme ein feierlicher Eidschwur war, durch alle zu Gebote stehenden Mittel an der Vernichtung des durch die Fürsten und Priester ausgeübten Despotismus, sowie an der Erringung der Preßfreiheit zu arbeiten.

In dem aufgeklärten Berlin, wo unter der freisinnigen Regierung Friedrich's II. ein Jeder ungehindert denken, reden und schreiben durfte

wie und was er wollte, wenn er nur als gehorsamer Unterthan seine Schuldigkeit that, fand der Orden der Illuminaten eine wohl vorbereitete Stätte — in Wahrheit aber wenig zu thun, eben weil unter dem großen Könige Niemand daran dachte, die beginnende Aufklärung hemmen zu wollen. —

Daß ein Geheimbund, der solche Zwecke wie die angedeuteten verfolgte, keine erbitterteren Feinde haben konnte, als in der römischen Priesterschaft, vor Allem in den Jesuiten, bedarf keiner Auseinandersetzung; stand ja doch der Orden der Gesellschaft Jesu, welcher die Herrschaft über die Welt durch Knechtung des Geistes zu erringen strebte, im crassesten Gegensatze zu jenem Bunde.

Hauptsächlich auf Antrieb der Jesuiten bildete sich denn auch, um den Lichtfreunden entgegenzuwirken, ebenfalls in Baiern, der Orden der Gold- und Rosenkreuzer alten Systems, schlechtweg Rosenkreuzer genannt, welcher in ganz Europa große Verbreitung, selbst unter den vornehmsten und fürstlichen Personen fand und auch für unser preußisches Vaterland eine traurige Berühmtheit erlangen sollte.

Die Zwecke, welche diese Rosenkreuzergesellschaft verfolgte, sowie die Mittel, welche hierzu angewendet wurden, können wir nicht besser schildern, als mit den Worten eines Zeitgenossen, des freisinnigen Buchhändlers Nicolai in Berlin, der wegen seines hartnäckigen Kampfes gegen Finsterniß und Aberglauben und der ihm dadurch erwachsenden Verfolgung durch den späteren Minister von Wöllner bekannt geworden ist. Nicolai sagt in der Vorrede zu dem 56. Bande der von ihm herausgegebenen „Neuen Allgemeinen Deutschen Bibliothek" über die Umtriebe der Rosenkreuzer in Berlin und Potsdam Folgendes:

> „Unter allen diesen nichtswürdigen, sogenannten inneren Systemen*) war keines schlauer ausgedacht und bübischer ausgeführt, um theils viel Geld in die Kassen der hoch erleuchteten unbekannten Väter zu führen, theils die gesunde Vernunft zu unterdrücken und dadurch den Geist des echten Protestantismus zu dämpfen, als der schändlich betrügerische Orden der sogenannten Gold- und Rosenkreuzer alten Systems, in welchen durch ganz Deutschland eine Menge Leute von allen, auch von den höchsten Ständen, gezogen wurden. Dieser Orden versprach seinen Jüngern die höchste Naturkenntniß und Religionswissenschaft. Er prahlte von sich in seinen geheimen Schriften und Instructionen: „daß er den Himmel an die Erde kette und den versperrten Weg zum Paradiese wieder öffne." Er rühmte: „daß die höchsten Vorsteher des hochheiligen Ordens Meister über die ganze Natur in Gott dem Allvater ruhend, daß sie die Lieblinge Gottes wären, welche das höchste dreieinige Wesen eines genaueren Umganges und hoher Offenbarungen würdige; dagegen forderten die unbekannten Väter von ihren Jüngern „blinden Gehorsam."

*) In den damaligen Freimaurerlogen, deren Geheimnisse die Mehrzahl der jüngeren Brüder sich von den älteren vorenthalten glaubte, während in Wahrheit keine vorhanden waren, bildeten sich die sogenannten inneren Systeme aus, in welchen die schlauen Leiter sich mit Erfolg die Leichtgläubigkeit der Anderen nutzbar machten.

Hierdurch verschafften sie sich freien Spielraum, um unter dem heuchlerischen Schein, Religion zu befördern, dem Aberglauben, der Schwärmerei, der tollen Geisterseherei Thür und Thor zu öffnen, damit dadurch der freie Gebrauch der edelsten Gabe Gottes, der Vernunft, gehemmt und nach und nach der Priesterherrschsucht, welche blinden Glauben fordert, ein ausgedehnterer Wirkungskreis verschafft werde. —

Nachdem die unbekannten Oberen Mittel gefunden hatten, durch Vorspiegelung geheiligter Zwecke auch manche Mächtige der Erde in geheime Verbindungen zu verwickeln, wurden die öffentlichen Folgen, die aus schlau angelegten geheimen Planen entstehen, nach und nach sichtbar.“ u. s. w.

Sollte man es für möglich halten, daß ein ehemaliger preußischer Husar und später Schenkwirth in Leipzig, Johann Georg Schrepfer*), welcher in Leipzig eine Freimaurerloge des Rosenkreuzerordens errichtet hatte, bei einer großen Menge von leichtgläubigen Leuten mit der Versicherung Glauben finden konnte, daß er das Mittel besitze, sich mit der Geisterwelt und allen abgeschiedenen Seelen in Verbindung zu setzen?

Daß ein Kaufmann in Breslau, Namens Oswald, die Verrücktheit oder Frechheit so weit treiben konnte, zu erzählen, daß ihm der Herr Jesus Christus auf seinen einsamen Spaziergängen begegne und sich mit ihm unterhalte — und, horribile dictu, daß er mit solcher Abgeschmacktheit Glauben fand und nicht in ein Narrenhaus gesperrt ward?

Daß endlich ein protestantischer Geistlicher in Breslau, Herrmann Daniel Hermes — wir werden seiner noch erwähnen — ungestraft von der Kanzel gegen die Sünde der Aufklärung predigen und aus der heiligen Schrift den Untergang von Sodom und Gomorrha, worunter er Berlin und Potsdam verstand, sowie die Wiederkehr des Reiches Gottes, womit er den Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. meinte, prophezeien durfte?

Und als eifrigen Jünger dieses Ordens, der nach dem Tode des großen Königs ganz offen dahin arbeitete, das Gefühl der Verehrung für denselben im preußischen Volke durch Schmähungen und Verdächtigungen zu ersticken und seinem, durch den Orden völlig beherrschten Nachfolger zuzuwenden, erblicken wir mit tiefem und gerechtem Schmerze den König Friedrich Wilhelm II. schon vor seiner Thronbesteigung.

Dem Obersten Hans Rudolph von Bischofswerder gebührt die traurige Ehre, den damaligen Prinzen von Preußen in die Mysterien des Rosenkreuzerordens eingeführt zu haben. Friedrich Wilhelm hatte denselben im baierschen Erbfolgekriege, während dessen der ehemalige Husarencornet und spätere Stallmeister des Herzogs von Kurland eine freiwillige Jägercompagnie errichtet hatte, kennen gelernt und diese Bekanntschaft nach dem Kriege in Potsdam erneuert. Schon seit langer Zeit Mitglied des Ordens,

*) Schrepfer nahm, gedrängt von Gläubigen und Gläubigern, den ersten wegen Enthüllung der versprochenen Geheimnisse, den anderen wegen Bezahlung seiner Schulden, ein schlechtes Ende. Er lud eine zahlreiche Gesellschaft ein, versprach ihr, sich jetzt vor ihren Augen in jenes unbekannte Geisterreich begeben zu wollen, zog ein Pistol hervor und — erschoß sich.

hatte Bischofswerder sich durch den vorher schon erwähnten Schrepfer in die tiefsten Geheimnisse dieser großartigen Betrügerei einweihen und unterrichten lassen und nach Schrepfer's Tode den Apparat*) desselben zu Geisterbeschwörungen käuflich an sich gebracht. Auch rühmte sich Bischofswerder, im Besitze eines nervenstärkenden und stimulirenden Elixirs zu sein, welches die Kraft besitze, den Menschen zu verjüngen und alle Schäden und Gebrechen durch seine Zauberkraft zu heilen. Hauptsächlich dieses Verjüngungsmittel war es, durch welches Bischofswerder den durch sinnliche Genüsse geschwächten und nach Stärkung der erschlafften Organe äußerst begierigen Friedrich Wilhelm, ohne daß dieser es bemerkte, in seine Gewalt bekam. Es fand dieses Wunderelixir um so leichter Glauben bei Friedrich Wilhelm, als die Persönlichkeit Bischofswerder's in der That dafür zu sprechen schien, daß er besondere unbekannte Mittel anwende, sich jung und rüstig zu erhalten; war er doch bei großer Beleibtheit von überraschender Gewandtheit in allen körperlichen Fertigkeiten, ebenso geschickter Fechtmeister wie Reiter, unermüdlicher Jäger wie nicht umzuwerfender Zechbruder, den selbst 3—4 Flaschen des stärksten Weines auch nicht im Geringsten aufzuregen im Stande waren.

Aber auch von seiner Macht in geheimen Wissenschaften, von seiner Verbindung mit der Geisterwelt wußte Bischofswerder den leichtgläubigen Prinzen mit großer Gewandtheit zu überzeugen, und fand dabei eine vortreffliche Unterstützung in dem dem Prinzen innewohnenden Hange zur Schwärmerei und zum Wunderglauben. Sich stets so stellend, als falle es ihm selbst schwer, das zu glauben, was er zwar durch seine Sinne selbst wahrgenommen, wogegen aber seine Vernunft sich sträube, verstand er es, den Prinzen zu immer neuen Versuchen in der Geisterseherei anzuspornen und immer tiefer zu umstricken.

So übte Bischofswerder bald eine unbegrenzte Herrschaft über den Prinzen aus und erlangte nach der Thronbesteigung desselben, ohne ein besonderes Amt zu haben, oder sich jemals direct in die Staatsgeschäfte zu mischen, doch in der That den gewichtigsten Einfluß auf dieselben. Diese Maxime, sich niemals direct geltend zu machen, sich nie einzumischen, niemals für sich etwas zu verlangen, sogar den von ihm geforderten Rath scheinbar ungern und nur gezwungen zu ertheilen, mit einem Worte: Nichts zu scheinen und doch Alles zu sein, verstand Bischofswerder mit unglaublicher Gewandtheit und großem Erfolge anzuwenden; in kurzer Zeit hatte er den König so weit gebracht, daß dieser nichts ohne den Rath seines Günstlings that, ja sehr häufig die Erledigung der wichtigsten Geschäfte ihm übertrug.

Einen äußerst geschickten und brauchbaren Beistand fand Bischofswerder, zumal bei der Handhabung seines Geisterapparates, in dem schon genannten Kammerrath des Prinzen Heinrich, Johann Christoph von Wöllner, demselben, bei welchem der Thronfolger Vorlesungen über Staatswirthschaft und sämmtliche Zweige der Staatsverwaltung hörte.

*) Der Apparat bestand einfach darin, daß man den in einem dunkeln Zimmer sitzenden Zuschauern durch einander gegenüber gestellte hohle Metallspiegel das auf einem mit Milchflor bespannten Rahmen reflectirte Bild einer lebenden Person oder das Bildniß einer verstorbenen erscheinen ließ.

Bischofswerder selbst war es gewesen, der diesen zwar kenntnißreichen und talentvollen, aber gelinde ausgedrückt, intriguanten und gewissenlosen Menschen in die Mysterien des Rosenkreuzerordens einführte, ihn als Werkzeug gebrauchte, um den Prinzen in vollständige Abhängigkeit zu bringen und der aus eben diesem Grunde Wöllner auch die gedachte Stellung verschafft hatte.

Mit Bischofswerder und Wöllner fanden sich noch viele hochgestellte Männer am preußischen Hofe im geheimen Bunde der Rosenkreuzer; unter ihnen Minister, Generale und vor Allem bigotte Priester. Sie alle waren geschworene Feinde der allgemeinen Aufklärung des Volkes; sie alle waren fest entschlossen, diese verhaßte Aufklärung um jeden Preis und mit allen Mitteln zu unterdrücken und zu vernichten. Sehen wir in dem Folgenden, auf welchem Wege und wie weit sie dieses verabscheuenswerthe Ziel erreichten. —

Der erste Schlag, welchen diese Parteigänger der geistigen Finsterniß gegen die gefürchtete Aufklärung richteten, war die Entfernung des freisinnigen, um Kirche und Schule hochverdienten und allgemein verehrten Ministers von Zedlitz aus seinem Amte. An seine Stelle trat schon im Jahre 1788 als Minister der geistlichen Angelegenheiten Wöllner selbst, d. h. ein Mann, welcher um schnöden Geldgewinnes halber sein Amt als Seelsorger und Pfarrer in Groß-Behnitz niedergelegt, sich der einträglicheren Landwirthschaft gewidmet und sich gänzlich der Weltlust und weltlichen Bestrebungen hingegeben hatte, dessen eigene Handlungen, wie wir sehen werden, im schroffsten Gegensatze zu den Maximen standen, welche er als Minister zur Geltung zu bringen freilich vergebens versuchte.

Der neue Minister bezeichnete seinen Amtsantritt mit dem Erlaß eines vom Könige am 9. Juli 1788 vollzogenen Edicts über das Religionswesen, welches eine seltsame Mischung von weltlichem Geschäftswesen und höchst unklaren Ansichten über kirchliche Angelegenheiten enthält und unter dem Namen des Wöllner'schen Religionsedictes eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Wir geben aus demselben hier nur die wesentlichsten Punkte. Nachdem im Eingange des Edictes zunächst der Grundsatz ausgesprochen wird, daß im preußischen Staate alle Confessionen der christlichen Religion, auch die römisch-katholische, in ihrer bisherigen Verfassung erhalten und geschützt werden sollten, nachdem die Versicherung ertheilt worden, daß nach wie vor Toleranz in Glaubenssachen herrschen, Niemandem der geringste Gewissenszwang angethan werden und Jedem gestattet sein solle, von der christlichen Lehre und ihren Satzungen zu glauben, was er wolle, wenn er nur als guter Staatsbürger seine Pflicht erfülle und seine Meinung für sich behalte, heißt es in demselben:

> „Der König habe bereits vor seiner Thronbesteigung mit gerechtem Schmerze wahrgenommen, daß manche Geistliche der protestantischen Kirche sich ganz zügellose Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffs ihrer Confession erlauben, verschiedene wesentliche Stücke und Grundwahrheiten der protestantischen Kirche und der christlichen Religion überhaupt wegleugnen und in ihrer Lehrart einen Modeton annehmen, der dem Geiste des wahren Christenthums völlig zuwider sei und die Grundsäulen des Christenglaubens am

Ende wankend machen würde. Man entblöde sich nicht, die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Secten mehr, wiederum aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit durch den äußerst gemißbrauchten Namen: Aufklärung unter das Volk auszubreiten, das Ansehen der Bibel, als des geoffenbarten Wortes Gottes, immer mehr herabzuwürdigen und diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu verfälschen, zu verdrehen oder gar wegzuwerfen, den Glauben an die Geheimnisse der geoffenbarten Religion überhaupt und vornehmlich an das Geheimniß des Versöhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder doch überflüssig, mithin sie darin irre zu machen und auf diese Weise dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn zu bieten" u. s. w. —

Weiter befiehlt der König als Landesherr und alleiniger Gesetzgeber in seinen Staaten in diesem Edicte:

„Daß hinführo kein Geistlicher, Prediger oder Schullehrer der protestantischen Religion, bei unausbleiblicher Cassation und nach Befinden noch härterer Strafe und Ahndung, die namhaft gemachten oder noch mehrere Irrthümer bei Führung seines Amtes oder auf andere Weise öffentlich oder heimlich auszubreiten sich unterfangen solle, denn er, der König, dürfe nicht zugeben, daß ein jeder Geistliche in Religionssachen nach eigenem Kopfe handle und es ihm freistehen könne, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten des Christenthums das Volk so oder anders zu lehren, sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder wegzuwerfen, die Glaubensartikel nach Belieben in ihrem wahren Lichte vorzutragen oder seine eigenen Grillen an deren Stelle zu setzen" u. s. w. —

Und trotz solcher drohenden Worte gestattet eine andere Stelle des Edictes

„den Geistlichen gleiche Gewissensfreiheit, wie allen anderen Unterthanen und will ihnen bei ihrer inneren Ueberzeugung keinen Zwang anthun. Welcher Lehrer der christlichen Religion eine andere Ueberzeugung, als die im Lehrbegriff seiner Confession vorgeschriebene habe, der könne dieselbe auf eigene Gefahr sicher behalten, denn der König wolle sich keine Herrschaft über die Gewissen anmaßen, obgleich ein solcher Geistlicher nach seinem eigenen Gewissen aufhören sollte, ein Lehrer seiner Kirche zu sein und ein Amt niederlegen müßte, zu welchem er sich aus obiger Ursache unbrauchbar und untüchtig fühle" u. s. w. —

Weiter heißt es:

„Der König wolle aus großer Vorliebe für die Gewissensfreiheit jetzt noch nachgeben, daß selbst diejenigen in öffentlichen Aemtern stehenden Geistlichen, von denen es bekannt sein möchte, daß sie von den bezeichneten Irrthümern mehr oder weniger angesteckt, in ihren Aemtern ruhig gelassen werden, unter der Bedingung jedoch, daß die Vorschrift des Lehrbegriffs ihnen bei Unterweisung

ihrer Gemeinden stets heilig und unverletzbar bleibe, entgegengesetztenfalls sie die angedrohte Strafe der Cassation oder eine noch härtere unfehlbar treffen werde." —

Kaum glaublich! Also der Geistliche, der Seelsorger seiner Gemeinde, er brauchte das, was er lehrte, selbst nicht zu glauben; aber er war gezwungen, wenn er sich nicht harten Strafen aussetzen oder sein Amt niederlegen wollte, das zu lehren, woran er selbst nicht glaubte!

Am Schlusse dieses merkwürdigen Glaubensedictes wird mit Berufung auf Moses, die Propheten und in wunderbarem Mischmasch auf die Königliche Polizeiordnung die Heilighaltung der Sonntage und Feiertage nachdrücklich eingeschärft und strenge befohlen, daß der geistliche Stand von Niemand verachtet oder gering geschätzt, oder gar verspottet werden solle, weil dies nur gar zu oft einen unvermeidlichen Einfluß auf die Verachtung der Religion selbst habe. Und derselbe Minister, der dies dem Lande öffentlich bekannt machte, er scheute sich nicht, von dem gutmüthigen Könige sich die Erlaubniß zum Drucke der nachgelassenen Handschriften Friedrich's des Großen, in welcher die Religion und ihre Diener nur zu oft spöttisch behandelt werden, zu verschaffen und damit eine schöne Summe Geld zu verdienen! —

Ein solches Edict, in ein Land geworfen, in welchem unter einer 46jährigen Regierung sich ein Jeder gewöhnt hatte, frei zu denken, zu glauben und zu sprechen, nur von seiner Ueberzeugung geleitet, konnte nicht verfehlen, in allen gebildeten Kreisen die höchste Aufregung zu verursachen. So war es denn kein Wunder, daß das Wöllner'sche Religionsedict und noch mehr die Maßregeln, vermittelst deren man die strenge Beachtung desselben zu erzwingen vermeinte, und von denen gleich die Rede sein wird, die heftigsten Angriffe in der bis dahin völlig freien Presse erfuhr. Professor Bahrdt in Halle geißelte dieses Edict mit dem bittersten Spotte in einem Lustspiele, während zahllose Flugschriften dasselbe theils mit wissenschaftlichem Ernste, theils mit satyrischem Humor zu widerlegen suchten; vor Allem aber zeichnete sich hierbei wiederum die von dem bereits genannten Buchhändler Nicolai herausgegebene allgemeine deutsche Bibliothek, die unermüdlichste Vertheidigerin der Aufklärung gegen Wöllner und seine Genossen aus.

Zur Abwehr dieser Angriffe wußte der Minister kein anderes Mittel zu finden, als die Einführung einer Censur, d. h. einer Prüfung aller erscheinenden Schriften durch eine vom Minister besonders dazu benannte Behörde, welche erst dann die Erlaubniß zum Drucke und zur Veröffentlichung ertheilte, wenn sie die Ueberzeugung erlangt hatte, daß in der vorliegenden Schrift nichts enthalten sei, was schädliche Irrthümer oder Ansichten im Volke verbreite oder Angriffe gegen die bestehenden Einrichtungen des Staates oder der Kirche richte, mit einem Worte, was gegen die Ansichten des Ministers und seiner Collegen streite. Bereits am 19. December 1788 erschien, vom Minister von Carmer gegengezeichnet, das Königliche Censuredict, in dessen Einleitung als Beweggrund angegeben wird:

„daß die Erfahrung gelehrt habe, was für schädliche Folgen eine gänzliche Ungebundenheit der Presse hervorbringe und wie häufig dieselbe von unbesonnenen oder gar boshaften Schriftstellern

zur Verbreitung gemeinschädlicher praktischer Irrthümer über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschen, zum Verderbniß der Sitten, zum hämischen Spott und boshaften Tadel öffentlicher Anstalten und Verfügungen u. s. w., besonders in den sogenannten Volksschriften bisher gemißbraucht worden u. s. w."

Es kann unmöglich in der Aufgabe dieser Blätter liegen, hier zu untersuchen, ob das aus dem möglichen Mißbrauche der völligen Preßfreiheit erwachsende Uebel von einem Volke leichter erduldet und ohne Nachtheil ertragen werden könne, als der Verlust des vielen Guten, was unzweifelhaft eine unbeschränkte freie Presse mit sich führt. So viel aber steht unzweifelhaft fest, daß eine Handhabung der Censur, wie sie der Minister von Wöllner eingeführt wissen wollte, der mit jedem Jahre zunehmende Zwang, mit welchem man das Eindringen und Verbreiten politischer Aufklärung zu verhüten suchte, den größten Unwillen im Lande erregte — und trotz aller Maßregeln doch seinen Zweck nicht erreichte.

In zahlreichen Schriften wurde das Censuredict auf's Heftigste angegriffen, welche, wenn die Censurbehörde die Erlaubniß zum Drucke verweigerte, im Auslande gedruckt und zwar heimlich, nur aber um so eifriger in Preußen gelesen wurden. So war die allgemeine deutsche Bibliothek Nicolai's von Berlin nach Kiel übergesiedelt, wo Preßfreiheit herrschte und von wo aus dieselbe sehr bittere und scharfe Beurtheilungen des Censuredictes in die Welt schickte. Wir verzichten darauf, hier näher auszuführen, wie vergeblich der Minister und seine Creaturen mittelst der Preßbeschränkung, durch Geld- und Freiheitsstrafen den Kampf gegen die immer allgemeiner und siegreicher hervortretende Aufklärung zu führen versuchten, wie erfolglos sowohl dieses wie jedes andere Mittel, die Geister abzusperren, sich erweisen mußte, weil Gründe sich eben nur durch — Gründe schlagen lassen, der Geist nur durch den Geist besiegt werden kann.

Erwies sich somit die Beschränkung der Preßfreiheit als ein unzulängliches Mittel, der Bewegung der Geister Halt zu gebieten, so war dies noch in viel höherem Grade der Fall mit der stricten Durchführung des gegen die Geistlichen angewendeten Zwanges.

So lange an der Spitze des alle geistlichen Angelegenheiten überwachenden Oberconsistorii zu Berlin Männer von erprobter Charakterfestigkeit, gleich ausgezeichnet durch Freisinnigkeit als durch Gelehrsamkeit, standen, wie dies die Consistorialräthe Teller, Zöllner und Gedicke waren, so lange als in Preußen Jedermann und selbst die höchstgestellte Person im Staate in Streitigkeiten jeder Art und auch in geistlichen Angelegenheiten den letzten Spruch vor dem weltlichen Gerichtshofe suchen mußte, so lange erschienen die Grundpfeiler der Freiheit in dem protestantischen Preußen gesichert und unversehrt, so lange mußte auch das Recht der freien Untersuchung in Glaubenssachen, diese Errungenschaft der Reformation, vor den Angriffen der Finsterlinge bewahrt bleiben.

Indessen es lag zu allen Zeiten in dem Wesen dieser Partei, daß sie auf Umwegen und durch Hinterthüren da einzudringen versteht, wo ihr der freie offene Zutritt verboten ist. So auch hier.

Männer, wie die an der Spitze des Consistorii stehenden, direct anzugreifen und aus ihren Stellungen zu entfernen, wagte der Minister nicht;

es wurde daher, um das Consistorium in seiner Wirksamkeit zu lähmen, diesem zur Seite eine neue geistliche Behörde, die geistliche Examinationscommission, eingesetzt, vermittelst welcher man den gewünschten Einfluß auf alle bereits im Amte befindlichen oder künftig noch anzustellenden Geistlichen zu erlangen hoffte.

Die Instruction, welche diese neue Behörde erhielt, ist in der That ein Meisterstück pfäffischer Schlauheit und erinnert an die ärgsten Zeiten der römischen Inquisition. Diese Examinationscommission sollte:

> darauf wachen, daß das bisher ziemlich unbeachtet gebliebene Religionsedict in allen Theilen des Staates von nun an in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten werde, und durch Untercommissionen in allen Orten sich die Ueberzeugung verschaffen, daß dies auch wirklich geschehe.
>
> Sie sollte ferner, ebenfalls durch ihre Unterbeamten und Spione, sich eine genaue Liste von allen denjenigen Predigern und Schullehrern im ganzen Lande anfertigen und einsenden, welche fest an der alten reinen Glaubenslehre, wie das Edict es forderte, hingen; unter ihnen sollten diejenigen besonders bezeichnet werden, welche sich durch ihren Eifer der Beförderung in die wichtigsten Lehrstellen der Kirche und Schule würdig machten. Eine zweite Liste sollte alle diejenigen bezeichnen, welche der Freigeisterei und Aufklärung verdächtig waren, um sie, falls sie sich nicht besserten, dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit zur wohlverdienten Strafe zu übergeben.
>
> Endlich sollte diese geistliche Prüfungscommission jeden Pfarr- oder Schulamtscandidaten, bevor er zu dem Consistorialexamen zugelassen wurde, noch besonders über sein Glaubensbekenntniß prüfen und nur, wenn der Anzustellende nachweisen konnte, daß er sich frei von den verderblichen Neuerungen und schädlichen Irrthümern der Aufklärung gehalten habe, durfte das Consistorium ihn zu dem eigentlichen Examen zulassen.

Aber auch ein directer Eingriff in die Befugnisse des Consistorii wurde gemacht, indem der Minister den Befehl erließ, daß bei jeder Prüfung durch das Consistorium auch zwei der vom Minister besonders ernannten Räthe zugegen sein sollten. Eine Cabinetsordre vom 9. December 1790 ging noch weiter, indem sie den Consistorien anbefahl, künftighin die Prüfung der Candidaten des Predigtamtes lediglich und genau nach einem vom Prediger Hermes entworfenen Examinationsschema vorzunehmen und nur die in diesem Schema berührten Sätze zu behandeln. Es heißt in dieser Verordnung:

> „es komme darauf an, zu erfahren, ob der Lehrbegriff des Candidaten wahr, zum Predigtamte hinreichend und biblisch sei; denn über Religionsmaterien ungeschickt zu philosophiren, zu schwatzen, seine eigene oder fremde Meinung und Einfälle kühn vorzutragen, wie es in neuerer Zeit üblich geworden, sei zwar selbst Anfängern etwas Leichtes, aber nach dem Zeugniß der Erfahrung dem christlichen Volke äußerst nachtheilig; daher sollen die sogenannten reinen Artikel, welche kein menschlicher Verstand

ohne Beihülfe der Offenbarung durch sein Nachsinnen hätte erfinden, nicht einmal vermuthen noch begreifen können, das Hauptwerk im Examen ausmachen" u. s. w.

Das Unglück des Ministers fügte es, daß das entworfene Examinationsschema in so schlechtem Latein und so lückenhaft, dabei weder kirchlich noch theologisch haltbar abgefaßt war, daß es allen gelehrten und gebildeten Männern zum Spott wurde. Unzählige Kritiken stellten dasselbe in seiner ganzen Nichtigkeit dar und wiesen nach, wie die wichtigsten Glaubenslehren in demselben völlig übersehen worden, wie z. B. die Lehre vom Abendmahl; selbst eine rasch und daher auch flüchtig vorgenommene Umarbeitung konnte die erlittene Beschämung nicht ungeschehen machen. Die bittere Feindin des Ministers und seiner Genossen in Kiel triumphirte hohnlachend über die Umarbeitung wie über die erste Auflage dieser Prüfungsvorschrift und sagte unter Anderem über dieselbe:

> „Wüßte man nicht, welcher Herkunft und Bestimmung der Aufsatz sei, man würde eher darauf rathen, daß er die Geburt eines Pater Lectors in einem Kapuzinerconvent sein möchte, als das Werk eines Berliner Oberconsistorialrathes oder eines ganzen geistlichen Collegiums für die preußischen Staaten. Uns ekelt bei allem übrigen Kram von ganz gemeiner Schulweisheit oder vielmehr schulgerechter Frömmelei so lange zu verweilen; wenn doch nur eine Spur von eigenem Nachdenken, von gelehrter Erkenntniß zur Stützung der Dogmen zu entdecken, wenn doch nur nicht Alles gar zu schülermäßig und aus den gangbarsten, schlechtesten Katechismen geschöpft wäre, was hier den Examinatoren zu fragen, den Examinirten zu antworten vorgeschrieben ist."

Indessen solche Angriffe konnten den Minister in seinem Eifer, den verloren gegangenen reinen Glauben wiederherzustellen, nicht wankend machen. Ein Rescript des verfinsterungssüchtigen Ministers ordnete in allen Schulen und Gemeinden die Wiedereinführung der längst veralteten und abgeschafften Gesangbücher und Katechismen an; ein anderes befahl die alleinige Anwendung eines schon vor 30 Jahren erschienenen und längst vergessenen, auf Befehl des Ministers aber „für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit" umgearbeiteten Buches: „Die christliche Lehre im Zusammenhange", als Lehrbuch in allen unteren Schulen des Landes.

Die deutsche Bibliothek sagt in ihrer Kritik über dieses Buch:

> „Das können und müssen wir bezeugen, daß: alt oder neu, viel oder wenig verändert, dieser Katechismus eins der armseligsten Bücher in seiner Art, um vieles schlechter, als irgend ein anderes, und daß die Worte: „für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet", auf dem Titel dieses Buches eine wahre Schandrede auf die jetzige Zeit sei."

Demungeachtet und trotz des Sturmes von Unwillen, welcher von allen Seiten über die Maßregeln Wöllner's hereinbrach, wurde dieses neue Lehrbuch, welches in der That das Gedächtniß der Kinder mit einer Menge von auswendig gelernten aber nicht begriffenen und auch wirklich

unbegreiflichen Sätzen anfüllte und ihre Vorstellungen nur verwirrte, als Katechismus in den Elementarschulen eingeführt.

Indessen so groß die Macht des Ministers auch war, so rücksichtslos er sich auch aller ihm zu Gebote stehenden Mittel bediente: die Zeit der Finsterniß war im preußischen Staate für immer vorbei und alle Religions- und Censuredicte, alle Preßbeschränkungen und Verbote, alle Strafen und Amtsentsetzungen waren nicht im Stande, den Fortgang der Bildung und Aufklärung ferner zu verhindern. Vergebens verbot die Censurbehörde den Druck freisinniger Schriften; — sie wurden im Auslande gedruckt und fanden nur um so größere Verbreitung; vergebens untersagte der Minister, in einzelnen Fällen sogar von seinen eigenen Censoren im Stiche gelassen,*) aus eigener Machtvollkommenheit die Veröffentlichung selbst da, wo die Censurbehörde die Erlaubniß bereits ertheilt hatte — die Verleger verklagten den Censor auf Schadenersatz und der beim Königlichen Kammergerichte anhängig gemachte Proceß, in keiner anderen Absicht unternommen, als die Maßregeln des Ministers öffentlich lächerlich zu machen, fiel zu Ungunsten des Ministerii aus. Selbst das letzte Mittel, welches der so geschlagene Minister in derartigen Fällen mehr als einmal anwendete, durch Erwirkung einer Königlichen Cabinetsordre den Druck des durch die Censurbehörde erlaubten, durch Entscheidung des Kammergerichts ausdrücklich zur Veröffentlichung zugelassenen Werkes, allen Gesetzen zum Trotz dennoch zu verbieten; es blieb ebenso ohnmächtig, als es ein beredtes Zeugniß von der moralischen Feigheit des Ministers ablegte.

Die Zahl der Processe, der willkürlichen Ministerialverordnungen, der ungesetzlichen Gewalthandlungen unter dem traurigen, zum Glücke für Preußen nur kurzen Regimente des Ministers Wöllner, ist erstaunlich groß; wir verzichten selbstredend darauf, auf dieselben in diesen Blättern näher einzugehen, nur von einem derselben wollen wir flüchtig Notiz nehmen, weil er zu seiner Zeit ungeheures Aufsehen erregte und weil in keinem derselben das Unrecht so schreiend zu Tage tritt, welches der Minister beging und welches zu begehen er den König verleitete, als in diesem.

Der Prediger Schulz zu Gielsdorf in der Mark Brandenburg, schon längst als Aufklärer und Neuerer auf der erwähnten schwarzen Liste stehend, hatte eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: „Erweis des himmelweiten Unterschiedes der Moral von der Religion", in welcher er ausgeführt hatte, daß man ganz füglich auch ohne Christenthum ein sittlich reiner und moralischer Mensch sein könne und daß die gegenwärtig bestehende Form des Christenthums nicht viel besser als hohle Andächtelei, die gesammte Priesterschaft aber überflüssig sei. Schulz hatte sich in dieser Schrift vielfach auf Aussprüche Friedrich's des Großen berufen, welche, wie wir

*) Der Minister wurde in der That von seinen Censoren oft schlecht genug bedient. So war in Berlin eine Schrift erschienen, an deren Schluß der Minister zu seinem nicht geringen Erstaunen die Worte fand: „Wehe dem Lande, dessen Minister Esel sind." Empört darüber, daß eine solche Schrift die Censur habe passiren können, stellte der Minister den Consistorialrath Cosmar, welcher die Erlaubniß zum Druck ertheilt hatte, zur Rede und erhielt von diesem die boshafte Antwort: „Befehlen Ew. Excellenz vielleicht, daß ich statt Wehe u. s. w. drucken lassen sollte: Wohl dem Lande, dessen Minister u. s. w.? Der Minister entließ ihn und schwieg.

wissen, der Minister selbst hatte drucken lassen; und hierin mochte wohl der Grund liegen, daß dieser bisher Bedenken getragen, den verderblichen Aufwiegler zur Rechenschaft zu ziehen.

Als jedoch Schulz sich auch von der vorgeschriebenen Amtstracht der Geistlichen emancipirte und auf der Kanzel statt mit der Perrücke mit dem Puderzopfe erschien, welcher Haarschmuck damals nur dem Soldaten, dem Bürger und dem Beamten zu tragen gestattet war, da mußte gegen den Widerspänstigen eingeschritten werden und auf besonderen Befehl des Königs wurde der fiscalische Proceß gegen den Pastor Schulz eingeleitet.

Indessen die ganze gegen ihn wegen seiner Amtsführung erhobene Anklage war auf so schwachem Grunde erbaut und die von seiner Gemeinde eingehenden Zeugnisse bewiesen so klar die treue Erfüllung seiner Amtspflichten, daß das Kammergericht ihn freisprach. Auch über die in seinen Predigten enthaltenen Ansichten vertheidigte sich Schulz so vortrefflich und bewies so nachdrücklich, daß er sich in denselben niemals von den Grundwahrheiten der christlichen Lehre entfernt habe, ein Theil der Räthe des um seine Ansicht befragten Oberconsistorii endlich sprach sich so entschieden zu Gunsten des Angeklagten aus, daß die Entscheidung des Kammergerichts zwar anerkannte, wie Schulz nicht mehr als eigentlich lutherischer Prediger betrachtet werden könne, dagegen aber als christlicher Prediger mit seiner Gemeinde geduldet werden müsse und in seinem Amte zu belassen und zu schützen sei.

Demungeachtet entsetzte eine Königliche Cabinetsordre vom 21. Mai 1792 den Freigesprochenen seines Amtes, tadelte die Räthe des Kammergerichts in sehr harten Ausdrücken als unfähige oder gar unredliche Richter und verurtheilte sie zu einer vierteljährlichen Gehaltsentziehung, welche letztere indessen aus Königlicher Gnade wieder erlassen wurde.

Wem fällt bei diesem Königlichen Machtspruch nicht das gewaltthätige Verfahren Friedrich's des Großen in dem berühmten Proceß des Müllers Arnold ein und wie himmelweit ist doch der Unterschied in den Motiven, welche den unzweifelhaft ungerechten Handlungen beider Monarchen zu Grunde lagen! Wer wollte daran zu zweifeln wagen, daß auch Friedrich Wilhelm II. in diesem Falle wie in ähnlichen von der Ueberzeugung geleitet ward, seine Königliche, ihm von Gott verliehene Macht nur zum Besten seiner Unterthanen selbst auf eine den Gesetzen zuwiderlaufende Weise anwenden zu müssen! Aber während dort der große König von seinem edlen Eifer, auch dem Geringsten seiner Unterthanen Recht zu verschaffen gegen Unterdrückung, irre geleitet und zur härtesten Ungerechtigkeit fortgerissen ward, waren es hier die unedelsten und selbstsüchtigsten Ansichten eines die Verfinsterung und Verdummung des Volkes anstrebenden Ministers, welche den ganz in seinen Händen befindlichen König zu seiner Handlungsweise zu bestimmen wußten. Es war in Wahrheit eine dunkle Periode in der preußischen Geschichte! —

§. 6.

Das erste Auftreten Friedrich Wilhelm's II. in deutschen Angelegenheiten.

Wir richten nunmehr unsere Blicke für einige Zeit auf die auswärtige Politik des preußischen Staates unter seinem neuen Herrscher und werden mit Bedauern gewahr werden, wie das von Friedrich dem Großen aufgeführte Staatsgebäude auch nach Außen hin bereits bedenkliche Risse zu zeigen anfing, wie das Auftreten der preußischen Regierung auf dem Felde der auswärtigen Politik gar gewaltig das hohe Ansehen schwächte, in welchem diese jüngste und kleinste aller Großmächte noch vor Kurzem in ganz Europa gestanden hatte.

Friedrich der Große hatte, wie wir wissen, das österreichische Kaiserhaus mit sicherem Blicke als den eigentlichen Erbfeind des Wachsthums der protestantischen preußischen Monarchie erkannt; er hatte sein ganzes Leben, seine edelsten Kräfte daran gesetzt, den Bestrebungen des katholischen Oesterreichs im Felde wie im Cabinete entgegenzutreten, er hatte in einem Riesenkampfe den unversöhnlichen Gegner niedergeworfen und noch in den letzten Lebensjahren durch die Stiftung des Fürstenbundes den eigenen Staat wie das übrige protestantische Deutschland vor der Rache desselben sicher zu stellen gesucht, sowie den ehrgeizigen, auf die Erwerbung Baierns gerichteten Plänen Oesterreichs ein Hinderniß in den Weg gelegt.

So lange der treffliche Minister des großen Königs, Graf Herzberg, in seinem Amte blieb, wurde die auswärtige Politik des preußischen Staates im Wesentlichen in demselben Sinne geleitet, wie vorher und der Gegensatz, in welchem sich Preußen und das mit ihm durch den Fürstenbund vereinigte Norddeutschland zu dem österreichischen Kaiserstaat befand, trat bei mehr als einer Gelegenheit um so schroffer hervor, als König Friedrich Wilhelm zwar in Neiße und Mährisch-Neustadt die persönliche Bekanntschaft des Kaisers Joseph II. gemacht hatte, sich aber in keiner Weise zu demselben hingezogen fühlte und daher doppelt geneigt war, seinem Minister in seiner alten Abneigung gegen das Haus Oesterreich freie Hand zu lassen.

Es darf zur richtigen Beurtheilung des politischen Verfahrens der preußischen Regierung nicht übersehen werden, in welchem Zustande sich zu jener Zeit der österreichische Staat befand. Die nur theilweise aus edlen Motiven entspringenden, und dazu unüberlegt und ohne jegliche Vorbereitung unternommenen Neuerungen Kaiser Joseph's II. hatten nicht verfehlt, in allen Provinzen des Landes Mißstimmung und Unzufriedenheit zu erregen; selbst von denjenigen, denen die Neuerungsmaßregeln des Kaisers zu gute kommen sollten, wurden dieselben oft mit Mißtrauen betrachtet und mit dem schnödesten Undank aufgenommen, theils weil man die wohlwollende Absicht nicht zu würdigen verstand, theils weil zu rasch alles Alte und Hergebrachte, durch langjährige Gewohnheit Liebgewordene umgestoßen ward. Nicht ohne Grund hatte schon Friedrich der Große über den Kaiser die Aeußerung gemacht:

> „er thue stets den zweiten Schritt, ohne vorher den ersten gemacht zu haben."

Preußen und das nichtösterreichische Deutschland aber sahen sich durch die kühne und ehrgeizige Politik Kaiser Joseph's, durch die rücksichtslose Art der Durchführung seiner weitgehenden Pläne geradezu den ernstesten Gefahren ausgesetzt. Betrafen doch diese Pläne, wie es die eigenhändig von ihm niedergeschriebenen, sein ganzes Regierungsprogramm enthaltenden Worte deutlich verkünden, in der That nichts Anderes, als die Herstellung einer einigen starken österreichischen Universalmonarchie, als die völlige Verschmelzung aller so äußerst heterogenen Bestandtheile der dem habsburgischen Scepter unterworfenen Ländergebiete zu einem gemeinsamen, mächtigen, nur einem Willen gehorchenden Ganzen; waren doch selbst die liberalen und humanen Bestrebungen Kaiser Joseph's diesem im Wesentlichen nur ein Mittel, alle Kräfte der verschiedenartigen Bevölkerungen Oesterreichs zu einem gemeinsamen Ziele zu führen, zur Verstärkung der Macht Oesterreichs.

Wie richtig Friedrich der Große die ehrgeizigen Bestrebungen des Kaisers erkannt hatte, wie erfolgreich er ihnen entgegengetreten war, sobald sie nach Außen hin sichtbar hervortraten, haben wir im vorigen Abschnitt unserer Geschichte hervorgehoben.

Aber auch bei seinen Völkern selbst, wo des Kaisers wohlwollende Absicht nur freudigen Dank verdient hätte, verwandelte sich dieser durch die überstürzende Hast und Eile, mit welcher eine wichtige Reform der anderen folgte, in Undank und Mißtrauen.

Die Geistlichkeit war empört über den Kaiser, weil derselbe einen großen Theil der Kirchengüter für den Staat einzog, und der Kirche so die Mittel entzog, das Volk noch länger in leiblicher und geistiger Abhängigkeit zu halten, der auch in Oesterreich anbrechenden Aufklärung entgegenzuwirken.

Der Adel zürnte dem freisinnigen Monarchen, weil er es wagte, die geheiligten Vorrechte der bevorzugten Stände aufzuheben, den bisher als Sclaven behandelten Bauern ein freies Eigenthum zu geben und die Steuern und Abgaben in gerechter Gleichheit auf alle Stände vertheilen zu wollen.

Und der Bauernstand endlich, dem alle diese Wohlthaten zu gute kamen, er jubelte zwar dem gütigen Kaiser zu, welcher seine irdische Lage so menschenfreundlich gestaltete; aber er war noch zum größeren Theile zu sehr in alten Vorurtheilen befangen, er stand zu sehr in der geistigen Knechtschaft seiner Priester, als daß er nicht mit Bedenken so Manches hätte niederreißen sehen sollen, was ihm bisher als heilig gegolten hatte.

So herrschte nach mehrjähriger Regierung Kaiser Joseph's in allen Provinzen der österreichischen Monarchie eine namenlose Verwirrung und Aufregung; das Fortfahren auf dem betretenen Wege, welchem indeß schon im Jahre 1790 der Tod des Kaisers Einhalt gebot, würde voraussichtlich zu einer völligen Auflösung des Staates geführt haben.

Dazu wollte das Unglück Oesterreichs, daß auch alle nach Außen hin gerichteten Bestrebungen des Kaisers von keinem Erfolg begleitet waren; wir erinnern unsere Leser hier nur an die vergeblichen Bemühungen desselben, Baiern mit der österreichischen Monarchie zu vereinigen; ebenso werden wir gleich sehen, wie auch Joseph's Lieblingsproject, die Vernichtung

des türkischen Reiches, scheiterte und wie endlich Aufruhr und Verrath in den österreichischen Niederlanden dem Kaiser das Herz brach. —

Je deutlicher die Zerfahrenheit und Zerrissenheit der Zustände in den Erblanden des deutschen Kaisers der Welt vor die Augen traten, um so mehr richteten sich die Blicke Deutschlands und besonders des protestantischen Deutschlands auf Preußen. Noch stand der Staat Friedrich's des Großen geachtet und gefürchtet da, die Hoffnung aller derjenigen, die von Preußen eine Förderung der Aufklärung und Bildung, sowie der Kräftigung des deutschen Reiches erwarteten, noch waren die Zeichen des bereits beginnenden Verfalls nur einzelnen, schärfer blickenden oder tiefer eingeweihten Augen sichtbar.

König Friedrich Wilhelm II. begriff die hohe Bedeutung seiner Stellung als Protector des deutschen Fürstenbundes sehr wohl und gab davon mehr als einmal untrügliche Beweise. So erhöhte es nicht wenig das Ansehen des Königs bei den deutschen Fürsten, daß dieser sich im Jahre 1787 des minderjährigen Grafen von der Lippe-Bückeburg, welchem der Landgraf von Hessen-Cassel sein Erbtheil, die Grafschaft Schaumburg, unter dem nichtigen Vorwande vorenthielt, des Grafen Vater sei von einer nicht ebenbürtigen Mutter geboren, warm und energisch annahm. Des Königs nachdrückliche Vorstellungen bewogen den Landgrafen, nach zweimonatlichem Besitz die Grafschaft dem rechtmäßigen Erben wieder einzuräumen.

Nicht geringere Befriedigung erregte bei den Ständen des Reichs die Bereitwilligkeit, mit welcher der neue König von Preußen ein altes Unrecht seines Hauses gegen Mecklenburg wieder gut machte. Friedrich Wilhelm I. hatte in einem Streite der mecklenburgischen Stände mit ihrem Herzoge die Reichsexecution vollstreckt und, als die Bezahlung der Executionskosten von Mecklenburg verweigert ward, zu seiner Schadloshaltung Besitz von den vier Aemtern Plauen, Wredenhagen, Warnitz und Eldena ergriffen. Er sowohl, wie sein Sohn Friedrich II., hatten die Herausgabe trotz aller Reclamationen Mecklenburgs beharrlich verweigert; beide Fürsten gaben eben nicht gern wieder fort, was sich einmal in ihrem Besitze befand. Friedrich Wilhelm II. aber ging auf erneute Verhandlungen bereitwillig ein und schon im März 1787 wurden die vier genannten Aemter gegen Zahlung einer Summe von 172,000 Thalern an Mecklenburg zurückgegeben.

Weniger von einer richtigen Auffassung der ihm aus seiner Stellung in Deutschland erwachsenden Aufgabe, als vielmehr von einer engherzigen Sorge, Oesterreichs Einfluß nicht zu groß werden zu lassen, zeugt das Auftreten Preußens in dem Streite der Erzbischöfe von Mainz, Trier, Cöln und Salzburg mit dem Papste Pius VI. Diese vier halb geistlichen, halb weltlichen Herren, dem in jener Zeit herrschenden Streben nach Freiheit und Aufklärung nichts weniger als abgeneigt und von der Nothwendigkeit einer Reform des damaligen katholischen Kirchenwesens überzeugt, erkannten zwar den Papst als das Oberhaupt der katholischen Kirche an, erklärten aber alle Eingriffe desselben in ihre Rechte als weltliche und geistliche Fürsten, wie sich die Päpste dieselben im Laufe der Jahrhunderte, namentlich in Deutschland erlaubt hatten, für ungültige Anmaßungen und traten noch zu Lebzeiten Friedrich's II., im August 1786, in Ems zu einem engeren Bündniß zusammen. Kaiser Joseph II. wurde in einer gemein-

schaftlichen Denkschrift gebeten, sich der Sache der Erzbischöfe anzunehmen und in einem Concil sämmtlicher Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands die Streitfrage zur Entscheidung zu bringen. So geneigt aber Kaiser Joseph sonst sich auch zeigen mochte, die Befreiung der deutschen Kirche von der Herrschaft der Päpste anzustreben, so bewies er sich doch in dieser Angelegenheit nur von geringem Eifer beseelt.

Um so mehr hätte es, sollte man glauben, das Bestreben des Königs von Preußen sein müssen, sich der Sache der vier Erzbischöfe anzunehmen, diese dadurch dem deutschen Fürstenbunde geneigt zu machen und wohl gar auf diese Weise den ersten Schritt zu einer Ausgleichung der beiden sich bekämpfenden Glaubensparteien, der katholischen und der protestantischen, zu thun. War doch der Kurfürst-Erzbischof von Mainz bereits Mitglied des Fürstenbundes und der geistigen Freiheit und Aufklärung in so hohem Grade zugethan, daß er an der von ihm reich dotirten Universität Mainz auch protestantische Professoren anstellte, den ebenfalls protestantischen Professor der Geschichte Johannes Müller in seinen Rath berief und mit den wichtigsten Geschäften beauftragte. In gleicher Weise wie der Erzbischof von Mainz waren auch die anderen genannten Erzbischöfe dem Gedanken einer Annäherung an die protestantischen Glaubensbrüder durchaus geneigt und dasselbe Streben zeigte sich zu jener Zeit in den gebildeten Volksklassen des katholischen Deutschlands durchweg.

Indessen die Besorgniß, die Erzbischöfe würden, von der Gewalt des Papstes befreit, unter den Einfluß des Kaisers gerathen und so die Stellung Oesterreichs gegen Preußen verstärken, ließ die Politik des damaligen Berliner Cabinets zu einer solchen Höhe politischer Anschauung nicht kommen. Dazu beitragen mochte auch wohl der Gedanke, daß der Kurfürst Erzbischof Maximilian von Cöln der Bruder des Kaisers Joseph II. war, und der Kurfürst von Mainz dann wohl gar sich dem Fürstenbunde entziehen könne.

So fand die Sache der Erzbischöfe bei Preußen nicht allein keine Unterstützung, sondern man sah auch ruhig zu, als durch den päpstlichen Nuntius Pacca in Cöln die den dortigen Protestanten von dem Magistrat bereits ertheilte Erlaubniß zur Erbauung einer protestantischen Kirche und Schule auf Betreiben des bigott katholischen Theiles der Cölner Bürgerschaft wieder aufgehoben wurde; ja durch ein Königliches Rescript vom Mai 1787 wurde die Gerichtsbarkeit des päpstlichen Nuntius für das Cleve'sche Gebiet ausdrücklich anerkannt und auf Grund einer Bulle des Papstes Eugenius IV. aus dem Jahre 1449 das Diöcesanrecht des Erzbischofs von Cöln für jenes Land förmlich für ungültig erklärt.

Für dieses Entgegenkommen hatte der Berliner Hof nur die armselige Genugthuung, daß von nun an in dem päpstlichen Staatskalender die Königswürde der preußischen Herrscher, welche bisher noch immer als Kurfürsten von Brandenburg in demselben figurirt hatten, anerkannt wurde! —

Der nicht ungegründeten Besorgniß aber, daß der von Preußen ohne Unterstützung gelassene Kurfürst von Mainz, darüber gekränkt, sich allmählich dem Bündnisse mit Preußen entfremden könne, wußte man von

Berlin aus dadurch zu begegnen, daß man ihn von dem zu Ems mit den drei anderen Erzbischöfen geschlossenen Vertrage abzuziehen suchte.

Dem schlauen und gewandten Marchese Luchesini, welchen König Friedrich Wilhelm mit dieser schwierigen Aufgabe betraut hatte, gelang es in der That, den Kurfürsten von Mainz zum Zurücktritt von den zu Ems gefaßten Beschlüssen zu bewegen, wogegen der römische Hof die Verpflichtung übernahm, sich aller ferneren Eingriffe in die bischöflichen Rechte des Kurfürsten zu enthalten.

Preußen erlangte bei dieser Verhandlung zugleich den Vortheil, daß mit Genehmigung des Papstes wie des Kurfürsten selbst ein den preußischen Interessen ergebener, freisinniger Mann, der Reichsfreiherr Carl Theodor von Dalberg, zum Coadjutor des Erzstiftes Mainz erwählt ward, welcher das bestimmte Versprechen abgegeben hatte, im Falle seiner Erwählung sogleich dem Fürstenbunde beizutreten.

Wir dürfen hier nicht versäumen, der höchst patriotischen Bemühungen des Herzogs Carl August von Weimar, durch eine gründliche Reform der Reichsverfassung eine Besserung der schwankenden und zerfahrenen Zustände des deutschen Reichs herbeizuführen, sowie der Aufnahme, welche die Bestrebungen dieses Fürsten bei Preußen fanden, wenigstens flüchtig zu erwähnen.

Herzog Carl August, der Zögling Wieland's, der treue Freund und Gefährte Goethe's, ein hochgebildeter und kunstsinniger Fürst, hatte es sich zu einer ernsten Aufgabe seines Lebens gemacht, durch Verbesserung der Reichsverfassung, unter Mitwirkung des Fürstenbundes, den in Deutschland fast erstorbenen Gemeingeist wieder zu beleben, die bis zur Ohnmacht herabgesunkene Kraft des deutschen Vaterlandes wieder zu erstarken. Verbesserung des Reichsjustizwesens, der Civil- und Criminalgesetze, Beseitigung vieler dringender Gebrechen in der Verfassung des Reichs, sorgfältige Erwägung und Feststellung der Punkte, welche in eine künftighin von den Kurfürsten mit dem Kaiser abzuschließende Wahlcapitulation aufzunehmen seien, Erhöhung der Vertheidigungskraft der vereinigten Fürsten, — dies waren die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, welche der hochsinnige Fürst in's Auge gefaßt hatte, um dem Fürstenbunde ausgedehntere Wirksamkeit und zugleich größere Festigkeit zu verschaffen. Das preußische Cabinet, dessen Mitwirkung zu solchem wahrhaft deutschen Werke natürlicher Weise vor Allem nothwendig war, schien auch anfänglich den Reformplänen des Herzogs von Weimar nicht abgeneigt zu sein; wuchs doch durch diese steigende Wichtigkeit des Fürstenbundes das Ansehen und die Bedeutung Preußens nothwendiger Weise in demselben Grade, als die Stellung des Kaisers und Oesterreichs durch dieselbe geschädigt und herabgedrückt wurde. Als aber der Herzog am Ende des Jahres 1787 die Fürsten des Bundes zur Absendung von Bevollmächtigten nach Mainz einzuladen im Begriffe stand, um daselbst in nähere Berathungen einzutreten, war man in Berlin plötzlich anderer Meinung geworden.

Man trug Bedenken, eine derartige Versammlung, welche sich einseitig mit Verbesserung der Reichsverfassung beschäftige, könne vom Wiener Hofe als eine Art von Gegenreichstag, als der erste Schritt zu einer ungesetzlichen Trennung vom deutschen Reiche betrachtet werden; man

fürchtete, durch eine Revision der Wahlcapitulation, besonders aber durch die vorgeschlagene Prüfung des angeblich vom Kaiser Friedrich I. dem erzherzoglichen Hause Oesterreich verliehenen Freibriefes*) den Wiener Hof zur Unzeit zu reizen und zu Schritten zu veranlassen, welche das Werk der Besserung deutscher Zustände nur gefährden oder hemmen könnten.

Nach der Ansicht des preußischen Cabinets, welches übrigens die patriotischen Bestrebungen des Herzogs von Weimar und des mit diesem völlig einverstandenen Kurfürsten von Mainz mit hohem Lobe anerkannte, genüge es vollkommen, wenn die verbundenen Fürsten sich vorher im Geheimen über die vorzunehmenden Verbesserungen einigten, was durch Unterhandlungen leicht zu erreichen sein werde und dann ihren Reformvorschlag mit der sicheren Aussicht auf Stimmenmehrheit auf gesetzlichem Wege an den Reichstag zur Beschlußfassung brächten.

Unzweifelhaft hatte die preußische Regierung der Form nach hierin vollständig Recht; und der von ihr vorgeschlagene Weg zeugt von der rechtlichen Denkungsweise sowohl des Königs wie seines Ministers; — aber bei den damaligen Zuständen des deutschen Reiches konnte er in Wahrheit niemals zu dem gewünschten Ziele führen. Antwortete doch der kurfürstlich sächsische Minister von Löben dem Herzoge von Weimar, als er sich über die Lauheit der preußischen Regierung und das Scheitern seiner Reformpläne beklagte, die folgenden Worte:

> „Der Zweck des Fürstenbundes sei Erhaltung, nicht Verbesserung der deutschen Reichsverfassung, die, wenn sie auch nicht vollkommen sei, doch weder Regenten noch Unterthanen Veranlassung gebe, irgend einem anderen Staate einen Vorzug einzuräumen. Jeder Versuch zur Verbesserung dieser Constitution sei nicht nur in sich selbst mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden, sondern könne auch zur Auflösung älterer und neuerer reichsständischer Verbindungen und vielleicht eben zur Erreichung der Absichten führen, die man dadurch zu vereiteln suche" u. s. w.

Man sieht, es hatte noch gute Wege mit der Aussicht auf eine Besserung der deutschen Verfassung; die Ereignisse mußten mit gewaltiger Hand und eherner Stimme das deutsche Volk, wie seine Fürsten, aus dem geführten Traumleben erwecken; und erst aus blutigen Kämpfen, aus dem völligen Umsturze des alten morsch gewordenen Reichsgebäudes blühte später die Hoffnung auf, auf den Trümmern und aus den Ruinen des zu Grunde Gegangenen etwas Neues, Besseres zu erschaffen.

Johannes Müller schrieb, im Unwillen über die damit zu Grabe getragene Hoffnung, Deutschland neu erstehen zu sehen, damals die Worte:

> „Wenn die deutsche Union zu nichts Besserem dienen soll, als den gegenwärtigen Stand der Dinge für immer aufrecht zu erhalten, so ist sie wider die ewige Ordnung Gottes und der Natur, nach der weder die physische noch moralische Welt einen Augenblick in statu quo verharren, sondern Alles in Leben, ordentlicher

*) In Folge dieses Freibriefes beanspruchten die Erzherzöge von Oesterreich das Recht, sich für ihre Person über die Kurfürsten und sämmtliche andere Fürsten des Reiches und nicht mit ihnen gleich zu stellen.

Bewegung und Fortschreitung sein soll; wider alle politische Erfahrung, nach welcher, wie die physischen Körper durch Stockung in Verwesung übergehen, so alle Conföderationen durch Unthätigkeit in Erkaltung, Privatleidenschaften und zuletzt in unwiderstehliche Selbstauflösung fallen" u. s. w. —

§. 7.

Preußens Einmischung in die Streitigkeiten Hollands. Die Empörung der österreichischen Niederlande. Die Vorfälle in Lüttich.

Auch auf Begebenheiten außerhalb des deutschen Vaterlandes wurde die Aufmerksamkeit König Friedrich Wilhelm's II. gleich im Anfange seiner Regierung gerichtet; die entschlossene und höchst energische Weise, mit welcher Friedrich Wilhelm, nachdem er in seinem ritterlichen Sinne einmal die Nothwendigkeit der Einmischung in diese Begebenheiten erkannt hatte, dieselbe auch zu vollziehen verstand, erhöhte in ganz Europa in nicht geringem Grade die Achtung und Bewunderung, welche man damals noch dem Staate Friedrich's des Großen zollte. Es war dies zunächst der Streit, welchen die Stände der Republik Holland, daselbst Generalstaaten genannt, bereits seit Jahren mit ihrem Erbstatthalter der vereinigten Provinzen von Holland, Wilhelm V. von Oranien, führten.

Die Stellung dieses Erbstatthalters, d. h. einer erblichen fürstlichen Würde mit bedeutenden Rechten in einer Republik, war in der That eine ganz anomale Erscheinung und trug den Keim innerer Zerwürfnisse nothwendiger Weise in sich. Anfänglich nach der Befreiung der Niederlande von der spanischen Herrschaft aus Dankbarkeit und Anerkennung der vortrefflichen Dienste, welche der große Moritz von Oranien in den langjährigen blutigen Befreiungskämpfen dem Vaterlande geleistet, den Prinzen aus dem Hause Nassau Oranien verliehen, war die Stelle des Statthalters, mit welcher das Amt eines obersten Heerführers der Land- und Seemacht verbunden war, im Laufe der Jahre mehrmals ganz aufgehoben und wieder neu geschaffen, zuletzt aber im Jahre 1747 dem Prinzen Wilhelm IV. von Oranien und zwar in erblicher Weise für sich und seine männlichen und weiblichen Nachkommen verliehen worden. Als dieser Fürst frühzeitig starb, ging die Würde des Erbstatthalters auf seinen minderjährigen Sohn Wilhelm V. über, dessen Erzieher und Leiter, der Herzog Ludwig Ernst von Braunschweig, die Vormundschaft über den jungen Prinzen, mithin auch die Ausübung der demselben gebührenden Stellung eines Generalcapitains und Oberadmirals übernahm. Auch als der Prinz, welcher weder Neigung noch Fähigkeit zu der einst von ihm zu übernehmenden Stellung zeigte, im Jahre 1766 mündig ward, behielt der Herzog von Braunschweig auf Grund eines völlig gesetzwidrig mit dem Prinzen abgeschlossenen geheimen Vertrages — der sogenannten Consultationsacte — sein Amt und dessen Würde bei. Es war dieses Amt in Wahrheit kein leichtes. Zwar hatte der Statthalter dem Namen nach die oberste Leitung der Kriegsmacht und auf ihm ruhte die Verantwortlichkeit für die Vertheidigungsfähigkeit des Landes; aber die Eifersucht und das

Mißtrauen der Stände verhinderte jede Maßregel, welche der Statthalter zur Erhaltung der Wehrhaftigkeit für nothwendig hielt; man zog es vor, lieber Land- und Seemacht in Verfall gerathen, als durch Verstärkung des Heeres und der Flotte die Macht des Erbstatthalters vergrößert zu sehen.

Zwar lag es im Amte des Statthalters, die Regierung der vereinigten Provinzen nach Außen hin zu vertreten; aber die Stellung einzelner Provinzen, ja sogar einzelner Städte, wie Amsterdam, zu der Regierung war nach der traurigen Verfassung des Landes eine so völlig unabhängige, daß sie sogar für eigene Rechnung besondere, selbst befehligte Truppen halten und Verträge mit fremden Mächten abschließen durften, ohne den Generalstaaten auch nur davon Mittheilung zu machen. So klägliche Zustände mußten natürlicher Weise die Kraft der Regierung bei jeder Gelegenheit lähmen, selbst ihre weisesten Absichten und Vorschläge scheitern machen; in der That war das Ansehen der Republik Holland, die einst so mächtig und blühend gewesen, durch den Krämergeist, welcher ihre Maßregeln leitete, durch die ewigen kleinlichen Zänkereien und Parteikämpfe zu jener Zeit fast auf Null gesunken.

Kein Volk wußte sich die traurigen Verhältnisse Hollands so geschickt zu Nutze zu machen, als die Engländer. Nicht allein, daß der Handel Hollands allmählich ganz in die Hände der Engländer übergegangen war, nicht allein, daß diese sich, obgleich im tiefsten Frieden mit Holland, die größten Willkürlichkeiten und Uebergriffe erlaubten und im siebenjährigen Kriege jedes Jahr eine Anzahl holländischer Schiffe ungestraft wegnahmen; die kecke Zuversicht der englischen Regierung auf die Uneinigkeit der Holländer ging sogar so weit, daß sie im Jahre 1780 der Republik Holland ganz einseitig und ohne Angabe von Gründen einen 1674 abgeschlossenen Schifffahrtsvertrag kündigte, welcher den Holländern bedeutende Handelsvortheile sicherte.

Selbst diese, den holländischen Handel auf's Aeußerste gefährdende Gewaltthat vermochte indessen die Parteien nicht zu gemeinsamem Handeln zu bewegen. Die Partei der Generalstaaten, auch die *patriotische Partei* genannt, zu welcher nicht allein fast überall die Magistratsbehörden, sondern auch die Mehrzahl der reichen Kaufleute, namentlich der Provinz Holland zählten, verweigerte selbst jetzt, wo der Krieg unvermeidlich war, aus engherzigem Krämergeist und theilweise auch im Vertrauen auf die von Frankreich versprochene Hülfe, die nöthigen Mittel zur Vergrößerung des Landheeres gänzlich und bewilligte nur eine unzureichende Vermehrung der Flotte.

Die Partei des Prinzen aber, auch die *oranische Partei* genannt, welche zumeist aus der holländischen Ritterschaft bestand und in den Provinzen Geldern, Seeland und Utrecht, in welchen die großen Besitzungen des Hauses Oranien lagen, zahlreiche Anhänger zählte, war einem Kriege mit England aus leicht begreiflichen Gründen überhaupt durchaus abgeneigt und betrieb daher die Rüstungen auch nicht mit dem Eifer, den sie unter anderen Umständen bewiesen haben würde. War doch die Mutter des Statthalters Wilhelm V. eine geborene Prinzessin von England, die Tochter König Georg's II., die Gemahlin desselben aber seit 1767 die

preußische Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, die Schwester des späteren Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen, des alten Bundesgenossen Englands.

So kam es denn im Jahre 1781 zu dem bereits früher flüchtig erwähnten Kriege Englands gegen Holland, Frankreich und Spanien und schwer mußte jetzt die Republik Holland für die Kargheit büßen, mit welcher sie die nöthigen Mittel zur Ausrüstung verweigert hatte. Ueberall wurden die holländischen Schiffe gekapert, die Colonien der Holländer in allen Welttheilen erobert, der Handel zerstört und die Republik verlor den letzten Rest des Ansehens, dessen sie sich bisher noch erfreut.

Der Streit im Inneren wurde deshalb nur noch erbitterter; die Patrioten überhäuften den Statthalter mit Vorwürfen über die mangelhafte Führung des Krieges, — nicht ganz mit Unrecht, denn der Prinz und seine Partei führte den Krieg gegen England in der That lau genug und die den holländischen Admiralen vom Statthalter ertheilten Verhaltungsbefehle, welche zu lauten Beschwerden führten, waren oft bedenklich zweideutig.

Der Erbstatthalter aber gab diese Vorwürfe den Generalstaaten mit ebenso großem Rechte zurück, denn ihre Engherzigkeit war allein Schuld daran, daß Holland, welches, wie hier beiläufig bemerkt sein mag, durch die aufopfernde und uneigennützige Hilfe Frankreichs schließlich aus diesem Kampfe fast ungeschädigt hervorging, in demselben mit größerer Kraft auftreten konnte.

Die Erbitterung der Patrioten gegen den Herzog von Braunschweig, welchem man die Hauptschuld an dem unglücklichen Kriege um so lieber beimaß, als er ein Fremder war, stieg endlich so hoch, daß man ihn wegen der oben erwähnten Consultationsacte, von welcher trotz ihrer Geheimhaltung doch Kenntniß in das Publicum gekommen war, des Verrathes anzuklagen beschloß; der Herzog aber kam einer solchen Anklage zuvor, indem er im October 1784 das Land verließ.

Nach der Entfernung des Herzogs von Braunschweig wurde die Gemahlin des Erbstatthalters, eine Frau von Energie und Entschlossenheit, aber auch von großem Starrsinn, welche ihren schwachen und unfähigen Gemahl völlig beherrschte, die Seele der oranischen Partei. Vergeblich hatte sich die Prinzessin, welche in ihrem fürstlichen Stolze den Gedanken nicht zu ertragen vermochte, den Gemahl zu einem bloßen Beamten einer Republik von Krämern herabgewürdigt zu sehen, sich mehrmals mit der Bitte um Hilfe in ihrer Noth und um Wiederherstellung ihrer fürstlichen Würde an ihren großen Oheim, den König Friedrich II. von Preußen, gewendet. Der König war zu besonnen, um wegen bloßer verwandtschaftlicher Verhältnisse sich in einen Streit einzumischen, welcher möglicher Weise das Land in einen Krieg mit Frankreich verwickeln konnte, so sehr sein Minister Graf Herzberg und der auf neue Kriegslorbeeren begierige Herzog Ferdinand von Braunschweig, der Neffe des aus den Niederlanden vertriebenen Herzogs, auch dazu riethen; er begnügte sich, seiner Nichte und ihrem Gemahle zur Mäßigung zu rathen und seinen Gesandten in Holland, von Thulemeier, zu beauftragen, die Lösung des Streites womöglich auf diplomatischem Wege zu versuchen.

Dies war indessen nicht mehr ausführbar, die Gemüther auf beiden Seiten waren bereits zu sehr gegen einander erbittert, ja in mehreren Orten war es schon zu offenem Kampfe zwischen beiden Parteien gekommen.

Als nun die Generalstaaten von Holland, gestützt auf das Versprechen Frankreichs, ihre Sache gegen Jeden zu vertheidigen, in ihrer Anmaßung gegen den Erbstatthalter immer weiter gingen, ihm ohne alles Recht ein Stück seiner Amtsbefugnisse nach dem anderen wegnahmen und ihn endlich förmlich des Befehls über die Kriegsmacht zu entsetzen versuchten, verließ Prinz Wilhelm V. mit seiner Familie seine bisherige Residenz, den Haag, und zog sich nach Nimwegen, dicht an der preußisch-holländischen Grenze, zurück.

Von hier aus erneuerte die Prinzeß den Versuch, ihren nunmehr auf den preußischen Königsthron erhobenen Bruder, Friedrich Wilhelm II., zu einer Einmischung in die holländischen Händel zu bewegen; sie hoffte bei dem Bruder, welcher ihr und ihrem Schicksal stets rege Theilnahme bewiesen hatte, einen besseren Erfolg ihrer Bitten zu finden, als bei dem alten und vorsichtig gewordenen Onkel.

Indessen auch Friedrich Wilhelm II. bezeugte anfänglich wenig Neigung, wegen der Befriedigung des Ehrgeizes seiner Schwester sich in Verhältnisse einzumischen, welche bei der drohenden Haltung des französischen Cabinets gar leicht zu unheilvollen Verwickelungen führen konnten. Er begnügte sich, den äußerst gewandten Grafen von Görz als besonderen Unterhändler nach dem Haag zu senden, mit der doppelten Aufgabe, in Verbindung mit dem französischen Gesandten die Stände Hollands zu größerer Nachgiebigkeit, sodann aber auch die Prinzessin und ihren Gemahl zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Wie der König über seine Einmischung in einen Streit, welcher das preußische Volk in der Welt nichts anging, zu jener Zeit noch dachte, geht aus einem eigenhändigen Schreiben desselben an den Grafen von Görz vom 19. September 1786 hervor.

„Es sei nicht rathsam," sagt Friedrich Wilhelm in diesem Briefe, „die beabsichtigte Dazwischenkunft mit Drohungen zu beginnen, weil dadurch die Gemüther erbittert und die Unruhen vermehrt werden würden, wenn Frankreich, dessen Interesse es sei, Holland zu erhalten, durch das Verfahren Preußens bewogen werden könnte, auch seinerseits Schritte zu thun, um die Partei Frankreichs zu verstärken. Auf diese Art könnte man in den Fall kommen, die Flamme des Krieges zu entzünden, ohne einen Alliirten zu haben und selbst ohne sicher zu sein, was England und andere Mächte thun würden. Gern würde der Kaiser sehen, wie sein Nebenbuhler sich schwäche und einen günstigen Augenblick abwarten, um ihm irgend einen empfindlichen Streich zu versetzen. Ich kann keinen Krieg blos um des Interesses der Familie des Statthalters willen anfangen und wollte ich mich auf bloße Demonstrationen beschränken, so würden Frankreich und die Opposition bald solche nach ihrem wahren Werthe anzuschlagen wissen, ich aber mir den größten Nachtheil zufügen, wenn ich nicht handelte, nachdem ich Demonstrationen gemacht hätte" —

In der That, vortreffliche und ganz eines Herrschers würdige Worte und Ansichten, bei welchen nur zu bedauern bleibt, daß der König von dem Augenblicke an ganz in entgegengesetztem Sinne handelte, als durch die Ereignisse seine persönliche Eitelkeit in's Spiel gezogen, seine Königliche Würde verletzt wurde.

Die Sendung des Grafen von Görz hatte auf der einen Seite so wenig Erfolg wie auf der anderen. Der französische Gesandte wußte auf feine und geschickte Weise jedes gemeinschaftliche Handeln mit dem Bevollmächtigten des Königs von Preußen zu vermeiden; die Prinzessin und durch sie ihr Gemahl blieben taub gegen alle Vorstellungen, so daß der König einer Instruction an seinen Gesandten eigenhändig die Worte hinzufügte:

> „Wenn der Prinz nicht bald sein Benehmen ändert, so wird er sicherlich den Hals brechen,"

eine Prophezeihung, die zwar nicht in Erfüllung gehen sollte, die aber von Neuem den Beweis liefert, daß der König sich nur sehr ungerne entschloß, der Sache des Statthalters mit Ernst und Nachdruck zu Hilfe zu kommen.

In den ersten Monaten des Jahres 1787 standen die Sachen nunmehr so, daß der Ausbruch eines ernsten Kampfes kaum noch zu vermeiden war. Der König von Preußen hatte der Vorsicht halber ein Truppencorps an der Grenze von Geldern, der Prinzstatthalter ebenso eine Streitmacht bei Arnheim zusammengezogen und auch die Generalstaaten boten nicht allein in allen ihnen anhängenden Provinzen und Städten die Miliz auf, sondern rüsteten auch unter dem Rheingrafen von Salm ein sogenanntes Heer aus, welches indessen nur aus zusammengelaufenem Gesindel bestand, mit welchem ein ernster Widerstand gar nicht zu leisten war.

Ueberall standen sich die Parteien auf's Heftigste erbittert gegenüber; schon kam es im Anfang Mai in mehreren Orten zu Gefechten zwischen den Soldaten des Prinzen und den Bürgern und die Spannung stieg auf's Höchste, als der Erbstatthalter am 26. Mai ein gegen die Generalstaaten gerichtetes Manifest erließ, in welchem er eine äußerst drohende Sprache gegen dieselben führte.

Wesentliche Unterstützung fand die Sache des Erbstatthalters und seiner Gemahlin bei dem englischen Gesandten im Haag, Lord Malmsbury. Dieser sehr gewiegte und schlaue Diplomat wußte nicht nur durch allerlei Kabalen und auch durch rechtzeitig nicht gespartes Geld Zwietracht im Inneren der patriotischen Partei zu erzeugen, sondern er gab sich auch, vorläufig freilich vergebens, alle mögliche Mühe, den König von Preußen zu einer bewaffneten Intervention zu bewegen. Der Zeitpunkt zu einer solchen schien allerdings zu dieser Zeit günstiger wie je, da der bisher an der Spitze des französischen Cabinets stehende, sehr gewandte und einsichtsvolle Graf von Vergennes seinen Platz dem Erzbischofe von Sens, Lomenie de Brienne hatte abtreten müssen, und von diesem ein energisches Auftreten zu Gunsten Hollands nicht zu erwarten war.

Ein unerwarteter Vorfall brachte plötzlich die Entscheidung. Die Erbprinzessin trat trotz der im ganzen Lande herrschenden Aufregung am 28. Juni 1787 eine Reise nach dem Haag an, angeblich um daselbst persönlich die Beilegung der Streitigkeiten zu vermitteln. Bei der bisher bewiesenen Hartnäckigkeit der Prinzeß verdient indessen diese Annahme

wenig Glauben und man wird schwerlich einen Irrthum begehen, wenn man behauptet, daß die Prinzessin, in der sicheren Voraussicht dessen, was da kommen werde, die ganze Reise nur unternommen habe, um ihren Bruder, den König von Preußen, endlich zu einem energischen Auftreten fortzureißen. War dies in Wirklichkeit der Plan der Prinzessin, so war er jedenfalls auf eine genaue Kenntniß des Charakters König Friedrich Wilhelm's II. basirt — und glückte vollkommen.

Hinter dem Städtchen Schonhoven, an der Grenze der Provinz Holland, wurde der Reisezug der Prinzessin von einer Abtheilung des Freicorps von Gouda angehalten. Der den Posten befehligende Offizier, wahrscheinlich irgend ein ungebildeter Bauer oder Krämer, der sich in seiner Würde als Lieutenant nicht zurecht zu finden wußte, erklärte der Prinzessin, als diese sich zu erkennen gab, daß er die Weiterreise nicht zugeben könne und bei der in Wörden stationirten Commission der Generalstaaten Verhaltungsbefehle einholen werde. Bevor diese eintrafen, wurde die Prinzessin in dem kleinen Orte Gewerse-Sluys in einer allerdings wahrhaft lächerlichen Weise bewacht. Der Offizier blieb mit gezogenem Degen im Zimmer der Prinzessin und behandelte dieselbe, wahrscheinlich in der besten Absicht, ganz so, wie er aus seinen gewöhnlichen Umgangskreisen her gewohnt sein mochte, setzte sich ohne Umstände neben sie, bot ihr Wein und Bier, sogar eine brennende Pfeife Taback an u. s. w. Als nach einigen Stunden die Commission von Wörden aus selbst bei der Prinzessin eintraf und dieselbe über den Zweck ihrer Reise befragte, wurde die Behandlung zwar auf einem anständigeren Fuße eingerichtet, nichtsdestoweniger die Prinzessin bedeutet, daß die Fortsetzung der Reise nicht zugegeben werden könne, bis darüber an die Generalstaaten von Holland berichtet sei. Auch wurde ihr der Vorschlag gemacht, die Antwort der Generalstaaten in Schonhoven, woselbst sie ein passenderes Unterkommen finden werde, abzuwarten. Die Prinzessin nahm diesen Vorschlag an, kehrte nach Schonhoven zurück, verließ aber diesen Ort, als nach Verlauf von 36 Stunden keine Antwort eingetroffen war, ohne daran verhindert zu werden, am 30. Juni Morgens und gelangte ohne alle weitere Belästigung nach Nimwegen.

Dies war in aller Kürze der an und für sich unbedeutende Vorfall, welcher, von der oranischen Partei mit großem Geschick ausgebeutet, mit so vielem Lärm und so maßlosem Klagegeschrei*) in der ganzen Welt

---

*) Hören wir, wie eins der bedeutendsten politischen Blätter jener Zeit sich über diesen Vorfall äußert:

> „Wenn Attila, Alarich, Genserich, Tamerlan und Gengiskhan und alle Anführer der ungeschliffenen Völker, die man Barbaren nennt, von der Begebenheit hören könnten, die in unseren Tagen in Holland geschehen ist, hören könnten, daß eine Frau, eine Prinzessin, eines großen Königs Schwester, die ohne alle Bedeckung in sicherer Ruhe eine Reise macht, in dem Lande, in welchem ihr Gemahl das Oberhaupt ist, in ihrem Reisewagen, auf offener Landstraße von einem Haufen bewaffneter Menschen und Soldaten, die im Dienste des Landes stehen, gefangen genommen, daß diese That von einer herrschenden Stimmenmehrheit der Obrigkeit des Landes gutgeheißen worden und daß man nicht den geringsten Schatten einer Beschuldigung gegen diese Prinzessin vorzubringen weiß, so würden es alle jene wilden

verbreitet wurde, daß endlich auch König Friedrich Wilhelm, empört über die seiner Schwester widerfahrene Beleidigung, zum Schwerte griff und, durch den englischen Gesandten Ewart unablässig angetrieben, der frechen Krämerrepublik den Krieg erklärte.

Es steht unzweifelhaft fest, daß König Friedrich Wilhelm anfänglich dem bedauerlichen Vorfalle auf der Reise seiner Schwester keine große Bedeutung beilegen wollte, sich mit einer Entschuldigung der Generalstaaten zu beruhigen geneigt war und auch jetzt noch wenig Lust bezeugte, nach seinem eigenen Ausdrucke: „seine eigenen Angelegenheiten durch Einmischung in fremde Händel zu verwirren". —

Aber die lauten und bitteren Klagen der Prinzessin und ihres Gemahls, das ungeheure Aufsehen, welches der Vorfall erregte, die unaufhörlichen Anreizungen des englischen Gesandten und des mit diesem ganz einverstandenen Ministers Herzberg, vor Allem aber wohl das Gefühl, daß bei den Vorgängen in Frankreich, bei welchen der letzte Rest des Königlichen Ansehens von den Aufrührern in den Staub gezogen worden, es nunmehr seine, des Königs von Preußen, heiligste Pflicht sei, die Königliche Würde zu schützen und zu rächen gegen alle Angriffe — Alles dies zusammengenommen bewog den König, von seiner besseren Ueberzeugung abzugehen.

So erhielt denn der preußische Gesandte von Thulemeier den Befehl, von den Generalstaaten Hollands für die der Schwester des Königs von Preußen widerfahrene Beleidigung eine eclatante Genugthuung und exemplarische Bestrafung der Schuldigen zu fordern. Eine Note des preußischen Cabinets vom 6. August wiederholte in sehr gebieterischen Worten diese Forderung und fügte die Drohung hinzu, daß die Generalstaaten sich die Folgen einer Weigerung selbst zuzuschreiben haben würden; gleichzeitig wurde unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig in der Gegend von Wesel und Cleve ein Heer von 24,000 Mann zusammengezogen.

Die Antwort der Generalstaaten, obgleich äußerst maßvoll und gehalten, lehnte doch, wohl im Vertrauen auf die in Aussicht gestellte französische Hilfe, die Forderungen des Königs entschieden ab; man stellte in Abrede, daß der Prinzessin irgend eine Beleidigung widerfahren sei und erklärte die Verhinderung ihrer weiteren Reise mit der Besorgniß, daß ihre Anwesenheit im Haag leicht einen Aufstand des Volkes habe hervorrufen können.

Als auch eine noch stolzer und drohender abgefaßte Note vom 9. September die Holländer zu keiner anderen Antwort bewegen konnte, überdem die sichere Nachricht eingegangen war, daß von dem versprochenen französischen Hilfscorps wenigstens vorläufig sich noch kein Mann blicken lasse, ertheilte der König am 13. September dem Herzoge von Braunschweig den Befehl, in Holland einzurücken. Der Einmarsch geschah gleich-

---

Krieger nicht glauben, und wenn sie von der Wahrheit der Thatsache überzeugt würden, so würden sie ausrufen: das thun Barbaren nicht! Aber eine Anzahl Holländer that es, wie man in den öffentlichen Blättern zum Entsetzen gelesen hat" —

Die Generalstaaten von Holland hatten allerdings mit 12 gegen 7 Stimmen das Verfahren der Commission zu Wörden, nicht aber das jenes Offiziers gebilligt.

zeitig in drei Colonnen mit der Präcision und Schnelligkeit, welche zu jener Zeit noch die preußische Armee, als die erste und beste der Welt, in hohem Grade auszeichnete. Die erste Colonne führte der Herzog selbst bei Nimwegen über die Waal, die zweite unter General von Lottum überschritt bei Arnheim den Rhein, die dritte endlich unter General von Knobelsdorf nahm ihren Marsch durch die Grafschaft Zütphen.

Aber diese stolze Armee, die vor Begierde brannte, neue Kriegslorbeeren um ihre Fahnen zu flechten, stieß nirgends auf Widerstand und ihr Einzug in das feindliche Land glich mehr einem friedlichen Spaziergange, als einem ernsthaften Kriegszuge. Ueberall hatten die Häupter der Patrioten, von den Franzosen im Stich gelassen, völlig den Kopf verloren und suchten nur sich und ihre Familien in Sicherheit zu bringen; die Milizen warfen die Waffen weg und zerstreuten sich, und das vom Rheingrafen von Salm zur Vertheidigung Hollands angeworbene Heer floh bei der Annäherung der gefürchteten Preußen nach allen Richtungen auseinander, ihr heldenmüthiger Anführer allen Anderen voran. Auch die Festungen des Landes ergaben sich ohne Widerstand; in Gorkum, wo der Commandant wirklich eine Vertheidigung beabsichtigt hatte, genügte das Einschlagen einer einzigen Bombe, um ihn anderen Sinnes zu machen und nach wenigen Tagen sah sich das preußische Heer im Besitze des ganzen Landes.

Schon am 20. September hielt der Prinz von Oranien, vom Jubel der oranisch gesinnten Volksmenge begrüßt, seinen feierlichen Einzug im Haag, empfangen von einer Deputation der Generalstaaten und der Staaten von Holland, welche in langer Rede die Freude aussprach über die glücklich erfolgte Rückkehr des Prinzen in seine Residenz, von welcher ihn die Machinationen der Feinde seines Hauses, also auch des Vaterlandes, so lange entfernt gehalten. Ein feierlicher Beschluß der Generalstaaten setzte den Prinzen in alle seine Würden und Aemter wieder ein, und gewährte ihm auch einen großen Einfluß auf die Wahl der Stadtmagistrate; überall wurden die patriotisch gesinnten Männer aus diesen entfernt und durch Anhänger des Prinzen ersetzt; die früher gefaßten Beschlüsse wurden für ungesetzlich erklärt und aufgehoben, die Bürgermilizen entlassen und Jedermann aufgefordert, der nunmehr wieder eingesetzten rechtmäßigen Obrigkeit zu gehorchen, vor Allem aber den Preußen keinen Widerstand zu leisten.

Nur die große volkreiche Stadt Amsterdam, der Hauptstützpunkt der patriotischen Partei, versuchte den Angriff abzuwehren. Aber, nachdem der feste Posten bei Amstelween am 30. September von den Preußen gestürmt worden, hörte auch hier der Widerstand auf und am 10. October unterwarf sich auch Amsterdam, dem Sieger das Haarlemer Thor übergebend, der Herrschaft des Statthalters.

Die Art und Weise, wie sich die Prinzessin Genugthuung für die ihr angethane Beleidigung verschaffte, kann nicht genug getadelt werden. Siebzehn der einflußreichsten Häupter der patriotischen Partei wurden auf der Prinzessin Verlangen von ihren Aemtern entsetzt, viele Andere verbannt und hunderte von Familien wanderten nach Frankreich und Belgien aus, um sich ihrer Rache zu entziehen. Mehrere kleine Städte, die sich

durch ihre Anhänglichkeit an die patriotische Sache ausgezeichnet hatten, wurden zur Strafe dafür den Regimentern des Statthalters zur Plünderung überlassen, so unter anderen die Stadt Bois-le-Duc, von deren 4000 Häusern bei der Plünderung nicht weniger wie 2000 niedergebrannt wurden. Es war eben — die Rache eines beleidigten Weibes.

Das preußische Heer verließ nach Wiederherstellung des Friedens das Land, in demselben nur 6000 Mann während sechs Monaten zurücklassend, welche sich in dieser Zeit nicht allein durch ihre musterhafte Zucht und Ordnung die allgemeinste Achtung und Anerkennung erwarben, sondern auch in vielen Fällen die wehrlosen Einwohner gegen die Wuth des oranisch gesinnten Pöbels schützten, als dieser die Demokraten und Patrioten mit Raub und Mord verfolgte.

So war denn in einem zwar äußerst unblutigen, aber sehr geschickt und energisch ausgeführten Feldzuge durch preußische Waffen der Streit in Holland geschlichtet, die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt, das Ansehen der preußischen Monarchie abermals bei ihren Nachbaren um ein nicht Geringes erhöht. Aber dieser Feldzug kostete dem preußischen Staate nicht weniger als 10 Millionen Thaler und König Friedrich Wilhelm beging die zwar ritterliche, nichtsdestoweniger aber unverzeihliche Thorheit, daß er sich bei den reichen Holländern nicht für seine Kriegskosten bezahlt machte. Es ist dies um so bedauerlicher, als die Finanzen des preußischen Staates zu jener Zeit schon sich in bedenklicher Verfassung befanden, der von Friedrich II. gesammelte Staatsschatz längst zerronnen war und das reiche Holland überdem die Bezahlung der Kriegskosten, zu der es rechtlich und moralisch verpflichtet war, kaum gefühlt haben würde.

Die Holländer waren über die unerwartete Großmuth des Königs selbst ganz überrascht; waren sie doch ganz gefaßt darauf gewesen, 16—18 Millionen Gulden Kriegskosten bezahlen zu müssen; um so freudiger erboten sie sich nun, ein Geschenk von einer halben Million Gulden an die Armee zu vertheilen, auch dem Oberbefehlshaber, Herzog von Braunschweig, 100,000 Dukaten Entschädigungsgelder zu zahlen.

Mit der Republik Holland wurde nunmehr preußischerseits am 15. April 1788 eine Defensivallianz abgeschlossen, in welcher sich beide Staaten ihren gegenwärtigen Besitzstand garantirten; ein Vertrag, der für Preußen um so bedeutungsloser wurde, als die Hilfe, welche Preußen im Falle eines Angriffs von der Republik erwarten konnte, wohl nicht viel zu sagen hatte, und man nicht einmal daran gedacht hatte, von Holland günstige Bedingungen für den preußischen Handel zu verlangen. Ja, so weit ging die ritterliche Großmuth des Königs, welcher seinen Stolz darin setzte, Preußen bei diesem ganzen Handel im uneigennützigsten Lichte erscheinen zu lassen, daß er nicht einmal von der Republik die Löschung jener Schuldforderung auf Schlesien verlangte, welche Preußen beim Abschluß des Hubertsburger Friedens mit vom Kaiserhause hatte übernehmen müssen.

Dem Bündnisse mit Holland folgte am 13. August 1788 ein gleiches zwischen Preußen und England; beide Mächte verpflichteten sich, sich im Falle eines Angriffs gegenseitig mit 16,000 Mann Infanterie und 4000 Mann Reitern zu unterstützen. Indessen auch von diesem Bündnisse sollte Preußen keinen Vortheil ziehen; nur zu bald sollte auch Friedrich Wilhelm II.

wie sein großer Vorgänger sich überzeugen, daß die englische Politik zu allen Zeiten nur auf Selbstsucht und Eigennutz basirt ist. War doch auch bei dieser Begebenheit schließlich England das einzige Land, welches Vortheil aus derselben zog, indem durch die Losreißung Hollands von dem Bunde mit Frankreich und Spanien das Uebergewicht Englands zur See, welches im amerikanischen Kriege in bedenklicher Weise gestört worden, unbestritten wieder hergestellt ward. —

Wir wenden unsere Blicke nunmehr nach dem Theil der einst unter spanischer Herrschaft stehenden Niederlande, welcher zur Zeit zum österreichischen Staatenverbande gehörte, dem heutigen Königreich Belgien, damals die österreichischen Niederlande genannt. Dieses Land, mit einer äußerst verwickelten, meistens auf eine Menge von überlieferten Privilegien, Rechten und Gebräuchen basirten Staatsverfassung, welche in keiner Weise mehr den Bedürfnissen der Zeit entsprach, dieses Volk mit seinen scharf ausgeprägten nationalen Sitten und Ansichten, mit seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an die katholische Kirche und Geistlichkeit, an ihre Gebräuche und Mißbräuche, starr und bigott in seinem Aberglauben, hatte mehr wie jeder andere Bestandtheil der österreichischen Monarchie, gegründete Ansprüche darauf, nicht wie eine Provinz, sondern wie ein besonderer Staat, der mit den übrigen österreichischen Ländern nur einen gemeinsamen Herrscher hatte, angesehen und behandelt zu werden.

In einem Lande, welches bei nur geringem Umfange außer einem Erzbischofe nicht weniger wie 7 Bischöfe, 107 Aebte mit zum Theil fürstlichem Einkommen zählte, in welchem der größte Theil des Grundbesitzes sich in den Händen der Geistlichkeit befand, in welchem endlich der Einfluß der Geistlichen, nicht blos auf den großen bigotten Haufen des Volkes, sondern auch auf die Schulen und Universitäten und durch diese auf alle Klassen des gebildeten Theils der Nation ein unbegrenzter war — in einem solchen Lande mußte die unvorsichtige Neuerungs- und Nivellirungssucht Kaiser Joseph's II., deren wir bereits erwähnt, auf ganz besonders hartnäckigen Widerstand stoßen.

Es würde den Raum überschreiten heißen, welchen der Zweck dieser Blätter gestattet, wenn wir die Maßregeln des Kaisers, welche die Belgier zum Widerstande reizten und endlich zur offenen Empörung fortrissen, hier näher erörterten. Für unsere Zwecke genügt es, hier zu sagen, daß im Juli 1789 sich zunächst die Städte Tirlemont und Löwen in offenem Aufstande erhoben, daß diesen die anderen großen Städte und bald das ganze Land folgten, daß die an Zahl geringen und noch dazu äußerst schlecht befehligten österreichischen Truppen nothgedrungen das Land räumen mußten und am 23. November 1789 die Stände von Flandern sich für unabhängig von der österreichischen Herrschaft erklären und eine republikanische Verfassung einrichten konnten. Nur Luxemburg, vom österreichischen General Bender besetzt, blieb in der Gewalt der Kaiserlichen Regierung.

So wichtige, die Macht des in Berlin mit Eifersucht angesehenen Nebenbuhlers so empfindlich schwächende Ereignisse konnten nicht umhin, auch die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung in hohem Grade zu erregen; man thut dem unversöhnlichen Feinde Oesterreichs, dem Grafen Herzberg, auch wohl schwerlich Unrecht mit der Annahme, daß er diese

Ereignisse mit geheimer Schadenfreude betrachtet habe. Auch unterstützte die preußische Regierung die Erhebung Belgiens insofern thatsächlich, als sie es zuließ, daß die beiden Generale von Schönfeld und von Köhler in belgische Dienste traten, um das Heer der neuen Republik organisiren zu helfen. Aber so sehr sich auch die holländische Regierung, welche die belgischen Patrioten mit Rath und That unterstützte, bemühte, das preußische Cabinet zu einem thatkräftigen Auftreten zu Gunsten Belgiens zu bewegen, so konnten doch weder diese Bemühungen, noch eine nach Berlin gegangene Deputation der Belgier den Minister zu anderen, als zu sehr unbestimmt gehaltenen Versprechungen bewegen. Das drohende Gespenst der Auflehnung gegen die von Gott verliehene fürstliche Macht, auf Frankreichs Boden erzeugt und erzogen, und mit Riesenschritten von Land zu Land fortschreitend, erfüllte allmählich alle Cabinete Europa's mit geheimem Grauen, und überzeugte die Fürsten von der Nothwendigkeit, dem wachsenden Fortschritt der Revolution ein Halt zu gebieten, so lange es noch Zeit war.

So faßten denn, nachdem Kaiser Joseph II. vor Kummer über die Vereitelung aller seiner so wohlgemeinten Pläne am 10. Februar 1790 gestorben war, als er eben im Begriff stand, die empörten Belgier mittelst einer ansehnlichen Heeresmacht wieder zu unterwerfen, die im Juli 1790 in Reichenbach zu einem Congreß, von welchem noch ausführlich die Rede sein wird, zusammengetretenen Mächte Oesterreich, Preußen, England und Holland den Beschluß, daß Belgien wieder der österreichischen Herrschaft unterworfen werden solle. Die Ausführung dieses Beschlusses wurde selbstredend dem Bruder und Nachfolger Joseph's, dem Kaiser Leopold II. überlassen, welcher, nachdem die Häupter der Republikaner sein Anerbieten einer allgemeinen und vollständigen Amnestie und Wiedereinführung der Zustände wie vor der Revolution im März 1790 abgelehnt hatten, nunmehr im November ein starkes Heer von Luxemburg aus gegen die Republik in Bewegung setzte.

Aber dieses Heer fand, gerade wie die Preußen drei Jahre früher bei dem Einmarsch in Holland, nirgends Widerstand. Die Häupter der republikanischen Partei ergriffen überall die Flucht und retteten sich nach Frankreich, wo sie die Zahl der Empörer nicht wenig vermehrten und zwei Jahre später den Franzosen die Eroberung ihres Vaterlandes wesentlich erleichterten; das an Zahl geringe und in Bezug auf seine militärische Beschaffenheit äußerst elende belgische Heer zerstreute sich in größter Eile bei der Annäherung der österreichischen Truppen.

So fand die junge belgische Republik nach kaum einjährigem Bestehen schon ein klägliches Ende.

Directer war die Einmischung, in welche die preußische Regierung bei Gelegenheit eines Streites zwischen dem Bischofe von Lüttich, Grafen von Hönsbrück, mit seinen Unterthanen verwickelt wurde.

In dem damals zum Westphälischen Kreise des deutschen Reiches gehörigen Bisthum Lüttich, in welchem die alte zu Recht bestehende Verfassung im Jahre 1684 mit Hilfe fremder Truppen durch den Fürstbischof zum Nachtheile der Stände des Landes umgestürzt worden war, hatten die von Frankreich aus verbreiteten Ideen von Freiheit und Menschenwürde,

von dem Rechte der gewaltsamen Auflehnung gegen tyrannische Unterdrückung, ganz besonderen Anklang gefunden.

Um dem Ausbruche des drohenden Sturmes zuvorzukommen, entschloß sich der Bischof, selbst zu freisinnigen Maßregeln zu schreiten, und dadurch die öffentliche Stimmung für sich zu gewinnen. Er richtete demgemäß an das Domkapitel die Aufforderung, der ihm bisher zugestandenen Steuerfreiheit freiwillig zu entsagen und berief die Stände des Landes zum 31. August 1789 zu einer Versammlung ein, in welcher die Lage des Landes und besonders eine Abhilfe für die Noth der ärmeren Volksklassen berathen werden sollte.

Indessen gegen den Geist, welcher inzwischen die Massen ergriffen, erwiesen sich diese Maßregeln unzureichend. Volkshaufen rotteten sich zusammen und forderten, von gewandten Führern geleitet, mit Ungestüm und unter den schrecklichsten Drohungen die Wiederherstellung der alten Verfassung von 1316, welche der Bürgerschaft unter vielen anderen Rechten und Privilegien auch die alleinige Wahl ihrer Rathsmitglieder und eine Betheiligung an der Gesetzgebung und der Verwaltung gewährleistete. Die Gährung im Volke nahm bald in so bedenklicher Weise zu, daß der Bischof in der höchsten Furcht — denn schon schleifte der rasende Volkshaufen eine Strohpuppe mit dem Namen des Bischofs an den Beinen durch den Straßenkoth, — von seinem Lustschlosse Seraing aus Alles gewährte, was seine „braven Lüttícher" von ihm forderten.

Er selbst kam, nachdem inzwischen vom Volke die neuen Magistratspersonen eingesetzt, nach Lüttich, bestätigte unter der Versicherung seiner aufrichtigsten Theilnahme an dem allgemeinen Landeswohl die Abschaffung der 1684 gewaltsam eingeführten Verfassung und unterzeichnete die Beschlüsse über die neue Einrichtung des Staates, welche alle Wünsche des Volkes erfüllte. Während aber noch das Volk voller Jubel über diese glückliche Wendung seines Schicksals, über die menschenfreundliche Denkungsart seines Fürsten war — verließ dieser am 27. August in der Nacht heimlich sein Schloß Seraing und entwich nach Trier. Ein zurückgelassenes Manifest des Bischofs sollte die Bürger Lüttichs über seine Abreise, welche nur aus Gesundheitsrücksichten erfolgt sei, beruhigen, erklärte ausdrücklich, daß es nicht des Bischofs Absicht sei, wegen des Vorgefallenen beim Kaiser und Reich Beschwerde zu führen und Abhilfe zu verlangen und daß er, wenn dennoch Klagen wider die Stadt und das Land Lüttich in seinem Namen erhoben werden sollten, diese im voraus für null und nichtig erkläre.

Und dennoch, kaum sollte man eine solche Treulosigkeit noch dazu eines Fürsten der Kirche für möglich halten, erschien wenige Wochen später ein sehr drohend gehaltenes Patent des Reichskammergerichts zu Wetzlar an das Land und die Stadt Lüttich, welches die Vorfälle in Lüttich als strafwürdige Empörung bezeichnete und die sofortige Einstellung aller Neuerungen bei den schwersten Strafen anbefahl, widrigenfalls das Reich mit gewaffneter Hand einschreiten werde. Der Bischof aber erließ von Trier aus eine Erklärung, in welcher er alle von ihm gemachten Bewilligungen und Zugeständnisse als durch Drohungen und Gewalt erzwungen bezeichnete. —

In Folge der Weigerung Lüttichs, die alten Zustände wiederherzustellen, wurden von Seiten des Reiches der König von Preußen als Herzog von Cleve, der Kurfürst von Cöln als Bischof von Münster und der Kurfürst von der Pfalz als Herzog von Jülich beauftragt, die Lütticher durch Gewalt der Waffen zum Gehorsam zurückzuführen.

König Friedrich Wilhelm II. konnte sich als Fürst des Reiches dieser Aufforderung zwar nicht entziehen; aber, selbst in seinem Innersten von der Gerechtigkeit der Forderungen Lüttichs wenigstens halb überzeugt und die Handlungsweise des Bischofs persönlich mißbilligend, widerstrebte es dem ritterlichen Sinne des Monarchen, Gewalt gegen das Land anzuwenden. Er versammelte daher zwar in der Gegend von Mastricht ein Corps von 4600 Mann preußischer Truppen unter dem General von Schliefen, zu welchem noch 1000 Mann pfälzischer und ebenso viel Münstersche Truppen stießen, schickte aber gleichzeitig in der Mitte September einen besonderen Abgesandten, den Kreisdirectorialrath von Dohm, nach Lüttich, um eine gütliche Ausgleichung der Sache zu versuchen.

Indessen die wohlwollende Absicht des Königs, welcher überdem durch die der Sache der Patrioten durchaus günstigen Berichte Dohm's in seiner Ansicht bestärkt wurde, scheiterte —, nicht sowohl an den Forderungen der aufständischen Lütticher, als an der blinden Hartnäckigkeit, mit welcher der Bischof alle Zugeständnisse ablehnte, sowie an der Eifersucht der Kurfürsten von Cöln und Mainz, welche sich verletzt darüber fühlten, daß Preußen allein die Vermittelung der Angelegenheit übernehmen wolle und daher laut gegen dessen einseitiges Vorgehen protestirten.

Dohm ging endlich energisch in der Sache zu Werke. Als am 25. November eine Deputation der Lütticher ihm erklärte: die Stadt und das Land seien zwar bereit, sich den Verfügungen des Reichskammergerichts zu unterwerfen, wenn den neugewählten Magistratsmitgliedern völlige Amnestie zugesichert, die Verfassung von 1684 aufgehoben und Niemand künftig von den Magistratswahlen ausgeschlossen würde; andererseits aber, wenn diese Zugeständnisse verweigert werden sollten, sei man fest entschlossen, den anrückenden Executionstruppen den hartnäckigsten Widerstand zu leisten, ging der preußische Commissarius, ohne sich an den Widerspruch seiner Collegen zu kümmern, auf diese Forderungen ein und schon am 30. November wurde den Truppen die Citadelle und Stadt Lüttich friedlich übergeben.

Die preußischen Truppen wurden beim Einrücken in die Stadt von den Einwohnern als Befreier mit hohem Jubel empfangen.

Der Streit war aber damit noch nicht beigelegt. Sowohl der Bischof, von welchem Fr. Förster ganz treffend bemerkt: „er habe mehr von der Natur des Wolfes, als von der eines Hirten seiner Heerde in sich gehabt", wie auch die Kurfürsten von Cöln und Mainz klagten laut beim Reichskammergericht über das Verfahren der preußischen Regierung und bestanden auf der stricten und bedingungslosen Durchführung der getroffenen Verfügungen.

Der Bischof wagte sogar, den König von Preußen mit Bitten um Uebergabe der Stadt an ihn selbst zu bestürmen, da seine getreuen Lütticher sich schon lange nach der Rückkehr ihres Oberherrn sehnten, worauf

ihm denn Friedrich Wilhelm II. sehr trocken erwiderte: „diese Sehnsucht bestehe wohl nur in der Einbildung des Bischofs“.

Indessen die Anfeindungen, welche der König in dieser Angelegenheit von allen Seiten erfuhr, verleideten ihm das übernommene Vermittleramt derartig, daß er am 1. April 1790 seine Truppen aus Lüttich zurückzog. Der Bischof kehrte darauf unter dem Schutze österreichischer Bajonette zurück und die alten Zustände vor der Revolution wurden wieder eingeführt.

Der Vollständigkeit halber möge hier gleich bemerkt werden, daß der Bischof sich des errungenen Sieges nicht lange erfreuen sollte; schon 1794 riß der Alles verschlingende Strom der französischen Revolution auch dieses Land in seinen Strudel; das ehemalige Bisthum Lüttich ward ein Bestandtheil der französischen Republik. —

§. 8.

Der Congreß zu Reichenbach. 1790.

Während so im Nordwesten Deutschlands das Auftauchen revolutionärer Gedanken, der Auflehnung gegen die bestehende Ordnung, der gewaltsamen Eroberung der Volksrechte vorerst noch überall mit bewaffneter Hand niedergeworfen ward, wobei freilich auch alle an den Fürstenbund geknüpften Hoffnungen und Entwürfe für eine bessere und lebenskräftigere Gestaltung Deutschlands gänzlich zu Grunde gingen, wurde gleichzeitig im Süden der Frieden Europa’s auf’s Ernsthafteste durch die Streitigkeiten Rußlands und Oesterreichs mit der Türkei bedroht.

Der Hauptgrundsatz, nach welchem Friedrich II. die Beziehungen seines Staates zu den anderen Staaten regelte, und welcher, von dem größten Staatsmann seiner Zeit ausgehend, seitdem zur allgemeinen Richtschnur für die Politik der europäischen Staaten, freilich nicht ohne viele bedenkliche Störungen, geworden war, war die Lehre vom Gleichgewicht der Staaten. Nach diesem nur scheinbar richtigen Princip sollte niemals ein einzelnes Land so mächtig und groß werden dürfen, daß es dadurch die anderen nach seinem Willen lenken könne, und wo jemals eine solche Gefahr im Anzuge war, was richtig und rechtzeitig zu erkennen eine Hauptaufgabe der Diplomaten damaliger Zeit geworden war, da bildeten sich sofort Gegenbündnisse anderer Staaten, um dem zu mächtig werdenden Wachsthum entgegenzutreten. Der Fehler des Princips des politischen Gleichgewichtes der Staaten lag eben nur darin, daß es durchaus keine Garantie für die allseitige Haltung desselben gab und daher jeder Staat, so oft es der eigene Vortheil gebot und die Verhältnisse es gestatteten, gegen denselben Grundsatz verstieß, dessen Aufrechterhaltung er doch von den anderen Staaten forderte.

Auch nach dem Tode Friedrich’s des Großen blieb dieses System des politischen Gleichgewichts zunächst noch das herrschende in Europa und ganz besonders maßgebend für den jungen preußischen Großstaat, der erst vor Kurzem durch die Erwerbung Schlesiens so weit zu Kräften gekommen war, daß er überall ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte.

Eine im höchsten Grade bedenkliche Störung dieses Gleichgewichtssystems schien nunmehr in Folge der ehrgeizigen und weitgehenden politischen Pläne Kaiser Joseph's II., im Verein mit der habsüchtigen Politik Rußlands, eintreten und die Ruhe Europa's von Neuem bedrohen zu wollen.

Nachdem Kaiser Joseph's Absichten auf die Erwerbung Baierns durch den energischen Widerstand König Friedrich's II. wiederholt gescheitert waren und der dieser Erwerbung eigentlich zu Grunde liegende Gedanke, durch eine so ungeheure Vergrößerung des österreichischen Gesammtstaates die Herrschaft über alle übrigen deutschen Länder zu erringen, für's Erste hatte aufgegeben werden müssen, eine Folge der vereinten Opposition aller deutschen Fürsten unter der Führung Preußens, lenkte die österreichische Politik plötzlich in andere Bahnen ein.

Schon in den letzten Regierungsjahren Friedrich's des Großen hatte, ohne daß der König im Stande gewesen wäre, dem mit Erfolg entgegenzuwirken, eine bedeutsame Annäherung zwischen dem Wiener und dem Petersburger Hofe stattgefunden; im Jahre 1780 hatte dieselbe Ausdruck in einem zu Zarskoje-Selo abgeschlossenen Vertrage gefunden, in welchem Kaiser Joseph sich ausdrücklich verpflichtete, gegen die von Rußland auf Kosten der Türkei gemachten Eroberungen keinen Widerspruch zu erheben und die Türkei ihrem Schicksale zu überlassen.

Das Schicksal aber, mit welchem Rußland die Türkei bedrohte, und welchem diese letztere Macht rettungslos verfallen schien, war ihre völlige Zerstückelung und Vernichtung, der Lieblingsgedanke der Kaiserin Katharina und ihres allmächtigen Günstlings Potemkin; die Erfüllung des der Türkei drohenden Unterganges aber schien in der That nahe bevor zu stehen, als im Jahre 1788 auch Kaiser Joseph II. sich mit Rußland zur Theilung des türkischen Reiches verbündete und eine österreichische Armee von einer Stärke, wie sie der Kaiserstaat nie zuvor aufgestellt hatte, — 245,000 Mann Infanterie, 36,000 Reiter und 900 Geschütze, — in das türkische Gebiet einbrach. —

Auch der schwache König Stanislaus von Polen, seit der ersten von ihm selbst mit verschuldeten Theilung Polens von der Ueberzeugung geleitet, daß nur unter dem Schutze Rußlands ein Gedeihen der Republik möglich sei und weil er überdem von dieser Macht zum Danke für seine Willfährigkeit die Erfüllung seiner Lieblingshoffnung, die Verwandlung der Wahlmonarchie in eine erbliche, erwartete, schloß sich eifrig dem Bündnisse zwischen Petersburg und Wien an und verpflichtete sich persönlich bei einer Zusammenkunft zu Canieff, zunächst allerdings zum Kriege gegen die Türkei, sodann aber auch „für jedes anderweitige Zusammentreffen", Rußland 100,000 Mann zur Verfügung zu stellen.

Daß die Spitze dieser zweideutigen Clausel nur gegen Preußen gerichtet sein konnte, war zur Evidenz klar, und es befanden sich demgemäß die drei großen slavischen Reiche des östlichen Europa's zur Zeit, zunächst zwar nur gegen das türkische Reich, in Waffen, ohne daß indessen zu berechnen gewesen wäre, welche Macht der fernere Angriff derselben treffen würde.

Solcher Gefahr gegenüber durften die anderen Mächte Europa's nicht unthätig bleiben. Schon am 13. August 1788 schloß das zunächst bedrohte Preußen, dessen ritterlicher König fest entschlossen war, die durch Friedrich den Großen errungene Machtstellung auch nicht um ein Haar breit verkümmern zu lassen, ein Bündniß mit England ab, wo man längst wegen Begünstigung des französischen Handels auf die russische Regierung erzürnt war; Widerstand gegen die Vergrößerungspolitik der beiden Kaiserhöfe, Erhaltung des türkischen Reiches, waren die Hauptpunkte dieses Bundes, welchem sich kurze Zeit darauf auch Holland anschloß.

So fand sich ganz Europa in zwei feindliche Heerlager getheilt; der Ausbruch des Kampfes zwischen Preußen, unterstützt von England, Holland und dem schon im Kriege mit Rußland befindlichen Schweden, sowie der in gleicher Lage befindlichen Türkei auf der einen, und den drei slavischen Ostmächten im Bunde mit Frankreich auf der andern Seite, schien für das Frühjahr 1790 unvermeidlich. In der That wurde, hauptsächlich durch die Bemühungen des preußischen Gesandten Diez und gegen den Rath des Ministers Graf Herzberg, in Constantinopel unterm 30. Januar 1790 zwischen Preußen und der hohen Pforte ein Bündniß abgeschlossen, in welchem sich die erstere Macht verpflichtete, im Frühjahr an Rußland und Oesterreich den Krieg zu erklären und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis das türkische Reich seinen ganzen früheren Besitzstand wieder erlangt habe.

Die Pforte dagegen versprach ihrerseits, keinen Frieden zu schließen, ehe sie nicht alle ihre verloren gegangenen Provinzen und Festungen wieder erobert habe, und unter keinen Umständen sich ohne die Betheiligung Preußens, Schwedens und — Polens auf Friedensverhandlungen einzulassen.

Denn auch die Republik Polen hatte die Staatskunst des preußischen Ministers Grafen von Herzberg für ein Bündniß gegen Rußland zu gewinnen verstanden, indem er durch seinen Gesandten in Warschau den ganzen Unwillen der polnischen Patriotenpartei gegen das von König Stanislaus in Canieff gegebene Versprechen entflammen ließ und so ein Bündniß der Republik mit Rußland und Oesterreich wenigstens vor der Hand unmöglich machte. Hierdurch aber war die politische Lage der beiden Kaiserhöfe trotz der mehrfachen glänzenden Siege, welche die Russen und (nachdem Kaiser Joseph sich genöthigt gesehen, dem alten General Laudon den Oberbefehl über das Heer anzuvertrauen) auch die Oesterreicher über die Türken erfochten, in Wahrheit keine so glänzende geworden, als es den Anschein hatte.

Rußland sah sich durch die Angriffe des ritterlichen, aber abenteuerlichen Königs von Schweden genöthigt, einen großen Theil seiner Truppenmacht, darunter seine besten Regimenter, zum Kampfe in Finnland zu verwenden; eine noch größere Kraftanstrengung erforderte der Türkenkrieg und der russische Einfluß in Polen schwand um so mehr dahin, als das Vertrauen der polnischen Patrioten zu Preußen stieg und Graf Herzberg klug genug war, durch die Begünstigung einiger Aenderungen in der polnischen Verfassung täglich die Stimmung für eine enge Allianz mit Preußen zu erhöhen, ohne sich doch durch ein förmliches Bündniß mit der Republik vorläufig die Hände zu binden.

Ein Krieg mit Preußen und Polen, unterstützt durch die Seemächte, konnte der russischen Regierung jetzt daher nur äußerst unerwünscht sein.

Für Oesterreich mußte derselbe in noch höherem Maße unwillkommen sein. Hier war durch die sich selbst überstürzenden Reformmaßregeln Kaiser Joseph's Alles in der grenzenlosesten Aufregung und Verwirrung, der vom Kaiser angestrebte österreichische Gesammtstaat in der That der völligen Auflösung nahe. Ungarn, dessen verfassungsmäßig begründete Rechte der Kaiser auf die unbedachteste Weise eins nach dem anderen vernichtete, stand am Rande offener Empörung; bereits war eine Deputation der ungarischen Opposition in Berlin erschienen und forderte, daß der deutsche Reichstag die Verfassung Ungarns förmlich unter den Schutz Preußens stellen solle. Der Ausbruch des Krieges mit Preußen würde als erste Folge unzweifelhaft die völlige Losreißung Ungarns von der österreichischen Monarchie herbeigeführt haben.

Belgien hatte sich, wie wir bereits erzählt haben, im Sommer 1789 in offener Empörung gegen das Kaiserhaus erhoben, die österreichischen Truppen und Behörden verjagt und rüstete sich in einmüthiger Begeisterung aller Stände zu dem zu erwartenden Kampfe.

Von Frankreich endlich, dem einzigen Bundesgenossen der beiden Kaiserstaaten, war schwerlich irgend eine Hilfe zu erwarten, da das unglückliche Land um diese Zeit bereits mit den durch die Revolution hervorgerufenen inneren Kämpfen und Zerwürfnissen vollauf beschäftigt war.

Dem gegenüber stand Preußen mit einer jeden Augenblick schlagfertigen und wohl ausgerüsteten Armee von 160,000 Mann, unterstützt durch ein zahlreiches polnisches Heer, — denn die Allianz mit Polen konnte ohne Schwierigkeit jeden Augenblick förmlich abgeschlossen werden, — auf seiner Seite die Seemächte England und Holland, erstere bereit, durch das Erscheinen einer englischen Flotte in der Ostsee den russischen Handel zu vernichten, für sich die öffentliche Meinung Europa's und die Mehrzahl der Fürsten und Stände des Reiches, welche schon längst mit wachsender Besorgniß auf die Gewaltmaßregeln und ehrgeizigen Pläne des Kaisers, von denen sie ihre eigene Selbständigkeit bedroht sahen, blickten.

So war Preußen in der That zu dieser Zeit der Schiedsrichter Europa's und die Pläne des Ministers Grafen Herzberg, denen wir uns jetzt für einen Augenblick zuwenden, schienen ihrer sicheren Vollendung entgegenzureifen.

Dieser geniale und klug berechnende Staatsmann, ein Mann von scharfem Verstande und unversieglicher Arbeitskraft, aber auch von einem nicht geringen Grade von Selbstüberschätzung beseelt, welchem man nicht mit Unrecht den Vorwurf machen muß, daß er über dem seine ganze Politik leitenden Gedanken, Oesterreichs Vergrößerungs- und Machterweiterungsbestrebungen entgegenzutreten, sowie über den russisch-türkisch-polnischen Händeln die deutschen Interessen Preußens hintenan gesetzt habe, ging von der Ansicht aus, daß Preußen seinen historischen Beruf, Oesterreich wie überall so auch in den deutschen Angelegenheiten entgegenzutreten und sich selbst an seine Stelle zu setzen, am wirksamsten auf dem *Felde der europäischen Politik* zu erfüllen vermöge. Demgemäß war das Bestreben des Ministers darauf gerichtet, Polen und die Türkei zwar in

ihrem Widerstande gegen Rußland und Oesterreich rege zu erhalten, ohne jedoch durch bestimmt abgeschlossene Verträge mit diesen Staaten, welche ohnehin auf den alleinigen Schutz Preußens angewiesen blieben, Verpflichtungen gegen dieselben einzugehen, welche für Preußen späterhin lästig werden mochten.

Das Resultat des Kampfes aber sollte nach des Ministers Berechnung für Preußen den längst ersehnten Besitz der Städte Danzig und Thorn, sowie die Abtretung eines Theiles von Pommern seitens Schwedens herbeiführen; für diesen Preis wollte Herzberg es gern zugeben, daß Rußland und Oesterreich einen Theil der an der Donau gemachten Beute behielten und Schweden durch Rußland mit einem Theile von Finnland, Polen durch Oesterreich mit einem Stück von Galizien entschädigt werde.

Der etwas künstlich angelegte und weit aussehende Plan Herzberg's war in der That doch nicht so abenteuerlich, als er beim ersten Anblick aussah. Rußland und Oesterreich hätten ihn schwerlich verhindern können; die Türkei mußte froh sein, durch eine verhältnißmäßig geringe Einbuße sich vor gänzlicher Theilung bewahrt zu sehen; Polen hätte für zwei Städte, welche, mitten im preußischen Gebiet gelegen, für die Republik doch nur von zweifelhaftem Werthe sein konnten, einen Bezirk in Galizien von sechsmal so großem Umfange und dreimal so viel Seelenzahl erhalten, und Schweden endlich wäre für einige Millionen Thaler zu dem oben erwähnten Tausche völlig bereit gewesen. Das deutsche Interesse aber, bei dem specifisch-preußischen Herzberg ohnehin nur in zweiter Linie in Betracht kommend, hätte durch die Verwirklichung des Herzberg'schen Planes, durch den Erwerb von Danzig und Thorn, durch die Verhinderung einer Theilung der Türkei, entschieden gewonnen.

Alle Pläne Herzberg's scheiterten jedoch an dem plötzlichen Tode Kaiser Joseph's II., am 10. Februar 1790, und an der gänzlich veränderten Richtung, in welche unter seinem klugen und gemäßigten, ruhigen und unerschütterlich festen Bruder und Nachfolger, Großherzog Leopold von Toscana, die österreichische Politik fortan gelenkt wurde.

Auf die ehrgeizigen Eroberungspläne seines Bruders, welche er nie gebilligt hatte, Verzicht leistend, erkannte Leopold es für seine Hauptaufgabe, die gegenwärtige bedenkliche Krisis in der Weise zu beendigen, daß auch für Oesterreichs Gegner, besonders aber für Preußen, kein Gewinn aus derselben erwuchs, und lieber auf jede Erwerbung an der Donau zu verzichten, als Preußen durch einen Zuwachs an der Ostsee sich stärken zu sehen. Gleichzeitig mit der Beseitigung dieser Gefahr aber mußte Alles gethan werden, um den österreichischen Gesammtstaat, dessen einzelne Theile mit gänzlichem Losreißen von der Monarchie drohten, wie Ungarn, oder sich bereits losgerissen hatten, wie Belgien, vor dem drohenden Verfalle zu schützen.

Niemand war zu der Erfüllung so schwieriger Aufgaben geeigneter, als Leopold. Ein eigenhändiges, sehr verbindliches Schreiben Leopold's an den durch jedes Zeichen von Vertrauen leicht zu gewinnenden König von Preußen versicherte diesen von der Friedensliebe des neuen österreichischen Herrschers und von seiner Bereitwilligkeit, die streitigen Punkte mit Preußen auf gütlichem Wege auszugleichen. In der That schien nichts leichter und

einfacher zu sein, als diese Ausgleichung; denn auch das Bündniß Preußens mit England und Holland war ja nur auf die Erhaltung des Besitzstandes abgeschlossen worden und alle Theile hätten nur nöthig gehabt, auf den status quo ante zurückzugehen, um den Streit in befriedigender Weise zu endigen. Eine derartige Lösung aber behagte keinem der Betheiligten; Alle wollten für ihre gemachten Anstrengungen Entschädigung haben, vor Allen Rußland, welches, stolz auf die erfochtenen Siege, jede Einmischung Fremder kalt ablehnte; und selbst der so uneigennützig scheinende Leopold war keineswegs gesonnen, ganz ohne Ersatz für die gehabten Kosten aus dem Handel zu treten.

Friedrich Wilhelm II. beantwortete das Schreiben Leopold's in gleich höflicher und vertrauensvoller Weise, theilte demselben den Plan Herzberg's zur Wiederherstellung und Aufrechterhaltung des Friedens mit und versprach dem Großherzoge für seine Zustimmung zu demselben seine Stimme zur Kaiserwahl und Enthaltung jeglicher Einmischung in die belgischen Angelegenheiten. Leider aber hatte zu dieser Zeit das System Herzberg's bereits durch den König selbst eine bedenkliche Erschütterung erlitten, indem der König trotz der Abmahnungen seines Ministers bereits im Januar das schon erwähnte Bündniß mit der Türkei abgeschlossen hatte und sich zu Ende März auch zu einer förmlichen Allianz mit Polen hinreißen ließ, welche die Republik nicht einmal zu der Abtretung von Danzig und Thorn im Voraus verpflichtete. Die ferneren Schritte zur Verwirklichung des Herzberg'schen Friedensplanes waren hiermit von der Zustimmung der Pforte abhängig gemacht worden.

Bald sollten die mit großer Klugheit berechneten Maßregeln Leopold's das bereits wankende politische System Preußens vollends in seinem Fundament erschüttern, Herzberg's Pläne völlig scheitern machen und den Staat Friedrich's des Großen, den alten und natürlichen Feind Oesterreichs, in eine politische Bahn drängen, welche ihn, zum Unheil für Preußen und Deutschland, auf lange Zeit in völlige politische Abhängigkeit von Oesterreich versetzen mußte.

Ein Streit zwischen England und Spanien, entstanden über die von beiden Theilen in Anspruch genommene Berechtigung zu dem Besitz eines unbedeutenden Landstriches in Californien, drohte, da Spanien, gestützt auf den bourbonischen Familientractat vom Jahre 1762, die Hülfe Frankreichs in Anspruch nahm, zu einem Kriege zwischen England und Frankreich zu führen, während noch die Beherrscher Preußens und Oesterreichs in vergeblichem Briefwechsel sich bemühten, den Ausbruch eines großen Krieges im Osten zu verhüten.

In diesem Umstande fand Leopold die erwünschte Gelegenheit zu einem ersten empfindlichen Schlage gegen die preußischen Pläne. Er ließ noch im Mai 1790 an die englische Regierung den Vorschlag richten, daß er bereit sei, auf Grund des alten Besitzstandes Frieden zu schließen, — nur die Festung Orsova sollte ihm die Türkei zu besserer Regulirung der Grenze überlassen — und Belgien die alte Verfassung wiederzugeben. Begnüge sich dagegen England hiermit nicht, so sei er entschlossen zum Kriege und werde dann an Frankreich einen Theil Belgiens abtreten, um mit seiner Hilfe in den Besitz des anderen Theiles wieder zu gelangen.

England und mit ihm Holland, durch den in Aussicht stehenden Krieg mit Frankreich und das dann zu erwartende Erscheinen der Franzosen in den Niederlanden auf's Höchste besorgt gemacht, nahmen indessen, wie der kluge Leopold es erwartet hatte, den Vorschlag freudig und ohne Rücksicht auf das nunmehr von ihnen im Stich gelassene Preußen an und von einer Erwerbung Danzigs und Thorns, welche Städte die Seemächte ohnehin nicht gern im Besitz Preußens gesehen haben würden, war somit keine Rede mehr. Das Herzberg'sche System hatte durch die Treulosigkeit der Bundesgenossen Preußens vollends allen Boden verloren.

Auf dem am 26. Juni in dem kleinen schlesischen Städtchen Reichenbach eröffneten Congreß sollte Preußen noch traurigere Erfahrungen über die Zuverlässigkeit seiner Verbündeten machen. Nachdem Oesterreich den Herzberg'schen Tauschplan zwar zurückgewiesen, seinerseits aber einen Gegenvorschlag vorgelegt hatte, welcher nur in einigen unwesentlichen Punkten von den preußischen Anträgen abwich; nachdem der Minister bereits der vollen Verwirklichung seines Planes sicher zu sein glaubte, waren es die Gesandten Englands und Hollands, welche sich jetzt der Vollziehung des Friedenstractats in der nachdrücklichsten Weise widersetzten. Dieses Verfahren der beiden Seemächte gegen ihren Verbündeten erscheint um so selbstsüchtiger, wenn man erwägt, daß zu jener Zeit bereits die Vorgänge in Frankreich, insbesondere der Beschluß der Nationalversammlung, welcher dem Könige das Recht entzog, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen und solches der Nationalversammlung verlieh, jede Aussicht auf den Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und England zu nichte gemacht hatte. Auch Spanien hatte sich nach diesem durch die Jacobiner herbeigeführten Beschlusse, auf die Hilfe Frankreichs verzichtend, widerstandslos den britischen Forderungen, so ungerecht diese auch sein mochten, fügen müssen; somit aber hätten die Seemächte völlig freie Hand gehabt, ihre gegen Preußen eingegangenen Verpflichtungen in der orientalischen Frage zu erfüllen.

Dennoch schien der König von Preußen anfänglich fest entschlossen, von seinen Forderungen nicht abzugehen; er versammelte daher, um nöthigenfalls sofort mit Nachdruck auftreten zu können, nicht allein ein bedeutendes Heer unter dem Befehle des Herzogs von Braunschweig, in dessen Hauptquartier sich Friedrich Wilhelm selbst befand, an der schlesischen Grenze, sondern zog auch ein zweites ansehnliches Heer unter dem General von Kalkreuth bei Thorn und bald darauf ein drittes unter dem General Graf Henkel an der russischen Grenze zusammen.

So gewaltigen Rüstungen gegenüber hatte Oesterreich, welches mit Mühe unter dem Oberbefehl des greisen Laudon eine Armee in Mähren aufstellen konnte, wenig Aussicht auf kriegerische Erfolge; um so größere Resultate erreichte Leopold dagegen im ränkevollen Spiele der Diplomatie, in welchem er Meister war und schließlich den arglosen und vertrauensvollen Friedrich Wilhelm völlig hinter das Licht zu führen verstand.

Die Hindernisse, welche sich auf dem Congresse zu Reichenbach der Ausführung der Herzberg'schen Pläne entgegenstellten und welche von den Feinden des Ministers geschickt genug benutzt wurden, um in dem ohnehin zum festen Ausharren in einem gefaßten Beschlusse wenig geeigneten Könige

von Preußen Mißstimmung gegen seinen Minister und den Glauben zu erwecken, daß derselbe ihn in ganz unnöthige Schwierigkeiten verwickele, wuchsen durch die aus Polen eintreffenden Nachrichten, welche der preußische Gesandte Luchesini selbst von Warschau überbrachte, mächtig an.

Geschickt erhaltener russischer Einfluß und reichlich gespendetes russisches Gold hatten in dem unglücklichen Lande, in welchem Parteikämpfe und innere Streitigkeiten schon längst zu einem chronischen Leiden geworden waren, bis sie schließlich die Auflösung des ganzen Staates herbeiführen mußten, einen Sturm von Unwillen gegen das am 20. März 1790 abgeschlossene Bündniß mit Preußen, ganz besonders aber gegen die beabsichtigte Abtretung von Danzig, welches man als das Gibraltar Polens bezeichnete, und von Thorn, zu erregen verstanden. Der russischen Partei in Warschau gelang es, einen Reichstagsbeschluß zu erwirken, welcher jede Gebietsabtretung für Hochverrath erklärte, und selbst die dem Bündnisse mit Preußen günstig gestimmte Partei der Polen war unverständig genug, zu fordern, daß dieser Staat der Republik für die Abtretung der gedachten Städte wenigstens die Wiedererwerbung von ganz Galizien verbürgen müsse.

Der König, dessen lebhaftes Temperament diese Angelegenheit wie jede andere als ein Mittel zur Aufregung mit Enthusiasmus ergriffen hatte, um sie bei sich entgegenstellenden Hindernissen mit eben so rasch eintretender Ermüdung wieder fallen zu lassen, schloß sich von nun an mehr und mehr der Ansicht der englischen Diplomaten an. Ihm schmeichelte die Vorstellung von dem Ruhme, welchen er für Preußen erwerben könne, wenn er als Schiedsrichter Europa's drei Kaisern den Frieden dictire; er gefiel sich in dem Gedanken, daß sein Verfahren um so größer und uneigennütziger erscheinen müsse, wenn er für sich selbst nichts beanspruche.

Die Vorgänge in Frankreich, von welchen im nächsten Paragraphen die Rede sein wird, bestimmten Friedrich Wilhelm vollends, alle Angelegenheiten, welche ihn in Streitigkeiten mit auswärtigen Mächten verwickeln konnten, zu beseitigen. Die steigende und durch Bischofswerder und dessen Freunde, die bittersten Feinde Herzberg's, immer von Neuem angefachte Besorgniß, daß die Revolutionspartei nicht allein den Königlichen Thron in Frankreich zu vernichten beabsichtige, sondern demnächst alle Fürsten in ihrer Existenz bedrohe, erhöhte das Verlangen des Königs, mit seiner ganzen, ungetheilten Macht der Revolution, als dem gemeinsamen Feinde aller Fürsten, entgegenzutreten.

So erhielt denn Graf Herzberg den bestimmten Befehl, auf der Grundlage des unveränderten Besitzstandes den Friedensvertrag mit Oesterreich abzuschließen; aber der Königliche Befehl mußte unter lebhaften Aeußerungen des Königlichen Unwillens über den übertriebenen Eifer des Ministers, welcher an Ungehorsam grenze, mehrmals wiederholt werden, ehe sich Graf Herzberg schweren Herzens und sehr gegen seinen Willen dazu bequemte.

Die österreichischen Bevollmächtigten, Fürst Reuß und Baron Spielmann, stellten sich überrascht, als der preußische Minister ihnen den Willen seines Königs eröffnete, und beharrten zum Schein für einige Tage noch auf den von Oesterreich gestellten Forderungen; schon glaubte der leicht zu täuschende Friedrich Wilhelm, daß es doch noch zum Kriege kommen werde,

als zu seiner eigenen Ueberraschung Oesterreich plötzlich, scheinbar durch Preußen genöthigt, seine Zustimmung zu einem Vertrage aussprach, welchen es insgeheim eifrigst herbeigewünscht hatte und dessen Vortheile allein auf Oesterreichs Seite lagen.

Am 27. Juli 1790 wurde die Convention zu Reichenbach unterzeichnet; Oesterreich verzichtete in demselben auf alle Eroberungen und versprach für das empörte Belgien völlige Amnestie und Wiederherstellung der alten gesetzlichen Verfassung; Preußen dagegen ließ alle seine auf die Erwerbung von Danzig und Thorn gerichteten Pläne fallen, sagte Leopold seine Stimme zur Kaiserwahl zu und übernahm sogar die Bürgschaft für die Wiederaufrichtung der österreichischen Herrschaft in Belgien, die denn auch, wie im Anfange dieses Paragraphen bereits erzählt worden, mühelos erfolgte. Nur das kleine Zugeständniß hatte der tief gekränkte Herzberg noch durchzusetzen gewußt, daß, wenn etwa Oesterreich bei der Grenzregulirung noch eine Gebietserwerbung von den Türken machen werde, auch Preußen eine entsprechende Entschädigung erhalten solle.

Dem Abschluß des Reichenbacher Vertrages folgte nunmehr zunächst ein Waffenstillstand zwischen Oesterreich und der Türkei, zu Giorgewo vereinbart, auf welchen die Pforte, froh, einen ihrer mächtigen Feinde so wohlfeilen Kaufes los zu werden, mit Freuden einging; Verhandlungen in Sistowa, von denen noch die Rede sein wird, sollten den definitiven Friedensschluß herbeiführen. Die preußischen und österreichischen Heere aber verließen ihre drohenden Stellungen in Schlesien und Mähren und König Friedrich Wilhelm kehrte, vom Volke wegen der glücklichen Erhaltung des Friedens mit Jubel empfangen, nach Berlin zurück.

Die unseligen Folgen des Vertrages von Reichenbach sollten, wie für alle Welt, so auch für den König von Preußen, dessen Eitelkeit nur auf kurze Zeit durch die scheinbar glänzende Rolle, welche er dabei gespielt, befriedigt worden war, bald genug deutlich erkennbar werden.

In der That sank das Ansehen Preußens nach allen Seiten hin in demselben Grade, wie die Bedeutung Oesterreichs, dessen kluger und energischer Fürst die Zeit, welche ihm die glückliche Beilegung des Conflictes verschaffte, auf's Trefflichste zu benutzen verstand, seit dem Frieden von Reichenbach stieg.

Zunächst ging das Uebergewicht, welches Friedrich's des Großen geniale Schöpfung des Fürstenbundes Preußen im Reiche verschafft hatte, verloren; Sachsen entzog sich fortan der preußischen Führerschaft und erklärte seine vollkommene Neutralität; die Majorität, welche Preußen bis dahin im Kurfürstencollegium Oesterreich gegenüber gehabt hatte, war damit geschwunden. Hierdurch konnte es Leopold gelingen, seine Wahl zum Kaiser durchzusetzen, ohne daß die von den Kurfürsten drei Monate lang berathene Wahlcapitulation ihm besonders lästige Bedingungen auferlegt hätte. Am 30. September 1790 wurde Leopold zum deutschen Kaiser gewählt; Preußen, welches seit Friedrich dem Großen berufen geschienen, die Führung Deutschlands zu übernehmen, sah sich in Folge seiner fehlerhaften Politik von dieser Rolle durch Oesterreich verdrängt und zu der Stellung eines vom Kaiser abhängigen Vasallenstaates genöthigt. Der Fürstenbund war damit der That nach gesprengt.

In Polen sank das Ansehen Preußens vollends herab; selbst die früher preußisch gesinnte patriotische Partei, deren unkluger Eigensinn in der Danzig-Thorner Angelegenheit hauptsächlich das Scheitern eines engeren Bündnisses mit Preußen verschuldet hatte, wandte sich nunmehr gänzlich von Preußen ab und richtete ihre Hoffnungen auf ein Bündniß mit Oesterreich. Sie mochte sehr wohl fühlen, daß sie für ihr undankbares Benehmen gegen Preußen auf dessen fernere Freundschaft nicht mehr zu zählen habe.

Schweden, vergeblich auf die versprochene Hilfe seitens Englands und Preußens bauend, sah sich außer Stande, den allein begonnenen Krieg gegen Rußland fortzusetzen; es schloß, bitter getäuscht und im tiefsten Groll gegen seine Verbündeten, einen gewinnlosen Frieden mit seinem übermächtigen Gegner.

Endlich war Preußen durch sein Auftreten auf dem Reichenbacher Congresse auch zu Rußland in eine äußerst gefährliche Stellung gerathen, welche unvermeidlich zum Ausbruch eines Krieges führen zu müssen den Anschein hatte. Durch Preußen sah sich Rußland seines mächtigen Bundesgenossen im Kriege gegen die Türken beraubt; Preußen war es gewesen, welches den russischen Einfluß in Polen untergraben hatte und Rußland seine sichere Beute zu entreißen trachtete; Preußen endlich war es, welches im Verein mit England den russischen Eroberungsplänen in der Türkei entgegentrat. So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß die russische Regierung, von England und Preußen gedrängt, die lebhaftesten Anstrengungen machte und dem Wiener Hofe große Gebietserwerbungen anbieten ließ, um Oesterreich bei dem bevorstehenden Kriege wieder auf seine Seite zu ziehen. Der Kaiser wies indessen, trotz der Mahnungen des Fürsten Kaunitz, alle Anträge Rußlands ab, da er sich durch den Reichenbacher Vertrag gebunden fühlte, außerdem aber auch aus Gründen, welche wir später noch berühren werden.

Er brauchte den Frieden, um seine in Unordnung und Anarchie, Verwirrung und offenem Aufstand vorgefundenen Staaten zu beruhigen und seine Stellung zu denselben zu befestigen. Seiner Klugheit und Energie gelang dies schwere Werk in bewundernswürdiger Weise und mit überraschender Schnelligkeit.

Kaum zum Kaiser gewählt, eilte Leopold nach Ungarn, versöhnte dort durch kluge Nachgiebigkeit und nur scheinbar wichtige Zugeständnisse dieses auf seine Rechte und Freiheiten eifersüchtige Volk, stellte die von Kaiser Joseph aufgehobenen Stände äußerlich wieder her, jedoch nicht ohne die wesentlichsten Rechte derselben sich selbst vorzubehalten, und setzte mit Hilfe der Illyrier und Südslaven es durch, daß er am 9. November zu Presburg zum König von Ungarn mit allen den Herrschaftsrechten, wie sie Maria Theresia besessen, gekrönt wurde.

Zu derselben Zeit unterwarf ein österreichisches Heer von 30,000 Mann unter General Bender das empörte, aber bereits in Parteistreitigkeiten versunkene und durch die Strenge des Congresses gegen die demokratische Partei auch der Aussicht auf französische Hilfe beraubte, also völlig wehrlose Belgien.

In welcher Weise Leopold, im Bewußtsein seiner neu errungenen Machtstellung, diese mit Vortheil gegen Preußen auszubeuten verstand, die Friedensverhandlungen mit der Türkei verzögerte und überall, wo es ihm möglich war, die ihm durch den Vertrag von Reichenbach gezogenen Grenzen zum Nachtheil Preußens zu überschreiten suchte, in treuem Gedächtniß daran, wie viel die mit dem Reichenbacher Vertrage zu Grabe getragene bisherige preußische Politik zu den Verlegenheiten Oesterreichs beigetragen habe, erzählen wir an einer anderen Stelle. —

Für jetzt wenden wir auf einige Zeit unsere Aufmerksamkeit auf die Ereignisse in Frankreich, welche mehr und mehr anfangen, ihren unheilvollen Einfluß auch auf unser Vaterland zu äußern.

§. 9.

Anfang und Entwickelung der französischen Revolution.

Am 5. Mai 1789 war in Versailles die Versammlung der Reichsstände vom Könige Ludwig XVI. in eigener Person, umgeben von der ganzen Königlichen Familie und einem zahlreichen und glänzenden Hofe, mit großer Feierlichkeit eröffnet worden. Nach wochenlangem unfruchtbarem Streite über die Form der Berathungen, — ob nach Ständen gesondert oder in gemeinsamer Sitzung aller drei Stände — erklärten die Vertreter des dritten Standes, zu welchen wenige Tage später auch ein Theil des Adels und der Geistlichkeit übertrat, sich am 17. Juni für die alleinige Nationalversammlung Frankreichs, und begannen mit diesem Schritte, ermuthigt durch die Ohnmacht einer schwachen, unentschlossenen Regierung und ohne Rücksicht auf die bisher giltigen Rechtsformen, jenen großen, in seinen Anfängen so erhabenen und die Achtung und Bewunderung der ganzen gebildeten Welt auf sich ziehenden Kampf um die heiligsten Güter eines Volkes, Freiheit und Anerkennung seiner menschlichen Rechte, welcher in der Geschichte den Namen der französischen Revolution erhalten hat.

Aber dieser Kampf, anfänglich unternommen, um die Nation von dem seit Jahrhunderten auf ihr lastenden Drucke einer unerträglich gewordenen Tyrannei der privilegirten Stände zu befreien, unhaltbar gewordene Vorrechte und Privilegien des Adels und der Geistlichkeit zu beseitigen, alle Franzosen vor dem Gesetze gleich zu stellen und Lasten und Pflichten des Staates auf alle Klassen der Nation nach Verhältniß zu vertheilen, — er wich in seiner fortschreitenden Entwickelung immer mehr von seinem ursprünglichen Ziele ab, je mehr in der Aufregung des Kampfes die Leidenschaften des so lange in der empörendsten Sclaverei gehaltenen niederen Volkes entfesselt wurden, je weniger der schwache, unentschlossen hin und her schwankende Ludwig XVI. den Muth in sich fand, einer Versammlung ernsten und consequenten Widerstand entgegenzusetzen, welche der großen Mehrzahl nach aus leidenschaftlichen Männern ohne Blick und Erfahrung in großen Verhältnissen bestand.

So führte dieser Kampf allmählich zu einem planmäßigen Umsturz aller bestehenden, auch der begründetsten Rechte, und richtete sich, nachdem

Schritt auf Schritt das ständische Dasein des Adels und der Geistlichkeit vernichtet, nachdem durch die Aufregung und Bewaffnung des Pöbels in der Hauptstadt, durch Verführung der Königlichen Truppen die Mittel der Regierung zu kräftigem Widerstande gelähmt worden, schließlich gegen die Königliche Macht selbst.

Wir dürfen die Einzelheiten dieses gigantischen Kampfes, welcher, je mehr er von seiner ursprünglichen Richtung abwich, auch um so mehr seine ideale und erhabene Reinheit verlor, das Fieber der Revolution über ganz Frankreich verbreitete, das Blut vieler Tausender von unschuldigen Menschen vergoß, den Königlichen Thron umstürzte, den König selbst ermordete und in seinen entsetzensvollen Ausschreitungen die ganze Welt mit Abscheu und Schrecken erfüllte, bei den Lesern dieses Buches als bekannt voraussetzen.

Nur diejenigen Begebenheiten der französischen Revolution, welche Einfluß auf die Geschicke der benachbarten Länder und Völker ausübten, welche schließlich Europa in einen fast ununterbrochenen 23jährigen Krieg gegen Frankreich verwickelten, gestatten wir uns, mit einiger Ausführlichkeit zu behandeln. —

Am 14. Juli 1790, dem Jahrestage des Sturmes auf die Bastille, von welchem Ereigniß an sehr häufig, wenn auch mit Unrecht, der eigentliche Anfang der französischen Revolution datirt wird, hatte König Ludwig XVI., umgeben von seinem Hofe, den Ministern, den Deputirten der Nationalversammlung, in Gegenwart eines zahlreichen Clerus, von 130,000 Abgeordneten der Nationalgarden des Königreichs, Vertretern der Armee, aller Departements des Landes, sowie einer zahllosen Volksmenge, nach einer feierlichen Messe den Eid auf die noch nicht einmal völlig berathene neue Verfassung Frankreichs geleistet.

Die Begeisterung, welche bei diesem feierlichen Acte die Herzen aller Anwesenden erfüllte, der Freudentaumel, welcher die demselben beiwohnenden 400,000 leicht erregbaren Franzosen ergriff, dessen Ausdruck selbst die Augen des Königs und der Königin mit Thränen des Dankes und der Rührung für so viele Liebe und Anhänglichkeit füllte, hatte wie im Volke, so auch im Könige selbst noch einmal die Hoffnung erweckt, daß die Zustände sich nunmehr auf friedlichem Wege und in Ordnung und Ruhe weiter entwickeln würden.

Aber diese Hoffnung schwand in dem Herzen des Königs so rasch dahin, als die flüchtige Begeisterung der Menge verrauchte, und machte schon nach wenigen Tagen der unheimlichen Ueberzeugung Platz, daß die eigentliche Umwälzung erst bevorstehe, daß der hoch angeschwollene Strom der Revolution sich mit der verheerenden Gewalt einer Sündfluth über ganz Frankreich ergießen werde, und das Königthum sich zu dem bevorstehenden Kampfe nach fester, zuverlässiger Unterstützung umsehen müsse, wollte es von dem schäumenden Strudel nicht machtlos mit hinweg geschwemmt werden.

In bei Weitem höheren Grade als der phlegmatische Ludwig XVI., in dessen Seele sich keine Spur von Herrschsucht befand und welcher mit der ihm durch die Verfassung angewiesenen Rolle völlig zufrieden gewesen wäre, wenn sie ihm und der Königlichen Familie Sicherheit für die Zu-

kunft geboten hätte, fühlte seine Gemahlin Marie Antoinette, die Schwester Kaiser Leopold's II., die Nothwendigkeit, den wankenden französischen Thron in kräftiger Weise zu stützen.

So schwer es der Königin auch bei ihrer tiefen Abneigung gegen Mirabeau und Lafayette, welche sie als abtrünnige Edelleute, Verräther an der Sache ihres Königs und insbesondere den Ersteren, noch dazu mit Unrecht, für den Urheber der entsetzlichen Ereignisse am 5. und 6. October*) ansah, auch werden mochte, so gelang es dem eifrigen Zureden des österreichischen Gesandten Grafen Mercy, welcher Mirabeau's Charakter und wirkliche Absichten sehr richtig erkannte, doch schon im Mai 1790, die Königin zu einer Zusammenkunft mit Mirabeau zu bewegen.

Das Resultat dieser Unterredung war, daß Graf Mirabeau sich verpflichtete, in der Nationalversammlung die Interessen der Krone zu vertreten, dem Hofe Rath zu ertheilen und mit allen seinen Kräften für die Wiederherstellung des Königlichen Ansehens, für die Aufrichtung einer constitutionell-monarchischen Regierungsform, keineswegs aber für die Restauration des alten Feudalstaates zu wirken. Mirabeau versprach damit nur seine Unterstützung zur Erreichung eines Ziels, welches er von Anfang an selbst erstrebt hatte; von einem Wechsel seiner politischen Ansichten zu Gunsten des Hofes, von einer Verrätherei an der Sache der Nation, welche ihm seine Feinde zum Vorwurf machen, kann daher nicht wohl die Rede sein, wenngleich es der ganzen Sache immerhin einen für Mirabeau zweideutigen Anstrich giebt, daß der König ihm seine Schulden, 200,000 Francs, bezahlte, dem stets geldbedürftigen und die ungeheuersten Summen Verschwendenden eine Rente von monatlich 1000 Thalern aussetzte und, wie allerdings unverbürgt erzählt wird, sich schriftlich verbindlich machte, ihm im Augenblick des Gelingens die Summe von 2½ Mill. Francs zu zahlen.

Mirabeau's Bemühungen zu Gunsten der Monarchie scheiterten an dem gewaltigen Widerstande der äußersten Linken der Nationalversammlung, an dem tiefen Mißtrauen, welches besonders Lafayette und seine Freunde, und mit ihnen eine große Zahl von Abgeordneten gegen die Pläne eines Mannes hegten, dessen persönliches Genie nicht gleichzeitig auf einen sittlichen Charakter begründet war.

Aber Mirabeau's Pläne mußten auch zu Grunde gehen an der Halbheit des Vertrauens, welches ihm der König sowohl wie die Königin entgegenbrachte, an dem tiefen Widerwillen Beider gegen einen Mann, welchen namentlich die Königin als den eigentlichen Urheber alles über Frankreich hereingebrochenen Unglückes betrachtete und welchen sie zwar hier und da um Rath zu fragen, aber weder selbst zum Minister zu machen, noch mit unbedingter Vollmacht zu versehen sich entschließen konnten.

Dieser Widerwillen stieg bei dem politisch beschränkten, aber tief religiösen Ludwig XVI. bis zur tiefsten Abneigung, als er genöthigt war, dem Decret über die Civilconstitution, über die Unterordnung der Geist-

*) An diesen Tagen waren der König und die Königin vom Pariser Pöbel, unter welchem sich besonders die „Damen der Halle" auszeichneten, unter den niedrigsten Beschimpfungen und unter steter Bedrohung ihres Lebens von Versailles nach Paris geschleppt worden.

lichkeit unter die bürgerliche Gesetzgebung, Vereidigung der Priester auf die Verfassung, Wählbarkeit derselben durch die Gemeinden seine Zustimmung zu geben. Daß der König dies, allerdings nur in der Hoffnung, der Papst werde seine Genehmigung zu der neuen kirchlichen Ordnung versagen, that, muß unzweifelhaft als eine wenigstens halbe Unredlichkeit, daß er gleich darauf, durch den Beichtvater der Königin und durch sein Gewissen beängstigt, einen reuevollen Brief an den Papst schrieb, in welchem er seinen tiefsten Abscheu gegen die Revolution und den festen Entschluß aussprach, fortan nichts ohne Genehmigung des Papstes zu thun, muß als eine große Unvorsichtigkeit bezeichnet werden, denn auch Briefe des Königs waren zu jener Zeit nicht sicher unter dem Schutze des Briefgeheimnisses und so gelangte auch dieses Schreiben in die Oeffentlichkeit.

So viel ist geschichtliche Thatsache, daß die Maßregeln der Nationalversammlung gegen die Kirche, die daraus entspringende Eidesverweigerung von zwei Drittheilen der französischen Geistlichen, die harten Verfolgungen, welchen sie in Folge ihrer Weigerung ausgesetzt waren und der hieraus in vielen Gegenden Frankreichs entstehende blutige Religionskrieg einen tiefen Abgrund zwischen dem Könige und der Revolution öffneten, daß gerade durch diese Ereignisse ein Verständniß zwischen Beiden für alle Zeit unmöglich gemacht und so Ludwig XVI., der alles Uebrige mit apathischer Ruhe ertragen hatte, gedrängt wurde, sich anderswo Hilfe zu suchen.

Wo aber war diese zu finden?

Die Wiederherstellung des alten Zustandes, ohnehin völlig unmöglich, wollte selbst die Königin, obgleich ungleich entschlossener und muthiger, als ihr Gemahl, nicht; ebenso erkannte Marie Antoinette ganz richtig, daß ein Bündniß mit den Emigrirten*), welche auf dem Gebiete des Kurfürsten von Trier und unter dem Schutze desselben Truppen zum Kampfe gegen die Revolution warben, nicht allein in militärischer Beziehung ein klägliches Ende nehmen, sondern auch den tiefsten Haß von ganz Frankreich gegen das Königthum entflammen und letzteres völlig in's Verderben führen müsse.

Von Mirabeau's Plan, der König sollte sich nach Compiegne begeben, von dort aus die Auflösung der Nationalversammlung aussprechen und, gedeckt durch die für zuverlässig geltenden Truppen des Generals Bouillé, eine neue Versammlung zur Revision einer vom Könige selbst vorzulegenden Verfassung zusammenberufen, wollte der König absolut nichts mehr wissen; er verschmähte die Rettung aus der Hand des Mannes, welcher so hervorragenden Antheil an der Verfolgung der Kirche genommen hatte.

Mirabeau's am 2. April 1791 ganz plötzlich erfolgender Tod vereitelte ohnehin den Plan, für welchen übrigens bereits ein großer Theil der gemäßigten Mitglieder der Nationalversammlung gewonnen worden war.

So blieben nur noch zwei Wege zur Rettung übrig. Der König mußte entweder nach der Vendée oder nach dem Süden zu entfliehen suchen, sich an die Spitze der dort in vollem Ausbruch befindlichen katho-

*) Schon wenige Tage nach der Zerstörung der Bastille, in der Nacht zum 17. Juli, waren die Brüder des Königs, der Prinz von Artois, von Condé u. s. w. und eine große Schaar von vornehmen Herren und Damen des Hofes aus Frankreich geflüchtet.

lischen Bewegung (eine Folge der erwähnten harten Edicte gegen den Clerus und die Kirche) stellen, den ihm treu gebliebenen Theil der Nation zu seiner Hilfe aufrufen und nach Niederwerfung der Revolution aus eigener Entschließung Frankreich eine neue, freisinnige Verfassung geben — oder aber er mußte die Hilfe der auswärtigen Mächte in Anspruch nehmen.

Die tiefe Abneigung des Königs gegen Blutvergießen und Bürgerkrieg, die Besorgniß vor einem ähnlichen Schicksale, wie Carl I. von England es erlitten, Mangel an Entschlossenheit und ritterlichem Muthe in der mehr mit dem Heldenmuth des Dulders ausgerüsteten Natur Ludwig's XVI. verwiesen ihn selbstredend auf diesen zweiten Weg. Fortan war der einzige Gedanke des Königs nur noch: Flucht an die Ostgrenze des Reiches mit Hilfe einiger treu gebliebener Regimenter, Aufruf an die französische Nation, der ja der jetzige Zustand größtentheils ebenso unerträglich sein mußte und dessen Wirkung man keinen Augenblick bezweifelte, Verleihung einer neuen, auf die Principien eines starken Königthums basirten Verfassung, im schlimmsten Falle Hilfe durch die in Belgien stehenden österreichischen Truppen. —

Die Vorgänge in Frankreich, dem bisherigen Musterstaate eines monarchischen Despotismus, hatten von Anfang an die Aufmerksamkeit aller europäischen Cabinete, so sehr dieselben auch von ihren eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen waren, erregt. Hatten aber die Fürsten Europa's und ganz besonders die größeren Fürsten Deutschlands die Anfänge der französischen Revolution, deren erste Schläge ja zum Besten des Gemeinwohls nur den Adel Frankreichs betroffen hatten, nur mit Spannung und Theilnahme, hier und da sogar die Beschlüsse des 4. August mit einer gewissen Befriedigung betrachtet und, der Mehrzahl nach protestantisch, dem Schicksal der katholischen Kirche in Frankreich mit Gleichgiltigkeit zugesehen, so änderte sich dies völlig, als der fortwogende Strom der Revolution sich auch an die geheiligten Vorrechte des Königs wagte und fortan alle Fürsten in ihrer Machtstellung bedrohte.

Die Abneigung der Fürsten stieg mit den wachsenden Fortschritten, welche die Revolution machte, und als die Verkündigung der Menschenrechte in französisch-prahlerischer Weise ganz Europa mit anarchischen Ideen zu erfüllen drohte, als die entsetzlichen Vorgänge am 6. October bewiesen, daß auch die bisher heilig gehaltene Person des Königs nicht mehr sicher vor roher Beschimpfung und Gewaltthat sei, entbrannte an allen Höfen Europa's die tiefste Entrüstung über die Frechheit der Revolutionäre. Nicht unwesentlich genährt wurde diese Stimmung der auswärtigen Höfe durch die Bemühungen der schon im Juli 1789 emigrirten Prinzen und Edelleute, welchen, als den ersten Opfern der Revolution, sich die allgemeine Theilnahme zuwendete und die gastfreundlichste Aufnahme und Unterstützung zu Theil wurde.

Graf Artois, Bruder des Königs, bestürmte von Turin aus, wo er seit seiner Flucht aus Frankreich bei seinem Schwiegervater gastliche Aufnahme und herzliche Theilnahme, aber durchaus keine Geneigtheit gefunden hatte, wegen des Schicksals des französischen Adels sich in einen Krieg mit Frankreich zu stürzen, alle auswärtigen Höfe mit seinen Bitten um Hilfe; zahlreiche Auswanderer, meistens Edelleute und entflohene Offiziere, be-

sonders der Marine, bemühten sich, vor der Hand vergeblich, an den deutschen Höfen den Krieg gegen das revolutionäre Frankreich, als unverträglich mit der bisherigen Ordnung Europa's, zu entzünden und rüsteten, wie bereits erwähnt, in Coblenz, dem großen Sammelplatz der Emigration, ganz nahe der französischen Grenze, ein zunächst ziemlich kläglich aussehendes Heer aus, um ihr eigenes Vaterland zu bekämpfen. Mehr als alles Uebrige aber erweckte der Beschluß vom 4. August 1789*) den Zorn derjenigen deutschen Reichsfürsten und Stände — unter ihnen vor Allen der Herzog von Würtemberg und Zweibrücken, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen und schließlich der Kaiser selbst — welche im Elsaß und Lothringen bedeutende Herrschaften besaßen und nun mit jenem Beschluß, wie der ganze französische Adel, plötzlich eine Menge von Besitzrechten verloren hatten. Gestützt auf den westphälischen Friedensschluß, sowie auf die Verträge von Nymwegen und Regensburg, überhäuften sie den Reichstag mit Klagen und verlangten die Herstellung des früheren Zustandes.

Die Verhandlungen, welche Kaiser Leopold in dieser Angelegenheit mit der französischen Regierung einleitete, scheiterten in der That nur an der Hartnäckigkeit, mit welcher die Fürsten alle Vorschläge zu gütlicher Ausgleichung von der Hand wiesen und auf dem Reichstage sogar auf der Wiederherstellung ihrer längst an Frankreich übergegangenen Souveränetätsrechte bestanden.

Hierauf aber konnte die französische Regierung, so bereitwillig ihr die Nationalversammlung auf Mirabeau's Antrag die Mittel zu einer Entschädigung der in ihren Besitzrechten gekränkten deutschen Fürsten gewährte, um so weniger eingehen, als auch sie ihr Recht der Souveränetät auf die Artikel des westphälischen Friedensschlusses zurückführte.

Bei dem vorsichtigen Charakter des deutschen Reichsoberhauptes, bei den mannichfachen Sorgen, welche dem Kaiser die in jene Zeit fallenden Händel mit Preußen wegen der Türkei und Polens, sowie die Zustände in seinen Ländern verursachten, konnten indessen alle diese Umstände wohl die gegenseitige Stimmung erbittern und doch vor der Hand weit entfernt davon sein, zu einem Kriege zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche zu führen.

Immerhin aber blieben diese Zerwürfnisse den Jacobinern ein hoch willkommener Vorwand, die leicht irre zu leitende Volksmenge mit dem drohenden Gespenst eines Krieges mit dem Kaiser zu schrecken und durch die oft unglaublichsten Gerüchte über bevorstehende Angriffe, bald von Seiten der Engländer auf Marseille oder Lyon, bald von Seiten des Kaisers im Bunde mit den Emigrirten und mit Rußland, zum wüthendsten Hasse

*) In dieser für alle Zeiten denkwürdigen Sitzung der Nationalversammlung entsagte der Adel Frankreichs freiwillig allen seinen bisherigen Vorrechten und Privilegien, deren er allerdings de facto bereits beraubt worden war. Aufgehoben wurden in dieser bis tief in die Nacht dauernden Sitzung nun auch de jure:

die Leibeigenschaft, die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, die Grundrenten, die Jagd- und Fischereigerechtigkeit, die Steuerbefreiungen, die Käuflichkeit der Aemter, alle Gemeinde- und Provinzialprivilegien, alle Standesunterschiede, Titel und Würden, die Zahlung der Zehnten an die Geistlichkeit.

Alle Franzosen wurden vor dem Gesetz hier gleich erklärt.

gegen das Ausland, aber auch gegen die mit den auswärtigen Mächten und der Emigration im Einverständniß dargestellte Königin zu entflammen.

In Wirklichkeit war die Königin weit entfernt, die Pläne ihres Schwagers zu begünstigen, und sie hauptsächlich war es, welche Ludwig XVI., der ohne ihr Vorwissen nichts von Wichtigkeit zu unternehmen gewohnt war, von jeder Theilnahme an denselben zurückhielt, aus Gründen, welche wir weiter oben bereits berührt haben; in Wirklichkeit war es die Königin gewesen, welche, als der Graf von Artois von Turin her eine Unternehmung auf Lyon in's Werk zu setzen im Begriffe stand, ihren Gemahl zu einem bestimmten Gegenbefehl und zur Versagung jeglicher Mitwirkung veranlaßt hatte; in Wirklichkeit war es Marie Antoinette, welche zuerst erkannte, daß ein ferneres Ankämpfen gegen die einmal geschaffenen neuen Zustände nur unnütz und gefährlich sei und dem Könige nichts übrig bleibe, als dieselben aufrichtig hinzunehmen und durch Annahme eines liberalen Ministeriums die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu beweisen. Die Geschicke Frankreichs, ja der Welt hätten sich vielleicht ganz anders gestaltet, wenn der König diesem Wege gefolgt wäre. —

Aber diese Ueberzeugung der Königin kam theils zu spät, theis wurde sie bald durch die weiteren Ereignisse der Revolution in ihren Grundvesten erschüttert, Marie Antoinette selbst wurde auf den einzig noch bleibenden, oben angedeuteten Ausweg der Hilfe durch auswärtige Mächte gedrängt.

So faßte denn auch bald nach dem Tode Mirabeau's die Königin den Entschluß, sich durch die Flucht den entsetzlichen Zuständen in Paris zu entziehen, obgleich die Nationalversammlung, einen solchen Plan voraussehend, Alles gethan hatte, um die Truppen des Generals Bouillé, die einzigen, auf deren Unterstützung der Hof bei seinem Unternehmen noch rechnen konnte, zu demoralisiren; mit welchem Erfolge, werden wir gleich sehen. Der Entschluß zur Flucht gedieh vollends zur Reife, als der König mit seiner Gemahlin sich am 18. April, um in Paris durch den Gebrauch eines den Eid verweigernden Priesters keinen Anstoß zu geben, auf der Reise nach St. Cloud durch die Nationalgarde gewaltsam angehalten sah und selbst der herbeigeeilte Lafayette nicht im Stande war, ihm den Weg zu eröffnen. Daß Lafayette in Folge dieses Ereignisses, welches selbst den Führern der Linken in der Nationalversammlung als ein bedenklicher Eingriff in die Rechte des Königs erschien, seine Entlassung als Befehlshaber der Nationalgarde eingab, wohl nur in der Absicht, zu erproben, welchen Grad von Popularität er noch in derselben besitze — der General trat sein Amt wieder an, als die Mehrzahl der Bataillone stürmisch danach verlangte — konnte an dem Entschluß des Hofes nichts mehr ändern.

Zwar hatte Kaiser Leopold auf den eigenhändigen Brief der Königin, seiner Schwester, welche ihn bat, zum Schutze der Flucht der Königlichen Familie 10,000 Mann Oesterreicher an der belgischen Grenze bereit zu halten, mannichfache Bedenken über die Gefährlichkeit eines solchen Planes geäußert, auf die entsetzlichen Folgen hingedeutet, welche ein Mißlingen nothwendiger Weise haben müsse; die Königin beharrte auf ihrem Entschlusse und schrieb unterm 1. Juni ihrem Bruder, daß sie etwa um den 20. desselben Monats nach Montmedy zu entkommen und Alles bereit zu finden hoffe. Der durch Robespierre um diese Zeit in der Nationalver-

sammlung zu Stande gekommene Beschluß, daß kein Mitglied der jetzigen Versammlung für die nächstfolgende wählbar sein solle, ein Beschluß, welchen viele allmählich zur Besinnung und zur Umkehr auf gemäßigtere Wege gelangende Mitglieder der äußersten Linken, Barnave, Lameth, Duport u. A. vergeblich bekämpften, konnte den Hof in seinem Entschlusse nicht mehr wankend machen.

In der Nacht vom 20. zum 21. Juni verließ die Königliche Familie einzeln und unbemerkt das Schloß der Tuillerien und gelangte nach mancherlei Gefahren auf verschiedenen Wegen glücklich aus den Barrièren von Paris hinaus. Aber so glücklich sich zu Anfang Alles gestaltete, so waren doch die Anstalten zur Flucht, deren Einzelheiten wir hier als bekannt voraussetzen dürfen, so mangelhaft getroffen, daß das Gelingen derselben unmöglich war. Schon in St. Ménéhould wurde der als Kammerdiener verkleidete Ludwig von dem Sohne des dortigen Postmeisters Drouet, einem eifrigen Republikaner, erkannt und in Varennes fast unter den Augen von Bouillé's Dragonern, welche vergeblich von ihren Offizieren zur Rettung des Königs aufgefordert wurden, verhaftet und bis zum Eintreffen der Deputirten der Nationalversammlung auf's Strengste bewacht. Der Sohn des Generals Bouillé traf mit einem treu gebliebenen Reiterregiment nur eine Stunde vor der Abreise der Königlichen Familie nach Paris, welche unter dem Schutze von Barnave und Péthion, sowie einer starken Abtheilung der Nationalgarde stattfand, vor den Thoren von Varennes ein; er fand dieselben verschlossen, die Zugbrücke aufgezogen, die ganze Umgegend im Aufstande und mußte unverrichteter Sache umdrehen; General Bouillé selbst, schon nach wenigen Tagen seines Lebens nicht mehr sicher auf französischem Boden und überall als Verräther bedroht, floh über die Grenze, die zum Schutze des Königs vergeblich ausgerückten österreichischen Truppen kehrten in ihre Quartiere längs der Grenze zurück.

Die Nachricht von der Flucht des Königs fiel übrigens nicht nur wie ein Donnerschlag in die Nationalversammlung, sondern verbreitete auch Furcht und Schrecken in allen Provinzen des Reiches. Ueberzeugt davon, daß es des Königs Absicht gewesen sei, mit Hilfe des Auslandes und der tief verhaßten Emigranten an der Spitze eines mächtigen feindlichen Heeres nach Frankreich zurückzukehren, die Revolution über den Haufen zu werfen und den alten Feudalstaat wieder herzustellen, vereinigte dieser allgemein verbreitete Glaube alle Parteien, alle Klassen des Volkes gegen den König. Die Häupter der Revolution fürchteten die Rache, welche sie in einem solchen Falle treffen müsse, die zahllose Menge der Proletarier in Paris und anderen großen Städten besorgten das Aufhören jener schönen Zeit, in welcher der Staat sie ohne Arbeit hatte ernähren müssen, der Bauer blickte ängstlich auf die mögliche Wiedereinführung der Zehnten und Frohndienste, der Soldat sah die Wiedereinführung der Stockstreiche, des niederen Soldes und der Ausschließung von den Offizierstellen, der reich gewordene Käufer von geistlichen Gütern die Wiedereinziehung derselben und seinen finanziellen Ruin vor Augen; für Alle wurde der unglückliche König, so fern ihm alle diese Pläne liegen mochten, ein Gegenstand des Verdachtes und des leidenschaftlichsten Hasses.

Selbst der große, besser gesinnte Theil der Nation, welchem die Ausschreitungen der Revolution ein Gräuel, der durch dieselbe geschaffene Zustand unerträglich dünkte, fühlte sich empört bei dem Gedanken, daß nun Alles verloren gehen werde, was die Revolution Großes und Schönes geschaffen, daß Fremde ihr schönes Vaterland zerfleischen, ja wohl gar der Grenzprovinzen berauben könnten. Vor Allem waren es die Führer der Factionen und Clubs, welche sich diese Stimmung nutzbar für ihre Zwecke zu machen suchten. Die Kühnsten unter ihnen bearbeiteten das zu jeder Schreckensthat bereite Gesindel von Paris, die Königliche Familie bei ihrem Einzuge in Paris niederzumachen und so das Tyrannenwesen mit einem Schlage los zu werden; die Vorsichtigeren bemühten sich, durch Einwirkung auf die Nationalversammlung die Absetzung des Königs und die Einführung der Republik zu erreichen. So erließ der Club der Cordelier's, unter Danton's Leitung, eine Erklärung, in welcher jeder Franzose als des Todes würdig bezeichnet ward, welcher fortan noch einen Herrn und Tyrannen haben wolle; so schilderte die Zeitung Brissot's „der französische Patriot" die Abschaffung des Königthums als die einzige Rettung aus der Gefahr, welche Frankreich bedrohe; so forderte Robespierre, gestützt auf den Club der Jacobiner, in der Nationalversammlung geradezu, daß der König und die Königin vor Gericht gestellt werden sollten und das Land über die neue Staatsform zu befragen sei; der blutige Marat aber verlangte die Einsetzung eines Militärtribunen mit unumschränkter Gewalt, welcher sofort alle halben und ganzen Verräther niedermachen lassen müsse.

In der Nationalversammlung gewannen indessen glücklicherweise gemäßigtere Gesinnungen die Oberhand. Die Mehrzahl der Abgeordneten wurde jetzt erst mit Schrecken gewahr, wie schwer man sich gegen die Rechte des Königs verschuldet habe; das Wuthgeschrei der Clubs zeigte nur zu deutlich, in welchen Abgrund Frankreich auf dem begonnenen Wege gerathen müsse und mahnte dringend zur Umkehr; wer nicht Alles aufgeben wollte, was die menschliche Gesellschaft allein zusammenhalten kann, Recht und Eigenthum, Sitte und Gesetz, wer nicht die gräulichste Verwirrung und Anarchie, wer nicht Schrecken ohne Ende über Frankreich herauf beschwören wollte, der mußte jetzt, mochte er von der politischen Schuld des Königs überzeugt sein oder nicht, sich mit allen Denjenigen vereinigen, welche ihre Stimme zu seiner Rettung erhoben. Durch die Vereinigung aller Parteien, — von einer Partei der Rechten war kaum noch die Rede und die äußerste Linke, welcher das Gelingen der Flucht des Königs äußerst erwünscht gewesen wäre, verhielt sich schweigend — kam am 16. Juli der Beschluß zu Stande, daß in der Abreise des Königs nichts liege, was durch die Verfassung oder die Gesetze verboten sei, daß der bis dahin in den Tuilerien scharf bewacht gehaltene König aber so lange von seinem Amte suspendirt sein solle, bis er die Verfassung angenommen habe.

Ein in hohem Grade ungerechter und überdem unkluger Beschluß, hervorgegangen aus der zaghaften und energielosen Gesinnung in der Versammlung, welche den König zwar schützen wollte, aber sich nicht entschließen konnte, dies offen, nachdrücklich und mit Anstand zu thun, welche der

drohenden Vergewaltigung durch den Pöbel zwar entgegentreten, doch aber durch ihre Vertheidigung des Königthums nicht ihre Popularität beim Volke einbüßen wollte. Die Bemühung der Versammlung, Unmögliches mit einander zu vereinigen, schlug daher auch nach beiden Richtungen hin fehl.

Ludwig XVI. wurde durch die nur scheinbar schonende Behandlung, welche man ihm angedeihen ließ, welche aber in Wahrheit mehr wie alles Andere, selbst wie der mißlungene Fluchtversuch, dazu beitrug, den letzten Rest des Königlichen Ansehens zu vernichten, weder der Nationalversammlung und ihren Schöpfungen günstiger gesinnt, noch gab er seine Pläne, sich aus einer das Königthum so herabwürdigenden Lage, und zwar mit Hilfe des Auslandes zu befreien, auf; Königthum und Revolution waren und blieben durch einen tiefen Abgrund von einander geschieden, nur mit der gänzlichen Vernichtung des einen Theils konnte der andere zur völligen Herrschaft gelangen.

Was aber die Pariser Demokratie betrifft, so sollte die Nationalversammlung schon in den nächsten Tagen die Erfahrung machen, daß jede derselben gezeigte Schwäche und Nachgiebigkeit nur den Muth und die Unternehmungslust derselben steigere. Eine von Brissot verfertigte Petition, in welcher von der Nationalversammlung die Absetzung des Königs gefordert wird, sollte auf dem Marsfelde zur Unterschrift ausgelegt werden; in Begleitung zahlreicher Volksmassen wollten die Republikaner diese Bittschrift der Versammlung vorlegen und sie zur Unterwerfung unter den Willen des souveränen Volkes zwingen. Gehörig vorbereitet zu diesem Gewaltact waren die Pöbelmassen durch das wüthende Geschrei Desmoulin's und Marat's, welche in den letzten Tagen unaufhörlich gepredigt hatten, daß die ungetreuen Volksvertreter vogelfrei seien, daß man den Prälaten und Edelleuten die Daumen abschneiden, die widerstrebenden Mitglieder in der Versammlung aber lebendig pfählen müsse. Die Nationalversammlung kam indessen dem Ausbruch dieser Bewegung zuvor, indem sie bereits am 16. mit vieler Energie die sämmtlichen in Paris befindlichen fremden Arbeiter ausweisen ließ und dadurch den für jetzt noch äußerst vorsichtigen Jacobinerclub mit dem furchtsamen Robespierre an der Spitze, in solchen Schrecken versetzte, daß er sich von der ganzen Bewegung fern hielt.

Dennoch sammelten sich am Nachmittage des 18. Juli etwa 6000 Menschen zur Unterzeichnung der Petition auf dem Marsfelde; der herbeigeeilte Stadtrath ließ das Kriegsgesetz publiciren und die rothe Fahne aufpflanzen, die Nationalgarde erschien und gab, als sie mit Steinwürfen und einzelnen Schüssen empfangen wurde, eine einzige Salve auf den Pöbel, welche völlig genügte, die Menge in die Flucht zu jagen und die feigen Führer, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, für längere Zeit in ihre Schlupfwinkel zu verscheuchen.

In der That fürchteten die Robespierre, Danton, Desmoulin, Marat und Andere, daß die Nationalversammlung nunmehr sofort die Clubs schließen und die Gewalt des Königs wiederherstellen werde, woran sie auch bei der Bereitwilligkeit des Pariser Stadtraths, bei der völligen Ergebenheit der Nationalgarde und bei der vorherrschend monarchischen Gesinnung der Bürgerschaft kein Mensch würde gehindert haben.

Indessen die Energie der Versammlung war damit zu Ende; an der Halbheit ihrer Maßregeln sollte zunächst das Königthum, sollten später die meisten Mitglieder derselben zu Grunde gehen.

Man begnügte sich, als Gegengewicht gegen den in Zweigvereinen über das ganze Land verbreiteten Jacobinerclub, welcher schon zu dieser Zeit über 400,000 Mitglieder zählte, einen Club der Gemäßigten, den sogenannten Club der Feuillans*) zu gründen; man hielt es für ausreichend, den Ausschreitungen der zügellos giftigen revolutionären Presse durch Gesetze entgegen zu treten, welche anzuwenden Niemand wagte und die daher völlig wirkungslos blieben.

Aber auch nach der anderen Richtung hin trugen alle ferneren Maßregeln der Nationalversammlung den Stempel der Unschlüssigkeit und Halbheit. Man fürchtete sich offenbar vor dem Kriege mit dem Kaiser, dessen fernere Schritte wir sogleich erwähnen werden, brachte es aber zu nichts weiter, als daß man den König und die Königin nöthigte, den Kaiser selbst von allen Drohungen und Rüstungen gegen Frankreich zurückzuhalten; man wollte die immer drohender sich gestaltende Emigration in Coblenz unschädlich machen und fand dazu kein anderes Mittel, als ein Decret, welches den ausgewanderten Adel mit einer höheren Besteuerung seiner zurückgelassenen Güter bedrohte.

Schließlich aber und gleichzeitig die Hauptsache, man hatte endlich im September 1791 eine Verfassung zu Stande gebracht, die jede Regierung, gleichviel ob monarchisch oder republikanisch, völlig unmöglich machte durch die vollkommene Freiheit der Willkür jedes Einzelnen, durch die Ungebundenheit, welche sie nach Oben gestattete, durch die Abhängigkeit, welche sie nach Unten zuließ, eine Verfassung, welche keine Partei befriedigte, welche der äußersten Rechten so erbärmlich erschien, daß sie geduldig das Zugrundegehen derselben an ihren eigenen Mängeln abwartete und welche doch andererseits die Träume und Hoffnungen der Republikaner auch nicht entfernt erfüllte. Nebenbei war durch die maßlose Ausgabe von Assignaten — bis jetzt waren deren 1800 Millionen angefertigt, und nur noch 477 Millionen standen der folgenden Regierung zur Verfügung — die Finanzlage Frankreichs in so trostlose Verwirrung gerathen, daß eine völlige Verarmung des Landes oder der Staatsbankerott unvermeidlich schien. Zu dem alten Deficit von 550 Millionen Francs hatten die 20 Monate der Revolution bis zu Ende des Jahres 1790 eine neue Schuld von 442 Millionen, die ersten 6 Monate des Jahres 1791 abermals 145 Millionen hinzugefügt.

Dennoch sah sich König Ludwig, obschon schweren Herzens, genöthigt, am 14. September 1791 den ihm vorgelegten, revidirten Verfassungsentwurf anzunehmen, und, daß er dies gethan, den fremden Mächten officiell mitzutheilen; erst mit diesem Acte trat der unglückliche Monarch in die Rechte wieder ein, welche die neue Verfassung überhaupt noch dem Könige gelassen hatte.

Die National- oder auch constituirende Versammlung aber löste sich nach Abschluß des Verfassungswerkes am 30. September auf.

*) So genannt von dem Kloster, in welchem der Club seine Sitzungen hielt.

§. 10.

Das österreichisch-preußische Bündniß.

Die tiefe, bei den vielfachen Verwickelungen des Jahres 1790 leicht begreifliche Abneigung Kaiser Leopold's, sich und das Reich wegen der Gefahren, mit welchen die Revolution in Frankreich das Königthum und schließlich auch die Personen des Königs von Frankreich und der Schwester des Kaisers, der Königin Marie Antoinette bedrohte, in einen Krieg gegen das revolutionäre Frankreich zu stürzen, einen Krieg, dessen unendliche Schwierigkeiten der scharfe Verstand des Kaisers keinen Augenblick unterschätzte, haben wir schon im vorigen Paragraphen hervorgehoben.

Kaiser Leopold war in der That sorgfältiger wie jeder andere Fürst des deutschen Reiches darauf bedacht gewesen, die kriegerischen Gelüste des Grafen von Artois im Zaume und Ludwig XVI. wie seine Schwester von jedem unbesonnenen Schritte, der ihre Lage nur gefährlicher gestalten mußte, zurückzuhalten; er schöpfte aus der außerordentlich geringen Kriegslust, welche sich bei Gelegenheit der englisch-spanischen Händel in der Nationalversammlung und besonders bei der republikanischen Partei ganz unverhohlen gezeigt hatte, die Hoffnung, daß es ihm durch bloße Einschüchterung gelingen werde, die Stellung des Königlichen Paares in Frankreich zu verbessern.

Zunächst gedachte der Kaiser, seit dem Congreß zu Reichenbach nicht mehr durch Preußen in seinen Plänen behindert, überdem bei dem offenen und ritterlichen Charakter des Königs Friedrich Wilhelm und seiner Theilnahme an dem Schicksale des französischen Königspaares der Zustimmung desselben zu jedem Schritte gewiß, welcher zur Rettung Ludwig's XVI. dienen konnte, auch der Neutralität Englands versichert, seinen Zweck durch einen gemeinschaftlichen Protest aller bourbonischen Fürsten, also des Königs von Spanien, des Königs von Neapel, des Großherzogs von Parma, gegen den an Ludwig XVI. verübten Zwang zu erreichen. Der moralische Eindruck dieses Protestes sollte durch an die Grenze gerückte Truppen, wozu außer den bereits genannten Fürsten sich auch Sardinien, die Schweiz und mehrere deutsche Reichsstände verpflichtet hatten, erhöht, durch eine gleichzeitige Erhebung der royalistischen Partei in den Grenzprovinzen aber alle Parteien in Paris so in Schrecken gesetzt werden, daß der König es leicht finden werde, der Revolution gegenüber eine andere, bessere Stellung zu nehmen.

Der übereilte und sehr gegen den Rath des Kaisers unternommene Fluchtversuch des Königlichen Paares, bei welchem schließlich Leopold seiner Schwester die Mitwirkung nicht hatte versagen können, veränderte die Sachlage völlig und hatte als Nachwirkung überdem noch die unerwartete Folge, daß er im französischen Volke das Nationalgefühl in unglaublicher Weise steigerte, durch die bloße Möglichkeit einer Einmischung des Auslandes in die französischen Angelegenheiten der heftigste Haß gegen die Fremden, besonders aber gegen die Emigranten in demselben Maße entbrannte, als die Furcht vor einem Kriege mit denselben dahinschwand.

Die anfängliche Besorgniß des Kaisers über das Schicksal der Königlichen Familie, als dieselbe auf der Flucht angehalten und gefangen nach Paris zurückgebracht worden, beruhigte sich bald, als er die Bemühungen der Nationalversammlung gewahr wurde, den König gegen die Ausbrüche der Volkswuth und gegen die Jacobiner zu schützen und dem Gesetze Achtung und Gehorsam zu verschaffen; er begnügte sich daher, nach wie vor auf allen Seiten zum Frieden und zur Mäßigung zu rathen und weder die stürmischen Bitten der Emigranten, nach das Drängen der im Elsaß und Lothringen geschädigten deutschen Reichsstände vermochten ihm einen anderen Entschluß abzudrängen, als ruhiges Abwarten der Ereignisse. Neue Verwickelungen im Osten Europa's, welche wir hier erwähnen müssen, weil sie sowohl auf das Geschick unseres preußischen Vaterlandes, wie auf die fernere Geschichte der Revolution vom wesentlichsten Einflusse sind, hatten den Kaiser in seinem Entschlusse nur bestärken können und ihn selbst taub gegen die immer dringender werdenden Hilferufe seiner Schwester gemacht.

Kaiser Leopold suchte sich, so viel es irgend möglich war, den im Reichenbacher Vertrage eingegangenen Verpflichtungen entweder ganz zu entziehen, oder doch die Erfüllung derselben möglichst lange aufzuschieben, um in der dadurch gewonnenen Zeit jedes etwa vorfallende und nicht vorausgesehene Ereigniß zu seinen Gunsten und zum Nachtheil seiner Gegner ausbeuten zu können; als einen solchen aber sah auch Leopold, wenngleich nicht mit dem blinden Hasse seines Bruders Joseph, vor Allem Preußen, trotz des Reichenbacher Vertrages an.

So wurden die Friedensverhandlungen mit der Türkei, welche seit den letzten Tagen des Decembers 1790 in dem kleinen bulgarischen Städtchen Sistova gepflogen wurden, österreichischerseits unter den nichtigsten Vorwänden so auffallend verzögert, die Sprache und das Auftreten der österreichischen Bevollmächtigten, zumal seit es dem Kaiser gelungen war, die schon halb im Aufstande begriffenen Ungarn mit Hilfe der Slaven nicht nur zu beruhigen, sondern zu begeisterten Anhängern des Kaiserhauses umzuwandeln, so rücksichtslos und verletzend, daß es der Pforte klar werden mußte, der Kaiser suche nur nach einem Vorwand zum Bruch des Waffenstillstandes von Giorgewo und zur Erneuerung des Krieges.

Die Türkei sah sich in Folge dieses feindseligen Auftretens Oesterreichs genöthigt, schon im Monat März 1791 die ihr durch das Bündniß vom Januar 1790 zugesicherte Hilfe Preußens, Englands und Hollands nunmehr in Anspruch zu nehmen. So unangenehm dem König von Preußen auch in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, in welchem bereits die fortschreitenden Ereignisse in Frankreich seine ganze Aufmerksamkeit und die regste Theilnahme an dem Schicksale des Königlichen Paares von Frankreich erweckt hatten, die Aussicht auf einen Krieg mit Rußland sein mochte, so zögerte er doch keinen Augenblick, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Die umfassendsten Rüstungen wurden angeordnet, die zum Kriege gegen Rußland bestimmten Generale und Truppen bezeichnet und ein Feldzugsplan ausgearbeitet, welcher zunächst die Eroberung Riga's in's Auge faßte, und welcher durch das Erscheinen einer englischen Flotte in der Ostsee unterstützt werden sollte.

Auch die englische Regierung gab sich wenigstens den Anschein, die Türkei eifrig unterstützen zu wollen. Als aber der Minister Pitt am 28. März vom Unterhause die nöthigen Mittel zum Kriege gegen Rußland forderte, stieß er bei der gesammten Wighpartei, welche durch einen solchen Krieg den zu hoher Bedeutung gelangten englischen Ostseehandel gefährdet sah, auf so hartnäckigen Widerstand, daß er, ihm selbst durchaus willkommen, hierin den Vorwand fand, den ganzen Angriffsplan fallen zu lassen und eine friedliche Verständigung mit Rußland zu versuchen. Abermals sah sich Preußen, dessen völlig unbeschützter Ostseehandel inzwischen bereits auf's Empfindlichste gelitten hatte, durch die Selbstsucht seines Bundesgenossen England im Stich gelassen und in die Nothwendigkeit versetzt, entweder — und bei der Stellung Oesterreichs in höchst ungünstiger Lage — allein Krieg gegen Rußland zu führen, oder aber, so gut es eben gehen mochte, sich kurz vor Ausbruch des Krieges aus demselben zurückzuziehen und so seinerseits ebenfalls seinen Bundesgenossen, die Türkei, ihrem Schicksal zu überlassen.

Das Erstere dünkte dem König bei dem zweideutigen Benehmen Oesterreichs in Sistova mit Recht bedenklich; das Zweite aber widersprach durchaus dem offenen und ehrenwerthen Charakter Friedrich Wilhelm's II.

Unter solchen Umständen war es sowohl für England wie für Preußen von der allerhöchsten Bedeutung, daß gerade um diese Zeit Kaiser Leopold, in der sich immer weiter ausdehnenden Macht Rußlands die höchste Gefahr für die Herrschaft Oesterreichs über alle seine südslavischen und magyarischen Länder erblickend, überdem durch die hochmüthige Art und Weise, mit welcher die Kaiserin Katharina seinen Abfall von dem Bündnisse gegen die Türkei getadelt hatte, persönlich verletzt, sich geneigt zeigte, sich gänzlich von Rußland zurückzuziehen und in einer Annäherung an seine bisherigen Widersacher, Preußen und England, ein Gegengewicht gegen die russischen Anmaßungen zu suchen.

Beide Staaten gingen gleich eifrig auf die ersten Andeutungen von dieser Sinnesänderung des Kaisers ein. Friedrich Wilhelm II. beeilte sich auf die erste Bemerkung des österreichischen Gesandten, Fürsten Reuß, daß der Kaiser des Streites mit Preußen müde und von dem Wunsche durchdrungen sei, womöglich durch eine persönliche Begegnung mit dem Könige zwischen beiden Staaten ein herzliches Einverständniß herzustellen, sofort seinen vertrauten Günstling, den Obersten von Bischofswerder, nach Wien zu senden, ohne seinen Ministern von diesem Schritte eine Mittheilung zu machen.

Bischofswerder, von dem schlau berechnenden Leopold in politischer Begabung weit überragt und durch die persönliche Liebenswürdigkeit desselben leicht gewonnen, fand den Kaiser zu einem engeren Bündnisse mit Preußen, um sowohl im Westen gemeinschaftlich der Revolution entgegenzutreten, wie im Osten das Umsichgreifen der russischen Eroberungspläne zu hemmen, ganz geneigt; doch bezeichnete der Kaiser als hauptsächlichstes Hinderniß für das Zustandekommen eines solchen, den Frieden Europa's sicherstellenden Bündnisses die Person des Grafen Herzberg, des bittersten Feindes Oesterreichs, in Berlin, und des Fürsten Kaunitz, des alten Widersachers Preußens, in Wien. Beide müßten nach der Ansicht des Kaisers aus

ihren Aemtern entfernt werden, ehe an eine ehrliche, dauernde Freundschaft zwischen Preußen und Oesterreich zu denken sei.

War der König nun zwar gern bereit, den ihm längst lästig gewordenen Herzberg der neuen österreichischen Freundschaft zum Opfer zu bringen, so konnte er sich bei dem fortwährenden Zögern Oesterreichs in Sistova doch andererseits nur schwer entschließen, an die Aufrichtigkeit des Kaisers zu glauben; er ließ daher zunächst durch den Minister Finckenstein, den einzigen seiner Minister, welchen er in die Verhandlungen einweihte, die englische Regierung um ihre Ansichten sondiren. Das englische Ministerium war weniger bedenklich und beeilte sich, die gute Gelegenheit, durch ein Vertheidigungsbündniß mit dem Kaiser einen möglichst vortheilhaften Frieden mit Rußland zu erlangen, nicht ungenützt vorübergehen zu lassen; bereits am 19. April bot England der Kaiserlichen Regierung eine Alliance an, in welche auch Englands Alliirter, Preußen, einzuschließen sei, wenn sich der Kaiser in Petersburg für einen günstigen Friedensschluß verwenden wolle.

Auch Preußen, dem Alles darauf ankommen mußte, Oesterreich möglichst von Rußland zu trennen, und welches gleichzeitig doch den Schein vermeiden wollte, an dem Schlepptau der englischen Politik in das Bündniß mit Oesterreich hinein bugsirt zu sein, zögerte nun nicht länger, mit dem Kaiser in definitive Unterhandlungen einzutreten; bereits am 1. Mai wurden die Grafen Schulenburg und Alvensleben in das Ministerium berufen und am 12. Mai ging ein officielles Anerbieten zu einem Bündnisse mit Oesterreich nach Wien ab. Nicht außer Acht gelassen darf dabei werden, daß zwar in Berlin der bisherige Lenker der Staatsgeschäfte, Graf Herzberg, von allen diesen Schritten nicht in Kenntniß gesetzt wurde, daß aber umgekehrt das Berliner Cabinet seine anfängliche Forderung, direct durch den Fürsten Reuß mit dem Kaiser zu verhandeln, sehr bald fallen ließ und Fürst Kaunitz, wenigstens zunächst, von allen Verhandlungen unterrichtet ward und in seinem Amte verblieb.

Es möge an dieser Stelle gleich erwähnt werden, daß Graf Herzberg, über solche Zurücksetzung und über die beleidigende Kälte, mit welcher ihn der König seitdem behandelte und welche so weit ging, daß auf den besonderen Befehl des Königs ihm die eingehenden Depeschen aus Wien, Petersburg, Warschau u. s. w. gar nicht mehr vorgelegt werden durften, tief gekränkt und zugleich mit schwerer Sorge erfüllt über die Zukunft, die er für sein Vaterland voraussah, seinen Abschied forderte. Er erhielt ihn am 5. Juli 1791 zwar unter Versicherung der Königlichen Gnade und Anerkennung seiner hohen Verdienste um den Staat; daß man aber dem ersten Minister Friedrich's des Großen, dem Manne, der so lange Jahre mit Ehren und glänzendem Erfolge die Geschicke des preußischen Staates geleitet hatte, jetzt als alleiniges Amt die Aufsicht über den Seidenbau und die Leitung der Akademie der Wissenschaften übertrug, konnte die ihm unverdient widerfahrene Kränkung nur erhöhen. Wir werden dem verdienten Minister in diesem Werke noch einmal begegnen. —

Aber bevor das unselige Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen, welches alle Erinnerungen an die Politik Friedrich's des Großen über den Haufen warf, in seinen Folgen beide Länder in einen unheilvollen Krieg

mit Frankreich verwickelte, Polen vernichten half und, den Keim des Zwiespalts von Hause aus in sich tragend, auch Deutschland für lange Jahre mit Zwietracht erfüllte, zum förmlichen Abschluß kam, hatte Oesterreich bereits abermals den Versuch gemacht, die Verhandlungen über den Frieden mit der Türkei hinzuhalten und die inzwischen in Polen vorgefallenen Ereignisse zu seinen Gunsten auszubeuten; wenig fehlte, daß dieses hinterlistige politische Spiel des Kaisers statt zum Bündnisse, zum Kriege mit Preußen geführt hätte.

Nach Polen, dem Lande der permanenten Anarchie und Verwirrung, fortdauernder Parteikämpfe im Innern und politischer Unselbständigkeit nach Außen, müssen wir für kurze Zeit die Aufmerksamkeit unserer Leser richten, da die demnächst zu erzählenden Ereignisse gleichzeitig stattfanden mit den zwischen denjenigen Mächten schwebenden Verwickelungen, welche sich in die orientalische Frage verstrickt sahen und daher des nothwendigen Verständnisses halber von diesen nicht wohl getrennt werden dürfen.

Daß der Hauptgrund alles Elends und aller politischen Jämmerlichkeit der polnischen Zustände in der Erbärmlichkeit der polnischen Verfassung lag, daß alle Leiden, welche die Republik erduldet hatte, alle Gefahren, denen sie ausgesetzt gewesen war, in der Wählbarkeit des Reichsoberhauptes, in dem freien Veto jedes einzelnen Landtagsboten, in den durch diese Einrichtungen hervorgerufenen politischen Kabalen und inneren Parteikämpfen ihren Ursprung fanden, von dieser Ueberzeugung war der einsichtsvolle und patriotische Theil der polnischen Nation durchdrungen, noch ehe die ersten Anfänge der französischen Revolution bei allen gebildeten Völkern den Gedanken an gleiche Berechtigung und gleiche Verpflichtung aller Stände, an Freiheit der Person, des Eigenthums und an alle die theuersten Güter der Menschheit geweckt hatte.

So sehen wir denn auch den seit dem October 1788 versammelten polnischen Reichstag mit eifrigen Berathungen über zweckmäßige Reformen und über eine dem Bildungsstande des modernen Europa's entsprechende Staatsverfassung beschäftigt, eine bei den elenden Zuständen Polens, bei der gänzlichen Verdummung des niederen Volkes, bei der Unbildung, Selbstsucht und Unzuverlässigkeit des Adels, welcher doch allein als polnische Nation betrachtet werden konnte, bei der Parteienwirthschaft, welche eine Einmischung der auswärtigen Mächte in die polnischen Angelegenheiten nicht nur zuließ, sondern geradezu herbeiführte, bei dem gänzlichen Mangel der Regierung an Geld, brauchbaren Beamten und zuverlässigen Truppen, mit unsäglichen Schwierigkeiten verknüpfte, wo nicht ganz unmögliche Aufgabe. Die Verfassung selbst, welche als das Resultat dieser ebenso gründlichen wie eifrigen Bemühungen der polnischen Patrioten hervorging, und bei welcher Beseitigung des freien Veto's, dieser Wurzel der polnischen Uneinigkeit, sowie Verwandlung der Wahlmonarchie in ein erbliches Königreich die Hauptgesichtspunkte gebildet hatten, werden wir in einem späteren Abschnitte dieses Buches näher kennen lernen; für jetzt und an dieser Stelle haben wir es nur mit dem Interesse zu thun, welches die Bestrebungen der Polen bei ihren Nachbaren, Rußland, Preußen und Oesterreich, in durchaus verschiedener Weise erregten.

Die Kaiserin Katharina von Rußland zunächst, die ohnmächtige polnische Republik längst als eine Erbschaft des russischen Reiches betrachtend, konnte Bestrebungen, welche zu innerer Erstarkung und Kräftigung Polens führen sollten, unmöglich mit gleichgültigen Augen zusehen. War Rußland zwar des schwachen, doppelzüngigen, geistiger Kraft und sittlichen Muthes völlig entbehrenden Königs Stanislaus sicher, welcher noch unlängst im Vertrage zu Canieff der Kaiserin seine Hülfe gegen die Türken zugesichert hatte und zum Dank dafür von Katharina die erbliche Königskrone Polens zu erhalten hoffte, so wußte man doch andererseits in Petersburg zu genau, daß die Partei der polnischen Patrioten, der Großmarschall von Litthauen, Ignaz Potocki, an ihrer Spitze, die der Republik von Rußland her drohende Gefahr sehr richtig erkannte und nur im engen Anschluß an Preußen Rettung vor derselben zu suchen geneigt war, daß endlich auf König Stanislaus' Beständigkeit, wie die Erfahrung bereits mehrfach gezeigt, nicht besonders zu rechnen war. In der That kam es ja auch, wie in §. 8 bereits erwähnt, schon im März 1790 zu dem Bündnisse Polens mit Preußen, welches diese erstere Macht, im directen Widerspruch mit den Versprechungen ihres Königs, zur Theilnahme an dem bevorstehenden Kampfe gegen Rußland verpflichtete.

Russischer Einfluß und reichlich fließendes russisches Gold waren es daher gewesen, welche die Pläne des preußischen Ministers von Herzberg auf die Abtretung von Danzig und Thorn vereitelt und den Unwillen der polnischen Patrioten gegen die Habsucht Preußens geschickt genug erregt hatten; nicht minder eifrig waren russische Agenten gegenwärtig bemüht, mit allen Mitteln das Zustandekommen einer Verfassung zu verhindern, welche alle russischen Eroberungsgelüste gefährden mußte.

Auch Preußen konnte an und für sich wenig daran gelegen sein, den mächtigen Nachbarstaat von über 9 Millionen Einwohnern zu einer festen Einigung und Machtentwickelung gelangen zu sehen; vielmehr mußte eine in sich geeinigte katholisch-slavische Macht wie Polen, seit vier Jahrhunderten im schroffsten Gegensatze zu dem protestantisch-germanischen Preußen stehend und mit seinem Gebiet tief in das Herz dieser Monarchie einschneidend, als eine fortwährende gefährliche Bedrohung derselben erscheinen. Dennoch war man in Berlin anfänglich den Reformen in Polen nicht ohne Zeichen von wohlwollender Theilnahme gefolgt; das preußische Cabinet hoffte ja, wie wir wissen, aus dem Erfolge der polnischen Patriotenpartei die völlige Loßreißung Polens aus der russischen Abhängigkeit, das Wachsen des preußischen Einflusses und schließlich die gefahrlose Erwerbung von Danzig und Thorn hervorgehen zu sehen. Russische Intriguen und sodann jene unbegreifliche politische Unklugheit, welche so häufig selbst die einsichtsvollsten und patriotischsten Männer Polens zu den unverantwortlichsten Fehlern hinreißt, trugen die Schuld daran, daß sich plötzlich in Polen die tiefste Entrüstung gegen die Herzberg'schen Tauschpläne kund gab und die geschickt genährte Mißstimmung gegen Preußen endlich den bereits erwähnten Reichstagsbeschluß vom September 1790 herbeiführte.

Das Bündniß zwischen Polen und Preußen trug unter solchen Umständen schon von Hause aus den Stempel der Unhaltbarkeit an sich; der

grenzenlose Egoismus der Polen, welche von ihrem Bundesgenossen Preußen Schutz und Unterstützung gegen Rußland, eine Gebietsvergrößerung durch Theile von Galizien auf Kosten Oesterreichs erwarteten und überdem in gleichzeitig schwebenden Handelsverträgen auf ganz unberechtigten Forderungen bestanden, während sie selbst jeden Vortheil für die preußischen Interessen hartnäckig verweigerten, mußte nothwendig auch am Berliner Hofe Mißstimmung erzeugen und denselben abgeneigt machen, sich in einen großen Krieg zu stürzen wegen eines Verbündeten, dessen Pläne die Polen selbst vereitelt hatten, der nur nehmen aber nichts geben wollte. So hatten die Polen es sich lediglich selbst zuzuschreiben, daß Preußen im Juli 1790 zu Reichenbach seinen Frieden mit Oesterreich schloß, ohne in demselben auf Polen weitere Rücksichten zu nehmen, daß somit von einer Vergrößerung Polens durch Galizien keine Rede mehr war und Preußen demungeachtet seine Pläne auf die Erwerbung der beiden Städte, freilich nun auf anderem Wege, nicht aufgab.

In Polen aber entstand ein mächtiger Sturm des Unwillens gegen Preußen, dessen Benehmen die patriotische Partei, sehr mit Unrecht, als Verrath und Treulosigkeit gegen den Bundesgenossen bezeichnete und durch diese Stimmung wurde zunächst der Grund gelegt zu der auffallenden Erscheinung, daß der ganze Haß des polnischen Volkes sich später, als das ränkevolle Intriguenspiel des russischen Cabinets zu der zweiten Theilung Polens führte, in viel höherem Grade auf das viel weniger schuldige Preußen, als auf Rußland richtete.

Die so herbeigeführte tiefe Erbitterung der Polen gegen Preußen, ihre gleichzeitige Besorgniß vor den Eroberungsgelüsten Rußlands wußte sich Niemand besser und mit ebenso viel Geschick als Ehrgeiz zu Nutze zu machen, als Kaiser Leopold.

Hatte es bisher in Warschau an einer österreichischen Partei eigentlich gänzlich gefehlt, hatten sowohl der Kaiser wie sein allmächtiger Minister Kaunitz bisher den polnischen Zuständen im Ganzen wenig Interesse, den Polen selbst noch weniger Zuneigung bewiesen, so war dies jetzt mit einem Schlage völlig verändert; die günstige Gelegenheit, Preußen, obgleich man eben an der Herstellung eines Bündnisses mit demselben arbeitete, einen vernichtenden Streich zu versetzen, Polen in österreichische Abhängigkeit zu bringen, und so zwischen das protestantische Preußen und das griechische Rußland eine den österreichischen Interessen völlig ergebene katholische Macht einzuschieben, welche Preußens fortschreitende Machtentwickelung in der gefährlichsten Weise hemmen, Rußland aber von dem westlichen und mittleren Europa völlig trennen mußte, war zu verlockend für den Ehrgeiz des Kaisers, um nicht alle übrigen Rücksichten bei Seite zu setzen. In der That würde das Gelingen des Planes die Geschicke Europa's in ungeahnter Weise verändert haben.

Das Mittel zum Gelingen seines kühnen Planes erblickte Kaiser Leopold in der Umwandlung des polnischen Wahlkönigreichs in eine erbliche Monarchie und in einer Verschmelzung derselben mit dem Kurfürstenthum Sachsen in der Art, daß der jedesmalige Kurfürst von Sachsen auch gleichzeitig König von Polen sein solle.

Die Reformbestrebungen der polnischen Patrioten fanden demgemäß in Wien plötzlich die lebhafteste Unterstützung, vornehme Polen in der Kaiserlichen Hofburg die zuvorkommendste Aufnahme und nebenbei verschmähte die österreichische Treulosigkeit nicht, durch ausgestreute Gerüchte von neuen Theilungsplänen, mit welchen Rußland und Preußen, seltsam genug, zu einer Zeit, wo der Krieg zwischen ihnen vor der Thüre stand, umgehen sollten, den Haß und Argwohn gegen beide Mächte in Polen neu zu beleben.

Die Bemühungen Kaiser Leopold's, seinem Plane Eingang in die Gemüther der leicht erregbaren und zum großen Theil bestechlichen polnischen Edelleute zu verschaffen, hatten unerwartet günstigen Erfolg; bald sprach sich der größte Theil der polnischen Provinzialversammlungen offen für die Erblichkeit der Krone im Hause der sächsischen Kurfürsten aus; kurz darauf trat auch der bisher unschlüssig zwischen den Plänen der Patrioten und seiner Hinneigung zu Rußland hin und her schwankende König Stanislaus offen und entschieden zu der österreichischen Partei über und nur von Oesterreich und von der völligen Hingebung an das österreichische System glaubte man das Heil und die Rettung Polens vor den habsüchtigen Plänen Rußlands und Preußens erwarten zu dürfen.

Ein unerwartetes, wie indessen mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, nicht ohne Wissen, wenn nicht gar auf Veranlassung des Wiener Cabinets eintretendes Ereigniß beschleunigte die Entwickelung.

Am 3. Mai 1791 erschien König Stanislaus mit zahlreichem Gefolge im Saale des Reichstages, erklärte trotz heftiger Opposition der russisch gesinnten Partei, daß die Republik Polen von Rußland und Preußen nur neue Theilungspläne zu erwarten habe, daß namentlich Preußen nur darauf sinne, Danzig und Thorn in seine Gewalt zu bekommen, und daß nach dem Rath der Polen befreundeten Mächte*) die Rettung von dieser Gefahr nur in der sofortigen Einführung einer neuen und starken Verfassung zu finden sei. Der vom Könige gleichzeitig vorgelegte Verfassungsentwurf, von welchem wir hier nur erwähnen, daß nach demselben die Erblichkeit der polnischen Königskrone im kurfürstlich sächsischen Hause und zwar dergestalt ausgesprochen wurde, daß dem jetzigen Kurfürsten**) seine Tochter succediren solle, wurde von der Versammlung mit großer Begeisterung sofort angenommen und beschworen; des Kaisers Plan schien damit der Vollendung nahe gerückt zu sein.

Für Preußen konnten, wie bereits oben angedeutet worden ist, die Folgen dieses Ereignisses von unberechenbarer Bedeutung werden. Vermählte sich später einmal, und Preußen würde dies schwerlich haben verhindern können, die Tochter des Kurfürsten von Sachsen mit einem rus-

---

*) Den politischen Verhältnissen nach konnte es keine andere Macht sein, welche Polen diesen Rath gegeben hatte, als Oesterreich. Frankreich befand sich damals selbst in der stärksten inneren Krisis und hatte genug mit sich selbst zu thun; England und Holland waren mit Preußen verbündet und unterstützten, wenn auch in wenig erfreulicher Weise, dessen Pläne; Dänemark war sogar zur Zeit in Polen tief verhaßt, weil es den Vorschlag gemacht hatte, die türkische Frage auf Kosten Polens zu erledigen; Schweden und alle übrigen kleineren Länder kommen nicht in Betracht.

**) Er hatte keine Söhne.

sischen oder österreichischen Prinzen, so gerieth das überdem in sich gekräftigte Polen in völlige Abhängigkeit von Rußland oder Oesterreich und eine solche Vereinigung, mochte sie nun nach dieser oder jener Seite hin stattfinden, war für die Entwickelung des preußischen Staates von der höchsten Gefährdung; nicht viel besser aber wurde es, wenn die Prinzessin mit einem kleineren deutschen Fürsten vermählt wurde, denn auch in diesem Falle stand zu besorgen, daß Polen völlig in russische oder österreichische Abhängigkeit gerathen werde. Preußens eigenes Interesse forderte daher gebieterisch die Aufrechterhaltung der alten polnischen Verfassung, die Beibehaltung des freien Wahlrechts; von Preußen die Begünstigung und Unterstützung der Verfassung fordern, welche der Staatsstreich vom 3. Mai 1791 der Republik gegeben hatte, hieß in der That nichts Anderes, als von Preußen verlangen, daß es ein Werk fördern helfe, welches Preußen selbst mit Zerstückelung bedrohte.

Der damals noch im Amt befindliche, leider aber schon jedes politischen Einflusses beraubte Minister Herzberg bemühte sich indessen vergeblich, dieser Ansicht beim Könige Geltung zu verschaffen; die Besorgniß, bei dem bevorstehenden Kriege gegen Rußland der Hilfe Polens entbehren zu müssen, wo nicht Polen selbst auf die Seite Rußlands zu treiben, der dringende Wunsch, mit Oesterreich abzuschließen, sich dessen Neutralität zu versichern und so Rußland völlig zu isoliren, überwogen alle Bedenklichkeiten. Friedrich Wilhelm unterdrückte seine Empfindlichkeit über das Verfahren der Republik und sprach nicht nur am 8. Mai dem polnischen Gesandten Jablonowsky seine Zufriedenheit über das Vorgefallene aus, sondern beglückwünschte auch in einem persönlichen Schreiben vom 28. Mai den König Stanislaus wegen der glücklichen Veränderung, durch welche Polen endlich eine weise und wohl eingerichtete Verfassung erhalten habe.

Im Einverständniß mit England hatte der König von Preußen in derselben Zeit einen neuen Vorschlag zur Erhaltung des Friedens nach Petersburg abgehen lassen, in welchem Rußland die Erwerbung der Festung Oczakow, sowie des Gebietes zwischen dem Dniester- und Bug-Fluß angeboten wurde; dasselbe Gefühl der Mäßigung und Friedensliebe, sowie der Wunsch, sich auf alle Fälle Polen nicht gänzlich zu entfremden und die Verhandlungen in Sistova rasch zu beendigen, bewogen ihn nunmehr auch, seinen Ansprüchen auf Danzig und Thorn völlig zu entsagen. Noch einmal erhielt der Oberst von Bischofswerder den Auftrag, dem Kaiser persönlich das preußische Bündniß anzutragen; Preußen erklärte sich bereit, die polnische Verfassung anzuerkennen, genehmigte die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum Erben der polnischen Krone und verlangte dafür nur, daß der Kaiser nunmehr ungesäumt Frieden mit der Türkei mache, im Fall eines preußisch-russischen Krieges seine Neutralität zusichere, daß endlich in einem besonderen Artikel des abzuschließenden Bundesvertrages ausdrücklich festgesetzt werde, daß die Prinzessin von Sachsen, die Erbin der polnischen Krone, mit keinem russischen, österreichischen oder preußischen Prinzen vermählt werden dürfe; außerdem ließ König Friedrich Wilhelm den Kaiser zu einer persönlichen Zusammenkunft in dem sächsischen Lustschlosse Pillnitz bei Dresden einladen, woselbst die einzelnen Punkte des

einzugehenden Vertrages in Gegenwart des Kurfürsten von Sachsen näher verabredet werden sollten.

Um so mehr mußte es in Berlin befremden, daß das Wiener Cabinet jetzt plötzlich als Bedingung für seinen Eintritt in das Bündniß mit Preußen die Forderung stellte, auch Rußland in dieses Bündniß eintreten zu lassen, eine um so wunderbarere Forderung, als nach Preußens Absichten die Spitze dieser Allianz gerade direct gegen Rußland gerichtet war. Der österreichische Vorschlag wurde denn auch in Berlin mit gebührender Entrüstung zurückgewiesen; als die österreichischen Bevollmächtigten in Folge dessen die Friedensverhandlungen in Sistova abbrachen — denn auch gegen die Türkei trat die kaiserliche Regierung plötzlich mit viel ausgedehnteren Ansprüchen auf, als der Vertrag von Reichenbach ihr gestattete*) —; da schien es noch einmal, als ob das Schwert zwischen Oesterreich und Preußen entscheiden sollte. Bereits waren in Berlin die Befehle gegeben, eine Armee von 80,000 Mann zusammenzuziehen, welche unter Führung des Herzogs von Braunschweig in Mähren einbrechen und Ollmütz belagern sollte, als in Folge der aus Rußland und aus Frankreich eintreffenden Nachrichten die österreichische Politik abermals eine Wendung zur Erhaltung des Friedens nahm.

Rußland hatte sich im Wesentlichen mit den preußisch-englischen Bedingungen einverstanden erklärt; auch dieser Macht war es in noch höherem Grade wie Preußen von Interesse, keine selbständige oder unter österreichischem Einflusse stehende polnische Monarchie neben sich aufkommen zu lassen. Man entschloß sich in Petersburg daher lieber dazu, die völlige Zerstückelung des türkischen Reiches, die Eroberung von Constantinopel, auf eine günstigere Zeit zu vertagen, als seine Pläne auf Polen aufzugeben; man hielt es vor der Hand in Petersburg für besser, Frieden mit Preußen zu erhalten und mit diesem vereint bei günstiger Gelegenheit gegen Polen einzuschreiten und machte es fortan zum Hauptgesichtspunkte der russischen Politik, Oesterreich wie Preußen so tief als möglich in ein abenteuerlich-ritterliches Auftreten gegen die französische Revolution zu verwickeln, um dadurch Zeit für das Reifen der eigenen Absichten auf Polen zu gewinnen.

Auch die Nachrichten aus Frankreich von dem verunglückten Fluchtversuch des Königlichen Paares trugen nicht wenig dazu bei, die friedfertige Gesinnung des Kaisers zu erhöhen und das Zustandekommen des preußischen Bündnisses zu beschleunigen; schon am 14. Juni konnte Bischofswerder aus Mailand an den König berichten, daß nunmehr alle Schwierigkeiten gehoben seien und der Kaiser die Zusammenkunft in Pillnitz genehmigt habe. Der Frieden mit der Türkei kam nunmehr rasch zu Stande; am 5. August wurde der definitive Friedensschluß zwischen Oesterreich und der Pforte zu Sistova, am 11. August die Präliminarien eines

---

*) Der Kaiser legte jetzt den Wortlaut des Reichenbacher Vertrages, den Besitzstand vor dem Kriege wieder herzustellen, dahin aus, daß man dabei den Besitzstand im Auge gehabt habe, wie er vor dem Kriege von Rechts wegen hätte sein sollen; demgemäß beanspruchte Oesterreich, auf den Frieden von Belgrad, 1739, gestützt, auch den Besitz der Festung Orzowa und eines Bezirks an der Unna, Preußen aber fügte sich diesem Verlangen, nur um endlich aus dem türkischen Handel herauszukommen.

Friedens mit Rußland auf Grund der letzten preußisch-englischen Vorschläge unterzeichnet; abermals hatte die Türkei die Kosten des Streites zwischen den Mächtigeren bezahlen müssen, denn der am 9. Januar 1792 zu Stande kommende Friedensschluß zu Jassy ließ sowohl die Halbinsel Krimm, wie auch die Festung Oczakow und das Gebiet zwischen Dniester und Bug in Rußlands Händen als Beute zurück. —

Bevor jedoch die verabredete Zusammenkunft der Beherrscher Oesterreichs und Preußens und mit derselben der definitive Abschluß des Bündnisses zwischen beiden Staaten zu Stande kam, hatten die Ereignisse in Frankreich, welche eine drohende Katastrophe für die Königliche Familie in nahe Aussicht stellten, den Kaiser veranlaßt, in einem am 6. Juli von Pavia aus an alle Souveräne Europa's gerichteten Rundschreiben die Sache König Ludwig's XVI. für eine alle Fürsten Europa's gemeinsam interessirende Angelegenheit zu bezeichnen und sie zu gemeinschaftlicher Hilfe aufzufordern; eine zweite, direct an die Nationalversammlung gerichtete Declaration des Kaisers, worin er dieselbe für die Sicherheit der Königlichen Familie verantwortlich macht, wurde noch zur rechten Zeit zurückgehalten, als der Kaiser aus den folgenden Begebenheiten in Paris die Ueberzeugung gewann, daß vor der Hand dieselbe nicht gefährdet, die Nationalversammlung vielmehr bestrebt sei, das Königliche Ansehen wieder herzustellen und den Uebergriffen des Pöbels energisch entgegenzutreten.

Mehr als je war der Kaiser jetzt entschlossen, den Krieg gegen Frankreich zu vermeiden, so lange als es irgend thunlich war, unter allen Umständen aber sich zuvor des Beistandes Preußens zu demselben in bestimmtester Weise zu versichern. Bei der großen Ueberlegenheit Leopold's über Bischofswerder in politischen Angelegenheiten gelang es ihm in der That, schon am 25. Juli, also noch vor dem Friedensschlusse zu Sistova und trotz dessen bestimmter Instruction, nicht vor Unterzeichnung dieses Friedens und nicht ohne besondere Anfrage in Berlin mit dem Kaiser abzuschließen, den preußischen Unterhändler zur Unterzeichnung eines vorläufigen Vertrages zu bewegen, bei dem der Vortheil, wie leicht ersichtlich, lediglich auf österreichischer Seite lag.

Nach demselben verbürgten sich beide Mächte ihren gegenwärtigen Besitzstand*), verpflichteten sich, ohne Vorwissen ihres Verbündeten keine Allianz mit irgend einem anderen Staate einzugehen, nichts gegen die neue Verfassung und den Besitzstand Polens zu unternehmen und nicht zuzugeben, daß die sächsische Prinzessin sich mit einem österreichischen oder preußischen Prinzen vermähle. Uebrigens lehnte Bischofswerder jedes Eingehen auf die französische Angelegenheit, als über seine Instruction hinausgehend, ab. —

*) Eine Verabredung ausschließlich zu Oesterreichs Gunsten, denn der Kaiser hatte so wenig in Belgien, wie im Handel mit der Türkei, daran gedacht, den Reichenbacher Vertrag gewissenhaft zu erfüllen. Im Gegentheil war, als die Truppen des Kaisers den geringen Widerstand gebrochen hatten, den man ihnen entgegensetzte, statt der versprochenen alten Landesverfassung wieder die Gesetzgebung Maria Theresia's in Belgien eingeführt worden, trotz der Proteste Preußens, Englands und Hollands. Die drei Mächte erklärten daher auch ihre Bürgschaft für den österreichischen Besitzstand in Belgien erloschen.

König Friedrich Wilhelm II., obgleich ungleich mehr als der vorsichtige Leopold von dem ritterlichen Wunsche durchdrungen, seinem bedrängten Bruder von Frankreich Hilfe zu bringen, verkannte doch die ungeheuren Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens keinen Augenblick; er sowohl wie sein ganzes Ministerium waren daher auch durchaus nicht gesonnen, sich durch den Kaiser in einen Krieg mit Frankreich verwickeln zu lassen, am allerwenigsten aber, so lange Oesterreich durch definitiven Abschluß mit der Türkei nicht die im Osten schwebende Verwickelung geregelt habe. So wurde denn die dem Könige am 27. Juli vom Fürsten Reuß übergebene Denkschrift des Kaisers, betreffend die gemeinsamen Schritte der europäischen Mächte gegen Frankreich, zwar im Allgemeinen zustimmend, aber doch vorsichtig dahin beantwortet, daß Preußen sich zu nichts verpflichten könne, ehe die türkische Frage erledigt sei und daß die gegen Frankreich vorgeschlagene Erklärung voraussichtlich nur dann eine Wirkung haben könne, wenn sie durch umfassende Rüstungen Nachdruck erhalte; den von Bischofswerder voreilig abgeschlossenen Vertrag aber ratificirte das Berliner Cabinet erst, als sich, wie oben erzählt, Oesterreich nunmehr beeilte, den Frieden von Sistova zu unterzeichnen. —

Am 25. August fand nunmehr auf dem kurfürstlich sächsischen Lustschlosse Pillnitz jene berühmt gewordene Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Leopold und König Friedrich Wilhelm II. statt, in welcher, nach den irrigen Angaben der meisten älteren Geschichtswerke, die gegen Frankreich gerichtete erste Coalition auswärtiger Mächte ihren Ursprung gefunden haben soll. Kaiser Leopold erschien dabei in Begleitung seines Sohnes und Nachfolgers, des Erzherzogs Franz, sowie ebenfalls Friedrich Wilhelm II. seinen ältesten Sohn, den damals 21jährigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, außerdem aber auch seinen Freund und Rathgeber Bischofswerder und den General Fürsten von Hohenlohe mitbrachte.

Vergeblich war man indessen bemüht gewesen, durch glänzende Feste und Lustbarkeiten der Begegnung beider Monarchen den Charakter eines rein freundschaftlichen, allen politischen Zwecken fernstehenden Besuches zu geben; das schon am nächsten Tage stattfindende Eintreffen des Grafen von Artois, Bruders des Königs Ludwig XVI., des Marschalls Bouillé, des ehemaligen Ministers Calonne, sowie vieler anderer vornehmer Emigrirten, mußte aller Welt klar machen, daß hier Wichtigeres verhandelt werde, als Schmausereien, Feuerwerke und Jagdpartien.

Und so war es in der That, wenn auch das Resultat den Emigranten ein sehr unerwünschtes und überhaupt ein vollständig anderes war, als lange Zeit allgemein geglaubt worden ist.

Die an alle Höfe Europa's gerichtete Aufforderung des Kaisers vom 6. Juli zu gemeinsamer Erklärung gegen Frankreich hatte eine günstige Aufnahme eigentlich nur bei Schweden und Rußland gefunden. Dem glänzenden und ritterlichen, aber überspannten König Gustav III. von Schweden schmeichelte die Vorstellung, an der tief verhaßten französischen Revolution zum Ritter St. Georg werden zu können, in so hohem Grade, daß er sofort die thätigste Hilfe versprach und fortan vor Begierde brannte, den Krieg gegen die Jacobiner zu beginnen; die Kaiserin von Rußland aber hätte nichts lieber, als Oesterreich und Preußen recht tief in die

französischen Händel verstrickt gesehen, um ihrerseits freie Hand in Polen zu gewinnen. Fest entschlossen, bei einem Kriege gegen Frankreich selbst nichts oder so gut wie nichts zu thun, erklärte die Kaiserin nicht allein ihre volle Bereitwilligkeit, sondern schloß auch gemeinsam mit Schweden sofort einen Vertrag mit den französischen Prinzen ab, in welchem nur diese als die allein berechtigte Regierung in Frankreich anerkannt wurden, da man König Ludwig nicht als frei in seinen Entschließungen betrachten könne; König Gustav verpflichtete sich, gegen russische Subsidiengelder ein starkes schwedisches Heer zu Schiffe an die flandrische Küste zu führen und von dort im Verein mit den Emigranten, Preußen und Oesterreichern direct auf Paris, den Herd der Revolution, zu marschiren; russischerseits wurde sogar von jetzt ab ein besonderer Gesandter, Graf Romanzow, bei den französischen Prinzen beglaubigt.

Der Kaiser war aber um so weniger geneigt, solchen abenteuerlichen Plänen seine Zustimmung zu geben, als er die Absichten Rußlands sehr wohl begriff*), als England die bestimmte Erklärung abgegeben hatte, daß es bei einem Kriege gegen Frankreich neutral bleiben werde, als der Kaiser ferner auch die Antwort Preußens als eine so gut wie ablehnende betrachtete und schließlich mit seiner Schwester Marie Antoinette in der Ansicht übereinstimmte, daß jeder Versuch, dem Könige mit Hilfe der Emigranten eine Besserung seiner Lage zu bringen, das Verderben nur beschleunigen könne.

Fester wie je in dem Entschlusse, das Schwert gegen Frankreich nur dann zu ziehen, wenn es die persönliche Sicherheit der Königlichen Familie durchaus erfordere, hatte Kaiser Leopold schon vor seiner Abreise nach Pillnitz die unaufhörlich drängenden Emigranten mit der empfindlichsten Kälte behandelt und dem Grafen von Artois geradezu erklärt, daß er die zur Zeit der Flucht des Königs gegebenen Verheißungen förmlich zurücknehme und an einen Krieg mit Frankreich nicht zu denken sei.

Friedrich Wilhelm II. theilte die Ansichten des Kaisers vollständig; beide Fürsten wiesen daher die auf der maßlosesten Selbstsucht beruhenden Vorschläge der emigrirten Prinzen, welche mit völliger Hintansetzung des Königs Ludwig XVI. ganz Europa in einen Krieg mit Frankreich stürzen wollten, nur um die verloren gegangenen Vorrechte der Emigranten wieder herzustellen, ganz entschieden ab, und genehmigten zwar den friedlichen Aufenthalt derselben in ihren Staaten, verboten aber ganz entschieden vor der Hand jede Rüstung innerhalb ihrer Gebiete.

Dagegen erließen Beide unterm 27. August eine gemeinsame Declaration an sämmtliche europäische Höfe, in welcher es heißt:

> „Sie betrachteten die Lage, in welcher sich dermalen der König von Frankreich befinde, für eine alle Souveräne Europa's gemeinsam interessirende Angelegenheit und hofften, daß dieses Interesse von allen Mächten, deren Hilfe in Anspruch genommen

*) Rußland hatte den Kurfürsten von Sachsen geradezu warnen lassen, nicht durch Annahme der polnischen Königskrone den Zorn Rußlands auf sich zu ziehen; der russische Gesandte in Wien, Fürst Gallizyn, hatte ganz offen zum Fürsten Kaunitz geäußert: jeder der beiden Kaiserhöfe habe seine Gegenrevolution durchzuführen, der eine in Paris, der andere in Warschau. Sybel, Gesch. d. Revolutionszeit, Bd. I., pag. 281.

werden möchte, um den König von Frankreich in völlige Freiheit und in den Stand zu setzen, die Grundlagen einer monarchischen Regierungsform wieder herzustellen, in welcher allein seine Rechte als Souverän gewahrt und das wahre Wohl des französischen Volkes begründet sei, anerkannt werden würde. Sie selbst, der Kaiser und der König, seien entschlossen, zu diesem Zwecke, wenn derselbe auf dem Wege der Unterhandlung nicht erreicht werden könne, sofort die nöthigen Streitkräfte aufzubieten und würden einstweilen ihren Truppen den Befehl ertheilen, sich marschbereit zu halten; auch versähen sie sich von den Fürsten Europa's erforderlichen Falles des wirksamsten Beistandes u. s. w." —

Daß die drohende Sprache in dem Schlußpassus dieser Declaration nur dazu dienen sollte, die Demokraten in Paris zu schrecken, beweist ein Schreiben des Kaisers an Kaunitz von demselben Tage, in welchem er diesem beruhigend versichert, daß er sich von jeder bindenden Zusicherung fern gehalten habe; nur für den Fall, daß alle Mächte sich gegen Frankreich vereinten, sei auch er verpflichtet, wenn aber England fehle, sei dieser Fall nicht vorhanden.

Das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen war somit bei der Zusammenkunft der Fürsten besiegelt; Beide verpflichteten sich nochmals zu gegenseitiger Aufrechterhaltung ihres Besitzstandes, zu gemeinsamem Schutze der Reichsverfassung, zu gleichmäßigem Auftreten in Polen, wie solches in dem vorläufigen Vertrage vom 25. Juli festgesetzt worden, und gelobten sich enge Freundschaft nach allen Seiten hin.

Es liegt der Gedanke, in welcher Weise dieses Bündniß, wenn es auf beiden Seiten gleich aufrichtig gemeint gewesen wäre, die Geschicke Deutschlands und Europa's anders gestaltet haben würde, zu nahe, um hier nicht mit einigen Worten Erwähnung finden zu müssen. Hätte Kaiser Leopold wirklich in offener aufrichtiger Freundschaft mit Preußen die Machtentwickelung dieses Staates neben derjenigen Oesterreichs gefördert, statt, wie er es in überklugem Ehrgeiz vorzog, den Nebenbuhler um die Herrschaft in Deutschland, welchen er durch Waffengewalt nicht hatte besiegen können, durch ein Bündniß sich und seinen Plänen dienstbar machen zu wollen; wie ganz anders würde das um ein geeinigtes Oesterreich und Preußen geschaarte Deutschland den fränkischen Eroberungsgelüsten haben widerstehen können!

Hätte der Kaiser sich begnügt, vereint mit Preußen ein starkes polnisches Reich mit einer freien und festen Verfassung unter einer neutralen und unschädlichen Dynastie herzustellen zum Schutze gegen das Vordringen des russischen Kolosses, anstatt wie er es that, durch den glänzenden Traum einer polnisch-sächsischen Erbmonarchie in Abhängigkeit von Oesterreich seinem Bündniß mit Preußen von Hause aus Unmögliches beizumischen und Preußen selbst, um sich vor der Gefahr der österreichischen Freundschaft zu retten, in die Arme Rußlands getrieben; wie willig und gern wäre Preußen ihm auf diesem Wege gefolgt!

So aber mußte das von einer Seite mit offener Hingebung, von anderer Seite mit Hinterlist und sorgfältig verborgener Nebenabsicht geknüpfte Band reißen, sobald diese Nebenabsicht offen zu Tage trat.

§. 11.

Entstehung des Krieges gegen Frankreich.

König Ludwig XVI. hatte, wie am Schlusse des §. 9 bereits erzählt worden ist, am 14. September 1791 den revidirten Verfassungsentwurf angenommen, so wenig derselbe seinen Wünschen und Ansichten entsprechen mochte. In einer an die auswärtigen Mächte gerichteten Note hatte der König officielle Mittheilung von dem Geschehenen gemacht und gleichzeitig sowohl den Kaiser wie den König von Preußen beschworen, sich aller Drohungen und Rüstungen gegen Frankreich zu enthalten, indem bei der gegenwärtigen Lage der Dinge der Ausbruch eines Krieges ihn und die Königin nothwendiger Weise in die größten Gefahren bringen müsse.

Niemand war über diese Erklärung des Königs von Frankreich, welche ihn aus der peinlichsten Verlegenheit riß, mehr erfreut, als Kaiser Leopold. Er sowohl, wie Friedrich Wilhelm von Preußen, beeilten sich daher auch, die officielle Anzeige von der Annahme der Constitution mit einem höflichen Glückwunschschreiben an Ludwig XVI. über die in Frankreich anscheinend wieder erwachte Ruhe und Besonnenheit, über die Rückkehr zur Ordnung und Gesetzlichkeit zu beantworten; Kaiser Leopold aber erließ schon am 1. November ein Rundschreiben an die europäischen Höfe, in welchem er die Ansicht aussprach, daß, nachdem Ludwig XVI. selbst sich zur Annahme der Verfassung bereit erklärt und damit seine Freiheit und Stellung wieder erhalten habe, man ihn nunmehr als frei in seinen Entschließungen ansehen müsse und daher nichts übrig bleibe, als die weitere Entwickelung der französischen Angelegenheiten abzuwarten.

Nur, wenn die Hoffnung sich nicht bestätigen sollte, daß die gemäßigte Partei die Oberhand behalten und die zurückgekehrte Ordnung sich befestigen werde, werden die Mächte aufgefordert, an dem eingegangenen Bündnisse festzuhalten.

Somit schien der Frieden für's Erste gesichert, denn sämmtliche Höfe, mit Ausnahme Rußlands und Schwedens, hatten dem Kaiser beigestimmt und der kriegseifrige Gustav von Schweden war mit seinen Rüstungen noch so weit zurück, daß vor dem nächsten Frühjahr an Eröffnung der Feindseligkeit nicht zu denken war.

Nur die ausgewanderten französischen Prinzen und ihr zahlreicher Anhang in Coblenz waren mit dieser friedlichen Wendung der Dinge nichts weniger als zufrieden. Vergeblich war es, daß Ludwig XVI. in einem vertraulichen Briefe an seine Brüder vom Anfang October diese aufforderte, ihren Protesten gegen die neue Ordnung, welche nur Erbitterung hervorriefen, zu entsagen, daß er ihnen die Gefahren schilderte, welche für ihn und Frankreich gleichermaßen entstehen müßten, wenn er fremde Heere nach Frankreich riefe; vergebens war es, daß er sie auf die Nothwendigkeit hinwies, das Volk eine Probe mit der neuen Verfassung machen zu lassen, nach welcher dasselbe bald seine Täuschung über die Vorzüglichkeit derselben begreifen werde; vergebens war es, daß der König dieses Schreiben mit den rührenden Worten schloß:

„So bin ich bereit, ein mühevolles Dasein weiter zu fristen und fordere Euch auf, meine Pläne durch volle Resignation zu unterstützen. Ihr habt Ursache genug zur Erbitterung, Ihr habt Vieles erduldet; aber habe ich etwa fröhliche Tage gehabt?“ u. s. w.

Dennoch protestirten die Prinzen laut und öffentlich vor ganz Europa gegen die von ihrem Könige angenommene Verfassung, bezeichneten dieselbe als zur „Vernichtung der Religion, zum Umsturz der Monarchie, zur Verletzung aller Rechte“ führend, erklärten die Einwilligung des Königs für erzwungen, den Eid, welchen er geschworen, für ungiltig und fuhren fort, den Kaiser und den König von Preußen mit Bitten um Hilfe zu bestürmen. Bei dem weichen Herzen des Letzteren erreichten sie wenigstens, daß Friedrich Wilhelm allmählich günstiger für ihre Pläne gestimmt ward und sie mit Königlicher Freigebigkeit unterstützte. Ohne den Kaiser mochte jedoch auch der König von Preußen nichts gegen Frankreich unternehmen. —

Am 1. October 1791 eröffnete die neue Nationalversammlung, auch die gesetzgebende Versammlung oder la Législative genannt, und aus fast unbegrenzt allgemeinem Wahlrecht hervorgegangen, ihre Sitzungen.

Wir werfen im Vorübergehen einen Blick auf die Zusammensetzung derselben, um die nun folgenden Ereignisse unseren Lesern besser verständlich zu machen.

In der Hoffnung, daß in der neuen Versammlung mittelst des allgemeinen Stimmrechts und der inzwischen fortgeschrittenen Republikanisirung des französischen Volkes die demokratische Partei die Ueberhand gewinnen werde, hatte sich dieselbe arg getäuscht. Zwar hatte sich eines großen Theils, vorzugsweise der Mittelklassen der Bevölkerung, zu dieser Zeit bereits eine so tiefe politische Erschlaffung bemächtigt, daß fast überall, namentlich in Paris, nur ein geringer Theil der stimmberechtigten Bürger sich an den Wahlen betheiligt hatte; dennoch waren die Demokraten der Zahl nach in der Minderheit geblieben.

Aber was ihnen an der Zahl fehlte, das ersetzte die demokratische Partei reichlich durch den rastlosen Eifer, durch die rücksichtslose Wahl ihrer Mittel, das ersetzte sie vor Allem durch die unbeschreibliche Mittelmäßigkeit ihrer Gegner. Wir finden unter den 745 neuen Gesetzgebern Frankreichs, — und dabei darf nicht vergessen werden, daß in Folge von Robespierre's Antrag kein einziges Mitglied der alten „Constituante“ unter ihnen war — 70 Geistliche, 70 Literaten und nicht weniger als 300 Advocaten, unbedingte Anhänger der Monarchie aber nur sehr Wenige. Im Allgemeinen war der Wunsch der Mehrheit auch dieser Versammlung auf Erhaltung der Monarchie und der gesetzlichen Ordnung, aber auch auf Bewahrung der neu errungenen Freiheit, besonders auf Aufrechterhaltung der neuen Verfassung gerichtet; daß aber, um so hohe Ziele zu erreichen, es vor Allem einer gründlichen Reform der neu geschaffenen Verfassung bedurft hätte, ging weit über das Begriffsvermögen der Meisten von ihnen hinaus.

So nahmen denn auch jetzt die Feuillans oder constitutionellen Monarchisten die Sitze zur Rechten des Präsidenten, ihnen gegenüber die

Jacobiner die Bänke auf der äußersten Linken ein; zwischen beiden aber bildete sich eine Partei, nach den Deputirten von Bordeaux die Gironde oder auch die Girondisten genannt, welche, durch persönlichen Anstand, formelle Bildung und rednerisches Talent glänzend, doch im Wesentlichen dieselben Zwecke wie die Jacobiner, nämlich die Abschaffung des Königthums, die Errichtung einer nach ihrem Sinne „honneten Republik" an Stelle desselben, zwar nicht mit blutigen Mitteln, wie jene, aber doch auf dem Wege der Vernichtung des Königlichen Ansehens, so wenig wie noch davon übrig geblieben war, der freigegebenen Ungebundenheit der Einzelnen und Gewaltthätigkeit der Massen, der Nichtbeachtung des Rechtes, der Beseitigung desselben und der Herabwürdigung der Religion, zu erreichen sich bestrebten.

Dieser, im Ganzen aus tugendhaften und ehrenwerthen Männern bestehenden Partei der Gironde sollte gelingen, was weder die Republikaner in der Nationalversammlung, noch der Straßenpöbel von Paris hatten erreichen können, nämlich die völlige Vernichtung der Monarchie, die Einführung der Republik, die Verkündigung von allgemeiner Freiheit und Gleichheit, welche sich indessen zum Schrecken der Gironde selbst, nicht wie eines ihrer beredtesten Mitglieder, Vergniaud, gehofft, als zwei sich zärtlich umarmende Schwestern, sondern vielmehr als zwei sich gegenseitig zerfleischende Tigerinnen zeigen sollten.

Wir nennen als die hervorragendsten Mitglieder dieser Partei, welche, nur vorübergehend zur Herrschaft gelangend, bald selbst in dem Strudel der Alles verschlingenden Revolution verschwand, mit Rücksicht auf den Zweck dieses Buches nur die Namen eines Vergniaud, Brissot, Guadet, Isnard, Buzot, Lanjuinais, Gensonné, Condorcet, Louvet, Barbaroux u. s. w., und müssen unseren Lesern überlassen, über die Thätigkeit dieser größtentheils hochachtbaren Männer, sowie über das Unfruchtbare ihres rein doctrinären Strebens und ihren endlichen Untergang Näheres in einem der vielen vortrefflichen Geschichtsbeschreibungen der französischen Revolution nachzulesen. —

Wir erwähnen hier nur die geschichtliche, außer allem Zweifel stehende Thatsache, daß die Partei der Gironde allein es gewesen ist, welche in ihrem Wunsche, die ohnehin unhaltbare Verfassung von 1791 zu beseitigen und an Stelle eines schwächlichen, auf allen Seiten verachteten Königthums eine starke (aber nur ideale und daher unerreichbare) Republik zu setzen, das französische Volk absichtlich in den Krieg mit den auswärtigen Mächten verwickelte. Daß die Gironde sich zu diesem Zwecke mit den Jacobinern verbünden mußte, daß die französische Nation nur durch großartige Erregungsmittel, durch das vorgehaltene Schreckgespenst einer Verbindung ihres Königs, der hart bedrängten Priester, des verfolgten und ausgewanderten Adels mit dem Auslande zur Wiedereinführung der alten Zustände aus ihrer Ruhe aufgeschreckt und zu neuen Anstrengungen hingerissen werden konnte, verstand die Partei sehr wohl. —

Die fast übergroße Vorsicht und Friedensliebe Kaiser Leopold's, die geringe Kriegslust, welche sich bei allen bedeutenden europäischen Mächten zeigte, am wenigsten bei Friedrich Wilhelm von Preußen, bei welchem allmählich die Begierde wuchs, dem einst so mächtigen französischen Königs-

hause ein Retter in der Noth zu werden, erhöhen nur die Zweifellosigkeit des Factums, daß die Gironde in der neuen Versammlung die eigentliche Urheberin des Krieges mit dem Auslande gewesen ist.

Die Ereignisse entwickelten sich nunmehr rasch und mehr und mehr trieb man unaufhaltsam dem Kriege zu.

Ein Beschluß der Versammlung, nach welchem die bisher noch immer gebräuchliche Anrede an den König „Sire" und „Majestät" künftighin wegfallen solle, nach welchem im Sitzungssaale für den König statt des bisher üblichen Thronsessels ein einfacher Lehnstuhl wie für alle Deputirten hingestellt wurde, bewies, daß man auch in äußerlichen Nebendingen das Königliche Ansehen herabzusetzen die Absicht habe, verletzte aber den Stolz des Königs tiefer, als mancher viel ernsthaftere Angriff auf die Königliche Macht.

Am 7. October erklärte Couthon in der Nationalversammlung die bloße Anwesenheit der den Eid auf die Civilverfassung verweigernden Priester für eine Störung der öffentlichen Ruhe und verlangte die Verbannung derselben; die Versammlung beschloß nach lebhaftem Widerstande der Rechten, ihnen die als Entschädigung für das eingezogene Kirchengut durch die Verfassung selbst gewährleisteten Pensionen zu entziehen.

Am 31. October wurde der König genöthigt, seinen Bruder, den Prinzen Louis Stanislaus Xavier, Grafen von Provence, bei Verlust der Anwartschaft auf den Thron, zur Rückkehr nach Frankreich (derselbe war glücklich nach England entkommen) aufzufordern; am 8. November erließ die Nationalversammlung ein Decret, welches alle Emigrirten mit dem Tode bedrohte, welche nicht bis zum 1. Januar 1792 nach Frankreich zurückgekehrt seien; gleiche Strafe sollte alle Diejenigen treffen, welche sich ferner bei den Rüstungen an der Grenze betheiligten. Daß der König gegen dieses harte Gesetz das ihm zustehende Veto einlegte, wurde für die Gironde, wie für die wüthenden Demokraten, für die Clubs, wie für die Presse gleichermaßen Veranlassung, ihn auf's Heftigste des Einverständnisses mit den Emigranten und den auswärtigen Mächten zu beschuldigen und den Haß der Volksmassen gegen den verrätherischen Hof, vor Allem gegen die Königin, die Oesterreicherin, zu entflammen.

Wenige Tage später faßte die zum Umsturz des Königthums entschlossene Partei festen Fuß in der Verwaltungsbehörde der Hauptstadt, schon jetzt ohne Zweifel der mächtigsten und fast keiner Beschränkung unterliegenden Gewalt im Königreiche, indem am 16. November Péthion, eines der eifrigsten Mitglieder der äußersten Linken, zum Maire von Paris, Röderer zum Syndicus des Departements, Manuel zum Procureur und endlich Danton, der Präsident des Clubs der Cordeliers, zum stellvertretenden Procureur gewählt wurden.*)

---

*) Auch diese Wahlen für die wichtigsten Aemter der Hauptstadt beweisen, wie weit bereits die politische Abspannung in der Pariser Bürgerschaft um sich gegriffen hatte.

Bei über 80,000 stimmberechtigten Bürgern errang Péthion mit 6000 Stimmen den Sieg über Lafayette, der sich vergebens bemüht hatte, durch die Wahl zum Maire der Hauptstadt wieder zu politischem Einflusse, den er nach allen Richtungen verloren hatte, zu gelangen. Danton wurde sogar mit nur 1162 Stimmen gewählt.

Am 29. November erfolgte die erste entschiedene Kundgebung der Nationalversammlung, daß sie in ihrer Mehrheit den Krieg wolle. Mit der Zustimmung aller Parteien, einzelne wenige Royalisten ausgenommen, wurde Ludwig XVI. aufgefordert, ungesäumt vom Kurfürsten von Trier die Auflösung des Emigrantenheeres*) zu verlangen, die Streitfrage mit den im Elsaß ansässigen deutschen Fürsten durch angemessene Entschädigungen zu erledigen, die nöthigen Streitkräfte an den Grenzen zusammenzuziehen, um seinen Forderungen Nachdruck zu geben, und endlich fortan nur solche Diplomaten bei den fremden Höfen zu beglaubigen, welche aufrichtig der Sache des Volks, d. h. der Revolution, anhingen.

Der Hof gerieth durch diesen entschiedenen Schritt in die äußerste Verwirrung; erfüllte der König den Willen der Versammlung, so erschien der Krieg mit den auswärtigen Mächten fast unvermeidlich, befolgte er den Rath seiner Minister, nach Fontainebleau zu gehen und von dort aus sein Veto einzulegen, so mußte er den Ausbruch einer neuen Insurrection befürchten und beides erschien dem geängstigten Ludwig gleich entsetzlich.

Ganz dem Charakter Ludwig's XVI. entsprechend war der Weg, den er wählte. Er gab der Nationalversammlung eine im Ganzen zwar zustimmende, aber doch allgemein gehaltene und keineswegs entschiedene Antwort und wendete sich unterm 3. December 1791 an verschiedene auswärtige Höfe mit der Bitte um Beschleunigung des europäischen Congresses, von welchem allein er noch Hilfe erwarte. Das an den König von Preußen gerichtete Schreiben Ludwig's, dessen Datum von verschiedenen Schriftstellern irrig um ein ganzes Jahr früher angegeben wird, führen wir hier mit an, weil es später als ein gewichtiges Beweisstück für den Landesverrath des Königs in dem gegen ihn angestrengten Processe benutzt wurde. Es heißt darin:

> „Mein Herr Bruder! Ich habe durch Herrn de Moustier erfahren, welche Theilnahme Ew. Majestät nicht allein für meine Person, sondern auch für das Wohl meines Königreichs hegen. Die von Ew. Majestät getroffenen Anordnungen, mir, sobald es das Wohl meines Volkes erheischen sollte, hiervon Beweise zu geben, haben mein Gefühl lebhaft erregt; ich nehme jene Theilnahme mit Vertrauen in dem gegenwärtigen Augenblick in Anspruch, in welchem, trotzdem, daß ich die Constitution angenommen habe, die Rottirer den Plan ganz offen zeigen, den Rest der Monarchie zu vernichten.
>
> Ich habe mich an den Kaiser, die Kaiserin von Rußland, an die Könige von Spanien und Schweden gewendet und ihnen einen Congreß der Hauptmächte, welcher von einer bewaffneten Macht unterstützt werden müßte, in Vorschlag gebracht, als das beste Mittel, um hier die Rottirer aufzuhalten, mir die Mittel zu geben, eine erwünschtere Ordnung der Dinge herzustellen und zu verhindern, daß das Uebel, welches uns ergriffen hat, nicht auch die anderen Staaten Europa's heimsuche.

*) Es waren beiläufig nur 4000 Mann bei Coblenz versammelt, also unmöglich eine große Gefahr für das mächtige Frankreich.

Ich hoffe, Ew. Majestät werden meine Schritte genehm halten und über die Schritte, welche ich bei Ihnen thue, das absoluteste Stillschweigen beobachten; Sie werden sehr wohl fühlen, daß die Umstände, in denen ich mich befinde, mir die allergrößte Vorsicht gebieten; deshalb ist der Baron Breteuil allein in meinem Geheimniß und Ew. Majestät können ihm jede Mittheilung anvertrauen u. s. w." —

Wer wollte in Abrede stellen, daß mit solchen Schritten König Ludwig XVI. offen die Absicht aussprach, durch den Druck, welchen das vereinigte Europa auf Frankreich ausüben sollte, die ihm tief verhaßte aufgedrungene Verfassung umzuwerfen; wer aber wollte andererseits leugnen, daß der unglückliche Monarch zu diesem Hasse die vollgegründetste Ursache hatte?

An demselben Tage, an welchem die Nationalversammlung vom Könige zum ersten Male ein energisches Auftreten gegen das Emigrantenunwesen und die auswärtigen Fürsten forderte, am 29. November, wurde ihm auch das bereits erwähnte, erst jetzt in seiner Fassung vollendete strenge Gesetz gegen die eidverweigernden Priester zur Genehmigung vorgelegt, von dem streng religiösen und in geistlichen Angelegenheiten äußerst gewissenhaften Ludwig aber mit Entrüstung zurückgewiesen.

Dagegen gab der König dem Drängen der Nationalversammlung zu einer energischen Politik gegen das Ausland nach, ernannte den ehemaligen Grafen Ludwig Narbonne, einen geistreichen und liebenswürdigen Mann aus vornehmer Familie, der die Rettung der Monarchie in einem kräftig geführten auswärtigen Kriege erblickte, nach dessen glücklicher Beendigung es ein Leichtes sein werde, die Jacobiner zu Paaren zu treiben, zum Kriegsminister und erklärte der Nationalversammlung am 14. December:

> daß er den Kurfürsten von Trier aufgefordert habe, die in seinem Gebiet stattfindenden Rüstungen und Ansammlungen von bewaffneten Franzosen, welche nur eine Drohung gegen Frankreich seien, fortan einzustellen und zu verhindern, mit dem Hinzufügen, daß er ihn als einen Feind Frankreichs ansehen werde, wenn derselbe dieser Aufforderung nicht bis zum 15. Januar 1792 nachgekommen sei,
>
> daß er ferner auch den Kaiser als Oberhaupt des deutschen Reiches aufgefordert habe, den Kurfürsten von Trier zu seiner Pflicht anzuhalten und daß er entschlossen sei, den Krieg zu erklären, wenn der Kaiser dieser gerechten Forderung nicht nachkommen sollte, und endlich
>
> daß er Befehl gegeben habe, an der Nordgrenze des Reiches drei Heere von zusammen 150,000 Mann unter den Generalen Rochambeau, Luckner und Lafayette aufzustellen.

Die Versammlung nahm die Erklärung, von welcher sie wohl fühlen mochte, welche Ueberwindung sie dem Könige gekostet haben mußte, mit großer Befriedigung auf; der kriegslustige Narbonne aber und seine Freunde begrüßten sie mit Jubel. Der von ihnen entworfene, nur mit dem Ausdruck toll zu bezeichnende Plan, den König von Preußen als Bundesgenossen für den bevorstehenden Krieg zu gewinnen und daß sie hoffen

konnten, dieses unerhörte Ziel durch Bestechung Bischofswerder's zu erreichen, beweist, in welcher beispiellos leichtsinnigen Weise diese übrigens bald wieder verschwindenden Machthaber Frankreich in den Krieg stürzten. Auch verunglückte dieser Plan, den wir hier nur im Vorübergehen erwähnen, und der um so abenteuerlicher erscheint, wenn man erwägt, daß der König Friedrich Wilhelm zu dieser Zeit bereits ganz von dem Wunsche durchdrungen war, dem Könige von Frankreich ein Retter aus der Gefahr zu werden und gerade jetzt dem Kaiser fast zürnte, daß er sich noch immer nicht zum Kampfe gegen die Revolution entschließen wollte, vollständig.

Als der zu diesem Zwecke nach Berlin gesendete Graf Ségur, dort ohnehin eine nicht gern gesehene Persönlichkeit, am preußischen Hofe eintraf, wurde er vom Könige äußerst kalt und nur in Gegenwart des Agenten der emigrirten Prinzen, Oberst Baron Roll, empfangen und konnte nichts als die Antwort erhalten:

> „Greifen Sie Oesterreich nicht an, lassen Sie Deutschland in Frieden, dann werde auch ich Ihnen keinen Krieg machen";

ja die preußischen Minister waren sogar besonders angewiesen worden, sich gegen den Abgesandten der französischen Nation so unhöflich zu betragen, als es die Würde ihrer Stellung irgend gestattete.

Während so die Minister die wunderlichsten Pläne schmiedeten, um Frankreich für den zu erwartenden Kampf Bundesgenossen und in der Person des Herzogs von Braunschweig einen berühmten Oberfeldherrn zu gewinnen, — auch England hatte man durch Talleyrand versucht, in ein französisches Bündniß zu ziehen und Narbonne hatte in der That dem Herzog von Braunschweig, dem ruhmgekrönten Führer der preußischen Armee, den Antrag gemacht, die Führung des französischen Heeres zu übernehmen, — während die Nationalversammlung sich in schwungvollen Phrasen und hochtönenden Tiraden über den zu führenden Krieg erging und sich endlich durch Condorcet zu dem Manifest begeistern ließ: daß die französische Nation Frieden mit allen Völkern haben wolle und keine Eroberungen bezwecke, daß sie in ihrer Großmuth sogar diejenigen Völker als befreundet und der Freiheit bedürftig behandeln wolle, deren Fürsten den Krieg beginnen würden, während endlich die zum Kriege entschlossene Versammlung Millionen über Millionen von Assignaten*) schuf, um die Mittel zum Kriege aufzutreiben, traf die Antwort Kaiser Leopold's, datirt vom 21. December und verfaßt vom Fürsten Kaunitz, in Paris ein. Es heißt darin:

> „daß der Kaiser zwar über die Absichten des Königs sehr beruhigt und auch überzeugt sei von dem Interesse der französischen Regierung, nicht durch Thätlichkeiten gegen einen einzelnen Fürsten des Reiches alle anderen herauszufordern, daß aber die Erfahrung keine hinreichende Bürgschaft für das Fortbestehen gemäßigter Grundsätze in Frankreich gebe und er daher im gemeinsamen Interesse des Reiches, dessen Oberhaupt er sei, sowie in seinem eigenen Interesse als Nachbar Frankreichs, seinem in den

*) Die Gesammtmasse der ausgegebenen Assignaten betrug bereits 2100 Millionen. Durch Decret vom 17. December war die Anfertigung von 300 Mill. befohlen worden. —

Niederlanden commandirenden General Bender den Befehl gegeben habe, mit allen seinen Streitkräften dem Kurfürsten von Trier zu Hilfe zu kommen, falls dieser von Frankreich mit einem Angriff bedroht werde." u. s. w.

Eine zweite Note des Kaisers vom 5. Januar 1792 wiederholte im Wesentlichen, daß jede Verletzung des Reichsgebietes als eine Kriegserklärung gegen das Reich betrachtet werden müsse; da aber gleichzeitig die französische Regierung aus Brüssel und aus Coblenz die Nachricht erhielt, daß der Kaiser den Befehl gegeben habe, die Rüstungen der Ausgewanderten an den Grenzen zu verhindern, was denn auch im Allgemeinen geschah, so war damit eigentlich von Seiten des Reichsoberhauptes Alles erfüllt, was die französische Note vom 14. December gefordert hatte und der Kaiser hatte von Neuem den Beweis gegeben, daß es durchaus in seinem Wunsche liege, mit der französischen Nation Frieden zu halten, so lange es die Würde des Reiches und die Sicherheit der Königlichen Familie nur irgend gestatte.

Noch deutlicher geht dieses Bestreben des Kaisers Leopold aus dessen geheimem Briefwechsel mit seiner Schwester Marie Antoinette hervor. Der Kaiser theilt darin ganz die Ansichten des Königs und der Königin, daß ein Bündniß der auswärtigen Mächte mit den Emigranten nothwendig zu einem Kriege führen müsse, dessen Folgen nicht zu ermessen seien; er hebt darin nachdrücklich die Nothwendigkeit hervor, daß die vereinten Mächte sich sorgfältig zu hüten hätten, die Grundsätze der französischen Verfassung anzutasten, daß sie nur solche Forderungen an Frankreich stellen dürften, zu welchen sie berechtigt seien, nämlich auf Entschädigung für die im Elsaß beraubten deutschen Fürsten, auf Zurücknahme der ohne allen Zweifel unrechtmäßigen und eine Beraubung des Papstes enthaltenden Kirchenedicte und auf Erklärung über den Zweck der letzten französischen Rüstungen. Nur so dürfe man hoffen, die Existenz des Königthums und des Adels zu retten und müsse alles Weitere einer besseren Zukunft anheimstellen.

Aber die Nationalversammlung, von der Gironde beherrscht, *wollte* den Krieg; denn in ihm erblickte sie das sichere Mittel zur völligen Vernichtung der nur noch als Schatten bestehenden Monarchie.

Demnach verursachte die Antwort des Kaisers, so gemäßigt sie bei allem Ernst und Nachdruck auch war, im französischen Reichstage die leidenschaftlichste Aufregung; Alles rief nach Krieg gegen den Kaiser, welcher sich nunmehr offen als den Feind Frankreichs gezeigt habe. Auf den Antrag des Berichterstatters des diplomatischen Ausschusses, Gensonné, den Kaiser kurz und bündig zu befragen, ob er auf jede Unternehmung gegen die französische Verfassung verzichten und nach den alten noch bestehenden Bündnissen Frankreich gegen jeden Angriff anderer Mächte unterstützen wolle, ihn aber als Feind Frankreichs zu betrachten, wenn er binnen drei Wochen gar keine oder keine bestimmte Antwort gegeben habe, erhob sich der Präsident Guadet zu einer, den glühendsten Haß gegen die Fürsten athmenden Rede, welche er mit den Worten schloß:

„Belehren wir die sämmtlichen Fürsten, daß die französische Nation entschlossen ist, ihre ganze Constitution aufrecht zu erhalten. Bezeichnen wir den Verräthern zum voraus ihren Platz,

und dieser ist kein anderer, als das Schaffot. Ich schlage vor, auf der Stelle den Beschluß zu fassen, daß die französische Nation für ehrlos, für einen Verräther des Vaterlandes, für schuldig der Beleidigung der Nation einen jeden Beamten der vollziehenden Gewalt, einen jeden Franzosen erklärt, welcher direct oder indirect Theil nimmt an einem Congresse, dessen Zweck wäre, irgend eine Veränderung der Verfassung, ein Uebereinkommen der Nation mit den emigrirten Rebellen oder eine Abfindung mit den im Elsaß ansässigen Fürsten herbeizuführen. Ich trage darauf an, daß diese Erklärung dem Könige auf der Stelle mit der Einladung überbracht werde, sie allen Fürsten Europa's zur Kenntniß zu bringen und ihnen zu erklären, daß er jeden Fürsten, welcher die Absicht blicken lasse, einen Angriff auf die Verfassung zu machen, für einen Feind Frankreichs erklären werde." —

Bei dem rauschenden Beifall, welchen Guadet's Rede fand, bei der in der Versammlung entzündeten allgemeinen Begeisterung, bei der fast einstimmigen Annahme des Guadet'schen Antrages konnte der wirkliche Ausbruch des Krieges nicht mehr zweifelhaft sein.

Unterm 25. Januar 1792 wurde an den Kaiser eine Note der französischen Regierung gerichtet, in welcher diese eine bestimmte Erklärung forderte:

„ob der Kaiser fernerhin mit der französischen Nation im Frieden und Einverständniß leben und sich jedes Angriffs auf die Verfassung derselben enthalten wolle; sei bis zum 1. März keine befriedigende Antwort eingetroffen, so werde die französische Regierung ihn fortan als Feind Frankreichs betrachten."

Inzwischen rüstete man in Frankreich eifrig zu dem schon nicht mehr zweifelhaften Kriege. Die Reihen der in der traurigsten Verfassung befindlichen Armee wurden durch ein neues Rekrutirungsgesetz nach Möglichkeit ergänzt, die Festungen an den Grenzen in Stand gesetzt. Mit der Schlagfertigkeit der französischen Truppen sah es indessen um diese Zeit noch traurig genug aus; mehr als 50,000 Mann fehlten zur Completirung der Linienregimenter noch gänzlich, von einer Einreihung der Nationalgarden in dieselben, wie sie der Kriegsminister Narbonne schon jetzt wünschte, war vor der Hand keine Rede und bei einem zu Paris abgehaltenen Kriegsrath der Generale erklärte General Rochambeau geradezu, daß mit solchen Truppen nur an eine Vertheidigung der Grenzen, nicht aber an einen Angriff gedacht werden könne; General Noailles meldete sogar, daß die Reiterei und die Kanoniere in voller Auflösung begriffen seien. Dem gegenüber verfocht zwar der aus dem siebenjährigen Kriege als tapferer Soldat und kühner Parteigänger rühmlichst bekannte General Luckner, ein Mann von sehr geringem Feldherrntalent, eifrig die Ansicht, man müsse über den Rhein gehen, Mainz nehmen, Deutschland revolutioniren und den Frieden schließlich in Wien dictiren, eine Ansicht, welche sowohl der Kriegslust der Gironde, wie ihrer Neigung, auch andere Völker mit den Wohlthaten der Revolution zu beglücken, und endlich der Nationaleitelkeit der Franzosen unendlich zusagte, deren Durchführung aber beim Hinblick auf

die zur Verfügung stehenden Mittel gegenüber der Macht des vereinten Europa's auf den ersten Blick als unmöglich erkannt werden mußte.

In der That unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß, wenn Oesterreich und Preußen, ganz abzusehen von den übrigen Mächten, in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, mit imposanten Streitkräften, wie sie Beiden zu Gebote standen, und mit der nöthigen, leider aber Beiden auch später fehlenden Energie und Schnelligkeit das fast wehrlose Frankreich mit Krieg überzogen hätten, das Resultat ein wesentlich anderes gewesen sein, die Revolution wahrscheinlich eine ganz andere Wendung genommen haben würde. Das Zaudern des Kaisers aber sollte Alles verderben.

Noch war Kaiser Leopold, welcher in Belgien nur etwa 30,000 Mann stehen und in Folge der jüngsten Ereignisse nur 6000 Mann nach dem Breisgau geschickt hatte, um den Uebergang der Franzosen über den Rhein zu verhüten, gleichzeitig aber auch den Umtrieben der Emigranten einerseits, der revolutionären Agenten andererseits entgegenzutreten, nach allen Seiten hin mit Verhandlungen über die Gründung des europäischen Congresses beschäftigt, als die Note vom 25. Januar 1792 ihn nöthigte, eine bestimmtere Stellung gegen Frankreich einzunehmen.

Noch immer von der Ueberzeugung geleitet, daß es der gemäßigten Partei in der Nationalversammlung gelingen werde, gestützt auf das Ansehen der vereinigten Mächte, ihre Gegner in Schrecken zu setzen und so eine Reform der Verfassung auf friedlichem Wege durchzusetzen, bewog diese drohende Note Frankreichs den Kaiser zunächst nur, seine diplomatischen Verhandlungen, zumal mit Preußen, zu beschleunigen.

Eine um so bedeutungsvollere Umwandlung der politischen Ansicht hatte dagegen allmählich bei Friedrich Wilhelm II. stattgefunden, hauptsächlich durch die lebhaften Schilderungen der zahlreichen französischen Auswanderer, welche am Berliner Hofe nach der Pillnitzer Zusammenkunft gastfreie Aufnahme und freigebige, fast verschwenderische Unterstützung gefunden und dem leicht zu bestimmenden Könige allmählich ein immer wärmer werdendes Interesse für das unglückliche Schicksal der Königlichen Familie in Frankreich, der vertriebenen Priester, der geflüchteten Edelleute eingeflößt hatten.

Mehr und mehr war Friedrich Wilhelm, wie seine Minister mit Bedenken gewahr wurden, geneigt geworden, kräftigere Schritte zur Rettung der Monarchie zu thun, wenngleich auch er vor der Hand so wenig wie der Kaiser an einen Angriffskrieg gegen Frankreich dachte und die Aufforderung Kaiser Leopold's, gemeinsam mit ihm in Paris gegen jede Verletzung deutschen Grund und Bodens energisch zu protestiren, dahin beantwortete, daß er zwar zu diesem gemeinsamen Manifeste bereit sei, von vornherein aber in demselben jede Erwähnung der Verfassungsfrage oder der republikanischen Bestrebungen in Paris ausgeschlossen und mit bewaffneter Einmischung in die französischen Angelegenheiten nur für den Fall gedroht wissen wollte, daß die Sicherheit der Königlichen Familie bedroht oder die Entschädigung für die in ihren Rechten gekränkten Reichsfürsten verweigert werden solle.

Vor der Hand überwog demnach noch die Sorge für das politische Wohl seines Landes bei Friedrich Wilhelm seine persönlichen Neigungen,

denn diese hatten sich unzweifelhaft schon zu jener Zeit völlig auf den Gedanken gerichtet, der Retter Ludwig XVI. zu werden.

Als nun nach der Note vom 25. Januar die steigende Wahrscheinlichkeit eines Bruches mit Frankreich neues Leben in die Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen brachte, fand es sich, daß beide Höfe zwar, abgesehen von kleinen unwesentlichen Punkten, in ihrer Ansicht über die Behandlung der französischen Frage ganz einverstanden waren, in einem anderen, ebenso wichtigen und von ersterer gar nicht zu trennenden Punkte aber, in ihrer Auffassung der polnischen Angelegenheit, nichts weniger als übereinstimmten.

Schon am 4. Januar hatte Oesterreich, als es Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Frankreich vorschlagen ließ, den Versuch gemacht, einen Artikel über die gemeinsame Gewährleistung der polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791, also auch der zu errichtenden sächsisch-polnischen Erbmonarchie, in diesen Vertrag aufzunehmen, einen Vorschlag Preußens aber, als Aequivalent für diese Forderung, die Vermählung eines jüngeren Prinzen von Oranien mit einer Prinzessin des Herzoglichen Hauses von Kurland zu genehmigen und so einen Preußen völlig ergebenen Prinzen in Kurland zur Herrschaft zu bringen, getreu dem ersten politischen Grundsatze Oesterreichs, niemals ein Wachsen des preußischen Einflusses zuzugeben, abgelehnt; die Angelegenheit war demnach vorläufig auf sich beruhen geblieben, da die preußischen Minister die ganze Tragweite einer solchen Gewährleistung sehr wohl erkannten und die Erklärung des Kurfürsten von Sachsen, daß er, wenn er sich zur Annahme der polnischen Krone entschließen sollte, den Wunsch habe, diese dereinst nicht auf seine Tochter, sondern auf seinen (mit der Tochter Kaiser Leopold's vermählten) Bruder übergehen zu sehen, ihren Argwohn gegen die Pläne des Kaisers nur verstärken konnte.

Jetzt wurde diese Angelegenheit, gleichzeitig mit den Verhandlungen über das Bündniß gegen Frankreich, von Neuem aufgenommen. Ueber das Verfahren gegen Frankreich einigte man sich leicht. Man kam überein, an die französische Regierung gleichzeitig die Forderung zu stellen:

> daß sie die an den Grenzen aufgestellten Heere zurückziehe und fortan aufhöre, die Grenzen Deutschlands zu bedrohen, sowie auch die Aufregung der deutschen Bevölkerung einstelle,
>
> daß sie den in ihrem Besitzthum geschädigten Reichsfürsten Genugthuung gewähre,
>
> daß sie Avignon und Venaissin, an den Papst, ihren rechtmäßigen Herrn, zurückgebe, daß sie endlich die volle Sicherheit der Königlichen Familie, die Beseitigung aller Bestrebungen auf Abschaffung der Monarchie verbürge und die Jacobinerclubs schließe.

Um diesen Forderungen den gebührenden Nachdruck zu geben, verpflichteten sich Oesterreich wie Preußen, je 50,000 Mann aufzustellen, waren aber Beide einverstanden darüber, von allen ihren gegen Frankreich gerichteten Schritten die Emigranten vollständig fern zu halten. Auch daß Preußen, welches nach der ganzen Lage der Sache kein so großes Interesse an der Beendigung der französischen Angelegenheit hatte, als das durch Belgien viel directer betheiligte und bedrohte Oesterreich, einen Anspruch

auf angemessene Entschädigung für seine aufgewendeten Kosten habe, erkannte Fürst Kaunitz nach einigem Widerstreben an, obgleich vor der Hand, um den Abschluß des Vertrages nicht zu verzögern, nichts Bestimmtes zwischen den beiden Mächten über diesen Punkt festgesetzt wurde.

Welche Wirkung dieser gemeinschaftliche Schritt Oesterreichs und Preußens in Paris hatte, werden wir sogleich erzählen; zunächst aber sind wir genöthigt, auf die von zwingender politischer Nothwendigkeit gebotenen Schritte Preußens in Bezug auf die polnische Angelegenheit, ohne welche die ganze innere Hohlheit des österreichisch-preußischen Bündnisses nicht zu verstehen sein dürfte, einen Blick zu werfen.

Preußen hatte, wie in §. 8 erwähnt, im Frühjahr 1790 ein die preußische Gewährleistung für die Unabhängigkeit Polens einschließendes Bündniß mit diesem Staate geschlossen, um des Beistandes desselben im Kriege gegen Rußland versichert zu sein; es hatte sich später durch den Drang der Umstände genöthigt gesehen, die ohne seinen Willen in Polen geschehene politische Umwälzung, die Verfassung vom 3. Mai 1791 und die damit verbundene Gründung einer sächsisch-polnischen Erbmonarchie schweren Herzens gut zu heißen; es hatte endlich die vorher erwähnte Forderung Oesterreichs, diese Verfassung mit ihm gemeinsam zu garantiren, mit Stillschweigen übergangen, weil es die für Preußen daraus hervorgehende Gefahr sehr richtig erkannt hatte und bei der völligen Unsicherheit der französischen Frage sich noch viel weniger entschließen konnte, an einem Werke mitzuarbeiten, welches für Oesterreich nur Vortheil, für Preußen nur Schaden herbeizuführen geeignet war.

Bei der Ansicht, eine Garantie für die Verfassung vom Mai unter keinen Umständen zu übernehmen, blieb der König auch jetzt, als Oesterreich die Sache von Neuem zur Sprache brachte, um so beharrlicher stehen, als eine rechtliche Verpflichtung dazu aus jenem ein Jahr früher geschlossenen Bündnisse für ihn gar nicht hervorging; in diesem Sinne wurde denn auch der preußische Gesandte in Warschau, Marquis Luchesini, angewiesen, die Ansicht des Berliner Cabinets daselbst offen und unumwunden zu erklären.

Demungeachtet kam am 7. Februar 1792 das österreichisch-preußische Schutz- und Trutzbündniß zu Stande, nachdem Oesterreich, um nicht das ganze Bündniß daran scheitern zu sehen, sich dazu verstanden hatte, in Stelle der Worte: „Gewährleistung der freien Verfassung Polens“ u. s. w. einzuschalten: „Gewährleistung einer freien Verfassung“, durch welche anscheinend unbedeutende Abänderung der Kaiser allerdings des Rechtes verlustig ging, von Preußen fernerhin Schutz für die polnische Verfassung vom Mai 1791 vertragsmäßig zu fordern.

So wurde denn am 7. Februar das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen unterzeichnet und wenige Tage später ratificirt. Beide Mächte garantirten sich in demselben ihren Besitzstand, versprachen einander gegenseitig die erforderliche Hilfe zu leisten und erklärten als den Hauptzweck ihres Vertrages, sorgfältig über die Aufrechterhaltung der deutschen Verfassung in ihrer ganzen Integrität, wie solche durch die Gesetze und Verträge festgestellt worden, wachen zu wollen. Auch dieses Bündniß war demnach, wie leicht zu ersehen ist, nur auf die gegenseitige Vertheidigung und Ab-

mehr gegen auswärtige Angriffe gerichtet und liefert einen neuen Beweis für die oben ausgesprochene Behauptung, daß nur durch das Drängen und Treiben der Girondisten es endlich zum Kriege gegen die Revolution kam.

Aber die Verhältnisse in Polen wurden für die preußische Regierung mehr und mehr eine Quelle der bittersten Verlegenheit durch die immer deutlicher hervortretenden Absichten Rußlands. Nachdem der Frieden von Jassy am 9. Januar 1792 den russisch-türkischen Krieg beendet hatte, sah sich die Kaiserin Katharina in der Lage, über alle ihre Streitkräfte frei verfügen zu können; der Zeitpunkt für die Verwirklichung ihrer Pläne auf Polen schien daher in dem Augenblick gekommen, in welchem Oesterreich und Preußen so tief mit Frankreich verwickelt waren, daß ein Krieg mit diesem Lande alle ihre Kräfte in Anspruch nahm und ihre Aufmerksamkeit von Polen abwendete.

Es ist ein großer, wenn auch vielfach verbreiteter Irrthum, wenn man annimmt, daß die beiden deutschen Mächte diese Gefahr nicht erkannt hätten und, blind gegen Rußlands Pläne, von diesem in den Krieg gegen Frankreich verwickelt worden seien. Im Gegentheil erfüllte das Herannahen russischer Heere von der türkischen nach der polnischen Grenze, das Treiben in Jassy, wo Fürst Potemkin die Häupter der mit der Maiverfassung unzufriedenen Polen um sich versammelt hatte, sowohl Oesterreich wie Preußen mit schwerer Besorgniß; besonders aber Kaiser Leopold fürchtete von Rußlands Auftreten um so mehr das Scheitern seines Lieblingsprojectes, der sächsisch-polnischen Erbmonarchie, als er die Gefahr herannahen fühlte, daß auch Preußen, im Grunde den Vorgängen in Polen abgeneigt und durch das Bündniß mit Oesterreich in keiner Weise zur Aufrechterhaltung der Verfassung vom 3. Mai verpflichtet, durch Rußland zu gemeinschaftlichem Vorgehen in Polen gewonnen werden könne, wodurch denn allerdings der ganze Erfolg der schlauen österreichischen Politik vom vorigen Jahre paralysirt worden wäre.

Vor Allem war dem Kaiser der Gedanke unerträglich, daß Preußen abermals um eine polnische Provinz bereichert werden könne, nachdem es kürzlich, am 28. Januar 1792, auf Grund einer von dem kinderlos zu Bordeaux lebenden Markgrafen Carl Alexander von Ansbach-Baireuth ausgestellten Verzichtleistungsurkunde sich in den Besitz dieser Fürstenthümer*) gesetzt und dadurch eine Vergrößerung von 160 Quadratmeilen mit mehr als 350,000 Einwohnern erfahren und der Kaiser, des preußischen Bündnisses bedürftig, dies stillschweigend zugegeben hatte. Leopold hielt es daher auch an der Zeit, den Kurfürsten von Sachsen zu einer bestimmten Erklärung über die Annahme der polnischen Verfassung und Krone zu drängen, um allen russischen und preußischen Intriguen seinerseits den fait-accompli einer polnischen Erbmonarchie entgegenstellen zu können.

Wir werden später auf diese in der Mitte Februar erscheinende Erklärung des Kurfürsten von Sachsen zurückkommen.

Die Besorgniß des Kaisers vor einer Vereinigung Preußens mit Rußland war nicht ohne Grund gewesen. Schon Ende Februar hatte der preußische Gesandte in Petersburg, Graf Golz, dem König Meldung über

*) Confr. §. 27.

eine ihm auf vertraulichem Wege zugegangene Mittheilung gemacht, nach welcher die Kaiserin dem Fürsten Repnin den Befehl gegeben habe, mit einem Heere von 130,000 Mann in Polen einzurücken, und entschlossen sei, Oesterreich und Preußen Theile von Polen zur Entschädigung anzubieten, wenn sie, wie höchst wahrscheinlich, ihren Plänen entgegenzutreten beabsichtigten. Gleichzeitig mit diesen Eröffnungen aus Petersburg trafen aber auch aus Paris Nachrichten über die völlige Niederlage der gemäßigten Partei ein, auf welche wir gleich zurückkommen werden, welche den Ausbruch des Krieges mit Frankreich unzweifelhaft machten und den schon längst vor Begierde nach dem Kampf mit den Jacobinern brennenden König Friedrich Wilhelm zu dem Entschlusse brachten, den Krieg so rasch und so energisch wie möglich zu beginnen.

Abermals wurde Bischofswerder, ohne auf die Gegenvorstellungen seiner Minister zu hören — Graf Schulenburg war der einzige Minister, welcher den Eifer des Königs für den Krieg theilte — nach Wien gesendet, um auch dort zu einem kräftigen Entschlusse aufzustacheln und den Feldzugsplan gegen Frankreich, sowie die Entschädigungsfrage zu berathen. Am 28. Februar in Wien angelangt, fand Bischofswerder den Kaiser an den Pocken erkrankt im Sterben liegen; am 1. März erlöste der Tod Kaiser Leopold von seinen Leiden und Sorgen und ließ inmitten einer fast beispiellosen politischen Krisis die Regierung der österreichischen Stammländer in den Händen seines Sohnes, des 24jährigen Königs von Ungarn und Böhmen, Franz, eines Mannes von schwächlicher Gesundheit, nur mittelmäßigen geistigen Anlagen und von wenig Neigung, sich um die Staatsgeschäfte zu bekümmern, zurück.

Unter solchen Umständen muß es dem jungen Könige fast als Verdienst angerechnet werden, daß er bei seinem Regierungsantritt erklärte, das politische System seines Vaters beibehalten und auch sämmtliche Minister desselben in ihren Aemtern belassen zu wollen.

Die polnische wie die französische Angelegenheit entwickelten sich nunmehr rasch. Am 10. März 1792 überreichte der österreichische Gesandte Fürst Reuß in Berlin einen Vorschlag seiner Regierung, nach welchem Preußen die polnische Verfassung vom 3. Mai, die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum erblichen Könige von Polen, die Vererbung der Krone auf seine Brüder und zwar auf den jedesmaligen Kurfürsten von Sachsen anerkennen und mit Oesterreich gemeinsam die Zustimmung Rußlands zu diesem Werke zu erlangen suchen solle; die Gefahr, welche für Preußen in einer starken, mit Sachsen verbundenen polnischen Monarchie liegen könne, glaubte man in Wien dadurch zu beseitigen, daß man Polen die Verpflichtung auferlege, sein Heer auf 40,000 Mann zu beschränken.

Auf der anderen Seite trat zu derselben Zeit Rußland mit bestimmteren Eröffnungen über seine Absichten auf Polen hervor. Das russische Cabinet erklärte, daß es ein in sich geeinigtes und für immer mit Sachsen verbundenes Polen nur als eine fortdauernde Drohung sowohl für Rußland, wie für Preußen ansehen müsse, und daß es daher nothwendig sei, daß Preußen, Rußland und Oesterreich über diese wichtige Angelegenheit in das engste Einvernehmen träten. Daß es den Russen nicht blos um die Beseitigung der ihnen mißliebigen Verfassung von 1791, daß es ihnen

vielmehr um die Erwerbung polnischen Gebietes zur Herstellung einer besseren Verbindung mit den neuerworbenen türkischen Provinzen zu thun sei, daß mit dem Einmarsche russischer Heere in Polen die politische Selbständigkeit Polens für immer vernichtet und Polen zu einer russischen Provinz herabgedrückt sein müsse, war schon jetzt außer aller Frage, und Preußen so wenig wie Oesterreich gaben sich darüber irgend einem Zweifel hin.

So sah sich der König Friedrich Wilhelm in der empfindlichsten Verlegenheit. Schloß er sich dem österreichischen Plane an, so half er selbst eine dauernde und dringende Gefahr für seinen eigenen Staat schaffen und mußte überdem gewärtig sein, mit Rußland, welches seine Absichten auf Polen doch nicht aufgegeben haben würde, in einen langwierigen und blutigen Krieg verwickelt zu werden, welchen gleichzeitig mit dem jetzt schon nicht mehr zu vermeidenden Kampfe mit Frankreich zu führen, Preußen schon mit Rücksicht auf seine Finanzen völlig außer Stande war.

Betheiligte sich aber der König an den russischen Eroberungsplänen, so wurde dadurch zwar die oben erwähnte Gefahr für Preußen gründlich entfernt, so durfte Preußen zwar auf die gefahrlose Erwerbung einer polnischen Provinz mit Sicherheit rechnen, — aber der König mußte in diesem Falle das mit Polen eingegangene Bündniß von 1790, in welchem er sich zur Aufrechterhaltung der Selbständigkeit und Integrität Polens verpflichtet hatte, geradezu und in vom Standpunkte der Moral nicht zu beschönigender Weise brechen.

Alle Regeln der Staatsklugheit, die Pflicht der Selbsterhaltung mußten den König zu einem Schritte treiben, welchen das rein menschliche Gefühl mit Recht als tadelnswerth bezeichnet; die traurige Nothwendigkeit, von zwei Uebeln das kleinste zu wählen und Preußen aus der dringendsten Verlegenheit zu ziehen, in welcher ein Staat sich befinden kann, verbunden mit dem gerechten Groll über die oftmals und noch unlängst erfahrene Undankbarkeit der Polen, endlich der Blick auf die rasch fortschreitende Entwickelung der kriegerischen Aussichten im Westen, mußten den König zu einem Eingehen auf die russischen Vorschläge bestimmen.

Daß er damit ein moralisches Unrecht beging, ist unzweifelhaft und soll auch hier nicht bestritten werden; vom Standpunkte der Politik aus hatte er durchaus Recht und nur blinder Haß und fremde Tadelsucht konnten später die Handlungsweise des Königs, als aus einer lange vorbereiteten Habgier entsprungen, bezeichnen.

Wir kommen übrigens in einem späteren Paragraphen noch einmal auf diese Ereignisse näher zurück und bemerken hier nur noch, daß bereits am 12. März der König seinen Ministern erklärte, auch er halte eine neue Theilung Polens, welche die russische Regierung im Sinne zu haben scheine, für das wirksamste Mittel, die Macht eines polnischen Königs für immer zu beschränken, daß er aber bezweifle, ob sich unter solchen Umständen der Kurfürst von Sachsen noch zur Annahme der Krone entschließen werde; jedenfalls müsse Oesterreich entschädigt werden und Preußen müsse zur besseren Abrundung seiner Grenze das ganze Gebiet bis an die Weichsel erhalten.

Nach Wien aber ließ der König erklären, daß er unter keinen Umständen auf den österreichischen Vorschlag eingehen werde und richtete zugleich an König Franz die Aufforderung, dem von Rußland angegebenen Plane zur Regelung der polnischen Frage auch seinerseits beizutreten. —

Inzwischen tobte in Paris, wohin wir für jetzt wieder unsere Blicke richten müssen, der Kampf der Parteien mit vermehrter Heftigkeit und Erbitterung fort.

Nachdem ein Versuch der Minister Narbonne, Delessart, Tarbé, Gerville u. s. w., die bisherige Mehrheit in der Nationalversammlung durch die Stiftung einer ministeriellen Partei im Verein mit einer großen Zahl wohlgesinnter Abgeordneten zu sprengen, in der Mitte des Monats Februar an dem heftigen Widerstande der Gironde und der Jacobiner gescheitert war, nachdem ein Plan Lafayette's, demzufolge Frau von Stäel, die Tochter des ehemaligen Finanzministers Necker und Gemahlin des schwedischen Gesandten in Paris, die Königliche Familie in ihrem Wagen entführen, der König sich sodann unter dem Schutze Lafayette's zur Armee begeben, die Nationalversammlung auflösen und mit einer neu zu berufenden Versammlung die Reform der Verfassung vornehmen sollte, vom König und der Königin, hauptsächlich auf Anrathen Delessart's, abgelehnt worden war, benutzte die Gironde die von ihr selbst herbeigeführten und eifrigst betriebenen kriegerischen Verwickelungen zum gänzlichen Sturz der Minister und nöthigte schließlich den König zur Bildung eines durchaus demokratischen Ministeriums.

Am 1. März legte der Minister Delessart die Antwort des Kaisers Leopold, datirt vom 17. Februar, der Nationalversammlung vor. Der Kaiser drückte in derselben zunächst sein Befremden über den Unwillen aus, den sein Befehl an den General Bender bei der französischen Regierung erregt habe, ein Befehl, der, wie die französische Regierung sehr wohl wisse, nur für den Fall gegeben sei, daß der Kurfürst von Trier die Emigranten entwaffne und zerstreue und Frankreich somit jeden Grund zu Feindseligkeiten benehme. Hinsichtlich des Vereins der europäischen Mächte aber erklärte der Kaiser, daß er es für seine Pflicht ansehe, denselben fortbestehen zu lassen, so lange die Partei der Jacobiner den König Ludwig XVI., seinen Verwandten und Verbündeten, bedrohe und durch Rüstungen und thätige Wühlereien den Frieden Europa's zu stören suche. Auch er, der Kaiser, wünsche aufrichtig den Frieden, er habe die Emigranten entwaffnet und die anderen Mächte zum Frieden ermahnt, während Frankreich sich zum Kriege rüste; die Jacobiner allein seien es, welche zum Kriege hetzten, weil sie nur in ihm das Mittel erblickten, das Volk zu einem ihnen für ihre Zwecke erwünschten Fanatismus zu steigern. Oesterreich sei daher zu Vertheidigungsanstalten genöthigt; doch hoffe der Kaiser, die gesunde Mehrheit des französischen Volkes werde an seiner wahren Gesinnung nicht zweifeln, sondern sich von den Täuschungen befreien, in welche die Jacobiner sie zu verwickeln suchten.*)

*) Wir haben den Inhalt dieser Note nach Sybel's „Geschichte der Revolutionszeit“ wiedergegeben.

Noch stärker als die Note selbst drückte sich das Schreiben aus, mit welchem Fürst Kaunitz in Wien dem französischen Gesandten eine Abschrift derselben zugestellt hatte. Dasselbe schließt mit den Worten:

„Der Kaiser glaubt es der Wohlfahrt Frankreichs und ganz Europa's schuldig zu sein, sowie er auch dazu durch die Herausforderung und Drohungen der Jacobiner sich ermächtigt erachtet, jene verderbliche Secte zu entlarven und öffentlich zu denunciren, nicht nur als die Feinde des Allerchristlichsten Königs und der Grundbestimmungen der gegenwärtigen Constitution, sondern als die Störer des Friedens und der öffentlichen Ruhe" u. s. w.

Zwar erklärte die Nationalversammlung anfänglich dem Minister ihren Beifall, als er hinzusetzte, daß er in seiner Antwort nach Wien die in der Note enthaltene Kritik über die politischen Zustände in Frankreich als beleidigend zurückgewiesen und den Kaiser nochmals aufgefordert habe, jenen Verein aufzulösen, welcher, nachdem jede Absicht von Feindseligkeit abgeleugnet worden, keinen Zweck mehr haben könne; zwar hatte der Minister in der That bisher nichts Anderes gethan, als streng den Willen der Versammlung erfüllt und nur für deren heftige und leidenschaftliche Ausdrücke mildere, dem diplomatischen Verkehr mehr entsprechende Formen angewendet; demungeachtet fand die Gironde, in der Besorgniß, den Krieg sich entschlüpfen zu sehen und gestärkt durch die von Talleyrand aus London eingesandte Nachricht, daß man Englands Neutralität versichert sein könne, in dem Verfahren des Ministers die Mittel zu seinem Sturze.

In der Sitzung vom 10. März, einen Tag später, als die in Paris eintreffende Nachricht von dem Tode des Kaisers Leopold im Publicum eine sehr rasch wieder vorübergehende Hoffnung auf Erhaltung des Friedens*) geweckt hatte, erhob Brissot, unterstützt von der ganzen Gironde und auch von Lafayette, der, wegen der erfahrenen Abweisung seines Rettungsplanes mit dem Hofe grollend, sich mehr als je den Girondisten zuneigte, in der gehässigsten und heftigsten Weise die Anklage gegen den Minister Delessart wegen Hochverraths. Obgleich auch nicht der Schein eines solchen gegen den Minister vorlag, so war doch die leidenschaftliche Aufregung in der Versammlung eine so beispiellose, das Geschrei über Verrath an der Nation ein so allgemeines, daß alle Versuche der gemäßigten Partei, den Minister zu retten, sich vergeblich erwiesen. Mit seiner glühenden Beredsamkeit rief Vergniaud, mit dem Finger auf das Schloß der Tuilerien zeigend, die drohenden Worte in die Versammlung hinein:

„Von dieser Tribüne aus erblicke ich den Palast, in welchem übelgesinnte Räthe den König, welcher uns die Constitution gegeben hat, irre leiten und betrügen; ich erblicke die Fenster (die Wohnung der Königin), hinter denen man die Contrerevolution ausbrütet und auf Mittel und Wege sinnt, uns in die alte Knechtschaft zurückzuführen. Oft schon ist in früheren Tagen

---

*) Die Papiere stiegen in Folge dieser Nachricht an einem Tage um 15 %, der beste Beweis, daß wenigstens in der besitzenden Klasse der Kriegstaumel nicht gerade sehr groß gewesen sein kann.

der Schrecken im Namen des Despotismus aus jenem berüchtigten Palaste hervorgebrochen; möge er heute im Namen des Gesetzes dorthin zurückkehren, möge er dort alle Herzen erfüllen und mögen Alle, die ihn bewohnen, bedenken, daß unsere Constitution nur der Person des Königs Unverletzlichkeit zugesteht" u. s. w.

Mit gewaltiger Stimmenmehrheit beschloß darauf die Versammlung die Versetzung Delessart's in den Anklagestand und noch an demselben Abende erfolgte seine Verhaftung, bezeichnend genug für die geringe Achtung, in welcher bereits die Königliche Würde stand, in dem Augenblick, als er aus dem Zimmer des Königs trat. Die übrigen Minister, erschreckt über das Schicksal ihres Collegen, nahmen freiwillig ihre Entlassung und der König, völlig machtlos, von der Nationalversammlung bedroht, von seinen Truppen verrathen, sah sich schweren Herzens gezwungen, aus seinen Feinden seine Minister zu wählen, aus derselben Partei sein Ministerium zu bilden, welche in jener österreichischen Note als Jacobiner und Aufwiegler bezeichnet waren.

Die Gironde hatte von diesem Tage an die Gewalt über Frankreich in Händen und man irrt wohl schwerlich in der Annahme, daß es schon jetzt mit der Monarchie ein völliges Ende gehabt haben würde, wenn nicht der General Lafayette, der blindeste Anhänger der Verfassung, an dem Siege der Gironde Theil genommen hätte. Diesen aber völlig bei Seite zu schieben, durfte die Partei bei dem großen Anhange, welchen Lafayette in der Nationalgarde zur Zeit noch hatte und bei der Beliebtheit, in welcher er bei der Armee zu stehen wenigstens glaubte, nicht wagen. Dagegen trug die Gironde bei der Wahl der neuen Minister überall den Sieg über Lafayette davon.

An Stelle des bereits vor dem 10. März entlassenen Narbonne trat der Oberst de Graves als Kriegsminister; der General Dumouriez, ein Mann von unzweifelhaftem Talent und großer Energie, vom leidenschaftlichsten Ehrgeiz getrieben, geschickt und brauchbar in den damals so gefährlichen Schlangenwindungen der Politik, zu rechter Zeit nachgiebig und unterwürfig oder aber auch stolz und hochfahrend, dabei keine persönliche Gefahr scheuend, erhielt das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten; Lacoste wurde Marine-, Clavière Finanzminister; endlich nach dem Ablehnen Garnier's übernahm Duranthon das Justiz-, Roland das Ministerium des Inneren, sämmtlich Mitglieder oder unbedingte und ergebene Anhänger der Gironde.

Der Krieg gegen das Ausland war nach diesen Vorgängen nicht einen Augenblick mehr zweifelhaft und in der That war es ja auch die Nachricht von dem völligen Sturze der Feuillans, von der neuen Demüthigung des Königs, von dem völligen Siege der kriegslustigen Gironde gewesen, welche den Eifer des Königs von Preußen zu rascher und energischer Eröffnung des Krieges auf's Höchste entflammt und ihn zu einem Entschlusse in der polnischen Frage bewogen hatte.

General Dumouriez, mit welchem wir unzweifelhaft einen der bedeutendsten Männer aus der Zeit der französischen Revolution kennen lernen, theilte die ganze Kriegslust der Partei, welcher er seine Erhebung

zum Minister verdankte; aber sein scharfer Verstand und seine unleugbar große militärische Begabung verhinderten ihn, sich leichtfertig und ohne bestimmte Erwägung dessen, was man eigentlich in diesem Kriege zu erreichen beabsichtige, ohne genaue Berechnung der vorhandenen oder möglicher Weise zu schaffenden Mittel, in einen Krieg zu stürzen, bei welchem Frankreich, neben allen Gefahren im Inneren, voraussichtlich auf allen Seiten äußere und mächtige Feinde abzuwehren haben mußte.

Und das Ziel, welches sich Dumouriez in seinem brennenden Ehrgeiz gestellt hatte und welches noch heutigen Tages gar verlockend in den Ohren unserer westlichen Nachbarn anklingt, war wahrlich kein geringes; es bestand in nichts weniger, als in der Ausdehnung Frankreichs bis an seine sogenannten natürlichen Grenzen, worunter Dumouriez und, von seinem Gedanken begeistert, die französische Nation im Osten den Rhein und die Alpen, im Süden das Meer und die Pyrenäen, im Norden die Nordsee verstand. Es handelte sich also darum, im Norden Belgien und Lüttich, im Nordosten die Besitzungen der rheinischen Kurfürsten, im Süden aber Savoyen zu erobern, und Dumouriez gedachte diesen Plan, welchem man im Hinblick auf die über alle Beschreibung trostlose Beschaffenheit der französischen Truppen, auf die völlige Unzulänglichkeit der vorhandenen kriegerischen Mittel wenigstens nicht Mangel an Kühnheit vorwerfen kann, durch einen gleichzeitigen Angriff Lafayette's auf Lüttich und Brüssel, des Generals Luckner auf Mainz und eines dritten Heeres auf Savoyen in Ausführung zu bringen.

Aber der General rechnete für das Gelingen seines Planes auf einen Factor, der sich als völlig irrig erweisen sollte; er hoffte, Preußen durch glänzende Anerbietungen von dem Bündnisse mit Oesterreich, zumal seit Leopold's Tode, abziehen zu können, da ein solches Bündniß im Hinblick auf die langjährige Feindschaft beider Mächte ihm widernatürlich erschien und er nicht glauben konnte, daß Preußen sich ernstlich an einem Kriege gegen Frankreich betheiligen werde. In diesem Glauben ließ Dumouriez dem Könige von Preußen zur Zeit, als dieser bereits vor Eifer glühte, das Schwert Friedrich's des Großen mit der Pike der Jacobiner zu messen, den Vorschlag einer Alliance mit Frankreich machen, in deren Hintergrunde er die Aussicht auf die Herrschaft Preußens in Deutschland, ja auf die Erwerbung der noch nicht besetzten Kaiserkrone deutlich durchschimmern ließ.

Daß ein solcher Vorschlag, der dem ganzen Charakter des Königs, seiner tiefen Abneigung gegen die Revolution, überdem der ganzen bereits geschaffenen politischen Situation direct widersprach, von Friedrich Wilhelm mit Unwillen zurückgewiesen wurde, ist selbstverständlich; dagegen mag schon hier erwähnt werden, daß es in der That am Berliner Hofe eine große und mächtige Partei gab, welche, festhaltend an der Politik Friedrich's des Großen, in der engen Freundschaft mit Oesterreich, in dem gemeinsamen Kampfe gegen Frankreich nur Unheil für Preußen erblickte und mit Freuden das österreichische mit dem französischen Bündniß vertauscht gesehen hätte. Der vornehmste Vertreter dieser Partei war am Hofe der Prinz Heinrich, der berühmte Bruder Friedrich's des Großen, welcher, längere Zeit in Frankreich lebend, sich dort völlig französirt hatte, gegenwärtig aber, grollend darüber, daß der König ihn gänzlich von den Staats-

geschäften ausgeschlossen, meist in seinem, ganz nach französischem Muster eingerichteten Hofhalt zu Rheinsberg lebte; aber außer ihm bekannten sich fast sämmtliche höhere und ältere Offiziere der Armee, an ihrer Spitze der zum Oberfeldherrn bestimmte Herzog von Braunschweig selbst, von entschiedener Abneigung gegen das Bündniß mit dem alten Feinde Preußens, gegen den Krieg mit Frankreich erfüllt.

Jedenfalls wird durch die, nach dem ersten Fehlschlagen keineswegs aufgegebene Hoffnung des französischen Ministers, das Band zwischen Oesterreich und Preußen doch noch trennen zu können, das außerordentlich vorsichtige und zurückhaltende Benehmen der französischen Regierung gegen Preußen erklärlich; Dumouriez selbst erklärte in der Nationalversammlung, daß er das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen nur als eine politische Verirrung betrachten könne, von welcher dieser letztere Staat hoffentlich bald zurückkommen werde, daß die französische Regierung daher den König von Preußen trotz seiner Begünstigung der Emigranten und welche Partei er auch ergreifen möge, nicht als Feind behandeln und seine Sache von der Oesterreichs trennen, dadurch aber die Hand bieten werde, sich jeden Augenblick mit Preußen zu verständigen und zu versöhnen. Wir werden später, als dieser Augenblick gekommen zu sein schien, auf diesen Punkt zurückkommen.

Ganz anders klang dagegen die Sprache des neuen Ministers gegen Oesterreich, denn hier galt es ja, den ersehnten Krieg herbeizuführen; Form und Inhalt der zwischen Paris und Wien gewechselten Noten wurden daher immer verletzender und schroffer.

Schon die erste Depesche Dumouriez's an den französischen Gesandten in Wien reizte das österreichische Cabinet, gegenwärtig unter der Leitung des Vicekanzlers Graf Cobenzl stehend, nachdem Fürst Kaunitz, betagt und kränklich, überdem mißvergnügt über die Wendung der politischen Angelegenheiten,*) sich von den Staatsgeschäften fast gänzlich zurückgezogen hatte, sowohl durch ihren Ton wie durch ihren Inhalt. Dumouriez sagt darin:

> „Ich will die „Clubs und Pamphlets“ (welche Oesterreich als ein großes Aergerniß bezeichnet hatte) nicht erwähnen; eine Veranlassung, den Krieg zu erklären, können sie nicht sein. Wäre dies der Fall, so hätten sämmtliche europäische Mächte längst einen Kreuzzug gegen England unternehmen müssen. Die französische Regierung *fordert*, daß Oesterreich seine Truppenzahl in Belgien vermindert und die bewaffneten Haufen der Emigranten von dort ausweist. Der Vorwand, den Oesterreich nimmt, in den Niederlanden eine größere Zahl Truppen aufstellen zu müssen, um das Eindringen revolutionärer Grundsätze zu verhindern, ist *ungenügend*. Die Armeen halten die Völker nicht zurück, wenn sie frei sein wollen; je mehr Gewalt man entgegensetzt, desto mehr Kraft entwickelt sich und wird zur Wuth.

*) Das politische System des Fürsten Kaunitz war auf ein Bündniß Oesterreichs mit Frankreich gegen Preußen gerichtet, getreu der Politik zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia.

Genua ist ein warnendes Beispiel für Oesterreich; diese Stadt von mittlerer Größe hat eine ganze Armee aus ihren Mauern vertrieben. Ein zweites noch schlagenderes Beispiel, daß ein Heer nichts gegen die Erhebung eines ganzen Volkes vermag, ist die französische Revolution.*) Der Wiener Hof kennt sehr wohl die Wühler in Belgien, er weiß sehr wohl, daß unsere Constitution die Belgier zurückgewiesen hat,**) weil ihre theokratische, von einer fanatischen Priesterschaft angestiftete Revolution das Gegentheil von der unsrigen war" u. s. w.

So unangenehm berührt das Wiener Cabinet auch von dieser Note sein mochte, so versuchte dasselbe doch nochmals den Weg der friedlichen Verständigung und ließ in einer Erklärung vom 18. März im Wesentlichen seine bereits am 17. Februar ausgesprochenen, noch vom Kaiser Leopold dictirten Ansichten wiederholen; erst als Dumouriez in barschem Tone die bestimmte Forderung auf Entwaffnung und Aufgabe des Bündnisses mit Preußen nach Wien richtete, antwortete die österreichische Regierung in sehr kurzer und kategorischer Weise am 25. März 1792:

„daß sie dazu bereit sei, wenn Frankreich seine Rechtsverletzungen gegen die deutschen Fürsten im Elsaß und gegen den Papst wieder gut mache und sich selbst in eine Lage bringe, bei welcher die Sicherheit Europa's nicht gefährdet sei; in welcher Weise aber dies letztere zu geschehen habe, darüber hätten sich die Franzosen selbst zu berathen."***) —

Dieser Note Oesterreichs folgte denn bald darauf die Kriegserklärung von Seiten Frankreichs. Von seinen Ministern dazu gezwungen, erschien Ludwig XVI. am 20. April in der Sitzung der Nationalversammlung und brachte, wie Augenzeugen versichern, mit Thränen im Auge und mit kaum zurückzuhaltender Bewegung der Stimme, den Krieg gegen Franz II., König von Ungarn und Böhmen, in Vorschlag, weil derselbe sich hartnäckig weigere, das mit anderen Mächten zur Unterdrückung der Freiheit des französischen Volkes geschlossene Bündniß aufzugeben, weil er ferner Franzosen gegen ihr eigenes Vaterland bewaffnet und endlich alle Anträge auf Ausgleichung abgelehnt oder unbeantwortet gelassen habe u. s. w.

Die Minister des Königs fühlten selbst, wie mangelhaft und unvollkommen alle diese weit hergeholten Vorwände zum Kriege in der That waren; dennoch war die Nationalversammlung noch in derselben, bis tief in die Nacht hinein dauernden Sitzung mit Ausnahme weniger, zur Behut-

---

*) General Dumouriez vergißt, wohl absichtlich, hierbei zu erwägen, was aus der französischen Revolution geworden sein würde, wenn die französischen Regimenter ihrem Eide und ihrer Pflicht treu geblieben wären.

**) Dabei aber wimmelte Belgien von heimlichen Agenten, welche überall revolutionäre Grundsätze verbreiteten und das Feuer zum Aufstande schürten.
Anm. des Verf.

***) In dieser Weise giebt Sybel den Inhalt dieser österreichischen Note vom 25. März. Die Behauptung Dumouriez's, Oesterreich habe die Wiederherstellung der Verfassung, wie solche das Decret des Königs vom 23. Juni 1789 feststellt, gefordert, ist von ihm wohl nur erfunden, um Oesterreich die Verantwortung des Krieges aufzubürden, wie ja auch vielfach Oesterreich wirklich als Urheber des Revolutionskrieges aus Haß gegen die revolutionären Gesinnungen angesehen worden ist.

samkeit mahnender Stimmen, einstimmig schlüssig, den Krieg gegen Oesterreich zu erklären. Da indessen die französische Verfassung ausdrücklich feststellte, daß Frankreich niemals einen Angriffskrieg führen dürfe, so wurde dem Kriegsbeschlusse gegen Oesterreich die besondere Erklärung hinzugefügt, daß die französische Nation, treu den durch die Verfassung geheiligten Grundsätzen, keinen Eroberungskrieg (!!) zu unternehmen und nie ihre Macht gegen die Freiheit eines Volkes zu richten, die Waffen nur zur Behauptung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit ergreife, daß daher der Krieg, zu welchem sie sich jetzt genöthigt sehe, kein Krieg gegen eine Nation, sondern die gerechte Vertheidigung eines freien Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Fürsten sei.

Diesem öffentlich ausgesprochenen Grundsatz widersprach es allerdings in der gröblichsten Weise, daß bereits mehrere Tage vor der Kriegserklärung den commandirenden französischen Generalen die Instruction zum Angriff auf Belgien im Norden, auf Savoyen im Süden zugegangen war, Angriffe, die übrigens auf beiden Seiten zunächst ein klägliches Ende nehmen sollten und deren Mißglücken wenig Erfolg für das Gelingen der kühnen Pläne Dumouriez's verhieß. Wir erwähnen diesen vollständig verunglückten Versuch der Franzosen, sich noch vor dem Erscheinen ihres Hauptgegners in den Besitz von Belgien zu setzen, schon hier.

Am 29. April überschritt General Biron, auf besonderen Befehl des Generals Dumouriez vom Corps des Generals Rochambeau bis auf 12,000 Mann verstärkt, die belgische Grenze, während General Dillon mit 3500 Mann von Lille aus gegen Tournay und General Carles mit 1200 Mann von Dünkirchen auf Furnes vorging, um die Flanken Birons zu decken. Als indessen General Biron am Nachmittage des 29. April die Höhen vor Mons durch den österreichischen General Beaulieu mit nur 3500 Mann in vortheilhafter Stellung besetzt fand und von dem gehofften Aufstande der belgischen Bevölkerung nichts gewahr wurde, beschloß er, alle Energie verlierend, für den folgenden Tag den Rückzug. Auf demselben nach kurzem Gefecht bei Framerie bis Quiévrain fast ohne Verluste gelangt, wurde hier ein französisches Bataillon von österreichischen Husaren eingeholt und umgeritten, die Unordnung pflanzte sich in den anderen Truppentheilen fort und unter dem bei solchen Gelegenheiten und bei Truppen von solcher Beschaffenheit gewöhnlichen Geschrei „Verrath“ wälzte sich die ganze französische Colonne, 3 Geschütze, 7 Munitionswagen und über 100 Gefangene in den Händen der Oesterreicher zurücklassend, nach Valenciennes zurück, wo Biron mit Mühe wenigstens den größten Theil derselben zum Stehen brachte.

Noch schlimmer erging es dem General Dillon. Auch er stieß eine Stunde vor Tournay auf ein österreichisches Corps von 3 Bataillonen und 6 Escadrons und trat nach kurzem Gefecht den Rückzug an. Als die Oesterreicher ihm auf demselben lebhaft folgten, verloren auch seine Truppen die Besinnung; zwei Reiterregimenter lösten sich auf, ritten unaufhaltsam die eigene Infanterie über den Haufen und in panischem Schrecken floh die ganze Masse im wildesten Durcheinander nach Lille zurück, noch an den Thoren der Stadt den General Dillon und mehrere

andere Führer, welche sich vergeblich bemühten, die fliehende Menge aufzuhalten und zu sammeln, ermordend.

General Carles aber wurde durch die Nachricht von diesen Unglücksfällen bewogen, umzukehren und General Lafayette, welcher zur Unterstützung der Unternehmung auf Belgien bis Givet vorgerückt war und dessen Avantgarde bereis am 30. April bei Bouvines die Grenze überschritten hatte, fand in der Mittheilung dieser Ereignisse, sowie in einem zur höchsten Vorsicht ermahnenden Schreiben des Kriegsministers die ihm sehr willkommene Veranlassung, völlig unthätig bei Givet stehen zu bleiben.

Noch traurigeren Ausgang für die Pläne Dumouriez's fand das beabsichtigte Unternehmen auf Savoyen, zu welchem General Montesquiou mit 30,000 Mann, welche er im Süden Frankreichs vorfinden sollte, auserſehen war. Einen Grund zu diesem gegen alle Regeln des Völkerrechts verstoßenden Angriff auf eine Macht, mit welcher Frankreich gar nicht im Kriege war, fanden die französischen Machthaber, um solche Gründe niemals in Verlegenheit, in dem Umstande, daß der sardinische Commandant von Alessandria den neu ernannten, als gefährlichen Agitator bekannten und überdem, wie es das sardinische Hofceremoniel verlangte, nicht vorher angemeldeten französischen Geschäftsträger Sémonville ausgewiesen hatte.

Als aber General Montesquiou, mit der Anweisung versehen, sich bis zum 15. Mai mittelst der Südarmee Savoyens zu bemächtigen, meldete, daß eine eigentliche Armee im Süden noch gar nicht existire, Alles in der gräulichsten Unordnung und Zersplitterung und vor Monaten an eine militärische Operation gar nicht zu denken sei, da war auch im Süden der stolze Traum Dumouriez's, die Grenzen Frankreichs bis an die Alpen, wie im Norden bis an den Rhein auszudehnen, zerronnen und die Lage Frankreichs erschien um so mißlicher, als in Kurzem das Eintreffen gewaltiger preußischer und österreichischer Heeresmassen erwartet werden mußte und nach den Berichten Talleyrand's zwar auf die Neutralität Englands, so lange Holland unberührt blieb, niemals aber auf eine englische Unterstützung der französischen Pläne zu rechnen war.

Wie die Folgen dieses nach allen Seiten verunglückten Planes zum Sturze des Ministeriums Dumouriez führten, erwähnen wir später; für jetzt richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Rüstungen Oesterreichs und Preußens zum Kriege gegen Frankreich. —

Capitel II.

Der Krieg gegen Frankreich. — Die zweite und dritte Theilung Polens.

§. 12.

Die österreichischen und preußischen Kriegsrüstungen.

Die Kriegserklärung Frankreichs vom 20. April 1792 war, wie dies im §. 11 bereits erwähnt und erklärt worden ist, nur gegen Oesterreich, nicht gegen Preußen gerichtet. Dennoch betrachtete sich König Friedrich Wilhelm II., durch den Vertrag vom 7. Februar mit Oesterreich eng zu gegenseitigem Schutze verbunden, von seinem allmählich immer lebhafter werdenden Wunsche nach Krieg gegen die Revolution getrieben, selbstverständlich als mit Frankreich im Kriege begriffen und hauptsächlich sein rastloses Drängen war es gewesen, welches das friedenssehnsüchtige Wiener Cabinet endlich zu energischem Auftreten, zu der Note vom 25. März, welcher der preußische Gesandte in Paris in allen Stücken beitrat, bewogen hatte.

Schon am 16. Februar, also lange vor der wirklich erfolgenden Kriegserklärung, war unter dem Vorsitze des Königs in Potsdam ein großer Kriegsrath gehalten worden, an welchem außer dem zum Oberfeldherrn bestimmten Herzoge von Braunschweig noch der Minister Graf Schulenburg und des Königs vertrauter Freund und Rathgeber Bischofswerder theilnahmen, und in welchem durchaus nicht blos über Vertheidigungsmaßregeln gegen französische Angriffe berathen, sondern vielmehr das Einrücken imposanter preußischer und österreichischer Heeresmassen in französisches Gebiet in's Auge gefaßt wurde.

Am 28. Februar haben wir sodann Bischofswerder in Wien ankommen sehen, um mit den Ministern und Generalen des Kaisers die nöthigen Verabredungen zu treffen und erhöhtes Leben in die Unterhandlungen zu bringen. Bischofswerder fand den Kaiser Leopold im Sterben liegen und wurde von dem Nachfolger desselben an den Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg, einen der erprobtesten österreichischen Generale jener Zeit, gewiesen, um mit diesem über die gemeinschaftlichen militärischen Maßregeln gegen Frankreich, von Oesterreichs Seite noch immer auf die bloße Vertheidigung gerichtet, zu berathschlagen, — womöglich aber auch die polnische Frage zur Entscheidung zu bringen.

In welcher Weise diese schließlich geregelt wurde, haben wir bereits in §. 11 erzählt und haben es daher hier nur mit den kriegerischen Operationen und der Berathung über die schon jetzt zur Sprache gebrachte Entschädigungsfrage zu thun. Denn so groß der ritterliche Enthusiasmus des Königs von Preußen auch für den Krieg gegen die übermüthigen Jacobiner, für den Ruhm, der Retter der Königlichen Familie von Frankreich genannt zu werden, immerhin sein mochte, so fiel es ihm doch keinen Augenblick ein, einen voraussichtlich langwierigen und kostspieligen Krieg für fremdes Interesse zu beginnen, ohne seinem Staate vorher eine Entschädigung für Gefahr und Kosten sichergestellt zu haben; — diese Entschädigung aber fand Friedrich Wilhelm, nachdem er einmal am 12. März den schweren Entschluß wegen Polen gefaßt hatte, am leichtesten und sichersten in der Erwerbung einer polnischen Provinz.

So wuchs denn des Königs Ungeduld über den langsamen Fortschritt der Verhandlungen in Wien immer höher, je mehr sich das Wiener Cabinet, besonders seitdem Preußen den österreichischen Vorschlag wegen Polen bestimmt abgelehnt hatte, der größten Vorsicht in der Behandlung der französischen Frage befleißigte.

Friedrich Wilhelm ließ endlich in Wien geradezu erklären, daß er, da der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich doch völlig unzweifelhaft sei, nur in einer raschen Eröffnung und kräftigen Führung desselben die Möglichkeit eines günstigen Resultats erblicken könne, daß er seinerseits bereit sei, die Revolution mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu bekämpfen, daß er aber an einem bloßen, sich träge hinschleppenden Vertheidigungskriege gar keinen Theil nehmen werde; wie sehr der König in dieser Ansicht Recht hatte, werden die folgenden Ereignisse lehren.

In Folge dieser kategorischen Erklärung Preußens, sowie der gleichzeitig aus Paris eintreffenden, keine Hoffnung auf Erhaltung des Friedens mehr gestattenden Nachrichten, entschloß sich endlich auch das Wiener Cabinet zu thatkräftigerem Auftreten; Fürst Reuß in Berlin wurde angewiesen, in nähere Unterhandlungen über die politische Seite der Frage, über die Entschädigung für die aufgewendeten Kosten, einzutreten; Fürst Hohenlohe wurde nach Berlin gesandt, um den gemeinsamen Feldzugsplan zu berathen und festzustellen.

Die erstere Frage bot ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten dar und aus der überaus langsamen und vorsichtigen Weise, mit welcher dieselbe preußischerseits vom Minister Graf Schulenburg, österreichischerseits durch den Fürsten Reuß, unter unverkennbarem gegenseitigen Mißtrauen, behandelt wurde, konnte man schon im voraus zur Genüge erkennen, daß das zwischen beiden Staaten geknüpfte Band ein überaus lockeres sei und beim ersten kräftigen Stoß von Außen zerreißen müsse.

Beide Mächte waren einig darin, daß sie nicht entfernt daran dachten, den Krieg aus bloßer ritterlicher Großmuth und ohne Entschädigung zu unternehmen; ebenso wenig behagten dem Könige von Preußen — wir wissen ja, daß er seine Entschädigung in Polen zu finden hoffte — zwei andere Vorschläge des österreichischen Cabinets: sich entweder mit einem Versprechen Ludwig's XVI., im Falle seiner wieder aufgerichteten Herr-

schaft den Verbündeten die gehabten Kosten in Gelde zu ersetzen, zu begnügen, oder aber sich durch die zeitweilige Besitznahme einiger französischen Provinzen ein Unterpfand für dieselben zu sichern.

Somit blieb nur übrig, beide Mächte durch einen völlig gleich großen und gleich werthvollen Landerwerb zu entschädigen und dieser Weg bot unverkennbar die größten Schwierigkeiten.

Während der König von Preußen in seiner Ungeduld, den Krieg zu beginnen, von der Ansicht ausging, daß man nur in's Feld rücken solle und sich die Entschädigungsfrage dann schon von selbst erledigen werde, waren seine Minister, besonders Alvensleben, der entgegengesetzten Meinung, daß diese unbedingt vorher zu regeln sei; Rußland aber ließ Mitte Mai auf's Bestimmteste erklären, daß es den ganzen Krieg, an welchem es sich übrigens nicht einmal selbst betheiligte, nur als auf die Niederwerfung der Revolution und auf die Wiederherstellung der Herrschaft Ludwig's XVI. gerichtet ansehe und daher gegen jede Losreißung französischer Provinzen, als etwaige Entschädigung für die deutschen Mächte, ernstlich protestiren müsse.

Da ließ endlich Friedrich Wilhelm II. dem Fürsten Reuß unumwunden erklären, daß Preußen sich in Polen zu entschädigen gedenke, und das Wiener Cabinet, seinen Lieblingsplan, die Errichtung einer sächsisch-polnischen Erbmonarchie vor der Hand als unmöglich aufgebend, wies diesen Gedanken nicht zurück, vorausgesetzt, daß auch Oesterreich ein gleich großes Stück Polen dabei zugesprochen erhielt.

Indessen scheiterte auch dieser Plan an dem Widerspruche Rußlands, welches zwar bereit war, ein möglichst kleines Stück von Polen an Preußen abzutreten, den übrigen Theil des Landes aber bereits als sein Eigenthum betrachtete und durchaus nicht geneigt war, durch eine abermalige Theilung mit Oesterreich sich die Erbschaft noch mehr verkleinern zu lassen. Rußland selbst ließ schließlich in Wien durch seinen Gesandten Rasumowski den Lieblingsgedanken Kaiser Joseph's II. von Neuem anregen, den so oft schon vergeblich angestrebten Plan einer Vertauschung Belgiens gegen Baiern, gegen welchen Preußen jetzt, mit Oesterreich im Bündniß, zumal bei der ihm in Aussicht gestellten Erwerbung einer polnischen Provinz, schwerlich Einwendungen erheben werde.

In der That willigte Preußen, dessen großer König noch vor kaum 15 Jahren das Schwert gezogen und den blutigsten Krieg nicht gescheut hatte, um Oesterreich an einer so gefährlichen Verbesserung seiner geographischen Lage zu verhindern, von der Aussicht auf den polnischen Erwerb verblendet, jetzt ohne Zögern in den beabsichtigten Tausch und Oesterreich selbst übernahm es, die förmliche Einwilligung der Kaiserin Katharina in beide Projecte, die Vergrößerung Preußens durch einen Theil von Polen, die Abrundung Oesterreichs durch die Vertauschung Belgiens gegen Baiern, auszuwirken.

Aber Oesterreich wie Preußen sollten jetzt die Erfahrung machen, welcher grenzenlosen Selbstsucht die russische Politik fähig sei. Dasselbe Rußland, welches selbst den Gedanken jenes Ländertausches in Anregung gebracht hatte, äußerte sich jetzt mit großer Zurückhaltung über die ganze

Angelegenheit, meinte, um Oesterreich und Preußen in gegenseitiger Spannung zu erhalten, der Tausch würde sich auch haben in's Werk setzen lassen, ohne Preußen eine Entschädigung in Polen zu versprechen und machte sogar darauf aufmerksam, daß auf dem vorgeschlagenen Wege zwar Preußen, aber keineswegs Oesterreich eine Vergrößerung an Land und Leuten erfahre. Rußland kam es eben nur darauf an, Oesterreich und Preußen nicht zu voller Einigung gelangen zu lassen und um so mehr ungestört in Polen schalten und walten zu können.

So wurde denn die endliche Erledigung der Entschädigungsfrage auf eine für den Juli verabredete persönliche Zusammenkunft beider Monarchen vertagt; dort werden wir die Sache wieder aufnehmen und betrachten vorher die Mittel, mit welchen Oesterreich wie Preußen den Kampf gegen Frankreich auszufechten gedachten.

Daß man sich in Berlin wie in Wien einer großartigen Täuschung über die Schwierigkeiten des Unternehmens, in welches man sich einzulassen im Begriff stand, hingegeben, daß man weder hier noch dort eine Ahnung gehabt hatte von der ungeheuren Kraftentwickelung einer, gleichviel durch welche Mittel, zum Schutze ihrer theuersten Güter zu den Waffen gerufenen Nation, von der gänzlichen, durch die Revolution selbst geschaffenen Veränderung der bisher üblichen Kampfweise, von den dadurch gebotenen tactischen und strategischen Reformen, endlich von der völlig rücksichtslosen Verwerthung jedes militärischen Talentes ohne Rücksicht auf Stand und Herkommen, und von der Ueberlegenheit, welche solche, selbst nach den schwersten Verlusten ohne Aufhören und immer wieder aus der Masse des Volkes neu ergänzten Heere auf die Dauer über die österreichischen und preußischen Truppen trotz deren glänzender Tapferkeit und vorzüglichen Dressur erringen mußten, sollten beide Mächte zu ihrem Schaden zu spät erfahren.

Wenn aber, wie es vielfach geschehen, Schriftsteller damaliger und neuerer Zeit die Schuld dieses verhängnißvollen Irrthums allein auf den Dünkel und Gamaschenstolz der damaligen preußischen Offiziere in ihrer Mehrzahl, auf die in der österreichischen Armee herrschende Pedanterie und Schwerfälligkeit schieben, wenn sie erzählen, in welchem trostlosen Zustande das preußische Heer schon damals gewesen, daß die große Mehrheit der Offiziere unwissend, dummstolz und eingebildet auf längst nicht mehr vorhandene Vorzüge, der gemeine Soldat aber moralisch verwahrlost, wie ein Sclave behandelt, dabei mangelhaft bekleidet und ernährt gewesen sei, daß in der ganzen Armee keine Spur mehr vom Geiste Friedrich's des Großen zu finden gewesen, so beruht dies Alles denn doch wenigstens auf starker Uebertreibung. So gern wir zugeben, daß allen diesen Behauptungen ein gutes Theil von Wahrheit zu Grunde liegen mag, so steht alledem gegenüber doch als unzweifelhafte Thatsache fest, daß auch die preußische Armee von 1792 sich in den Feldzügen gegen Frankreich vortrefflich geschlagen hat, von unendlich besserer Beschaffenheit war, wie alle übrigen europäischen Heere jener Zeit — und daß mit derselben bei anderer Führung auch ganz andere Resultate zu erreichen gewesen wären. Fast dasselbe gilt von den österreichischen Truppen; auch sie waren an Schlagfertigkeit und

Disciplin wie die preußischen den kläglichen Heeren Frankreichs bei Weitem überlegen; auch sie wie die preußischen mußten in den Kämpfen gegen Frankreich die durch ihre Tapferkeit und Ausdauer errungenen Erfolge scheitern sehen an vorher nicht berechneten Verhältnissen, an der Entschlußlosigkeit, Unfähigkeit und Uneinigkeit ihrer obersten Führer.

Die Hauptschuld an dem irrigen Glauben der Verbündeten, die Besiegung Frankreichs werde eine ganz leichte und rasch zu lösende Aufgabe sein, trugen unzweifelhaft die absichtlichen oder unabsichtlichen, jedenfalls aber im höchsten Grade leichtfertigen Entstellungen, welche sich die große Mehrzahl der französischen Emigranten in ihren Schilderungen über die im französischen Volke herrschende Stimmung, über die Zustände in der französischen Armee zu Schulden kommen ließen. Nach ihren Versicherungen sehnte sich die überwiegende Mehrheit der französischen Nation, von einer an Zahl geringen, aber entschlossenen und blutdürstigen Schaar von Aufwieglern geknechtet, von ganzem Herzen nach der Befreiung aus den durch die Revolution geschaffenen unerträglichen Verhältnissen, — was allerdings der Wahrheit ziemlich nahe kam, — nach ihnen aber auch hatte das französische Volk keinen heißeren Wunsch, als das Königthum wieder in seine alten Rechte eingesetzt zu sehen und werde die fremden Heere mit offenen Armen und als Erretter aus aller Noth empfangen, — was, wenn nichts Schlimmeres, so wenigstens eine völlige Selbsttäuschung war und die traurigsten Folgen nach sich ziehen sollte.

In ähnlicher Weise übertrieben lauteten die Schilderungen der Emigranten von den allerdings kläglichen Zuständen im französischen Heere. Daß die französische Armee, von den kleinen Heeren Friedrich's des Großen vor 30 Jahren, zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, so oft und so glänzend geschlagen, jetzt den vereinten Truppen Oesterreichs und Preußens einen irgend erheblichen Widerstand leisten könnte, nachdem jede Spur von Zucht und Ordnung aus ihren Reihen geschwunden war und die große Mehrzahl ihrer erfahrenen und geübten Offiziere das Land verlassen hatte, erschien ihnen geradezu unglaublich — und man kann sie für diesen Irrthum entschuldigen; die von vielen Emigranten, namentlich ehemaligen Offizieren der Königlichen Armee aber wiederholt gegebene und selbst vom Marschall Bouillé bestätigte Versicherung, daß die französischen Soldaten beim Einmarsch der Fremden regimenterweise zu ihnen übertreten würden, kann und darf nur als eine absichtliche Entstellung der Wahrheit bezeichnet werden, denn ihnen vor Allen mußte die wirkliche Stimmung der französischen Soldaten zur Genüge bekannt sein.

Leider fanden die Versicherungen der Emigranten nur zu weit verbreiteten Glauben und bewirkten besonders in Berlin selbst in den höchsten, maßgebenden Kreisen eine so völlige Täuschung über die Zustände in Frankreich und über die Schwierigkeit des in der Ausführung begriffenen Unternehmens, daß man es gar nicht für der Mühe werth hielt, die Möglichkeit eines Mißlingens in Berechnung zu ziehen.

Wenn man erfährt, daß der sonst so vorsichtige, überlegte Herzog von Braunschweig selbst zu Offizieren, welche wegen Vervollständigung ihrer Feldequipage Urlaub erbaten, äußerte:

„Meine Herren, ja nicht zu viele Umstände, so viel unnöthige Ausgaben, wir machen ja nichts weiter, als eine militärische Promenade nach Paris*)",

wenn man hört, daß General von Bischofswerder den Generalquartiermeister der Armee, von Massenbach, mit den Worten:

„die Comödie wird nicht lange dauern. Die Freiheit geht in Paris schon in Rauch auf. Die Armee der Advocaten wird in Belgien bald genug auseinander gejagt werden und zum Herbst, denke ich, werden wir wieder zu Hause sein",

aufforderte, nicht zu viele Pferde zu kaufen, so darf man wahrlich nicht mit Strenge tadeln, wenn hier und da auch bei jungen Offizieren der Geist des Uebermuthes und der Selbstüberschätzung in hellen Flammen aufloderte, zumal nachdem der Einfall der französischen Truppen in Belgien in so kläglicher Weise geendet hatte. —

Vergeblich suchten übrigens einzelne verständigere Männer unter den Emigranten, so unter Anderen der von Ludwig XVI. als Agent bei den Höfen von Wien und Berlin vielfach benutzte Marquis Mallet du Pan, anderen Ansichten Geltung zu verschaffen und empfahlen mit Ernst und Eifer ein möglichst vorsichtiges und vor Allem das französische Nationalgefühl schonendes Vorgehen; vergebens erhoben sich auch in Preußen, selbst in den höchsten Kreisen, warnende und abmahnende Stimmen genug gegen den sorglosen Leichtsinn, mit welchem man in den Krieg gegen Frankreich eintrat; ihre Stimmen verhallten ungehört oder wurden übertäubt durch die Siegeszuversicht der Kriegspartei am Hofe, durch das bramarbasirende Droh- und Rachegeschrei der Emigranten. Leider hatten dieselben ja den leicht erregbaren König so vollständig für ihre Pläne zu gewinnen verstanden, von der Leichtigkeit des Sieges, von dem neuen Glanze und Ruhme, mit welchem die preußischen Waffen sich bedecken würden, so fest überzeugt, daß andere Ansichten dagegen gar nicht mehr aufzukommen vermochten. Selbst von einer sonst wenig einsichtsvollen und noch weniger competenten Seite, der Gräfin Dönhof**), wurde der König in übrigens wenig passender Seite davor gewarnt, den Krieg gegen Frankreich nicht zu leicht zu nehmen. Die Gräfin schreibt:

„Ich gebe Sie ganz auf, wenn Sie sich mit so großer Leichtfertigkeit in ein so gewichtiges und schweres Unternehmen einlassen. Entweder müssen Sie an der Spitze von 200,000 Preußen und 250,000 Oesterreichern marschiren oder auf jede Hoffnung

---

*) Es ist übrigens durchaus nicht erwiesen, daß der Herzog eine solche, seinem Charakter und seinem späteren Auftreten im Kriege geradezu widersprechende Aeußerung gemacht hat; Scherr (Blücher, seine Zeit und sein Leben) erzählt dieselbe Aeußerung von einem emigrirten Marquis während des Congresses in Mainz.

**) Die Gräfin Dönhof, wie ihre Vorgängerin, die Gräfin Ingenheim, dem Könige an die linke Hand angetraut, von hervorragender Schönheit, aber launenhaft und hochmüthig, vermochte den König, dem sie sich durch diese letzteren Eigenschaften, sowie durch ihre Sucht, sich in die Staatsgeschäfte zu mischen, was Friedrich Wilhelm bei aller seiner Schwäche für das schöne Geschlecht nie duldete, bald unerträglich gemacht hatte, nur kurze Zeit zu fesseln. Ein Sohn von ihr ist der unter dem Namen Graf von Brandenburg rühmlichst bekannt gewordene Ministerpräsident des Königs Friedrich Wilhelm IV., † 1850.

des Sieges verzichten. Mit einer Hand voll Leute werden Sie nur Ihr Leben auf's Spiel setzen und Ihre Ehre blosstellen. Sie werden von den Grenzen zurückgeschlagen werden; Ihre ritterliche Laune macht Sie zu einem Don Quixote, welcher ebenfalls Berg und Thal durchzog, um überall das Recht wieder herzustellen." u. s. w.

In der Sache hatte die, wahrscheinlich von competenterer Seite inspirirte Geliebte des Königs, wie die Ereignisse zu ihren Gunsten bewiesen haben, vollständig Recht; die 180,000 Mann, mit welchen die Verbündeten auf der Linie von Basel bis zur Scheldemündung die Grenzen des Reiches zu bewachen und außerdem noch eine Invasion in Frankreich zu unternehmen gedachten, konnten dazu nicht ausreichend sein.

Schon am 19. Februar hatte der zum Oberbefehlshaber ausersehene Herzog von Braunschweig, damals unbestritten für das erste kriegerische Talent aller europäischen Heere geltend, auf besonderen Befehl des Königs von Preußen, obschon bei seiner großen Abgeneigtheit gegen den Krieg mit Frankreich mit sichtlichem Widerstreben, die allgemeinen Umrisse eines Feldzugsplanes eingesendet, zu welchem der König selbst die Andeutungen gegeben, der Major Graf Tauenzien die Materialien geliefert hatte.

Auf der Grundlage dieses Planes wurde sodann im Anfang Mai in Berlin gemeinsam mit dem Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg folgender Plan für den Angriff auf Frankreich festgestellt:

Die preußische Armee, 42,000 Mann stark, unterstützt durch 6000 Mann hessischer Truppen, durch ein Corps von 20,000 Oesterreichern, welche General Clerfait von Belgien aus der Hauptarmee zuführen sollte, endlich durch das bis auf 14,000 Mann angewachsene Emigrantencorps, welches indessen seiner eigenthümlichen Verhältnisse halber hauptsächlich für die Reserve bestimmt*) war, also in Summa etwa 82,000 Mann, sollte unter dem persönlichen Befehle des Herzogs von Braunschweig von Luxemburg aus in Frankreich eindringen und zunächst die Festungen Longwy und Verdun erobern. Beim Vordringen bis hierher werde es sich dann hinlänglich gezeigt haben, ob die wiederholten Versicherungen der Emigranten über die Stimmung des französischen Volkes, über die Geneigtheit der französischen Soldaten, in Massen zu den Fahnen der Verbündeten überzutreten, auf Wahrheit beruhten oder nicht. Im ersteren Falle wollte man Longwy und Verdun als Stützpunkte für die ferneren Operationen**)

---

*) Der Vorschlag der russischen Regierung, den französischen Prinzen den Oberbefehl über die in Frankreich einfallenden Heere zu geben und die Emigranten in erster Linie fechten zu lassen, die österreichischen und preußischen Truppen aber nur zur Unterstützung zu verwenden, war denn doch von beiden Mächten mit gleich großer Bestimmtheit zurückgewiesen worden.

**) Bei der damaligen Verpflegungsart und Kriegführung bedurfte jede größere Armee solcher Stützpunkte noch dringender wie heute und wurden den Operationen dadurch sehr lästige Fesseln auferlegt. Im Rücken des Heeres befanden sich die großen Magazine, jeder Soldat führte auf drei Tage Brot u. s. w. mit sich, auf sechs Tage wurden die Bedürfnisse für die Armee auf Wagen mitgenommen. Bewegte sich die Armee vorwärts, so mußten zwischen derselben und dem Hauptdepot Zwischenmagazine und Bäckereien etablirt werden; aus diesen füllten die nach sechs Tagen leer gewordenen Wagen neue Vorräthe auf und fuhren der Armee nach. Dieselbe war mithin in allen

ansehen und mit der Hauptarmee durch die Champagne direct auf Paris losgehen; anderen Falles aber sollte der Rest der guten Jahreszeit dazu verwendet werden, durch Einnahme der Festungen an der Maas sichere Winterquartiere hinter diesem Flusse und eine Grundlage für die Operationen des nächsten Feldzuges zu gewinnen.

Außerdem sollte das Vordringen der Hauptarmee durch Operationen auf beiden Flanken derselben unterstützt werden, welche den Zweck hatten, die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen und ihn zu einer Theilung seiner Streitkräfte zu veranlassen.

Der Herzog von Sachsen-Teschen, welcher nach dem Versprechen der österreichischen Regierung so weit verstärkt werden sollte, daß ihm ohne Abrechnung des Clerfait'schen Corps noch 56,000 Mann zur Verfügung in Belgien blieben, erhielt die Bestimmung, die wichtigste und stärkste Festung Frankreichs an seiner Nordgrenze, Lille, anzugreifen; der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg sollte mit 24,000 Mann von Schwetzingen aus zum Angriff auf Saarlouis und Thionville vorgehen, der General Graf Erbach mit 7000 Mann Oesterreichern und 2000 Mann kurmainzischen Truppen sollte das große österreichische Magazin in Speier, General Fürst Esterhazy endlich mit 1000 Oesterreichern und dem etwa 5000 Mann starken Emigrantencorps des Prinzen von Condé den Oberrhein gegen etwaige Angriffe der Franzosen decken; zu gleichem Zwecke war noch eine fernere österreichische Armee von 35,000 Mann in Aussicht gestellt.

Von sehr übler Vorbedeutung für das Gelingen dieses, sonst durchaus zweckmäßig, nur mit zu geringen Mitteln angelegten Planes war zunächst, abgesehen von allem Uebrigen, die Persönlichkeit des zum Oberfeldherrn bestimmten Herzogs von Braunschweig. Aus dem siebenjährigen Kriege

---

ihren Bewegungen beständig von den Depots abhängig und konnte nicht einmal errungene Siege vollständig verfolgen, weil beständig eine neue Verpflegungslinie angelegt sein mußte, bevor sich die Truppen weiter als neun Tagemärsche von der alten entfernen durften. Das heute übliche System, den Soldaten, wenn es angeht, bei den Bewohnern einzuquartieren, oder aber bivouakirende Truppen auf die Erzeugnisse der Felder oder auf die in den Ortschaften befindlichen Vorräthe anzuweisen, kannte man damals gar nicht und würde dasselbe als Plünderung angesehen haben. So kam es bei der überaus strengen Disciplin der preußischen Truppen in diesem Kriege wiederholt vor, daß Abtheilungen, welche an Allem Mangel litten, neben Kartoffelfeldern lagerten — und hungerten, obgleich die Früchte reif waren.

Ein weiterer Nachtheil lag in dem ungeheuren Troß, welchen dieses System nothwendig machte. Jede Compagnie und Batterie hatte einen, jede Escadron zwei vierspännige Brot- und Fouragewagen bei sich; außerdem jedes Bataillon vier, jede Escadron zwei zweispännige Wagen zum Transport von Uniformstücken. Jeder Lieutenant bei der Infanterie und Artillerie hatte einen Trainknecht und zwei Pferde, bei der Cavallerie zwei Knechte und drei Pferde; jeder Capitän drei Knechte und vier Pferde u. s. w. So erschien ein Infanterieregiment von 2213 Combattanten auf dem Marsche mit 2442 Mann, 404 Pferden und 28 Wagen, ein Cavallerieregiment zu 5 Escadrons mit 908 Combattanten zählte 1092 Köpfe, 1200 Pferde und 19 Wagen. Das Lagern geschah unter Leinwandzelten und waren deren, ohne die Offizierzelte zu rechnen, bei jedem Bataillon 108, bei jeder Escadron 40 nöthig; der Transport der Zelte erforderte hier 16 Knechte und 28 Pferde, dort 8 Knechte und 16 Pferde. Bei solchem Troß kann es nicht wundern, daß alle Bewegungen des Heeres langsam gingen und daß die in Frankreich einrückende preußische Armee von nur 42,000 Mann doch anfänglich täglich 55,581 Portionen zu ihrer Verpflegung brauchte. —

her mit vollem Rechte des Rufes eines umsichtigen und erfahrenen Generals genießend, später aber als äußerst thätiger und sparsamer Verwalter seines Landes, als eifriger Beschützer geistiger Bildung und als sorgsamer Familienvater einer der beliebtesten Fürsten Europa's geworden, fehlten dem Herzoge doch bei allen seinen unzweifelhaft großen Geistesgaben zwei für einen Feldherrn in so schwierigen Verhältnissen unumgänglich erforderliche Eigenschaften, Stärke des Willens und der Muth der eigenen Ueberzeugung. So oft der Herzog mit seiner scharfen Beobachtungsgabe auch das Falsche in den Ansichten Anderer erkennen, von der Richtigkeit des eigenen Entschlusses überzeugt sein mochte, so war er doch niemals im Stande, auf die Dauer die eigene Ansicht aufrecht erhalten zu können, namentlich, wenn ihm von Seiten des Königs oder von irgend einer anderen hochgestellten Persönlichkeit Widerspruch entgegengesetzt wurde; er zürnte dann wohl heftig über die Thorheit und Beschränktheit, mit welcher er zu kämpfen habe, noch heftiger aber über sich selbst, daß er nicht bei seiner Meinung beharre, — gab aber unter allen Umständen nach und suchte allmählich, wie es in seiner Natur lag, stets versteckten Mitteln und Wegen den Vorzug gebend, in den von ihm widerwillig verlassenen Weg wieder einzulenken. Dazu kam, daß der Herzog die größte Besorgniß hatte, die früher errungenen Lorbeeren in einem wenigstens zweifelhaften Kriege auf's Spiel zu setzen, vor Allem aber, daß er bei einer übertriebenen Vorstellung von der Stärke und Beschaffenheit der französischen Heere, von der Kraft, welche die Revolution entwickeln werde, überhaupt von entschiedener Abneigung gegen den ganzen Krieg beseelt war und den Oberbefehl nur mit Widerwillen übernommen hatte.

Der Herzog übersah allerdings klarer und ruhiger, als irgend Jemand, die wirklichen Verhältnisse. Den Versicherungen der von ihm fast noch mehr verachteten als gehaßten Emigranten hatte er niemals den geringsten Glauben geschenkt; als er vollends das im höchsten Grade widerliche Treiben derselben in Coblenz, die ganze Kläglichkeit ihrer dort mit der größten Prahlerei betriebenen Rüstungen kennen gelernt hatte, verlor der Herzog vollends alles Vertrauen zu ihnen und war von da ab nur zu sehr geneigt, stets das Gegentheil von Allem zu glauben, was sie versicherten. So sah es der Herzog mit tiefem Unwillen, daß sich der König Friedrich Wilhelm von den windigen Franzosen völlig umstricken und schließlich durch die Schilderungen des Marschalls Bouillé von der Gesinnung der französischen Festungscommandanten*) sogar dazu bereden ließ, das Belagerungsgeschütz als überflüssig zu Hause zu lassen. Vollends aber verdroß es ihn, daß der Hauptarmee 8000 Mann des Emigrantencorps unter den Befehlen der Brüder des Königs von Frankreich selbst zugetheilt wurden, von welchen noch dazu nur etwa die Hälfte aus wirklichen Streitern, die andere dagegen aus Lakaien, Köchen, Friseuren und dergleichen bestand. Trotz seines Verdrusses über diesen höchst unwillkommenen Zuwachs seiner

*) Marschall Bouillé versicherte dem Könige:

„ich stehe für die Einnahme der Festungen, ich habe ihre Schlüssel sämmtlich in der Tasche."

Die Folge belehrte den König eines Anderen.

Streitkräfte wich der Herzog indessen auch jetzt nicht von den Regeln der Etikette und der ihm angeborenen Höflichkeit ab und machte Complimente über Complimente, bis später, wie wir sehen werden, die Ereignisse denn doch auch seiner Geduld ein Ende machen sollten.

Ferneren Grund zu Besorgnissen über den Ausgang fand der Herzog, und wiederum mit vollem Rechte, in der mangelhaften Erfüllung der vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen. Nur Preußen war seinem Versprechen im vollen Umfange nachgekommen; schon seit dem März waren die zum Kriege bestimmten preußischen Regimenter marschbereit, die Magazine gefüllt, alle nöthigen Vorkehrungen getroffen worden und nur der Langsamkeit des zu jener Zeit üblichen Mobilmachungssystems, zum Theil wohl auch der sich schon jetzt hier und da bemerkbar machenden Finanzverlegenheit ist es zuzuschreiben, daß es dennoch bis in die zweite Hälfte des Monats Juli dauerte, ehe die preußische Armee mit 47 Bataillonen und 70 Escadrons in der vollen, verabredeten Stärke von 42,000 Mann sich im Lager von Rübenach bei Coblenz versammelt hatte, trefflich und glänzend ausgerüstet, erfüllt von Selbstgefühl und Vertrauen auf seine bewährten Führer und voller Kriegslust und Zuversicht auf zu erringende glänzende Lorbeeren.

Um so trauriger sah es aber an allen anderen Punkten mit der Erfüllung der Verabredungen aus, die man in Sanssouci getroffen hatte. Statt der versprochenen 106,000 Mann stellte Oesterreich in Wirklichkeit nur wenig über 70,000 Mann zum Kriege; so wurde das Hohenlohe'sche Corps statt 23,000 nur 15,000, das Clerfait'sche Corps statt 20,000 nur 14—15,000 Mann stark; zur Deckung Belgiens aber blieben statt 56,000 Mann nur etwa 40,000 Mann disponibel, für die Deckung des oberen Rheins endlich blieben statt der versprochenen 35,000 nur 17,000 Mann übrig.

Der Herzog von Braunschweig, welchem schon die vertragsmäßig ausgemachten Streitkräfte viel zu gering erschienen waren, sah demnach die zur Operation auf Paris bestimmte Hauptarmee bis auf die Stärke von etwa 80,000 Mann geschwunden; sehr begreiflich, daß er sich durch alle diese Umstände bewegen ließ, sich immer mehr mit Vorliebe dem zweiten Falle des oben erwähnten Feldzugsplanes zuzuneigen.

Noch müssen wir mit einigen Worten des überaus kläglichen und die ganze Jämmerlichkeit der deutschen Reichsverfassung offen zur Schau stellenden Schauspieles gedenken, welches die deutschen Reichsstände in Folge einer von Oesterreich und Preußen an den Reichstag gerichteten dringenden Note, sich zum Kriege zu rüsten, aufführten.

Hannover, unter Anschluß der meisten kleinen norddeutschen Staaten, erklärte, daß es keine Veranlassung habe, sich in einen Krieg zwischen dem Könige von Frankreich und dem Könige von Ungarn und Böhmen*) einzumischen, daß es aber bereit sei, sein Contingent zu stellen, wenn das Reichsgebiet verletzt und der Reichskrieg erklärt werde; die Stände des

*) Noch war Franz II. nicht zum Kaiser gekrönt, und daher kam ihm nur dieser Titel zu. Auch der Reichskrieg wurde, wie seiner Zeit erzählt werden wird, viel später erklärt.

schwäbischen Kreises schlugen, zu einer Zeit, wo der Krieg bereits erklärt war und jeden Augenblick über Deutschland hereinbrechen konnte, dem Reichstage den Abschluß einer allgemeinen Defensivassociation vor, die des fränkischen Kreises sprachen ihre Besorgniß vor einer Theuerung und Hungersnoth aus, welche von dem Durchmarsch preußischer Truppen zu erwarten stünde. Die geistlichen Fürsten in ihrer Selbstsucht verweigerten jede Rüstung und begnügten sich, ihre Unterthanen sorgfältig vor der Ansteckung durch jacobinische Grundsätze zu bewachen, und Baiern, dessen Regierung von jeher das traurige Vorrecht genoß, die undeutscheste aller deutschen Regierungen zu sein, betheuerte sogar in Paris auf's Eifrigste seine Neutralität. Wir werden im Verlaufe unserer Geschichte sehen, wie weit der Kurfürst von Baiern und der Pfalz in dieser unpatriotischen Gesinnung ging.

Nur der Landgraf von Hessen, in seinem kleinen, nach dem Muster Friedrich's des Großen eingerichteten Ländchen von kaum 400,000 Seelen eine Streitmacht von etwa 14,000 Mann übrigens vortrefflich ausgerüsteter und schlagfertiger Truppen unterhaltend, für welche er mit Eifer jede Gelegenheit ergriff, wo sie kriegerische Lorbeeren erlangen konnten, ohne daß es ihm Kosten verursachte, erklärte sich sofort bereit, 6000 Mann zur preußischen Armee stoßen zu lassen; doch mußten ihm Oesterreich und Preußen nach langen Verhandlungen das Versprechen ertheilen, ihm zur Erlangung der kurfürstlichen Würde behilflich zu sein und ihn nach dem Feldzuge für seine Kosten zu entschädigen.

Um diese Zeit erst, am 26. Juni 1792, erschien nunmehr die Kriegserklärung des Königs von Preußen an Frankreich, begleitet von einer langen Erklärung, in welcher Friedrich Wilhelm II. ausspricht:

> „daß er als Bundesgenosse des Königs von Ungarn und Böhmen, wie als mächtiger Stand des Reiches, die Waffen ergreife, um den jenem Monarchen angedrohten Angriff abwehren zu helfen und den im Elsaß und in Lothringen angesessenen, von Frankreich unterdrückten und beraubten Fürsten Recht zu verschaffen; vornehmlich aber, um den berechnungslosen Uebeln zuvorzukommen, die aus dem verderblichen Geiste allgemeiner Ungebundenheit und dem Umsturz aller Gewalten für Frankreich, für Europa und für die ganze Menschheit entstehen müßten. Der Anarchie in Frankreich ein Ende zu machen, hier eine gesetzliche Gewalt auf den wesentlichen Grundlagen einer monarchischen Verfassung herzustellen und dadurch die anderen Regierungen wider die aufwieglerischen Unternehmungen einer wüthenden Rotte zu sichern, dies sei der große Gegenstand, den sich der König, in Verbindung mit dem Könige von Ungarn, zum Ziele gesetzt habe." —

An einer anderen Stelle heißt es weiter:

> „Keiner, bei Erhaltung des Gleichgewichts von ganz Europa mehr oder weniger betheiligten Macht könne es gleichgültig sein, daß ein Königreich, welches ehedem für Erhaltung des Gleichgewichts vorzüglich wirkte, den inneren Erschütterungen der abscheulichsten Zerrüttung preisgegeben sei und sein politisches Da-

sein verliere; jeder Menschenfreund werde den Augenblick segnen, wo das Blendwerk mißverstandener Freiheit aufhören werde, dessen trügerischer Schimmer auf die sanften Bande der Anhänglichkeit und des Vertrauens, welche die Völker an ihre Fürsten als an ihre Väter und Beschützer binden, ein falsches Licht werfe und sie von ihren wahrhaften Wohlthätern entferne." —

Daß das Berliner Cabinet nur einen Augenblick daran denken konnte, mit solcher fast schäferhaft klingenden Phrasenmacherei auf die wilden Republikaner Frankreichs einen anderen Eindruck hervorzubringen, als den des Reizes zum Lachen, daß man glauben konnte, eine Nation, welche eben erst die drückenden Fesseln des Feudalstaates zerbrochen hatte und im Begriff stand, die letzten Reste eines schwächlichen Königthums zu vernichten, werde sich dabei von der Rücksicht auf das europäische Gleichgewicht bestimmen lassen, beweist deutlich, wie wenig die zu jener Zeit den König von Preußen bestimmenden Kreise einen Begriff von der ungeheuren Schwierigkeit der Unternehmung hatten, in welche, hauptsächlich durch ihre Veranlassung, der preußische Staat verwickelt worden war.

§. 13.

Der Congreß in Mainz. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig. Fortschritte der französischen Revolution.

Nachdem am 5. Juli 1792 zu Frankfurt am Main die Wahl des Königs von Ungarn und Böhmen zum deutschen Kaiser, des letzten aus dem Hause Habsburg-Lothringen, am 14. Juli ebendaselbst mit großem Glanze und kaiserlicher Pracht die Krönung des neuen Kaisers Franz II. stattgefunden hatte, versammelte sich in den Tagen des 19., 20. und 21. Juli in Mainz ein glänzender Kreis von Fürsten, Prälaten, Ministern, Generalen und Diplomaten um die Personen des Kaisers und des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen, um die letzten Verabredungen zu dem gegen Frankreich beschlossenen Angriffskriege zu treffen. Wir finden daselbst als Gäste des prachtliebenden und verschwenderischen Kurfürsten von Mainz außer den den Mittelpunkt der glänzenden Versammlung bildenden Monarchen Oesterreichs und Preußens den König von Neapel und Sicilien, den Kronprinzen von Preußen Friedrich Wilhelm, die Kurfürsten von Cöln und von Trier und viele andere größere und kleinere Fürsten und Stände des deutschen Reiches, — neben ihnen aber auch als unvermeidliches Anhängsel die Chefs der französischen Emigration, die Brüder des Königs von Frankreich, die Grafen von Provence und Artois, sowie den Prinzen von Condé, begleitet von einem zahlreichen Schwarme von flüchtig gewordenen französischen Marquis und Seigneurs aller Grade, hier wie in Coblenz mit ihrem prahlerischen und bramarbasirenden Treiben jeden vernünftigen Menschen mit Widerwillen erfüllend.

Neben allen rauschenden Festlichkeiten, welche der Kurfürst von Mainz seinen höchsten und hohen Gästen zu veranstalten für Pflicht hielt, fanden indessen auch Unterhandlungen ernsterer Art Platz und Zeit. Eine der

wichtigsten unter denselben war die schon früher vergeblich behandelte Frage über die Entschädigung für Oesterreich wie für Preußen.

Zwar waren die beiderseitigen Diplomaten, Graf Cobenzl und Baron Spielmann auf österreichischer, der Minister Graf Schulenburg und Legationsrath Graf Haugwitz auf preußischer Seite, von Hause aus darüber einverstanden, daß die Entschädigung für beide Mächte gleich groß sein, daß sie für Preußen in der Erwerbung einer polnischen Provinz, für Oesterreich in der Eintauschung Baierns für die österreichischen Niederlande bestehen solle; als aber Preußen bei näherem Eingehen auf die Angelegenheit die Palatinate Posen, Gnesen, Kalisch, Kujavien und einen Theil von Sieradien bis zur Warthe, also ungefähr die heutige Provinz Posen, für sich als Entschädigung in Anspruch nahm, erklärten die österreichischen Diplomaten — Dank der erhaltenen russischen Einflüsterung — daß Oesterreich bei dem beabsichtigten Tauschgeschäfte eigentlich keine Vergrößerung erfahre und auf den vorgeschlagenen Entschädigungsplan nur eingehen könne, wenn es zugleich mit Baiern auch die eben von Preußen erworbenen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, das alte Erbe des Hohenzollern'schen Hauses, erhalte. Daß Friedrich Wilhelm eine solche Zumuthung entrüstet zurückwies, versteht sich von selbst; da aber Oesterreich seinerseits hartnäckig auf dieser Forderung bestehen blieb, so wurde die ganze Angelegenheit, zu geheimer Genugthuung Rußlands, abermals vertagt und blieb als ein die Einigkeit zwischen Oesterreich und Preußen von Grund aus zerstörender Schaden bestehen.

Gleichzeitig, aber im Geheimen, unterhandelten Cobenzl und Haugwitz mit dem bereits genannten Abgesandten Ludwig's XVI. über nicht minder wichtige Fragen.

Beide Mächte gaben wiederholt die beruhigendsten Versicherungen, daß sie eine Vergrößerung auf Kosten Frankreichs nicht im Auge hätten, daß es durchaus nicht ihre Absicht sei, sich in die inneren Verfassungsangelegenheiten Frankreichs zu mischen, daß der Krieg gegen dasselbe vielmehr nur zu dem Zwecke geführt werden solle, den König in eine freie, d. h. in eine Lage zu versetzen, welche ihm gestattete, die inneren Angelegenheiten des Landes selbst zu ordnen, daß sie mit anderen Worten weder Eroberungen in Frankreich machen, noch den alten, durch die Revolution beseitigten Feudalstaat wieder herstellen wollten.

Eine zweite Verhandlung betraf das Verhältniß der Emigranten, deren maßlose Ansprüche, innere Zwietracht und alle Verhältnisse verwirrende Intriguen sie schon damals um alle politische Bedeutung gebracht und selbst ihr Ansehen bei Friedrich Wilhelm von Preußen in bedenklicher Weise verringert hatte. Auch in diesem Punkte gelangte man zu dem von Ludwig XVI. ausdrücklich genehmigten Uebereinkommen, den Emigranten so gut wie gar keine politische Berechtigung zuzuerkennen und die von ihnen gesammelten Corps nur in kleinen, den österreichischen und preußischen Armeen zugetheilten Abtheilungen und auch da nur in zweiter Linie zu verwenden.

Ferner wurde noch am 20. Juli beschlossen, den Truppen der Emigranten zwar Brot und Fourage wie allen übrigen Truppentheilen zu

liefern und den Prinzen*) noch einmal 200,000 Gulden zu ihrer Ausrüstung zu überweisen, damit aber sich für aller ferneren Verpflichtung gegen dieselben erledigt zu erklären und sie ihrem Schicksale zu überlassen, wenn sie sich dieser Bestimmung nicht fügen wollten.

Uebrigens erfordert die Gerechtigkeit, hier ausdrücklich hervorzuheben, daß es unter der Masse von emigrirten Edelleuten eine sehr beträchtliche Anzahl Solcher gab, welche, ohne die ausschweifenden Hoffnungen ihrer Genossen auf Wiederherstellung der alten glücklichen Zeiten zu theilen, das tragische Schicksal ihres geliebten Königs, das Unglück ihres Vaterlandes tief beklagten und, nachdem sie ihre Güter und ihr Vermögen verloren hatten, mit Freuden bereit waren, auch noch das Letzte, was sie besaßen, ihr Leben, für die Befreiung der Königlichen Familie, für die Errettung Frankreichs aus den Gräueln der Revolution hinzugeben; hatte doch der für die Franzosen so unglückliche Ausgang der Unternehmung auf Belgien, so vortheilhaft derselbe für die Absichten der Emigranten immerhin sein mochte, vielen ehrenwerthen Männern derselben Thränen der Scham über das Unglück ihrer revolutionären Landsleute entlockt.

So muß man denn auch, rein menschlich betrachtet, es vollkommen entschuldigen, daß die Emigranten den über sie gefaßten Beschluß mit dem äußersten Widerstreben und tiefer Empörung hinnahmen, daß der Gedanke, neben den im Grunde verachteten und gehaßten Fremden nur eine Nebenrolle bei der Rettung des Vaterlandes zu spielen und durch ihren eigenen König, vornehmlich aber durch die Königin, zu dieser Rolle verurtheilt zu sein, sie bis zur höchsten, wenn auch ohnmächtigen Bitterkeit gegen alle Theile steigerte. —

Ein dritter Punkt der mit dem Marquis Mallet du Pan gepflogenen Verhandlungen, und zwar der wichtigste und verhängnißvollste derselben, betraf den von ihm als durchaus nothwendig erachteten und dringend befürworteten Erlaß eines Manifestes an die französische Nation, welches dieselbe gleichzeitig mit dem Einrücken in Frankreich über die Absichten der verbündeten Mächte aufklären sollte. Nach des sehr verständigen und besonnenen französischen Diplomaten Meinung sollte dieses Manifest das französische Volk darüber beruhigen, daß die Fremden weder an Eroberungen, noch an die Wiederaufrichtung des alten Feudalstaates dächten; vor Allem aber sollte das nur zu leicht verletzbare Nationalgefühl der Franzosen in dieser feierlichen Erklärung mit möglichster Vorsicht und Schonung behandelt werden. Die bestimmte Versicherung, daß Oesterreich und Preußen bei ihrer Bekämpfung Frankreichs nicht die entfernteste Absicht hätten, die Grundlagen des neuen politischen Systems in Frankreich, die Zugänglichkeit aller Aemter und Ehren für alle Stände, die Aufhebung der gutsherrlichen Rechte, die Abschaffung des Kirchenzehnten, anzutasten, würde ohne Zweifel den Heeren der Verbündeten eine ganz andere Aufnahme bei der Mehrzahl der französischen Bevölkerung gesichert haben, als das berüchtigt gewordene Manifest, welches, am 25. Juli 1792 vom Herzoge von

*) Der König hatte in seiner ritterlichen Freigebigkeit in den letzten 10 Monaten vor dem Ausbruche des Krieges nicht weniger als 5 Millionen Franken an Vorschüssen und Unterstützungen für die Prinzen und die ihn in Potsdam umschwärmenden Emigranten verausgabt.

Braunschweig unterzeichnet, von seinem Hauptquartier Coblenz aus nach Frankreich hinein geschleudert wurde, im herausforderndsten Tone alle in der Empörung gegen ihren rechtmäßigen König begriffenen Franzosen mit der blutigsten Rache bedrohte und, wie Mignet dasselbe treffend charakterisirt, „allen Jammer einer feindlichen Invasion den Franzosen offen ankündigte."

Wir führen dieses denkwürdige Manifest wenigstens in seinen Hauptzügen hier an und bemerken nur noch, daß dasselbe, wenngleich auf den ursprünglichen Entwurf Mallet du Pan's gegründet, doch durch die Feder eines eifrigen Emigranten, des Marquis Limon, mannichfach verändert ist, von diesem zunächst dem Kaiser Franz zur Genehmigung vorgelegt, sodann, nachdem durch den Minister Graf Schulenburg die Einwilligung des Königs von Preußen bewirkt, schließlich mit geringfügigen Abänderungen vom Herzog von Braunschweig, wenn auch mit äußerstem Widerstreben, unterzeichnet wurde*).

Wir lassen nunmehr den hauptsächlichsten Inhalt dieses Manifestes hier folgen.

Nachdem der Herzog im Eingange desselben erklärt, daß ihm von den beiden verbündeten Monarchen der Oberbefehl über die vereinigten Heere übertragen sei, entwickelt er die Gründe, welche beide Fürsten zum Kriege bewogen, als deren hauptsächlichste die den deutschen Fürsten im Elsaß und in Lothringen zugefügten Rechtsverletzungen und die von den gegenwärtigen Machthabern in Frankreich usurpirte Gewalt, welche die Ordnung und die legitime Regierung vernichtet habe, anführend.

Anknüpfend hieran, heißt es in dem Manifest weiter:

> „Se. Majestät von Preußen, mit Sr. Kaiserlichen Majestät durch ein enges Vertheidigungsbündniß vereinigt und selbst ein hervorragendes Glied des deutschen Reichskörpers, durfte keinen Anstand nehmen, seinem Verbündeten und Mitstande zu Hilfe zu kommen; unter diesem doppelten Gesichtspunkte übernimmt er die Vertheidigung dieses Fürsten und Deutschlands.
>
> Zu diesen großen Interessen kommt noch ein ebenso wichtiger Zweck hinzu, welcher den beiden Monarchen am Herzen liegt; nämlich der: der Anarchie im Innern Frankreichs ein Ende zu machen, die Angriffe auf Thron und Altar aufzuhalten, die gesetzliche Gewalt wieder herzustellen, dem Könige die Sicherheit

---

*) Dies ist der wahre Ursprung dieses berüchtigten Manifestes und ist die übrigens weit verbreitete Angabe, dasselbe sei von Ludwig XVI. selbst verfaßt und von seinem Agenten Mallet den Monarchen in Mainz zur Genehmigung vorgelegt worden, dahin zu berichtigen, daß der König seinem Abgesandten, wie über andere Angelegenheiten, selbstredend auch über das zu erlassende Manifest Instructionen ertheilt und die Hauptzüge desselben angedeutet hatte. Das vom Marquis Limon, einem äußerst heftigen und leidenschaftlichen Royalisten, verfaßte Manifest, welches so viel Unheil bewirken sollte, enthielt von den durch Mallet aufgestellten Gesichtspunkten nur den ersteren, daß die Fremden keine Eroberung in Frankreich zu machen beabsichtigten; von der Achtung der französischen Verfassung war darin keine Rede. Die Schuld daran ist zweifellos den französischen Prinzen, unter deren Einfluß Limon stand und denen keine Sprache gegen die Revolutionäre heftig genug dünkte, beizumessen.

Die Verstümmelung des Manifestes durch die Prinzen erwähnen wir später.

und Freiheit, deren man ihn beraubt hat, wiederzugeben und ihn in den Stand zu setzen, die ihm zukommende rechtmäßige Autorität wieder auszuüben. Ueberzeugt, daß der vernünftige Theil des französischen Volkes die Ausschreitungen einer Partei, welche es unterjocht, verabscheut und daß der größte Theil der Einwohner mit Ungeduld den Augenblick der Hilfe erwartet, um sich offen gegen die verhaßten Unternehmungen ihrer Unterdrücker zu erklären, fordern Se. Majestät der Kaiser und Se. Majestät der König von Preußen sie auf und laden sie ein, ohne Zögern auf den Weg der Vernunft und Gerechtigkeit, der Ordnung und des Friedens zurückzukehren. Unter diesen Gesichtspunkten erkläre ich, als unterzeichneter Oberbefehlshaber der beiden Armeen:

1) Zu dem gegenwärtigen Kriege nur durch unwiderstehliche Verhältnisse gezwungen, haben die beiden verbündeten Höfe dabei nur das Glück Frankreichs im Auge, ohne die Absicht, sich in demselben durch Eroberungen zu bereichern.
2) Sie denken nicht daran, sich in die innere Verwaltung Frankreichs einzumischen, sondern sie wollen vielmehr nur einzig und allein den König, die Königin und die Königliche Familie aus ihrer Gefangenschaft befreien und Sr. Allerchristlichsten Majestät die nothwendige Sicherheit verschaffen, daß der König ohne Gefahr und Hindernisse die von ihm für nöthig erachteten Einberufungen (der ehemaligen Stände nämlich) vollziehen und, seine Zusagen erfüllend, das Glück seiner Unterthanen befestigen könne, so viel es in seinen Kräften steht.
3) Die verbündeten Heere werden alle Städte, Flecken und Dörfer und sowohl die Personen, wie das Eigenthum aller derjenigen, welche sich dem Könige unterwerfen werden, in Schutz nehmen und werden mit zu der sofortigen Wiederherstellung der Ordnung und Gesetzlichkeit beitragen.
4) Die Nationalgarden sind berufen, einstweilen über die Ruhe in den Städten und auf dem flachen Lande, über die Sicherheit der Personen und des Eigenthums aller Franzosen bis zur Ankunft der Truppen Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestät oder bis darüber anders befohlen wird, und zwar unter persönlicher Verantwortlichkeit zu wachen; dagegen werden alle diejenigen Nationalgarden, welche gegen die Truppen der verbündeten Höfe kämpfen sollten und mit den Waffen in der Hand gefangen werden, als Feinde behandelt und als Rebellen gegen ihren König und Störer der öffentlichen Ruhe bestraft werden.
5) Alle Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der französischen Linientruppen werden in gleicher Weise aufgefordert, zu ihrer alten Pflicht zurückzukehren und sich auf der Stelle dem Könige, ihrem rechtmäßigen Oberherrn, zu unterwerfen.

6) Alle Mitglieder der Departements-, Districts- und Municipalbehörden werden in gleicher Weise mit ihren Köpfen und ihrem Vermögen für alle Verbrechen, Brandstiftungen, Ermordungen, Plünderungen und Gewaltthätigkeiten, welche sie zulassen oder welche sie nicht offenkundig mit Gewalt in ihren Bezirken unterdrücken, verantwortlich gemacht; sie sind verpflichtet, ihre Amtsthätigkeit einstweilen weiterzuführen, bis Se. Allerchristlichste Majestät, in volle Freiheit versetzt, anderweitig dafür Sorge tragen oder bis in der Zwischenzeit in seinem Namen anders darüber befohlen werde.

7) Alle Einwohner der Städte, Flecken und Dörfer, welche es wagen, sich gegen die Truppen Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestät zu vertheidigen und auf dieselben, sei es auf offenem Felde, oder aus den Fenstern, Thüren und Oeffnungen ihrer Häuser zu schießen, werden auf der Stelle nach der ganzen Strenge des Kriegsrechts bestraft, ihre Häuser zerstört oder niedergebrannt werden. Dagegen sollen alle Einwohner der gedachten Städte, Flecken und Dörfer, welche sich ohne Zögern ihrem Könige unterwerfen und ihre Thore den Truppen Ihrer Majestäten öffnen werden, von diesem Augenblick an unter deren unmittelbaren Schutz treten; ihre Personen, ihr Eigenthum, ihre Habseligkeiten werden unter dem Schirm der Gesetze stehen und es wird für die allgemeine Sicherheit Aller und eines Jeden von ihnen gesorgt werden.

8) Die Stadt Paris und alle ihre Bewohner ohne Unterschied werden aufgefordert, sich auf der Stelle und ohne Zögern ihrem Könige zu unterwerfen, diesen Fürsten in völlige und gänzliche Freiheit zu versetzen und ihm, wie allen Königlichen Personen, die Unverletzlichkeit und das Ansehen zu versichern, zu welcher die natürlichen wie die menschlichen Rechte die Unterthanen gegen ihre Fürsten verpflichten. Ihre Kaiserliche und Königliche Majestäten machen persönlich alle Mitglieder der Nationalversammlung, des Districts, der Municipalität und der Nationalgarde von Paris, alle Friedensrichter und alle Anderen, welche dazu gehören, mit ihren Köpfen, bei Androhung kriegsrechtlicher Bestrafung ohne Hoffnung auf Begnadigung, verantwortlich; des Weiteren erklären die gesagten Majestäten bei Ihrer Ehre und Ihrem Kaiserlichen und Königlichen Worte, daß, wenn das Schloß der Tuilerien angegriffen oder beschimpft würde, wenn Ihren Majestäten dem König, der Königin und der Königlichen Familie nur die geringste Gewaltthat oder Beleidigung zugefügt, wenn nicht sofort für ihre Sicherheit, Erhaltung und Freiheit Sorge getragen würde, Sie dafür eine exemplarische und für alle Zeiten unvergeßliche Rache nehmen wollten, indem Sie die Stadt Paris einer militärischen Execution und gänzlicher Zerstörung überliefern, die

solcher Attentate schuldigen Empörer zur verdienten Strafe ziehen würden. Ihre Kaiserlichen und Königlichen Majestäten bieten dagegen allen Einwohnern von Paris ihre guten Dienste bei Sr. Allerchristlichsten Majestät an, um Verzeihung für ihre Fehler und Verirrungen zu erhalten und versprechen die strengsten Maßregeln zum Schutze ihrer Personen und ihres Eigenthums zu ergreifen, wenn sie bereitwillig und genau dem oben angeführten Befehle gehorchen.

Endlich protestiren Ihre Majestäten, welche nur solche Gesetze in Frankreich als solche anerkennen können, welche von dem in völliger Freiheit befindlichen Könige gegeben worden, im voraus gegen die Echtheit aller Erklärungen, welche im Namen Sr. Allerchristlichsten Majestät erlassen werden möchten, so lange, bis sowohl Seine geheiligte Person, wie die Königin und die ganze Königliche Familie sich in voller Sicherheit befänden; zu diesem Behufe laden Ihre Kaiserlichen und Königlichen Majestäten Se. Allerchristlichste Majestät ein, diejenige an den Grenzen befindliche Stadt seines Königreichs zu bezeichnen, welche er für angemessen erachtet, um sich mit der Königin und Seiner Familie unter guter und sicherer Bedeckung, welche ihm zu diesem Zwecke geschickt werden wird, in dieselbe zurückzuziehen, damit Se. Allerchristlichste Majestät dort in voller Sicherheit die Minister und Räthe, welche ihm zu bezeichnen gefallen wird, zu sich berufen, die von ihm für gut befundenen Einberufungen erlassen, für die Wiederherstellung der Ordnung sorgen und die Verwaltung Seines Königreichs regeln könne.

Endlich erkläre und verspreche ich (der Herzog von Braunschweig) noch in meinem eigenen Namen und in der oben genannten Eigenschaft, bei allen meinem Oberbefehl anvertrauten Truppen auf die Beachtung strenger und guter Mannszucht zu halten, mit Milde und Mäßigung alle gut gesinnten Unterthanen, welche sich gefällig und zuvorkommend betragen werden, zu behandeln und mit Gewalt nur gegen diejenigen zu verfahren, welche sich Widersetzlichkeit oder bösen Willen zu Schulden kommen lassen.

Aus diesen Gründen richte ich an alle Einwohner des Königreichs die dringendste und inständigste Ermahnung und Aufforderung, dem Marsche und den Bewegungen der Truppen, welche ich befehlige, keinen Widerstand entgegenzusetzen, sie vielmehr mit so viel gutem Willen, Hilfe und Beistand zu empfangen, als es die Umstände erlauben." —

Diesem Manifeste folgte schon am 27. Juli eine zweite Erklärung des Herzogs von Braunschweig, in welchem die gegen die Stadt Paris ausgesprochenen Drohungen noch weitere Ausdehnung erhalten. Es heißt an einer Stelle derselben:

„Ohne den Artikel 8 der oben bezeichneten Erklärung vom 25. d. Mts. in irgend einem Punkte abändern zu wollen, erkläre

ich des Weiteren, daß, wenn wider alle Erwartung durch die Treulosigkeit oder Feigheit einiger Einwohner von Paris der König, die Königin oder jede andere Person der Königlichen Familie aus dieser Stadt entführt werden sollte, alle Ortschaften und Städte, welche sich ihrer Durchfahrt nicht widersetzen und ihren Marsch aufhalten, dasselbe Schicksal erleiden sollen, welches der Stadt Paris angedroht worden ist, und daß der Weg, welchen die Entführer des Königs und der Königlichen Familie verfolgt haben, durch eine Reihe von Züchtigungen bezeichnet werden soll, wie dieselben in gleicher Weise den Beschützern wie den Urhebern unverzeihlicher frevelhafter Unternehmungen gebührt." u. s. w.

So drohende und herausfordernde Worte konnten, wie leicht einzusehen ist, die beabsichtigte Wirkung nur hervorrufen, d. h. die aufrührerische Partei in Paris in Schrecken setzen und von Gewaltthätigkeiten und ferneren Beleidigungen gegen die Königliche Familie zurückhalten — wenn ihnen entsprechende Thaten auf dem Fuße gefolgt wären. Bei dem geringen Werth der französischen Truppen, bei der Planlosigkeit und Verwirrung, welche sowohl bei den Gewalthabern in Paris wie im Heere herrschten, war es in der That sehr wohl denkbar, daß ein starkes preußisch-österreichisches Heer in schnellem Vordringen Paris erreichen, den König und die Königliche Familie von dort entführen und so die Geschicke Frankreichs und der ganzen Welt wesentlich anders gestalten konnte.

Dies gestatteten indessen weder die Formen der bisher üblichen systematischen Kriegführung, von welchen man sich nicht losreißen zu können glaubte, noch war der Herzog von Braunschweig bei allen seinen vortrefflichen Eigenschaften fähig, einen so gewagten Entschluß zu fassen. Auch fand der vorsichtige Herzog in Wahrheit in der sehr mangelhaften Organisation der für unvermeidlich nothwendig erachteten Verpflegungsanstalten einen triftigen Grund, das Vorrücken des Heeres nicht zu sehr zu beeilen.

Als das Heer am 30. Juli aus dem Lager bei Rübenach aufbrach und am 5. August über Polch, Martinsthal, Strotzbusch, Wittlich und Hetzerath die Gegend von Trier erreichte, fand es sich, daß man aus ökonomischen Rücksichten zu wenig Bäcker mitgenommen hatte und nun nicht im Stande war, die Einrichtung der Feldbäckereien zu rechter Zeit zu vollenden. Dieselbe tadelnswerthe Nachlässigkeit, welche schon den Abmarsch aus dem Lager von Rübenach verzögert hatte, nöthigte hier abermals die Armee zu einem siebentägigen Verweilen in einem Lager bei Conz unweit Trier; schon jetzt zeigten sich in den Reihen der Soldaten, welche bei mangelhafter Verpflegung und großer Hitze im Uebermaß Wasser aus der Mosel tranken, bedenkliche Fälle einer bösartigen Ruhrkrankheit. —

Es ist vielfach dem Herzoge von Braunschweig ein schwerer Vorwurf daraus gemacht worden, daß er seinen Namen unter ein Manifest gesetzt hat, dessen verderbliche Wirkung er selbst voraussah. Zum Theil erklärt sich dies indessen aus der bereits weiter oben erwähnten Schwäche und Unfähigkeit des Herzogs, seine Meinung gegen die Ansicht Anderer, zumal wenn diese Anderen gekrönte Häupter waren, dauernd zur Geltung zu bringen; zum anderen Theil aber hatte er sich wirklich standhaft geweigert, das Manifest in seiner ursprünglichen Fassung zu unterschreiben und mit

Genehmigung des Königs in einer Berathung mit Cobenzl, Spielmann, dem österreichischen General Lasch und dem preußischen Legationsrath Rempfner die anstößigsten Stellen aus demselben entweder gänzlich entfernt, oder doch bedeutend gemildert. Die französischen Prinzen aber erklärten, daß das Manifest in der nunmehrigen Form durchaus keinen Eindruck auf die Franzosen machen werde, gaben ihren Widerstand, als der Herzog bestimmt bei seiner Ansicht blieb, zwar scheinbar auf, ließen aber durch den Marquis Limon, noch ehe der Herzog von Braunschweig das Manifest vollzogen hatte, dasselbe in seiner ersten Fassung nach Paris befördern, wo es bereits am 27. Juli im Moniteur und vielen anderen Blättern erschien. Welche Wirkung es dort hervorbrachte, werden wir sogleich sehen und erwähnen nur noch hier, daß auch der Herzog im heftigsten Zorn über die seinen Namen compromittirende Täuschung aufbrauste und die Prinzen gar strenge Worte von ihm über das déplorable manifeste und über ihr treuloses Benehmen hören mußten; — aber die Sache war einmal geschehen und ein öffentlicher Widerruf würde dieselbe nur noch schlimmer gemacht haben. —

In Paris kämpfte unterdessen die sterbende Monarchie ihren langsamen, aber hoffnungslosen Todeskampf gegen die immer höher gehenden Wogen einer alles Bestehende verschlingenden Revolution fort; hoffnungslos, weil der König, welcher die der Monarchie drohende Gefahr überhaupt lange gar nicht in ihrem ganzen Umfange begreifen konnte, auch nach der erlangten Kenntniß derselben nicht die nöthige Charakterstärke in sich fand, um die einmal von ihm am 14. September beschworene Verfassung, so sehr sie die bisherigen Prärogativen seiner Königlichen Würde auch beeinträchtigen mochte, nun auch aufrichtig als Princip seiner künftigen Regierungsweise anzunehmen, daneben aber alle noch in großer Zahl vorhandenen Elemente der Ordnung mit fester Hand um den Thron zu schaaren; hoffnungslos, weil des Königs Unentschlossenheit und die sich aus derselben entwickelnde Unaufrichtigkeit und Doppelzüngigkeit den Feinden der Monarchie eine furchtbare Waffe gegen dieselbe in die Hand gab; hoffnungslos endlich, weil Ludwig XVI. auch im letzten Augenblick sich nicht zu dem muthigen Entschluß eines heldenmüthigen Kampfes gegen seine Feinde zu begeistern vermochte, sondern sein Schicksal mit ruhiger Ergebung hinnahm und nur noch daran dachte, mit der Duldung eines christlichen Märtyrers in den Tod zu gehen.

Aber während die bittersten und — weil sie unaufrichtig verfuhren — die gefährlichsten Feinde des Königthums, die Girondisten, in dem von ihnen entzündeten Kriege nur das Mittel erblickten, die Leidenschaften der bereits in politische Apathie versinkenden Volksmassen von Neuem gegen den König und die Königin zu entflammen, während sie ihre Hoffnung darauf setzten, der Krieg selbst werde ihnen in seinem Verlaufe die erwünschte Gelegenheit bieten, den Hof verrätherischer Verbindungen mit dem Auslande bezüchtigen zu können, während sie selbst die unwürdigsten Mittel*)

*) Hierhin gehört unter Anderem die Erfindung von der Entdeckung eines österreichischen Comité's in den Tuilerien, durch einen im übelsten Rufe stehenden und wegen Einbruchs mit mehrjährigem Gefängniß bestraften Literaten, Carra, in Scene gesetzt;

nicht scheuten, das Königthum verhaßt beim Volke und wehrlos gegen die ihm bevorstehenden Angriffe zu machen*), gerieth die Nationalversammlung selbst, und zwar durch ihre eigenen fehlerhaften Schritte, immer mehr unter das Joch einer verhältnißmäßig-kleinen Zahl ihrer heftigsten Mitglieder, welche durch die Clubs und die Presse auf die Pöbelmasse der Hauptstadt wirkte, diese zu Werkzeugen ihrer Pläne machte, durch Pöbelaufstände und einen unerhörten Terrorismus alle Gemäßigten einschüchterte und mittelst des von ihnen eingesetzten und nach Willkür geleiteten jacobinischen Gemeinderathes von Paris (la Commune) schließlich die kaum geschaffene Staatsverfassung in Trümmer schlug und sich eine Dictatur über Frankreich anmaßte, welche unter dem Namen der Schreckensherrschaft in den Annalen der Geschichte in entsetzensvoller und blutiger Weise verzeichnet ist.

Auch die Girondisten, zu spät zu der Erkenntniß kommend, daß sie die Geister, die sie heraufbeschworen, zu bannen nicht mehr im Stande seien, sollten in diesem unheilvollen Revolutionsstrudel ihren Untergang finden.

Es ist bekannt, daß nur die absichtliche Nachlässigkeit der Pariser Stadtbehörde jenen von den Jacobinern in Scene gesetzten scandalösen Auftritt vom 20. Juni ermöglichen konnte, bei welchem ein aus dem niedrigsten Pöbel bestehender, vom Bierbrauer Santerre geführter Menschenschwarm mit wildem Jubel die Corridors und Gemächer des Tuilerienschlosses überfluthete und den unglücklichen Monarchen mit der empörendsten Brutalität beschimpfte; es ist bekannt, wie vergeblich der durch solche Vorgänge auf's Aeußerste erbitterte General Lafayette, anstatt mit dem ihm anvertrauten Heere nach Paris zu eilen und dem Terrorismus des Pöbels ein Ende zu machen, in seiner Eitelkeit glaubte, durch sein bloßes persönliches Erscheinen die Macht der Jacobiner brechen zu können und schließlich froh sein mußte, der ihm selbst drohenden Anklage derselben zu entgehen.

Es ist endlich unseren Lesern bekannt, daß Ludwig XVI., nachdem er im Juni das girondistische Ministerium entlassen, standhaft alle Versuche dieser Partei, wiederum zur Herrschaft zu gelangen, abwies und von nun an die Möglichkeit der Rettung nur noch in dem Herannahen der fremden Armeen erblickte, daß die Nationalversammlung, rathlos und uneinig in sich selbst, vergeblich die von den Sectionen der Stadt Paris mit immer steigendem Ungestüm geforderte Absetzung des Königs verweigerte und daß endlich das Insurrectionscomité am 10. August den Pariser Pöbel zum Sturm auf die Tuilerien hetzte und die wehrlose Königliche Familie Schutz und Hilfe flehend zu ihren bittersten Feinden in die Nationalversammlung trieb.

Der Sturz der Königlichen Macht in Frankreich war damit entschieden. Der König selbst wurde für vorläufig suspendirt erklärt,

---

ferner die ebenso völlig fingirte Verbrennung der geheimen Correspondenz des Hofes in der Königlichen Porzellanfabrik zu Sèvres u. s. w.

*) Der Beschluß der Nationalversammlung vom 28. Mai, welchem selbst die Minister beistimmten, und welchem der König vergeblich sein Veto entgegensetzte, löste die von der Verfassung ihm bewilligte Königliche Garde auf und beraubte ihn so seines letzten Schutzes.

wenige Tage später mit seiner ganzen Familie als Gefangener nach dem festen Gefängniß „der Tempel“ übergeführt; ein demnächst neu einzuberufender Nationalconvent sollte über das fernere Schicksal der Königlichen Familie entscheiden, — es war für Niemand, ja für den König selbst nicht mehr zweifelhaft. —

Und mitten in diese Zeit der heftigsten Aufregung aller Parteien, in die Zeit, in welcher die standhafte Weigerung des Königs, sich fernerhin der Leitung der Girondisten anzuvertrauen, den heftigsten Groll derselben erregt hatte, in welcher die Nationalversammlung, durch den Eifer der Jacobiner gespornt, bereits entschlossen, mit der Monarchie ein Ende zu machen, nur noch uneinig über die zu wählende Form für die Abschaffung des Königthums war, in welcher die Jacobiner nur auf den günstigen Augenblick warteten, um die nach Mord und Blut dürstenden Schaaren des Pariser Pöbels, die wilden Haufen der Marseiller und Föderirten auf den Königlichen Thron von Frankreich zu stürzen, — mitten in diese Zeit fiel das bereits mitgetheilte, unkluge Manifest des Herzogs von Braunschweig wie eine in eine Pulvertonne geschleuderte Brandfackel hinein.

Dem entsprechend waren auch seine Wirkungen. Alle Parteien, die nicht die Wiederherstellung einer völlig freien Monarchie bezweckten, — und eine solche gab es zur Zeit in Frankreich nur in verschwindend kleiner Zahl, — mit gleicher Rache und Strafe bedrohend, konnte diese nach Frankreich hinein geschleuderte Herausforderung der fremden Mächte nicht wohl einen anderen Erfolg haben, als alle Franzosen einig machen in dem Entschlusse, die Vergewaltigung des Auslandes mit allen Kräften abzuweisen und zur Errettung des Vaterlandes Mittel in Bewegung zu setzen, von deren staunenswerthem Umfange und durch die Begeisterung einer beleidigten Nation erzeugter Nachhaltigkeit die Verfasser jenes Manifestes wohl schwerlich selbst eine Ahnung gehabt haben.

Der Sturz des Königthums aber, der endliche Untergang des Königs und der Königlichen Familie wurden durch den drohenden Ton dieses Documents, welches, statt zu schrecken, nur erbitterte und reizte, wenn nicht herbeigeführt, so doch wesentlich beschleunigt. Anfänglich geneigt, über dasselbe zu lachen*), sahen die Führer der Jacobiner doch sehr bald ein, ein wie werthvolles Mittel zur Aufregung der Massen dieses Manifest für sie sei; in den Clubs wie in den demokratischen Flugschriften wurden der König und die Königin laut und öffentlich des Verrathes am Vaterlande, der Mitwissenschaft und Theilnahme an jenem Manifeste, ja der Urheberschaft desselben bezüchtigt; immer ungestümer tobte fortan der Pöbel auf den Straßen der Hauptstadt wie auf den Gallerien der Nationalversammlung und forderte die Absetzung des Königs, eine Forderung, welche endlich jener schreckensvolle 10. August erfüllte.

Unter solchen Auspicien begann der für alle Theile ruhmlose und unblutige und dennoch so zahllose Opfer erheischende Krieg gegen Oesterreich und Preußen; ihm wenden wir im nächsten Paragraphen unsere Aufmerksamkeit zu. —

*) On en rit, so schreibt ein Freund Mallet du Pan's an diesen.

§. 14.

Der Feldzug des Jahres 1792.

Erst am 12. August konnte das verbündete Heer aus Gründen, welche wir bereits angeführt haben, aus dem Lager von Conz aufbrechen, nachdem es daselbst am 8. August durch das von Bingen her über Simmern und Kirchberg marschirende Corps der Emigranten, welches vorläufig in diesem Lager stehen blieb, verstärkt worden war. Schon am 13. aber, an welchem Tage die Armee ein Lager bei Montfort bezogen hatte, traten abermals in der Einrichtung der Verpflegungsanstalten so erhebliche Verzögerungen ein, daß die Armee erst am 18. den weiteren Vormarsch beginnen konnte.

Auf ernstlichen Widerstand war man bisher nirgend gestoßen; nur die Avantgarde hatte am 11. August sich durch einen Ueberfall in den Besitz des Städtchens und festen Schlosses Sierck, hart an der französischen Grenze gelegen, gesetzt und Tags darauf mit einer Abtheilung französischer Reiter bei Wollmerange ein leichtes Gefecht bestanden, in welchem diese nach hartnäckigem Kampfe zwar geworfen und zersprengt wurden, durch ihre tapfere Vertheidigung aber deutlich zeigten, daß wenigstens sie nicht die geringste Neigung besäßen, zu den Siegern überzugehen, von welcher Neigung nach der Schilderung der Emigranten ja der größte Theil des französischen Heeres beseelt sein sollte.

Am 20. August erfolgte die Einschließung der kleinen Festung Longwy, zu welcher auch der österreichische General Clairfait mit 15,000 Oesterreichern aus den Niederlanden heranrückte. Unaufhörlich herabströmender Regen machte schon jetzt die Wege unbrauchbar und verwandelte die Felder in Seen; so wurde der Transport der Geschütze und Fahrzeuge von Tage zu Tage mit größeren Schwierigkeiten verbunden, der Zustand der im Koth und Morast lagernden und durch die dünnen Leinwandzelte nur kümmerlich gegen den Regen geschützten Soldaten immer trauriger; schon jetzt lichteten Fieber und andere Krankheiten die Reihen der Regimenter in bedenklicher Weise. Ein Gefecht, welches die Avantgarde am 19. mit einer 4000 Mann starken feindlichen Abtheilung bei Fontoi zu bestehen hatte, lieferte von Neuem den Beweis, wie sehr man über die Stimmung in der französischen Armee und im Volke getäuscht worden war.

In der Nacht vom 22. zum 23. August begann die Beschießung der wenig vertheidigungsfähigen Festung, deren Commandant, durch die Bürgerschaft gedrängt, bereits am 23. zu capituliren verlangte und die Festung am 24. übergab. Die 1800 Mann starke Besatzung streckte das Gewehr und wurde auf das Versprechen, während des Krieges nicht wieder zu dienen, in das Innere Frankreichs entlassen; ein österreichisches und ein preußisches Bataillon besetzten die Festung.

Erst am 29. August setzte die Armee den Marsch in der Richtung auf Verdun fort, erreichte unter großen Mühseligkeiten und Beschwerden diese Festung am 30. und schloß sie auf dem rechten Ufer der Maas ein; ein preußisches Corps unter General Graf Kalkreuth überschritt Tags darauf bei Charny den Fluß, um die Verbindung der Festung auf dem linken Flußufer abzuschneiden und die Gegend von Clermont, auf der

großen Straße über Chalons nach Paris, zu beobachten. In der Nacht zum 2. September wurde die Stadt heftig beschossen; und als mehrere Häuser dadurch in Brand geriethen, drängte die geängstigte Bürgerschaft den Commandanten Beaurepaire zur Uebergabe. Dieser, ohne alle Mittel zur längeren Vertheidigung des Platzes, aber ein Mann von hoher Tapferkeit und regem militärischen Ehrgefühl, verweigerte die Uebergabe der Stadt nicht, um dieselbe nicht nutzloser Zerstörung preiszugeben, erschoß sich aber vor den Augen der erschrockenen Bürger, so noch im Tode ein heroisches Beispiel der höchsten patriotischen Selbstaufopferung gebend. Noch am 2. September öffnete die Stadt ihre Thore; die 3500 Mann starke Besatzung erhielt freien Abzug.

Bis dahin war, abgerechnet die durch das schlechte Wetter, durch trostlose Wege und mangelhafte Verpflegung verursachten Beschwerden und Entbehrungen, vom militärischen Gesichtspunkte aus Alles vortrefflich gegangen; denn die Hauptarmee hatte fast im Vorübergehen zwei französische Festungen genommen und konnte Verdun zum Stützpunkte ihrer ferneren Operationen machen; die Ueberlegenheit der preußischen und österreichischen Truppen hatte sich glänzend bewährt und berechtigte zu der Hoffnung, daß die Franzosen auch in offener Feldschlacht ihren Gegnern nicht gewachsen sein würden; die im Feldzugsplan festgesetzten Operationen auch der nicht zur Hauptarmee gehörenden Corps waren sämmtlich zur Ausführung gelangt, ohne daß die französischen Truppen im Stande gewesen wären, den Unternehmungen der Verbündeten ernstliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. General Clairfait hatte am 31. August in einem heftigen Gefecht mit französischer Reiterei diese bei Stenay geschlagen, den Ort besetzt und deckte so die bei Verdun lagernde Hauptarmee gegen einen Angriff von Sédan her; der Landgraf von Hessen erreichte mit seinem Corps um dieselbe Zeit Longwy und das Emigrantencorps in Verbindung mit der Armee des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg, welche bei Mannheim am 2. August den Rhein überschritten und die Franzosen nach Landau zurückgeworfen, dann aber über Neustadt, Kaiserslautern und Merzig sich den Grenzen Frankreichs genähert hatte, schloß am 30. August die Festung Thionville ein

Um so trauriger aber sah es mit der Erfüllung aller der Hoffnungen aus, welche man an die Versicherungen der französischen Prinzen geknüpft hatte. Was wollte es bedeuten, daß der König und der Kronprinz von Preußen bei ihrem Einzuge in Verdun von weißgekleideten Jungfrauen empfangen und bewillkommt wurden, daß die schönen Damen von Verdun den preußischen Offizieren mit der größten Liebenswürdigkeit und Anmuth entgegenkamen und schaarenweise in das preußische Lager strömten, um die hoch berühmten Regimenter Friedrich's des Großen zu bewundern, gegen welche die französischen Truppen jener Zeit allerdings wunderlich genug abstechen mochten; was nützte es, wenn die Frauen und Mädchen, die dafür später schrecklich genug büßen mußten,*) die einrückenden Preußen

*) Die 14 Jungfrauen, welche den König und den Kronprinzen von Preußen bei ihrem Einzuge in Verdun bewillkommt und bekränzt hatten, wurden in der Schreckenszeit des Convents im Jahre 1794 vor das Revolutionstribunal gestellt, des Verraths am Vaterlande für schuldig erklärt und büßten ihr Vergehen auf der Guillotine.

als Befreier und Erretter begrüßten und ihnen Bälle und Freudenfeste veranstalteten, während der größte Theil der Männer nur finster und widerwillig sich dem Sieger unterwarf, nur gezwungen gute Miene zum bösen Spiel machte und sich in der Bürgerschaft ebenso wie in der französischen Armee auch nicht die geringste Neigung bemerkbar machte, sich der Sache der Verbündeten anzuschließen?

In der That, man war, absichtlich oder unabsichtlich, auf's Gröblichste getäuscht worden und hatte dies im preußischen Hauptquartier auch bereits ganz klar erkannt. Einen Beweis dafür findet man in einer Stelle aus dem Tagebuche des Kronprinzen von Preußen, welcher diesen Krieg als Brigadecommandeur mitmachte, wo es unterm 1. September heißt:

> „Zufällige Unterredung des Herzogs von Braunschweig nach Tische in dem Tafelzelte des Königs mit dem Prinzen von Nassau, General Lambert und noch einigen Emigranten über unsere politisch-militärische Lage. Sehr ernstlich hielt er ihnen alles dasjenige vor, was sie immer über die Leichtigkeit einer Expedition gegen Frankreich geäußert, ferner, was denn aus allen Verheißungen geworden, die sie uns von ihren Einverständnissen im Lande, der vortheilhaften Gesinnungen der Commandanten in den Festungen, dem Mißvergnügen der Linientruppen mit der jetzigen Verfassung und den royalistischen Gesinnungen des größten Theils der Nation gegeben hätten? Daß es nie seine Absicht gewesen, in einer Spitze so rasch vorzugehen, und den Fehler zu begehen, mehrere wichtige Plätze theils hinter sich, theils zur Seite liegen zu lassen, wenn sie nicht den König von Preußen mit ihren eitlen grundlosen Hoffnungen getäuscht und die ganze Expedition so unbedeutend und so wenig schwierig geschildert hätten. In diesem Tone dauerte die Unterhaltung wohl eine halbe Stunde, wobei der Herzog mit vieler Festigkeit und Bestimmtheit sprach und ihnen viel derbe Wahrheiten sagte."

Daß es aber, wie wenig beliebt diese Emigranten im Allgemeinen in der Armee waren, doch auch viele hoch ehrenwerthe Männer unter ihnen gab, die um ihre seltene Treue und Aufopferung für ihren König nicht genug gelobt werden können, beweist die fernere Bemerkung aus dem Tagebuche des sonst so zurückhaltenden und vorsichtigen Kronprinzen:

> „Da der Herzog mit Affect und daher sehr laut redete, so konnten mehrere außerhalb des Zeltes stehende Offiziere Alles hören und sich herzlich darüber freuen, daß ihnen (den Emigranten) einmal Recht widerfuhr und sie die Wahrheit hören mußten."

In dem Kriegsrath, welcher noch im Lager von Verdun über die weiteren Maßregeln abgehalten wurde, vertrat der Herzog von Braunschweig sehr lebhaft die schon im voraus für den eingetretenen Fall bei Feststellung des Feldzugsplanes vorgesehene Ansicht, daß die Armee vorläufig hinter der Maas stehen bleiben und den noch übrigbleibenden Theil des Herbstes zur Eroberung der an diesem Flusse liegenden, sowie derjenigen Festungen verwenden solle, bei welchen man im Vordringen auf Verdun vorbei gegangen sei. Geschützt durch den Fluß und die eingenommenen festen Plätze

solle die Armee sich in Winterquartiere begeben, Verstärkungen an sich ziehen und erst im Frühjahr k. J. die weiteren Operationen wieder aufnehmen.

Indessen diese Ansicht des vorsichtigen Herzogs, so begründet dieselbe durch die in Frankreich vorgefundenen Zustände, durch die Unzulänglichkeit der vorhandenen und täglich mehr zusammenschmelzenden Streitkräfte und durch die Schwierigkeit der Verpflegung beim Vorrücken, überdem bei gänzlich verdorbenen Wegen sein mochte, entsprach weder dem Geschmack und dem ritterlichen Enthusiasmus des Königs von Preußen, noch erhielt sie den Beifall und die Zustimmung der durch die Nachricht von der Entthronung und Verhaftung des Königs Ludwig auf's Aeußerste erregten französischen Prinzen. Mit der größten Heftigkeit drangen sie in den König, in beschleunigten Märschen auf Paris vorzudringen und an dieser verbrecherischen Stadt das angedrohte Strafgericht zu vollziehen; der König gab ihren Bitten nach, weil ein solches Verfahren ihm überdies mehr zusagte, als das vorgeschlagene Zaudersystem. Der Herzog, ohnehin niemals im Stande, die eigene Meinung einem Monarchen gegenüber dauernd zu vertheidigen, gab auch diesmal seinen Widerstand auf — und der weitere Vormarsch der Armee ward beschlossen.

Bevor wir indessen diesen zu schildern unternehmen, richten wir für kurze Zeit unsere Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Abtheilungen des französischen Heeres, welche bisher in Wirklichkeit so gut wie nichts gethan hatten, sich den Unternehmungen der Verbündeten zu widersetzen.

Wir finden in der Zeit, als die verbündeten Heere den französischen Boden betraten, die in sehr mangelhafter Verfassung befindlichen und von aller Zucht und Ordnung entwöhnten französischen Truppen in folgender Aufstellung.

Die Nordarmee, auch Armee des Centrums genannt, unter Oberbefehl vorläufig noch des Generals Lafayette, stand mit 23,000 Mann unter Lafayette selbst bei Sédan, mit 25,000 Mann unter Marschall Luckner bei Metz; zu ihr gehörten nur 18 Bataillone und 44 Escadrons Linientruppen, dagegen 44 Bataillone Nationalgarden. Die Rheinarmee, unter Oberbefehl des Generals Biron, bestand aus 118 Bataillonen und 31 Escadrons Linientruppen und 32 Bataillonen Nationalgarden und zählte dennoch nur 36,000 Mann; schon aus diesem offenbaren Mißverhältniß geht zur Genüge hervor, wie es im Inneren dieser Truppen ausgesehen haben mag. Das Gros der Rheinarmee stand unter Biron selbst bei Weißenburg, eine starke Abtheilung derselben unter dem General Kellermann bei Lauterburg.

Ein Blick auf die Karte genügt daher, um auch dem des Krieges unkundigen Leser zu zeigen, daß durch das Vordringen der verbündeten Armeen in der Richtung auf Verdun die beiden französischen Heere von einander getrennt worden waren. Was die Nordarmee betrifft, so hatte Lafayette in der That viel größere Neigung, mit derselben gegen die Jacobiner zu marschiren, als sich dem Einrücken der Preußen entgegenzustellen; der schon bejahrte und schwache, von Lafayette schon halb für seine Pläne gewonnene Luckner aber war zwar in der Mitte des August bis Richemont vorgegangen, woselbst seine Avantgarde am 19. das bereits erwähnte Gefecht bei Fontoi mit dem Vortrab der Verbündeten zu be-

stehen hatte; gleich darauf ging indessen das ganze Corps nach Metz zurück. Der General selbst wurde übrigens der Nationalversammlung verdächtig, seine Unterstützung zu dem Fluchtplane des Königs zugesagt zu haben; er ward seines Commandos entsetzt und nach Chalons gesendet, um daselbst die Organisation und Ausbildung der von allen Seiten zuströmenden Freiwilligen zu leiten; das Corps selbst wurde am Schlusse des Monats August durch 11 Bataillone und 15 Escadrons von der Rheinarmee verstärkt und unter den Befehl des Generals Kellermann gestellt. Noch war die Zeit nicht da, wo die glorreiche französische Republik ihre unfähigen oder unglücklichen Generale auf's Schaffot schickte.

Lafayette selbst dagegen wurde schon vorher durch die Folgen des 10. August gänzlich und für immer gestürzt.

Die Girondisten waren sich sehr wohl bewußt, daß die Nachricht von den Begebenheiten in Paris bei der noch immer zu vier Fünftheilen dem Könige anhängenden Bevölkerung Frankreichs eine ungeheure Aufregung hervorrufen werde, daß diese namentlich bei den Armeen außerhalb Paris leicht Dimensionen annehmen konnte, welche alle Früchte ihres Sieges in Frage stellen und sie selbst mit Verderben bedrohen mußten; hatte doch schon General Montesquiou, einer der ergebensten Anhänger der girondistischen Regierung und von dieser zum Befehlshaber der Südarmee ernannt, zu Ende Juli den damals gestürzten Girondisten ganz trocken erklärt: „Ihr könnt hier die Absetzung des Königs aussprechen, aber seid versichert, daß ihr dann keinen Offizier und keinen Soldaten mehr haben werdet." Viel größere Gefahr aber drohte den jetzt siegreichen Girondisten von ihrem erbittertsten Feinde, dem General Lafayette.

Erwägt man, daß Lafayette damals noch bei der seinem Befehl anvertrauten Armee im größten Ansehen stand, daß zur Zeit, als der General die Vorgänge in Paris erfuhr, am 12. August, die Preußen noch im Lager von Conz, seine Regimenter dagegen nur wenige Märsche von Paris entfernt waren, so erscheint die Besorgniß der zeitigen Machthaber nur zu vollständig gerechtfertigt. In dieser Besorgniß faßte die Versammlung auch noch am Abend des 10. August den Beschluß, sofort Commissarien in die verschiedenen Heereslager zu entsenden, um zunächst die Armee in Eid und Pflicht für die neue Regierung zu nehmen und die Handlungen der Generale sorgfältig zu überwachen; in demselben Gefühl erließ sie am 13. August ein Manifest an die ganze Nation, in welcher sie die Nothwendigkeit des Geschehenen durch den Hinweis auf die das Vaterland bedrohenden äußeren Gefahren nachzuweisen suchte, alle Schuld an diesen Gefahren dem Könige, dem Freunde und Verbündeten der Fremden und der Emigranten aufbürdete und den Haß des französischen Volkes gegen diese, welche ihm die alte Sclaverei zurückbringen wollten, in der leidenschaftlichsten Weise aufstachelte.

Lafayette hatte in der That, als er mit dem heftigsten Zorne erfahren, was am 10. August in Paris geschehen war, den Plan gefaßt, den seine Gegner befürchtet hatten.

Aber seiner Gewohnheit gemäß immer nach gesetzlichen Formen für alle seine Schritte suchend, hatte der General eine kostbare Zeit verloren, um sich mit den Departements des nördlichen Frankreich über gemeinsame

Schritte zu berathen; der günstige Augenblick ging darüber verloren. Wenig nützte es ihm, daß viele Departements der Nordgrenze seinem Plane zustimmten und sich für den Zusammentritt eines Congresses aussprachen, welcher gegen die Maßregeln der Nationalversammlung protestiren solle; ebenso wenig, daß der Stadtrath von Sédan die von Paris ankommenden Commissarien verhaften ließ.

Als auf Lafayette's Betreiben die Aufforderung an sämmtliche Departements Frankreichs zum Congreß wirklich erlassen wurde, zeigte es sich, daß nicht ein einziges Departement wirklich den Muth hatte, den Pariser Machthabern ernstlich entgegenzutreten, daß das ganze Volk Frankreichs wie die Armee, theils aus Furcht vor den Folgen, theils aus politischer Abspannung, theils mit stillschweigendem Gehorsam, theils mit jacobinischer Begeisterung die Revolution des 10. August als vollendete Thatsache hinnahmen.

Auch Lafayette fühlte jetzt um so mehr den Boden unter seinen Füßen wanken, als die Stimmung seiner durch jacobinische Agenten bearbeiteten Truppen von Tage zu Tage zweifelhafter wurde; er übergab daher, jeden Augenblick seine Verhaftung kommen sehend, am 14. August dem General Luckner den Oberbefehl, und verließ an demselben Abend in Begleitung von 23 Offizieren und fast 1000 Soldaten sein Hauptquartier Sédan, um über Belgien nach England zu gehen. In Belgien wurde der General jedoch am 18. von einer österreichischen Streifpartei aufgehoben, zunächst nach Luxemburg gebracht, und da er sich, was ihm zum bleibenden Ruhm gereicht, hartnäckig weigerte, Auskunft über die Stellung der französischen Heere zu geben, lange Zeit in harter Gefangenschaft gehalten.

An seine Stelle trat General Dumouriez, von Seiten seines alten Anhängers, des Kriegsministers Servan, mit der ausdrücklichen Weisung versehen, sofort mit allen verfügbaren Truppen seines Heeres an die Maas zu eilen.

In Rücksicht auf die numerische Schwäche der österreichischen Truppen in Belgien, — nach dem Abmarsch des Clerfait'schen Corps hatten die Oesterreicher in Belgien höchstens noch 25,000 Mann, von denen der größte Theil überdem zu einem Angriff auf Lille bestimmt war und also weit von der Maas entfernt war — kann man nur die vollste Richtigkeit dieser Weisung Servan's anerkennen. Ohne alle Schwierigkeiten hätte Dumouriez, noch während die Preußen vor Longwy standen, Sédan erreichen, von da aus ohne jegliches Hinderniß sich in das Argonner Gebirge zurückziehen, dadurch Verdun decken, sich dann mit dem General Kellermann vereinigen und den Herzog von Braunschweig an der Maaslinie festhalten können; ein Ueberschreiten dieses Flusses im Angesicht eines feindlichen Heeres von über 50,000 Mann aber wäre von dem außerordentlich vorsichtigen, dem ganzen Kriege gegen Frankreich und besonders jedem übereilten Vorgehen abgeneigten preußischen Oberfeldherrn schwerlich zu erwarten gewesen. Selbst das Drängen der französischen Prinzen und die Ungeduld des Königs von Preußen, nach Paris zu kommen, hätten ihn wohl nicht zu dem Entschlusse eines weiteren Vorgehens zu bestimmen vermocht, und der ganze Feldzug von 1792 würde sich in diesem Falle, wie dies ja auch

von vornherein die Ansicht des Herzogs gewesen war, um die Belagerung und Einnahme einiger französischer Festungen an der Maas gedreht haben, die revolutionäre Regierung aber hätte vollauf Zeit gewonnen zu den Rüstungen, deren sie noch so dringend bedurfte.

Man muß es daher nicht blos als militärischen Ungehorsam, sondern auch als strategischen Fehler bezeichnen, daß Dumouriez bei seinem Lieblingsprojecte, zunächst Belgien zu erobern und durch den von ihm mit Sicherheit erwarteten glänzenden Erfolg zunächst den Muth seiner, in der elendesten Verfassung befindlichen Truppen zu erhöhen, mit Hartnäckigkeit beharrte. Aber General Servan blieb ebenso fest bei seiner Ansicht bestehen; selbst als ein von Dumouriez zusammenberufener und selbstverständlich auch beeinflußter Kriegsrath der Meinung des Obergenerals beipflichtete, verwarf der Kriegsminister den vorgeschlagenen Einfall in Belgien in der festen Ueberzeugung, daß die verbündeten Heere in diesem Falle keinen Augenblick zögern würden, die Maas zu überschreiten und ihren Marsch auf Paris fortzusetzen.

In der That war es Servan und nicht Dumouriez, welcher noch in der Conferenz am 31. August die Stellung im Argonner Gebirge als diejenige bezeichnete, in welcher sich Dumouriez mit Kellermann zu vereinigen und den weiteren Fortschritten des Feindes Halt zu gebieten habe; und wenn Dumouriez später in seinen Memoiren die Ehre dieser richtigen Erkenntniß für sich in Anspruch nimmt und erzählt, er selbst habe bei Gelegenheit des oben erwähnten Kriegsraths mit dem Finger auf der Landkarte das Argonner Gebirge als die Thermopylen Frankreichs bezeichnet, so ist dies, wie durch die Protocolle jenes Kriegsraths längst erwiesen, eben nur eine leere Behauptung, welche man der Ruhmredigkeit des eitlen Franzosen zu gute halten muß.

So war beinahe eine Woche, eine unter den obwaltenden Umständen doppelt werthvolle Zeit verstrichen; das verbündete Heer hatte sich bei aller Schwerfälligkeit und Langsamkeit seiner Bewegungen inzwischen in den Besitz Longwy's gesetzt, es war von da aus weiter auf Verdun vorgegangen und hatte sich somit zwischen die Armeen des Generals Dumouriez und des Generals Kellermann geschoben. Das Eintreffen des österreichischen Generals Clairfait aber bei Stenay am 31. August, welches wir oben erzählt, hatte vollends die Lage des Dumouriez'schen Corps, nur 19,000 Mann stark, zu einer äußerst gefahrvollen gemacht.

Was der Obergeneral trotz der Befehle seines Kriegsministers nicht hatte ausführen wollen, als es noch ohne alle Schwierigkeiten geschehen konnte, nämlich den Rückzug in die Engpässe von Grandpré und Clermont im Argonner Walde, das zwang ihn jetzt die Nothwendigkeit, sich vor gänzlicher Umzingelung zu retten, inmitten der größten Gefahren zu thun. —

Die äußerst geschickte Art, in welcher Dumouriez sich seiner schwierigen Lage zu entziehen verstand und die Defiléen des Argonner Waldes zu erreichen und zu besetzen wußte, verdient dagegen alles Lob und bestätigte von Neuem den wohlverdienten Ruf dieses Generals als geschickter Feldherr.

Ohne uns auf das Detail dieser sehr gut combinirten und ebenso trefflich ausgeführten Bewegungen einzulassen, genügt es vielmehr für den

Zweck unseres Buches, anzuführen, wie nach Ausführung derselben die einzelnen französischen Corps vertheilt waren.

General Dumouriez selbst war am 1. September mit 12,000 Mann von Sédan aufgebrochen und bezog am 4. September bei Grandpré ein Lager. Diese außerordentlich starke Stellung, welche den Airefluß vor der Front hat, während der Rückzug über die ganz nahe gelegene Aisne durch zwei steinerne Brücken gesichert ist, wurde der Hauptposten der gewählten Vertheidigungslinie.

Die rechte Flanke dieser Stellung wurde durch die Aufstellung des Generals Dillon mit 10,000 Mann bei den wichtigen, durch das Argonner Gebirge führenden Engpässen von La Chalade und Les grandes Islettes, auf der großen Straße von Clermont nach Chalons, gedeckt; ebenso sicherten 2 Bataillone und 2 Escadrons in der linken Flanke den Gebirgspaß von Croix aux bois und General Duval, welcher mit 6000 Mann aus dem Lager von Maubeuge her am 7. September in Chene populeux eintraf, besetzte den hier auf der Straße von Stenay nach Rheims durch das Gebirge führenden Engpaß. General Beurnonville endlich, welcher mit 9000 Mann aus dem Lager von Maulde her zu Hilfe eilte, sollte am 13. September in Rethel eintreffen.

So waren die sämmtlichen durch das Argonner Gebirge führenden Straßen und Engpässe in den Händen der Franzosen; General Dumouriez durfte sich der Hoffnung hingeben, in der von Natur schon sehr starken und durch angelegte Verschanzungen noch verstärkten Stellung das weitere Vordringen der feindlichen Armee auf Paris zu verhindern und die Vereinigung mit der Armee des Generals Kellermann, welcher von Metz her im Anmarsch war und am 14. oder 15. September in der Gegend von St. Ménehould eintreffen mußte, zu bewerkstelligen. Froh über das glückliche Gelingen seiner Bewegung meldete der General am 9. September dem Ministerium in Paris:

> „Grandpré und die Isletten sind unsere Thermopylen, allein ich hoffe glücklicher zu sein als Leonidas.“ —

Ein energisches und rasches Vordringen der verbündeten Armeen nach dem Falle Verduns würde ohne allen Zweifel die Ausführung des Dumouriez'schen Planes unmöglich gemacht haben; mit Leichtigkeit konnte das schmale Gebirge zwischen der Maas und der Aisne in wenigen Märschen passirt werden, ehe ein Franzose die Pässe erreicht hatte und dem weiteren Vormarsch auf Paris stand dann kaum noch ein ernstliches Hinderniß im Wege.

Indessen die bereits geschilderte methodische Kriegführung, von der man sich nun einmal nicht entwöhnen konnte, die Nothwendigkeit, in Verdun umfassende Verpflegungseinrichtungen zu treffen, ehe man sich weiter vorwagte, endlich die dem Herzog von Braunschweig innewohnende übergroße Vorsicht ließen es zu solchen Entschlüssen nicht kommen und so sehen wir denn bis zum 11. September die verbündete Armee ruhig im Lager bei Frommerville, nur $^3/_4$ Meilen von Verdun gelegen, stehen und trotz aller Verpflegungsanstalten — die bitterste Noth leiden.

Am 11. September setzte sich die Armee wiederum in Marsch, beim erbärmlichsten Wetter und auf grundlosen Wegen. Die überaus starken

Stellungen der Franzosen in der Front anzugreifen, konnte der Herzog nicht wagen. Ein solches Unternehmen würde selbst im glücklichsten Falle mit so ungeheuren Verlusten verbunden gewesen sein, daß die ohnehin schon durch Krankheiten bedenklich geschwächte verbündete Armee leicht zu allen ferneren Operationen unfähig geworden wäre. Der Herzog beschloß aus diesem Grunde, den Gegner durch Umgehung seiner linken Flanke zum Verlassen der festen Stellung bei Grandpré zu nöthigen und hatte die Tage des unthätigen Verweilens der Armee bei Verdun benutzt, um inzwischen die noch weiter rückwärts stehenden Abtheilungen heranzuziehen und durch sie sowohl die südlichen Ausgänge des Argonner Waldes zu besetzen, als auch Verdun selbst zu decken. Zu diesem Zwecke war das bei Longwy zurückgebliebene Corps des Landgrafen von Hessen in den Tagen vom 5. bis zum 13. September über Longuion, Pillon, Verdun nach Braincourt marschirt, und besetzte am folgenden Tage mit einem Detachement Clermont an der großen Straße von Verdun nach Chalons; ein Theil des vor Thionville zurückgelassenen Corps des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg unter dem Commando des Fürsten selbst war am 7. September von dort aufgebrochen und erreichte am 14., über Verdun und Marre marschirend, die Gegend von Neuvilly; auch ein Theil des Emigrantencorps wurde zur preußischen Armee herangezogen, marschirte am 11. September von Thionville ab und besetzte am 14. das Städtchen Dun an der Maas. Die Blokade Thionville's wurde dem General Wallis übertragen, zu dessen Unterstützung das Corps des Generals Erbach von Speier her in Marsch gesetzt worden war.

Zur Ausführung der Operation auf die linke Flanke der französischen Armee wurde das Corps des Generals Clairfait, sowie 7 Bataillone und 15 Escadrons preußischer Truppen unter General Kalkreuth, welche bisher Verdun auf dem linken Ufer der Maas eingeschlossen hatten, bestimmt. Beide Corps vereinigten sich am 12. September bei Briquenaie, marschirten noch an demselben Tage bis Boux und einer Abtheilung leichter Truppen Clairfait's gelang es, sich durch einen raschen Angriff in den Besitz des aus einem Mißverständniß augenblicklich fast gänzlich von Vertheidigern entblößten befestigten Passes von Croix aux bois zu setzen.

Die Wichtigkeit dieses Verlustes erkennend, beorderte zwar Dumouriez, welcher inzwischen den General Duval aus Chene populeux an sich gezogen und die Stellung bei Grandpré nunmehr mit 20,000 Mann besetzt hatte, den General Chapot mit 7 Bataillonen und 5 Escadrons, den verloren gegangenen Posten wieder zu nehmen; aber alle Versuche des Generals, am 14. September den Paß zu erobern, scheiterten an der tapferen Vertheidigung der österreichischen Besatzung, und als im Laufe des Tages 3 Bataillone und 5 Escadrons zur Unterstützung derselben herbeieilten, wurden die Franzosen mit großen Verlusten bis Vouziers zurückgetrieben.

Die Hauptarmee war während dieser Ereignisse am 11. nach Malancourt, am 12. nach Landres gerückt und befand sich so der Stellung von Grandpré ziemlich gegenüber. Nur nothdürftig gekleidet, mangelhaft verpflegt, im tiefen Moraste watend und lagernd, war der Zustand der preußischen Armee, welche diese Märsche fast im Angesicht eines in Berg- und Waldverschanzungen stehenden feindlichen Heeres ausführen mußte,

ein sehr trauriger; und schwerlich wäre dieselbe schon jetzt dem sicheren Verderben entronnen, wenn der französische Oberbefehlshaber sich zu einem raschen Angriff auf die preußischen Marschcolonnen oder auf die lagernde Armee entschlossen hätte. Wir können die Zustände der Verwirrung, welche im preußischen Heere herrschten, nicht anschaulicher schildern, als es die Worte des Kronprinzen von Preußen in seinem Tagebuch vom 12. September thun. Es heißt darin:

„Meine Brigade muß, um sich mit der ersten Colonne, welche auf Landres marschirt, nicht zu kreuzen, einen ziemlich beträchtlichen Umweg machen, ohne einen Führer zu haben, da die Cavallerie lange voran weg war. Es fängt an schummrig zu werden. Ein Feldjäger kommt mir entgegen; der Herzog ließe mir sagen, das Lager zu nehmen, wo ich wäre. Ich konnte dieser Nachricht keinen Glauben beimessen, woran ich auch sehr wohl that, da es eine bloße Dummheit der Menschen war, wie sich nachher ergab, worüber der Herzog sehr aufgebracht. Bald nachher kommt ein Offizier der Brigade entgegen, der mit den Fourierschützen zum Lagerabstecken vorausgewesen und mich dorthin führen will. Unterdessen wird es ganz finster; nur mit Mühe erhält sich die Brigade im Zusammenhange. Endlich erblickt man die Wachtfeuer; mein Offizier ist in der Dunkelheit desorientirt und weiß keinen Weg mehr. Was nun zu thun? Uns zur Linken sehen wir zwar Wachtfeuer, neben dem Wege aber läuft auf der nämlichen Seite ein kleines Wasser, das etwa 10—12 Schritte breit ist und etwas steile Ufer hat. Ich lasse also halten und wage mich durch das Gewässer, was mir etwa bis an die Bügel geht. Wie ich an das erste Feuer komme, finde ich eine Brandwache vom Thadden'schen Regiment. Hier weiß Niemand etwas von meinem Lager. Ich reite nach einem etwas mehr rückwärts liegenden, es war das Normann'sche Dragonerregiment, wo ich den Capitain Gröben erkenne und diesen frage, ob er nichts von unserem Lager wisse. — Ebenso wenig. — Da es aber doch nicht weit von hier sein konnte, reite ich zurück, und lasse die Brigade das Fließ passiren, so gut es gehen wollte, im Wasser bis über die Hüften, da keine bessere Passage zu finden war. Bei der Standartenwache von Normann lasse ich halten und die Leute sich im Morast niederlegen. — Endlich nach Verlauf einer halben Stunde kommt mein Ordonnanzoffizier zurück, der unterdessen umhergeirrt war und zuletzt den Platz gefunden hatte, wo unser Lager abgesteckt war. Glücklicher Weise war er kaum 200 Schritte davon entfernt. Wir rücken also ein, aber ohne Zelte, denn die kamen noch lange nicht. — Man zündet Feuer an und legt sich nieder, so gut man kann. Es dauert nicht lange, so erhebt sich ein gewaltiger Wind und Regen, so daß, als um Mitternacht die Zelte kommen, man die größeren gar nicht aufzurichten im Stande war; ich kroch also in ein kleineres, wo ich die Nacht über blieb. Wir sind en

face der Dumouriez'schen Armee, welche uns gegenüber bei St. Jouvin und Grandpré steht" u. s. w. —

Man denke sich bei solchen Zuständen, und sie mögen in der ganzen Armee nicht besser gewesen sein, wie in der Brigade des Kronprinzen, einen entschlossenen und thatkräftigen Gegner, welcher des Nachts mit einigen tüchtigen Reiterregimentern das Lager überfällt und kann sich leicht vorstellen, daß das ganze preußische Heer auseinandergesprengt oder vernichtet worden wäre.

Glücklicher Weise sah es bei den Franzosen noch trauriger aus. Die höheren Offiziere mißtrauten einer dem anderen, besonders seit Lafayette's Flucht; aus den Reihen der Soldaten war jede Spur von Zucht und Gehorsam längst geschwunden; sie hausten wie Räuberbanden im eigenen Lande, vollzogen die Befehle ihrer Offiziere nur, wenn es ihnen gefiel und bewiesen weder Ausdauer in der Ertragung von Strapazen und Entbehrungen, noch Muth vor dem Feinde. So konnte der französische Obergeneral, selbst wenn der Gedanke an ein so entscheidendes Unternehmen in seiner Seele aufgetaucht wäre, doch an die Ausführung desselben nicht ernstlich denken. —

Mit dem Verluste des Engpasses von Croix aux bois war die Stellung der französischen Armee bei Grandpré bereits in der linken Flanke umgangen und mußte aufgegeben werden, wenn dieselbe nicht in die Gefahr gerathen sollte, völlig von ihren Verpflegungslinien, sowie von der Straße nach Paris abgeschnitten und dann von zwei Seiten angegriffen zu werden. Dumouriez beschloß daher, die Armee weiter rückwärts in der Gegend von St. Ménehould zu concentriren, den General Kellermann, welcher am 4. September von Metz abmarschirt war, an sich zu ziehen und so, mit einer Armee von 50,000 Mann in der vortrefflichen Stellung bei St. Ménehould den Angriff der Preußen abzuwarten oder ihnen zu folgen, wenn sie es wagen sollten, an ihm vorbei nach Paris zu marschiren.

Noch in der Nacht zum 15. wurde die Stellung bei Grandpré verlassen und die Truppen über die Aisne geführt; am 15. setzte die Armee den Marsch in der Richtung auf Dommartin fort und die Tags zuvor bei Croix aux bois geschlagene Abtheilung des Generals Chapot näherte sich von Vouziers aus in derselben Richtung der Hauptarmee, als plötzlich in der Gegend von Moncheutin mehrere Escadrons preußischer Husaren über die Arrièregarde derselben herfielen. Ein panischer Schrecken verbreitete sich unter den entmuthigten französischen Truppen; sie zerstreuten sich nach allen Richtungen, rissen die Armee mit sich fort und Alles floh in wilder Unordnung in der Richtung auf St. Ménehould, Chalons und Rheims. Erst am folgenden Tage gelang es dem sofort herbeigeeilten Obergeneral, den größten Theil der zerstreuten Armee wieder bei Dommartin zu sammeln; unzweifelhaft wäre die ganze Armee völlig vernichtet worden, wenn die Streitkräfte des Gegners zur Stelle gewesen wären. Durch die bei Moncheutin vor den Säbeln der preußischen Husaren Entflohenen verbreitete sich sogar bis Paris die Schreckensnachricht, die ganze Nordarmee, die letzte Hoffnung des Vaterlandes, sei verloren und den Feinden stehe der Weg nach Paris offen. — Dumouriez indessen verlor die Geistesgegenwart nicht und noch im Laufe des 16. Septembers führte

er die nothdürftig wieder geordneten Schaaren über die Bionne in die feste Stellung bei St. Ménehould.

Das wiederum durch die Einrichtung der Verpflegungsanstalten gebotene Zögern der preußischen Armee ließ in den nächsten Tagen dem französischen Obergeneral genügende Zeit, sehr ansehnliche Verstärkungen an sich zu ziehen.

So war der mit 9000 Mann aus dem Lager von Maulde abgerückte und am 14. September in Rethel eingetroffene General Beurnonville am 16. in Chalons angekommen; er bewerkstelligte am 19., nachdem er am 17. irrthümlicher Weise die Armee Dumouriez' in ihrer Stellung bei St. Ménehould für die feindliche gehalten hatte und nach Chalons zurückgekehrt war, seine Vereinigung mit Dumouriez und führte demselben noch außer seinem Corps 7 Bataillone von Chalons aus zu.

Noch wichtiger war es, daß auch General Kellermann, welcher auf einem weiten Umwege über Pont à Mousson, Toul, Void, Ligny am 12. September in Bar le Duc eingetroffen war, auf Dumouriez' dringende Aufforderung, ihm zu Hilfe zu eilen, sich über Revigny und Le Trene am 18. mit der Hauptarmee vereinigte und so dieselbe um 17,000 Mann verstärkte. Mit Recht konnte nunmehr Dumouriez an die Nationalversammlung in Paris schreiben:

> „Ich war genöthigt, das Lager von Grandpré aufzugeben. Der Rückzug war angetreten, als ein panischer Schrecken die Armee befiel; 10,000 Mann ergriffen die Flucht vor 1500 preußischen Husaren. Der Verlust beläuft sich auf 50 Mann und einige Bagagewagen (4 Geschütze und 300 Gefangene, welche allein die Arrièregarde verlor, vergißt der General hierbei). Alles ist wieder in Ordnung und ich sage gut für Alles." —

Endlich bleibt der Vollständigkeit halber noch anzuführen, daß sich in der Gegend von Chalons unter dem General Sparre ein französisches Corps sammelte, zu welchem auch General Dubouquet, durch den Verlust von Croix aux bois von der Hauptarmee abgeschnitten, von Chene populeux aus über Attigny und Somme-py nach Chalons marschirend, stieß. Ein eben solches Corps bildete sich unter General Harville aus den Garnisonen von Rheims, Epernay und Soissons bei Pont Faverger, drei Meilen nordöstlich von Rheims. Jedes der gedachten beiden Corps zählte etwa 10—12,000 Mann.

Als am Morgen des 15. September von den preußischen Vorposten bemerkt wurde, daß die Franzosen in der Nacht die Stellung von Grandpré verlassen hätten, folgte der Prinz von Hohenlohe mit 4 Bataillonen und 20 Escadrons denselben unverzüglich; seine Husarenescadrons waren es eben, welche bei Moncheutin die französische Arrièregarde erreichten und übel zurichteten. Das Gros der Armee besetzte das verlassene Lager von Grandpré; General Kalkreuth rückte nach Longwy und das Emigrantencorps von Dun nach Buzanoy. In diesen Stellungen mußte das preußische Heer abermals zwei Tage unthätig verweilen, weil wiederum für den weiteren Marsch erst die Verpflegung regulirt werden mußte; wir haben bereits gesehen, wie trefflich General Dumouriez diese abermalige Zögerung zu benutzen verstand.

Es war des Herzogs Absicht, von hier aus die Verbindung mit den bei Varennes und bei Clermont stehenden Corps aufzusuchen, dabei durch einen Angriff im Rücken den wichtigen Paß von La Chalade zu nehmen und so den Feind zu nöthigen, den Paß von Les Islettes von selbst aufzugeben, wenn er sich nicht einem gleichzeitigen Angriff in der Front und linken Flanke aussetzen wollte. Hiermit wäre nach des Herzogs Berechnung General Dumouriez gezwungen gewesen, die feste Stellung bei St. Ménehould und Valmy ohne Schwertstreich zu räumen, indem durch die Hauptarmee die Verbindung der französischen Armee mit Chalons, durch die Ausführung der beabsichtigten Bewegung aber auch mit Vitry unterbrochen worden wäre.

Unzweifelhaft hatte der Herzog die weitere Absicht, der in der Richtung auf Paris zurückweichenden französischen Armee zu folgen und sie bei günstiger Gelegenheit auf offenem Felde, wo die größere Disciplin und Manövrirfähigkeit der preußischen Truppen den Erfolg sicher stellte, anzugreifen und zu schlagen.

Jedoch der treffliche Plan des Herzogs gelangte nicht zur Ausführung. Bereits hatte der Prinz von Hohenlohe am 19. Vienne le Château erreicht, als von den äußersten Vorposten dem Könige von Preußen, welcher schon längst vor Begierde brannte, die Franzosen einmal gründlich zu schlagen, die Meldung gemacht wurde, der Feind scheine aus seiner Stellung vor St. Ménehould abziehen zu wollen.

Besorgt, daß die französische Armee ihm entschlüpfen möchte, befahl der König gegen die dringendsten Vorstellungen des Herzogs den sofortigen Rechtsabmarsch der ganzen Armee, und änderte diesen Befehl auch nicht ab, als sich klar herausstellte, daß jene Meldung eine falsche gewesen sei und Dumouriez an nichts weniger denke, als seine vortreffliche Stellung zu verlassen. So erreichte denn die Armee, welche ohne abzukochen, gegen Mittag aus ihrem Lager aufgebrochen war, am Abend Somme tourbe, wo sie die Nacht im Bivouak zubringen mußte, während die Avantgarde bis Somme Bionne vorrückte. Die bittere Noth zwang an diesem Tage zum ersten Male die armen preußischen Soldaten, den strengen Verboten der Selbstfouragirung zu trotzen und die benachbarten Ortschaften gründlich auszuplündern. Der berühmte deutsche Dichterfürst Goethe, welcher diesem Feldzuge in der Begleitung seines erlauchten Freundes, des Herzogs von Weimar, beiwohnte, entwirft eine äußerst launige Beschreibung davon, wie auch er am Abend des 19. Septembers, die bitterste Noth leidend, sich auf's Plündern gelegt habe und so glücklich gewesen sei, in einem verborgenen Keller mehrere Flaschen guten Weines zu erbeuten.

Bevor wir nunmehr die Ereignisse des 20. Septembers, des Tages der berühmt oder berüchtigt gewordenen Kanonade von Valmy schildern, wollen wir kurz die Stellungen der französischen Armee auf diesem Schlachtfelde bezeichnen.

Der rechte Flügel des französischen Heeres stand auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe Maffrecourt und lehnte sich bei der Mühle von Chaude fontaine an den Aisnefluß, das Dorf selbst war durch ein vorgeschobenes Corps besetzt; der linke Flügel war, dem Laufe des Höhenzuges folgend, hinter das Dorf Braux St. Cohiere zurückgebogen, das Corps des Generals

Kellermann endlich, welches am 18. bei Dampierre le Chateau seine Vereinigung mit der Armee bewerkstelligt hatte, überschritt am 19. die Auve und stellte sich, mit dem linken Flügel Dumouriez's einen eingehenden Haken bildend, vor dem Dorfe Dommartin la Planchette, die große Straße nach Chalons im Rücken, auf. In Summa zählten die französischen Streitkräfte über 53,000 Mann.

Als am frühen Morgen des 20. September der Anmarsch der preußischen Avantgarde von Somme Bionne her bemerkt wurde, besetzte General Kellermann schleunigst den südlich vom Dorfe Valmy gelegenen Windmühlenberg mit zahlreicher Artillerie, die Infanterie seines Corps hinter der Artillerie und durch die Höhe verdeckt, den größten Theil der Cavallerie auf dem linken Flügel à cheval der Straße nach Chalons aufstellend. Zur Deckung des äußersten linken Flügels besetzten 2 Bataillone das Dorf Gizancourt, zur Deckung des rechten ward das Corps des Generals Stengel auf dem Côte l'Hyron, einem nördlich von Valmy gelegenen Hügel, aufgestellt. Auch das Dumouriez'sche Corps änderte beim Anmarsche der preußischen Armee seine Stellung; General Beurnonville stellte sich zur Unterstützung Stengel's mit 16 Bataillonen hinter demselben am Fuße des Côte l'Hyron auf; General Leveneur wurde beordert, mit 12 Bataillonen und einiger Cavallerie, aber mit großer Vorsicht, über die Bionne zu gehen und die linke Flanke des preußischen Heeres zu bedrohen, und General Chapot mußte auf der Chaussee nach Chalons vorgehen, um die Höhe von la Lune zu besetzen. Dieses Detachement wurde indessen von der bereits eingetroffenen preußischen Avantgarde mit einigen Kartätschschüssen zurückgetrieben und ging hinter die Cavallerie zurück.

Die preußische Armee, ihrer Avantgarde in kurzem Abstande folgend, erreichte das Schlachtfeld nach nur dreiviertelstündigem Marsche noch am Morgen, stellte sich der Armee Kellermann's gegenüber in zwei Treffen zwischen den Dörfern la Capelle und Somme Bionne, die Cavallerie auf den Flügeln auf, zog eine zahlreiche Artillerie vor ihre Front, besonders auf die Anhöhe von la Lune, und eröffnete eine allmählich immer heftiger werdende Kanonade gegen die Höhen von Valmy, welche vom Gegner nicht weniger lebhaft erwidert wurde. Nachdem dieselbe mehrere Stunden lang ohne besondere Wirkungen gedauert hatte, entstand auf den Höhen von Valmy durch das Auffliegen einiger Munitionswagen für einen Augenblick Schrecken und Verwirrung in den dort aufgestellten französischen Truppen; die preußischen Linien gingen zum Angriff vor; aber schon nach wenigen hundert Schritten wurde von Neuem Halt gemacht. Auf der Anhöhe war durch Kellermann's energische Bemühungen die Ordnung sehr rasch wieder hergestellt, von Neuem begann die Kanonade auf beiden Seiten und erst gegen Abend wurde das Feuer allmählich schwächer und schwächer und schwieg endlich gegen 5 Uhr ganz.

Erst jetzt traf das Corps des Generals Clairfait, welches am frühen Morgen aus seinem Lager bei Marre aufgebrochen und den ganzen Tag marschirt war, bei der preußischen Armee ein und stellte sich hinter derselben auf; das Emigrantencorps, durch die total verdorbenen Wege aufgehalten, erreichte in der Nacht erst Somme tourbe, das Hauptquartier der preußischen Armee am verflossenen Tage.

So endete die Kanonade von Valmy, während welcher beide Heere mit einander etwa 20,000 Kanonenschüsse wechselten, ohne anderes Resultat, als 184 Todte und Verwundete auf preußischer und etwa 300 auf französischer Seite, während welcher ferner keine der beiden Armeen einen Angriff auf die andere zu unternehmen wagte und nach welcher endlich Alles ungefähr in derselben Stellung blieb, wie zuvor.

Wenn auch keinen Aufschluß über diese scheinbar unerklärliche Thatsache, so doch ein deutliches Bild von der am Tage von Valmy herrschenden Unschlüssigkeit und Uneinigkeit giebt die Beschreibung, welche der Kronprinz von dem Gefecht von Valmy in seinem Tagebuche giebt und welche wir, auf die Gefahr hin, die diesen Blättern gesteckten Grenzen zu überschreiten, mitzutheilen nicht unterlassen können. Es heißt darin:

„Die Direction unseres Marsches ging mit der Spitze auf die Windmühlenhöhe vor Valmy, die stark mit Artillerie besetzt war und wo der Feind seine Hauptstärke concentrirt hatte. Allmählich fing man an, die Gegenstände mehr zu unterscheiden und bald konnte man, obgleich nur theilweise, die Position der vereinigten großen Armee erblicken, die sich zu beiden Seiten der das ganze Terrain dominirenden Valmyer Höhe ausbreitete, wovon beide Flügel etwas zurückgebogen zu sein schienen und die eine zahlreiche Cavallerie in der Plaine vor sich aufmarschirt hatte. Als die Spitzen der Colonnen ungefähr bis gegen den nachherigen linken Flügel unserer Aufmarschirlinie gekommen waren, wurde wieder ein langer Halt gemacht.

Alles dieses kam mir noch so revue- und manövermäßig vor, daß ich bei ganz heiterer Laune und Zuversicht blieb, zu den Grenadieren von des Herzogs Regiment heranritt und ihnen scherzhaft „den Butterberg bei Cörbelitz" wies, den wir angreifen sollten, welches sie mit tröstlichem Gesicht und einem freundlichen Lächeln erwiderten. Da ich den König nicht weit davon auf einer kleinen Anhöhe halten sah, so ritt ich dorthin, um ungefähr zu hören, was es denn geben würde. Niemand wußte mir aber etwas zu sagen; Jedermann zuckte die Achseln und machte lange Gesichter. Der König war noch unentschlossen, was er thun wollte. Er und der Herzog waren gespannt zusammen, denn keiner wollte die große Frage des Angriffs und seiner Folgen entscheiden; jeder berathschlagte und recognoscirte für sich. In dieser Ungewißheit standen die Sachen im allerentscheidendsten Augenblicke. — Mit Eins hieß es: „Gewehr auf, Marsch." Indem kommt der General Manstein mit den Worten auf mich zu galoppirt: „Der König hat befohlen, daß die Armee aufmarschiren soll, wir werden angreifen, Ihre Hoheit folgen der ersten Brigade mit Ihrem Treffen; ich hoffe, es wird Alles glücklich gehen." —

„Dies war also unsere ganze Disposition und damit Gott befohlen. —

Nach und nach holte man sämmtliche Batterien der Armee hervor, um sie theils bei la Lune, theils vor unserer Front nach

dem Terrain zu vertheilen und obgleich das einzelne Kanoniren noch gar nicht aufgehört, so fing doch nun erst die eigentliche und lebhafte Kanonade von beiden Seiten an. — Wir waren noch nicht lange aufmarschirt, so wurden die Fahnen zum Avanciren vorgenommen und die ganze Armee trat an. Da ich nirgend Marsch schlagen hörte, so befahl ich meinen Tambours zu schlagen und nicht gar lange, so folgten alle Tambours der ganzen Armee. Wir hatten aber nicht über 200 Schritte mit klingendem Spiel avancirt, was bis dahin noch mit ziemlicher Ordnung gegangen war, so wurde Halt gemacht.

„Es war dies wohl auch das Beste, denn was wollten wir eigentlich hier thun? Die Kanonade ging ununterbrochen fort, wir waren nur unseren Batterien näher gerückt und verloren deshalb um so mehr Menschen unnützer Weise, indem die Feinde unsere Kanonen zum Schweigen bringen wollten." u. s. w. —

Ueber die Gründe, welche den Herzog von Braunschweig bestimmt haben, die Franzosen am 20. trotz ihrer gefährlichen Stellung und ungeachtet der Mahnungen des im höchsten Grade schlachtlustigen Königs nicht anzugreifen, wie über die Resultate, welche der Angriff wahrscheinlicher Weise gehabt haben würde, gehen die Ansichten gleichmäßig weit auseinander.

Die Behauptung, daß der Herzog zu jener Zeit bereits mit Dumouriez geheime Unterhandlungen angeknüpft habe, um ihn für die Contrerevolution, für die Wiederherstellung des Königthums, ja wohl gar für einen gemeinsamen Marsch auf Paris zu gewinnen, um die dort herrschende Faction zu stürzen, widerlegt sich schon dadurch von selbst, daß Dumouriez, seit er mit Lafayette wie mit der Gironde gleichmäßig zerfallen und sein Ministerium aufgegeben hatte, der jacobinischen Partei sich vollständig in die Arme geworfen hatte und deren eifrigster und ergebenster Anhänger geworden war. Außerdem ist aber auch durch die Correspondenzen beider Hauptquartiere zur Evidenz nachgewiesen, daß vor dem Tage von Valmy überhaupt keine, auch keine geheimen Verhandlungen mit Dumouriez stattgefunden haben, daß derselbe vielmehr noch am 14. September den Antrag des Herzogs auf eine Unterredung ebenso bestimmt abgelehnt hat, wie wenige Tage später den auf höhere Weisung von Seiten des österreichischen Generals, Fürst Hohenlohe, gemachten Vorschlag zu einer Conferenz.

Die hier und da ausgesprochene Beschuldigung, der stets geldbedürftige Dumouriez sei sogar Bestechungen nicht unzugänglich gewesen, muß damit in das Reich der böswilligen Verleumdungen verwiesen werden, welche bei solchen Gelegenheiten nur zu gewöhnlich sind.

Andere suchen die Gründe für den Entschluß des Herzogs in seiner festen Ueberzeugung, daß bei dem traurigen Zustande, in welchen die alliirte Armee schon jetzt durch nasse Witterung, mangelhafte Verpflegung und bösartige Krankheiten gerathen war, selbst der glänzendste Sieg und ein weiteres Vordringen auf Paris, wie es der König und die Emigranten wünschten, zum sicheren Verderben der Armee führen müsse, — und diese Ansicht kommt in der That der Wahrheit ziemlich nahe.

Es steht unwiderleglich fest, daß der König am Tage von Valmy vor Ungeduld brannte, die Franzosen anzugreifen, daß er bei der vortrefflichen Stimmung, bei der den Franzosen weit überlegenen Zucht und Schlagfertigkeit seines Heeres, bei der dicht aufeinander gedrängten Stellung der französischen Truppen die Gewißheit eines glänzenden Sieges empfand und wiederholt, und zwar in den von ihm ganz richtig als günstig erkannten Augenblicken, den Befehl zum Angriff ertheilte. Es ist mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß derselbe im französischen Heere eine grenzenlose Verwirrung erzeugt, das Corps von Kellermann auf das von Dumouriez und beide zusammen in das sumpfige Thal der Aisne geworfen und völlig auseinandergesprengt haben würde. Selbst französische Generale, unter Anderen der spätere Marschall Gouvion St. Cyr, zweifeln nicht daran, daß bei der damaligen mangelhaften Ausbildung der französischen Truppen der vom Könige um 11 Uhr, also zur Zeit der größten Verwirrung auf den Höhen von Valmy, bereits begonnene Angriff schweres Unheil über die französische Armee gebracht haben würde.

Allein der Herzog von Braunschweig, welcher bei seiner immer gesteigerten Abneigung gegen den ganzen Krieg die Maaslinie überhaupt nur mit dem größten Widerwillen und erst auf den bestimmten Befehl des Königs verlassen hatte, welcher sich vor allen Dingen auf keine Schlacht einlassen wollte, weil sie selbst beim glänzendsten Ausgange dem Heere Verluste zugefügt haben würde, welche er für unersetzlich hielt, welcher endlich, seiner Gewohnheit gemäß, auf diesem Wege den König zum Wiedereinlenken in des Herzogs alten, im Kriegsrathe verworfenen Operationsplan, welcher die systematische Eroberung der Festungen an der Maas bezweckte, nöthigen wollte, — er allein war es in seiner übergroßen Vorsicht und Bedenklichkeit, in seinem starren Eigensinn, welcher die Ausführung des Angriffs verhinderte und so die französische Armee vor dem wahrscheinlichen Verderben rettete.

Noch im Augenblick, als die preußischen Linien freudig zum Angriff vorrückten, recognoscirte der Herzog die feindliche Stellung abermals und erklärte dem Könige mit Bestimmtheit, derselbe könne unmöglich gelingen. Den König darf man wohl entschuldigen, wenn er gegen die so entschieden ausgesprochene Ansicht des berühmtesten Feldherrn seiner Zeit nicht bei seiner, in der That viel richtigeren Ueberzeugung beharren zu dürfen glaubte; die Schuld der Unterlassung aber trifft den Herzog von Braunschweig lediglich allein und selbst der Hinweis auf das verspätete Eintreffen der Oesterreicher und Hessen unter Clairfait, ohne welche sich der Herzog zu schwach gegen die Uebermacht der Franzosen (allerdings 34,000 gegen 50,000 Mann) gefühlt habe, kann ihn nur unvollkommen deshalb entschuldigen.

Doch hören wir ihn selbst diese Ansicht bekräftigen.

Zu dem Generalquartiermeister der Armee, von Massenbach, äußerte der Herzog, wie Massenbach in seinen Memoiren erzählt, in einer vertraulichen Unterredung über sein Benehmen bei Valmy:

„Die wahre Ursache, wissen Sie, sie liegt in unserer ganzen Lage.*) Aber nun will ich Ihnen noch eine Ursache sagen.

*) Diese wäre eben wahrscheinlich viel günstiger geworden, wenn der Herzog sich zum Schlagen entschlossen hätte.

Kennen Sie die Höhen von Johannisberg bei Nauheim unweit Friedberg? Ich habe da eine scharfe Affaire mit dem Prinzen Condé gehabt; ich wußte nicht, was hinter den Höhen stand, ich wurde geschlagen. Die Höhen von Valmy haben eine große Aehnlichkeit mit den Höhen von Johannisberg, ich wußte auch nicht, was dahinter stand*). Man wird vorsichtig, wenn man Unglück im Kriege gehabt hat, und ich habe viel Unglück gehabt!" —

Mochte nun auch bei der nutzlosen Kanonade von Valmy weder das preußische, noch das französische Heer berechtigt sein, sich den Sieg zuzuschreiben, so war doch der moralische Erfolg des Tages ganz entschieden auf Seiten der Franzosen und die nachtheiligen Folgen für die preußische Armee fast von derselben Bedeutung, wie die einer verlorenen Schlacht.

Der Nimbus der Unbesiegbarkeit, welcher sich bisher an den Namen der preußischen Truppen geknüpft hatte, die Achtung und das Ansehen, in welchem sie bis zu diesem Tage bei den Franzosen ganz besonders gestanden, sie waren mit diesem einen Schlage dahin; in demselben Grade aber, in welchem Muth und Selbstvertrauen bei den Preußen seit dem Tage von Valmy schwanden, hoben sich diese unendlich wichtigen Factoren des Werthes einer Armee bei den Soldaten der Revolution. von Massenbach sagt darüber in seinem Tagebuch:

„Ich sprach mit dem General Köhler. Er zuckte die Achseln und sagte mir, wie er bemüht gewesen sei, den Rapport seines Adjutanten (über den vermeintlichen Abmarsch der Franzosen) zu berichtigen. Mit dem General Wolfrath. Ich muß Ihnen sagen, lautete dessen Rede, so hätte es der Alte (Friedrich II.) nicht gemacht. Was Teufel, was wollten wir denn hier, wenn wir nicht schlagen wollten? Frische Fische, gute Fische! Sie werden sehen, wie den Kerlchen da droben der Kamm wächst! — Das war richtig gesehen von dem alten Schweden. Die Feinde wurden im höchsten Grade arrogant. So timide ihre Vorposten noch vor wenigen Tagen gewesen waren, so hochmüthig, so stolz wurden sie jetzt. Sie hatten die Feuerprobe bestanden, sie hatten mehr von uns erwartet. Jetzt waren wir in ihrer Idee gefallen, sie in ihrer eigenen gestiegen. Wir hatten mehr verloren als eine Schlacht, die Meinung war dahin. Der 20. September 1792 hat der Welt eine andere Gestalt gegeben, er ist der wichtigste Tag des Jahrhunderts. Die Göttin des Sieges reichte uns den Kranz — und wir verschmähten ihn." —

Ganz ähnlich spricht sich Goethe über die niedergedrückte Stimmung im preußischen Heere nach der Kanonade von Valmy aus. Er sagt:

„Die größte Bestürzung verbreitete sich über das Heer. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzosen aufzuspießen und aufzuspeisen; ja mich selbst hatte das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt;

---

*) Das würde doch ein vorsichtiger Recognoscirungsangriff in Erfahrung gebracht haben, ohne die Armee zu gefährden!

nun ging Jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder, wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, einen Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich Feuer brannte, die Meisten schwiegen, Einige sprachen, es fehlte jedoch eigentlich einem Jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, zu sagen, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erquickt; diesmal sagte ich: von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und Ihr könnt sagen, Ihr seiet dabei gewesen." —

Abgesehen von seinen moralischen Folgen, hatte der Tag von Valmy aber auch die äußere Lage der preußischen Armee zu einer äußerst ungünstigen und bedenklichen gemacht.

Das an Zahl schon jetzt weit überlegene und täglich sich verstärkende französische Heer, den Weg nach Verdun, also die Rückzugsdirection des preußischen Heeres, versperrend, vor sich, das ganze bewaffnete Frankreich, Paris zumal, hinter sich, auf allen Seiten seine Communicationen durch neu erstehende französische Corps bedroht sehend, seit mehreren Tagen schon ohne Brot und zur Ernährung auf einen bereits völlig ausgesogenen Landstrich beschränkt, bei fortdauernd naßkaltem Wetter oder strömendem Regen, der den Lehmboden vollends aufweichte und die bereits im Heere herrschende Ruhrkrankheit bald über mehr als ein Drittel desselben verbreitete, wurde der sofortige Antritt des Rückzuges von Tage zu Tage mehr zur gebieterischen Nothwendigkeit; — wie derselbe in gesicherter Weise zu bewerkstelligen sei, wurde für jetzt im preußischen Hauptquartier die wichtigste Frage.

Daß auch die gegenwärtigen Machthaber*) Frankreichs noch immer an dem alten Plane festhielten, Preußen durch einen Separatfrieden von der Coalition mit Oesterreich abzuziehen, ja wohl gar, — und man war bereit, für einen so großartigen politischen Erfolg nicht unbedeutende Opfer zu bringen, — den König von Preußen zu einem Bündnisse mit Frankreich zu verlocken, daß namentlich General Dumouriez, ganz von diesem Gedanken erfüllt, sich nicht die Ehre nehmen lassen wollte, denselben persönlich zur Ausführung zu bringen, sollte jetzt wesentlich dazu beitragen, die preußische Armee aus ihrer üblen Lage zu befreien.

Dumouriez selbst war es, welcher, allerdings zunächst in der Absicht, seine Gegner für einige Tage unthätig hinzuhalten und während dieser Zeit seine Armee abermals durch Rekrutirungen zu verstärken, den ersten Schritt zu Unterhandlungen that.

Er ließ dem Herzoge von Braunschweig, dessen persönlichen Widerwillen gegen den Krieg er sehr wohl kannte, am 21. September durch den während der Kanonade zufällig gefangen genommenen und auf besonderen Wunsch des Königs wieder in Freiheit gesetzten Cabinetssecretär Lombard eine Denkschrift überreichen, in welcher er ausführlich entwickelte, daß ein weiteres Vorgehen der alliirten Armee auf Paris, so wenig Aussicht auf

*) Am 22. September wurde, wie hier vorläufig bemerkt werden möge, in Paris die Abschaffung der Monarchie und die Einsetzung der Republik decretirt.

Erfolg dasselbe bei der sich mit jedem Tage steigernden Lichtung ihrer Reihen habe, doch nur dazu dienen könne, die Lage König Ludwig's XVI. ungünstiger zu gestalten, ja sein Schicksal zu beschleunigen, daß aber vor allen Dingen es durchaus nicht zum Nutzen Preußens gereichen könne, wenn es seine Truppen und sein Geld für Oesterreich aufopfere, welches ihm stets feindlich gesinnt gewesen und noch jetzt beschäftigt sei, im Osten die Interessen seines Bundesgenossen nach Kräften zu beeinträchtigen.

Nichts konnte dem Herzog von Braunschweig willkommener sein, als die Aussicht auf Unterhandlungen, welche nicht allein die Armee aus ihrer wenigstens in hohem Grade unbehaglichen Lage zu ziehen versprachen, sondern auch die Aussicht gaben, das ihm so widerwärtige Bündniß mit Oesterreich los werden zu können. Durch die Vermittelung des Generaladjutanten des Königs, Obersten von Manstein, welcher, obwohl sonst ein Gesinnungsgenosse Bischofwerder's, doch stets das Bündniß Preußens mit Oesterreich gerade wie der Herzog für ein nationales Unglück und den Abschluß des Friedens für das dringendste Bedürfniß ansah, wurde auch Friedrich Wilhelm II. für das Eingehen von Unterhandlungen mit Dumouriez gewonnen. Die soeben eintreffenden Nachrichten aus Petersburg und Wien*) machten den König, der bei seinem ebenso schnell verrauchenden wie entstandenen Enthusiasmus ohnehin des resultatlosen Krieges schon überdrüssig geworden war, geneigter wie je, die Sache mit Frankreich zu Ende zu bringen.

Mit Erlaubniß des Königs fand daher am 23. September in Dampierre eine Conferenz zwischen dem Generaladjutanten von Manstein und den französischen Generalen Dumouriez und Westermann statt, in welcher der Erstere im Auftrage des Königs erklären mußte, daß Preußen zwar geneigt sei, mit Frankreich in Friedensunterhandlungen einzutreten, daß es aber mit keiner anderen französischen Regierung, als der des Königs Ludwig XVI. unterhandeln werde, dieser also zunächst in Freiheit gesetzt und in seinem Königlichen Amt wieder hergestellt werden müsse, daß ferner Preußen sich zwar aller Einmischung in die inneren Angelegenheiten Frankreichs enthalten wolle, von diesem aber die Einstellung aller revolutionären Agitation in den benachbarten Ländern fordere.

Schon am folgenden Tage indessen erhielt Dumouriez die Nachricht von der am 22. ausgesprochenen Einführung der Republik und da somit die erste, wesentlichste Forderung Preußens zu erfüllen nicht mehr in seiner Macht stand, so hatte bei den nunmehr aussichtslos gewordenen Verhandlungen in der That nur Dumouriez das gewonnen, was ihm für jetzt das Werthvollste war, nämlich Zeit, während die materielle Lage des preußischen Heeres in derselben Zeit, in welcher Dumouriez seine Armee durch Heran-

---

*) Noch immer zögerte die Kaiserin von Rußland, über die beabsichtigte neue Theilung Polens ihre bestimmte Ansicht auszusprechen; in Wien aber blieb man hartnäckig auf der Forderung bestehen, daß Oesterreich für Belgien Baiern und außerdem das kaum von Preußen in Besitz genommene Ansbach-Baireuth erhalte. Nur für diesen Fall wollte man die Forderung Preußens auf Erwerbung einer polnischen Provinz in Petersburg befürworten und verstand sich nur mit Widerwillen dazu, Preußen eine Aussicht auf Erwerbung eines Theiles der Lausitz, nach dem Erlöschen des sächsischen Mannesstammes, zuzugestehen.

ziehung von Truppen aus Chalons und Rheims bis auf 70,000 Mann verstärkt hatte, nur gefahrvoller und elender geworden war. Indessen weder die republikanischen Minister in Paris, noch Dumouriez gaben ihren Plan, Preußen von Oesterreich zu trennen, so leichten Kaufs auf.

So ließ der General denn den noch am Abend des 20. September abgeschlossenen Waffenstillstand stillschweigend weiter bestehen, und am 27. durch den Obersten von Manstein, mit welchem er wegen der Auswechselung von Kriegsgefangenen in Verbindung geblieben war, dem Könige nochmals eine Denkschrift überreichen, in welcher er in sehr nachdrücklicher Weise die Nachtheile, welche für Preußen aus dem Bündnisse mit Oesterreich hervorgingen, wiederholte.

Friedrich Wilhelm II. aber, durch den Tags zuvor im Hauptquartier eingetroffenen Marquis Luchesini*) darauf aufmerksam gemacht, daß von den bisher geführten Verhandlungen nur Dumouriez Vortheile gehabt habe und daß man die Anträge des französischen Obergenerals um so mehr mit Vorsicht und Mißtrauen aufnehmen müsse, als man in der That noch nicht einmal wisse, ob derselbe auch seitens seiner Regierung zu denselben bevollmächtigt sei, daß endlich jede einseitige Unterhandlung mit den Franzosen mit Recht das Mißtrauen Oesterreichs erwecken müsse, gerieth über den Inhalt, wie über den rücksichtslosen Ton der Dumouriez'schen Denkschrift in heftigen Zorn.

Noch an demselben Tage mußte Manstein, vom Könige ebenso wie der Herzog von Braunschweig mit Vorwürfen überhäuft, daß sie ihn auf so unüberlegte Weise in Verhandlungen mit den Republikanern verwickelt hätten, dem französischen General in dürren Worten anzeigen, daß der König die Treue gegen seinen Bundesgenossen für seine erste und heiligste Pflicht ansehe; der Herzog aber mußte am 28. abermals ein Manifest erlassen, in welchem ganz im Style des Manifestes vom 25. Juli die sofortige Freilassung des Königs, die Wiederherstellung der Königlichen Macht gefordert und im Weigerungsfalle mit verschärfter Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gedroht wurde. Zugleich ließ der König alle Vorbereitungen treffen, um am folgenden Tage den Franzosen eine Schlacht zu liefern. Indessen legte sich der Zorn und die Aufwallung des Königs bald, als Luchesini wie der Herzog ihm vorstellten, wie ein Angriff auf die weit überlegenen Streitkräfte der Franzosen zu gewisser Niederlage der durch Mangel und Elend geschwächten preußischen Truppen führen werde; die gleichzeitig durch den aus dem feindlichen Hauptquartier zurückkehrenden Major von Massenbach überbrachte Nachricht, daß ein französisches Heer bereits auf dem Marsche nach dem mittleren Rhein und somit im Begriff sei, der Armee des Königs den Rückweg nach Deutschland zu verlegen, verscheuchte vollends jeden anderen Gedanken, als den an möglichst eiligen Antritt des Rückzuges.

*) Luchesini, dem wir in der Geschichte Preußens noch wiederholt, und in verhängnißvoller Weise thätig, begegnen werden, war zwar der Schwager Bischofswerder's, billigte aber, wie sein vertrauter Freund Manstein und wie die meisten preußischen Diplomaten und Generale jener Zeit, das von Bischofswerder zu Stande gebrachte Bündniß mit Oesterreich durchaus nicht. Um so mehr muß anerkannt werden, daß er in diesem Falle, selbst gegen seine persönliche Neigung, seine Pflicht erfüllte.

Das französische Ministerium hatte inzwischen am 25. September zwar, um die Aufregung der wüthendsten Jacobiner zu beschwichtigen, dem General Dumouriez den Befehl zugehen lassen, sich ferner auf keine Unterhandlungen mit den Preußen weiter einzulassen, ehe diese sich nicht bereit erklärten, den französischen Boden völlig zu räumen. Indessen dieses Zugeständniß war nur ein scheinbares gewesen; denn ganz in der Stille schickte die Regierung selbst Westermann und Benoit in das preußische Hauptquartier, um über den Abschluß eines Separatfriedens zu unterhandeln; die preußischen Diplomaten aber verstanden es diesmal ganz vortrefflich, das abermalige Entgegenkommen der französischen Regierung in ihrem Interesse auszubeuten und den ungehinderten Rückzug der Armee bis an die Maas, — denn diese Linie festzuhalten, war noch immer der Plan des Herzogs, — sicher zu stellen.

Den Gedanken an eine wirkliche Trennung von Oesterreich hatte der König, wenn er ihn je vorübergehend gehabt, doch längst und völlig aufgegeben; so sehnlich er auch wünschte, den Krieg mit Frankreich beendigt zu sehen, so sollte dies doch nach seiner Meinung nur auf ehrenvollem, am allerwenigsten aber jemals auf unredlichem Wege geschehen. Für eine ehrenvolle Beendigung des Krieges konnte der König keine andere halten, als diejenige, welche die Befreiung des Königs Ludwig erreichte, unredlich aber dünkte es ihm, und mit vollem Rechte, Frieden mit Frankreich zu schließen — ohne Oesterreich!

So hatten die preußischen Unterhändler denn den schwierigen Auftrag vor sich, durch nicht vollständiges Zurückweisen der französischen Anträge, ja zeitweise durch scheinbares Eingehen auf dieselben in ihren Gegnern die Hoffnung auf einen endlichen günstigen Abschluß des so sehnlich gewünschten Separatfriedens stets rege zu erhalten und dadurch der Armee die nöthige Zeit zu verschaffen, sich unbemerkt ihrer gefährlichen Lage zu entziehen. War dies erst geschehen, hatte die Armee die schützende Maaslinie erst erreicht, so war der König, so abgeneigt er allmählich auch dem Kriege geworden war, doch zu dieser Zeit um so mehr zur Fortsetzung desselben nach dem System des Herzogs von Braunschweig entschlossen, als er in einem wenige Wochen vorher abgeschlossenen Vertrage mit Rußland sich von Neuem ausdrücklich zum Kriege gegen die Revolution verpflichtet hatte.

In dem oben angedeuteten Sinne wurden die am 29. September im Hauptquartier des Königs angelangten Unterhändler, Westermann und Benoit, dort auf's Freundlichste empfangen, und, während man sich preußischerseits wohl hütete, irgend eine Verpflichtung einzugehen, dagegen aber durch offenes Aussprechen der allgemeinen Abneigung gegen die Fortsetzung des Krieges so vollkommen in Sicherheit über das schließliche Gelingen ihrer Pläne gewiegt, daß der am 30. stattfindende Abmarsch der Armee in keiner Weise gestört wurde.*)

---

*) Wir sind bei der Schilderung dieser Verhandlungen dem vortrefflichen Werke Sybel's, welches alle früher bekannten und geglaubten Annahmen, Conjecturen und Erfindungen widerlegt, gefolgt.

Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, Band I, 4. Buch, Cap. 5.

Dumouriez selbst hielt den General Kellermann, welcher bisher von den heimlichen Versuchen, Preußen von Oesterreich abzuziehen, nichts gewußt hatte und im Begriff stand, am 30. das abziehende preußische Heer anzugreifen, davon zurück und weihte ihn in den Plan ein, dessen Gelingen er selbst, bei all' seinem politischen Scharfblick, für unzweifelhaft hielt.

Ja, so vollständig gelang die Täuschung,*) daß noch am 3. October General Kellermann dem Kriegsminister Servan meldete: die Preußen seien gar nicht abgeneigt, die Emigranten zu verlassen, es werde mit geringen Opfern möglich sein, sie gänzlich für Frankreich zu gewinnen und mit ihnen vereint die Oesterreicher völlig aus Frankreich zu vertreiben.

Daß die leichtgläubigen Franzosen, und selbst Männer von so scharfem Verstande, wie Dumouriez, sich durch den Widerwillen gegen Oesterreich und die Emigranten, welchen viele preußische Offiziere, unter welchen sich besonders der General Graf Kalkreuth hervorthat, offen zur Schau trugen, bis zu dem Grade täuschen ließen, daß sie dem Könige, dessen offener, keiner Hinterlist fähiger Charakter der ganzen Welt bekannt war, eine so unerhörte Treulosigkeit gegen seinen Bundesgenossen zutrauen konnten, ist allerdings schwer genug begreiflich.

Selbst als die Colonnen des preußischen Heeres nach Ertragung unendlicher Mühseligkeiten und Strapazen, auf welche wir weiter unten noch mit einigen Worten zurückkommen werden, das Argonner Gebirge mit seinen Engpässen glücklich im Rücken hatten, die größte Gefahr für den Rückzug somit vorbei war und nunmehr die preußischen Unterhändler in ganz bestimmter Weise bei jeder Conferenz darauf beharrten, auch die Oesterreicher mit in den abzuschließenden Waffenstillstand und in den zu vermittelnden Frieden eingeschlossen zu sehen, hielten die anwesenden Commissarien des Convents und der General Kellermann dies noch immer für vorsichtige Zurückhaltung, welche kein Mißtrauen bei den Oesterreichern erwecken wolle. —

Nur General Dumouriez kam jetzt, als es zu spät war, zur Erkenntniß des begangenen Fehlers, zu der Ueberzeugung, daß die Preußen ihn nur getäuscht hatten und nicht im Entferntesten daran dachten, mit Aufopferung der Oesterreicher einen Separatfrieden einzugehen. Mißmuthig über einen so vollständigen Fehlschlag aller seiner liebsten Hoffnungen, dabei aber auch klar erkennend, daß er, nachdem die verbündete Armee einmal die Maaslinie ungehindert erreicht hatte, zu schwach sein werde, sie von dort und völlig aus Frankreich zu vertreiben, nahm der General seinen alten Plan, die Eroberung Belgiens, wieder auf, überließ die weitere Verfolgung der Preußen dem General Kellermann mit etwa 40,000 Mann und trug dem General Beurnonville auf, mit 32,000 Mann an die flandrische Grenze zu marschiren, von wo aus Dumouriez zunächst die seit einigen Wochen von 12,000 Oesterreichern eingeschlossene Festung Lille zu entsetzen beschloß. Er selbst aber ging am 10. October nach Paris ab, um dort die näheren Verabredungen wegen der Eroberung Belgiens

*) Bei Westermann, der sich überhaupt mannichfache Unterschleife hat zu Schulden kommen lassen, soll übrigens ein zur rechten Zeit angebrachtes Geschenk von 25,000 Francs die Täuschung vollständig gemacht haben.

zu treffen, und dem Convent Rechenschaft von dem Resultat des Feldzuges in der Champagne abzulegen.*)

Was nun den Rückzug des preußischen Heeres betrifft, so bot derselbe, auch ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, noch immer mehr als genug Schrecken und Elend dar. Hören wir, was ein schon mehrfach erwähnter Augenzeuge und directer Theilnehmer, der Kronprinz von Preußen, über die namenlosen Leiden, welche die Armee bei dem Rückzuge aus der Champagne zu erdulden hatte, in seinem Tagebuche äußert. Es heißt darin unterm 4. October:

> „Einer, wo nicht der allermühseligste und beschwerlichste unserer Märsche war der von heute. Wie ich schon abmarschirt war, mußten wir bei dem Schlosse Grandpré, welches uns diesmal rechts liegen blieb, lange halten bleiben, weil das Fuhrwerk uns auf der Chaussee aufhielt und die Kranken, die im Schlosse gelegen, noch nicht alle aufgeladen waren. Ein erbarmungsvoller Anblick. Ueberhaupt sind keine Worte hinreichend, um den Jammer und das Elend zu schildern, welches in diesem Lazareth herrschte und wie viele Menschen dort ihr Grab gefunden haben. Endlich rückten wir allmählich langsam fort. Die Chaussee war so entsetzlich ausgefahren und verdorben, wobei es immerfort regnete, daß wir nur äußerst langsam marschiren konnten. Unterwegs überall Gegenstände des Jammers und Bilder des Todes. Hier lag ein Packknecht todt auf der Chaussee, im Schlamme halb vergraben, über den die Wagen weg fuhren, dort war ein mit Kranken beladener Trainwagen umgeworfen und die Leute lagen daneben, ohne sich selbst vor Mattigkeit und Entkräftung helfen zu können; überall todte Pferde oder solche, die man ausspannen oder liegen lassen mußte. Der geringste Hügel konnte nicht mehr erreicht werden, ohne nicht die Pferde von mehreren Fahrzeugen abzuspannen und sie vor den anderen vorzulegen. Einige von unseren Leuten traf ich in einem Gehölz bei einem Feuer, wo sie sich mit Holzbirnen nährten; ich versuchte sie, fand sie indessen abscheulich sauer und häßlich schmeckend" u. s. w.

Man denke sich, solchem Jammer und Elend, — und der Kronprinz von Preußen mag doch wohl nur den kleineren Theil desselben gesehen haben — noch die Verfolgung durch einen entschlossenen Feind hinzugefügt, und man wird unschwer zu der Ueberzeugung kommen, daß nur auf dem eingeschlagenen Wege die preußische Armee vor völliger Vernichtung zu retten gewesen war. —

---

*) Dumouriez wurde von dem größten und gemäßigten Theil des Convents mit hohem Beifall empfangen; nur der Berg blieb kalt und zurückhaltend, und die wüthenden Schreier der Clubs, Marat an der Spitze, machten ihm, unbekannt mit dem Umstande, daß die Regierung und der Convent bei den Verhandlungen mit den Preußen selbst die Hand im Spiele gehabt hatten, laut den Vorwurf des Verrathes an Frankreich.

Uebrigens wurden dem General überall, wo er sich zeigte, als dem Besieger der Preußen und dem Retter des Vaterlandes, die schmeichelhaftesten Huldigungen gebracht.

In den beiden, der preußischen Hauptarmee zugetheilten, vom General Clairfait und dem Fürsten von Hohenlohe befehligten österreichischen Corps war durch die lebhaften Verhandlungen der Preußen mit dem gemeinsamen Feinde, — obgleich der im Hauptquartier des Königs befindliche Fürst Reuß stets von dem Inhalt derselben unterrichtet worden war — ein immer steigendes Mißtrauen gegen die Absichten ihres Bundesgenossen geweckt worden; die geflissentliche Art, mit welcher die Franzosen die gewünschte Annäherung an Preußen zur Schau trugen und die preußischen Truppen bereits als ihre künftigen Bundesgenossen bezeichneten, konnte den Argwohn der Oesterreicher nur verstärken.

Obgleich völlig unberechtigt zu solcher Annahme, sahen sich doch die höheren österreichischen Offiziere allgemein als das Opfer eines beispiellosen Verrathes von Seiten Preußens an, fürchteten mit jedem Augenblicke, die preußischen Truppen offen auf die Seite der Franzosen übergehen zu sehen und waren in diesem Gefühl ängstlich besorgt, bei dem Rückzuge der Armee stets preußische Truppen zwischen sich und die Republikaner zu bringen. Noch am 8. October bat der Fürst von Hohenlohe, als er der Ordre zufolge an diesem Tage die äußerste Arrièregarde bilden sollte, voller Besorgniß, auf diese Weise zwischen die Preußen und die Franzosen zu gerathen, den Herzog von Braunschweig inständigst um Abänderung der Marschordnung und beschwor ihn, den gänzlichen Rückzug des verbündeten Heeres aus dem Gebiet der französischen Republik durch sofortigen Abschluß eines förmlichen Waffenstillstandes sicher zu stellen.*)

Die Besorgniß der Oesterreicher vor der Treulosigkeit ihrer Bundesgenossen, so ungegründet dieselbe auch war, sollte doch die wichtigsten Folgen nach sich ziehen. Schon der Fürst von Reuß, besser als irgend Jemand von den wahren Absichten des Königs von Preußen unterrichtet, äußerte zu Luchesini, daß er schwerlich im Stande sein werde, die nach Wien gedrungenen Gerüchte von dem anscheinend zweideutigen Benehmen Preußens völlig zu entkräften, — und er hatte nur zu richtig geurtheilt.

Kaum hatte die Armee auf ihrem Rückzuge die Maas erreicht, hinter welcher nach dem Operationsplane des Herzogs Clairfait zur Einnahme Sedans schreiten, Hohenlohe die Belagerung von Thionville fortsetzen sollte, während der Herzog selbst bei Verdun, in der Mitte zwischen Beiden, die ferneren Angriffe der Franzosen abzuwarten beschlossen hatte, als ein am 8. October eintreffender Befehl der österreichischen Regierung beide Corps von der Hauptarmee abberief. Im tiefsten Mißtrauen gegen Preußen hatte man in Wien beschlossen, fortan selbständig zu operiren; Clairfait erhielt demnach Befehl, nach den Niederlanden zu marschiren, um die Belagerung von Lille mit größerem Nachdruck, als bisher geschehen konnte, zu betreiben; Hohenlohe dagegen sollte zur Deckung Belgiens nach dem Luxemburgischen rücken.

Zu gleicher Zeit rief auch der Landgraf von Hessen, durch den glücklichen Erfolg Custine's, von welchem noch die Rede sein wird, sein Land

*) Nach Sybel ist dieser Antrag des Fürsten Hohenlohe der einzige Hinweis auf einen mit Dumouriez abgeschlossen sein sollenden Vertrag, der in Wirklichkeit nicht existirt hat und von welchem übrigens auch Dumouriez selbst in seinen Memoiren durchaus nichts erwähnt.

bedroht sehend, die bei der preußischen Hauptarmee befindlichen 6000 Mann hessischer Truppen zurück und der Herzog von Braunschweig, durch diese Ereignisse um fast 30,000 Mann geschwächt und fortan allein auf die kaum noch 30,000 Mann zählenden preußischen Truppen beschränkt, sah sich damit in die Nothwendigkeit versetzt, jeden Gedanken an ein Stehenbleiben hinter der Maas aufzugeben. So wurde denn am 11. October der weitere Rückzug von Verdun aus angetreten, diese Festung selbst aber, nachdem sie mehrere Tage von Franzosen und Preußen gemeinschaftlich und im besten gegenseitigen Vernehmen besetzt gewesen war, mittelst eines besonderen Vertrages am 14. October den Franzosen übergeben.*)

Hören wir über diese letzten Tage in Verdun abermals das Tagebuch des Kronprinzen von Preußen vom 12. October. Es heißt darin unter Anderem:

> „Heute Nachmittag ritt ich zum letztenmal nach Verdun. Das Ganze hatte schon ein anderes Ansehen gewonnen, die meisten Einwohner trugen bereits die dreifarbige Cocarde: auch begegnete ich einzelnen französischen Soldaten, die allerhand einkauften. Die porte de France war schon gemeinschaftlich besetzt. Mehrere französische Soldaten, die mir begegneten, sprachen mich, ich sie an, alle schienen den Preußen sehr gewogen, schwatzten viel, waren fröhlich, zuthulich und schimpften wacker auf die Oesterreicher. Ein Chasseur à cheval, der bei dem Pastetenbäcker eintrat, wo ich mir eben hatte Wein geben lassen, trieb die Höflichkeit so weit, daß er, sobald er hörte, wer ich wäre, auf meine Gesundheit trank, welches ich denn zu erwidern nicht unterließ“ u. s. w. —

In hohem Grade traurig gestaltete sich bei dem allgemeinen Rückzuge der Armee die Lage des bei derselben befindlichen Emigrantencorps. War unzweifelhaft hauptsächlich durch die falschen Schilderungen und Versicherungen der französischen Prinzen der König zum Marsche auf Paris verlockt und so das Mißlingen des Feldzuges herbeigeführt worden, hatte gleich das prahlerische und hochmüthige Benehmen vieler der emigrirten Edelleute mit Recht das Mißfallen der Oesterreicher wie der Preußen erregt, so darf doch andererseits nicht übersehen werden, daß die große Zahl ehrenwerther und tapferer Männer aus allen Classen des Volkes in den Reihen der Emigranten, welche freudig und entschlossen das Leben für die Rettung ihres geliebten Königs, für die Befreiung ihres Vaterlandes von den maßlosen Ausschreitungen der Revolution einzusetzen bereit waren, jetzt mit dem tiefsten Schmerze alle ihre Hoffnungen zu Schanden werden sahen und unverdient unter den Schmähungen litten, mit welchen von allen Seiten die Emigranten überhäuft wurden. Auch von Seiten des Obercommandos wurden gegenwärtig weniger Umstände wie jemals

---

*) General Kalkreuth mystificirte bei dieser Gelegenheit abermals die französischen Conventsdeputirten durch scheinbares Eingehen auf einen Waffenstillstand mit Einschluß der Oesterreicher trotz ihrer in Wirklichkeit unausführbaren Bedingungen. Er sicherte dadurch der Armee abermals den ungestörten Rückzug und hatte überdem die Genugthuung, daß die französischen Generale selbst über seine List, womit er jene Herren düpirt und selbst die Oesterreicher in Sicherheit gebracht hatte, herzlich lachten.

mit dem Emigrantencorps gemacht; von Seiten des Herzogs von Braunschweig, dessen Abneigung gegen dieselben wir bereits erwähnt haben, wurden sie mit der verletzendsten Geringschätzung behandelt. So hatte man, als die Armee am 30. September den Rückzug auf Verdun antrat, es nicht einmal der Mühe werth gehalten, den Emigranten davon eine Mittheilung zu machen; und als die französischen Prinzen, erschrocken über die in voller Ausführung begriffenen Rückbewegungen des Heeres, noch am Abend desselben Tages in das Hauptquartier des Königs eilten, fanden sie diesen in äußerst gereizter Stimmung und mußten von ihm die härtesten Vorwürfe hören. —

Nachdem in Folge eines am 18. October abgeschlossenen Vertrages auch Longwy am 23. von den Preußen geräumt worden war, sah sich am 24. October die ganze preußische Armee, derer weiterer Rückzug von den Franzosen nicht mehr belästigt wurde, bei Luxemburg wieder vereinigt; Mangel und Krankheit hatten ihre Reihen bis fast auf die Hälfte der ursprünglichen Stärke gelichtet.

Aber auch hier konnten den erschöpften und im höchsten Grade ruhebedürftigen Truppen nur wenige Tage der Erholung gegönnt werden; die am 24. eingehende Nachricht von der schmählichen Uebergabe der starken Festung Mainz an den General Custine, von welcher wir noch zu erzählen haben werden, machte die Fortsetzung des Rückzuges zur gebieterischen Nothwendigkeit, wenn man nicht die äußerste Gefahr laufen wollte, vom Rhein und besonders von dem großen preußischen Hauptmagazin in Coblenz abgeschnitten zu werden.

General Graf Kalkreuth marschirte daher schon am 26. October mit 6 Bataillonen und 20 Escadrons dorthin ab, traf am 3. November bei Coblenz ein und löste die hessischen Truppen, welche auf Befehl ihres Landesfürsten schon früher die Armee verlassen und seit dem 26. October die Gegend von Coblenz besetzt gehalten hatten, ab; letztere rückten nunmehr unverzüglich nach der Gegend von Gießen, um das eigene Land gegen die Fortschritte der Franzosen zu schützen. Der übrige Theil der preußischen Armee folgte dem Corps des Generals Kalkreuth in sechs verschiedenen Colonnen über Trier, Wittlich, Kaisersesch und Polsch und war am 14. November vollständig bei Coblenz und Ehrenbreitstein, welche Festung inzwischen eiligst mit Proviant und Kriegsvorräthen versehen worden war, versammelt. Nur bei Trier und in der verschanzten Stellung bei Pellingen hatte Fürst Hohenlohe 4 Bataillone und 4 Escadrons seines Corps, welches in Folge des Befehls seiner Regierung bei Arlons Stellung nahm, unter General Brentano zurückgelassen.

Während indessen die verschiedenen Heeresabtheilungen die oben beschriebenen Bewegungen ausführten, fanden an den Höfen und im Hauptquartier des Königs diplomatische Verhandlungen von der größten Wichtigkeit statt, deren Resultat dem ganzen, bisher nur zur Rettung des Königs von Frankreich und von Oesterreich und Preußen ohne jeden Gedanken an Eroberung französischer Gebietstheile unternommenen Kriege eine völlig veränderte Wendung geben sollte.

Hatte die österreichische Regierung, wie wir seiner Zeit ausführlich entwickelt haben, den Krieg gegen Frankreich nur mit dem äußersten Wider-

streben und durch die französische Kriegserklärung gezwungen, unternommen und bis jetzt fest an dem Plan gehalten, sich durch die Vertauschung Belgiens gegen Baiern und die Erwerbung von Ansbach und Baireuth für die gehabten Kriegskosten zu entschädigen, hatte man in Wien, wenn nicht aus Uneigennützigkeit, so doch aus Klugheit, um Ludwig XVI. nicht zu berauben und nicht jede Möglichkeit des Verständnisses mit einer gemäßigten Partei für immer abzuschneiden, die Eroberung französischer Provinzen in dem Bündniß mit Preußen von vornherein ausgeschlossen, so fing doch jetzt bei so völlig veränderten Verhältnissen eine andere Ansicht über das zu erstrebende Resultat des Krieges an, Platz zu greifen.

Man erkannte im österreichischen Cabinet bei dem unglücklichen Resultat des Feldzuges immer deutlicher, daß die Rettung der Monarchie in Frankreich ein zweifelhaftes und gewagtes Unternehmen geworden sei, welches bei der Einmüthigkeit des Widerstandes aller Parteien in Frankreich nur geringe Aussicht auf einen günstigen Erfolg biete; man stieß ferner bei dem baierschen Tauschplan auf so hartnäckige Weigerung von Seiten des Königs von Preußen, daß man sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnte, den Krieg gegen Frankreich fernerhin nicht mehr blos wegen der Wiederherstellung des Königthums, sondern auch zu dem Zwecke, sich in Frankreich territoriale Entschädigungen für die Kriegskosten zu verschaffen, d. h. das bisher mit Preußen bestandene Vertheidigungsbündniß geradezu in ein Angriffsbündniß zu verwandeln, mit vereinter Kraft weiterzuführen. Daß man mit diesem vom Baron von Spielmann vorgeschlagenen Projecte einerseits Ludwig XVI., zu dessen Rettung man in den Krieg gezogen war, völlig seinem unglücklichen Schicksale überließ, andererseits jede Annäherung an die französische Regierung, gleichviel, welcher Partei sie angehören mochte, unbedingt unmöglich machen und den Nationalstolz der Franzosen in der gefährlichsten Weise reizen würde, kam vor der Vergrößerungssucht des Kaisers Franz II., welcher wenig von der klugen und geduldig berechnenden Politik seines Vaters geerbt hatte, nicht in Betracht.

So wurde denn Baron Spielmann in das Hauptquartier des Königs von Preußen gesendet, um nochmals die Genehmigung desselben zu dem baierisch-belgischen Tauschgeschäft mit Einschluß von Ansbach-Baireuth zu erwirken, vor allen Dingen aber den König zur eifrigen Fortsetzung des Krieges zu bestimmen; gleichzeitig aber wurde Baron Thugut von Wien aus, und Graf Merch, der ehemalige österreichische Gesandte in Paris, von Brüssel aus nach Luxemburg entsendet, um dort, dem Scheine nach, Friedensverhandlungen mit Frankreich anzuknüpfen, zu welchen man auch den besonderen Abgesandten Ludwig's XVI., den Baron Breteuil, hinzuzog. Wir übergehen diese letzteren, als völlig unwesentlich, mit Stillschweigen.

Die Entscheidung fand im Hauptquartier des Königs, Longwy, statt, welches Baron Spielmann, nach langer, sehr vorsichtiger Reise, in der Mitte October erreichte. An demselben Tage war in Longwy auch der preußische Baron von Haugwitz angelangt, ein vertrauter Freund Bischofswerder's, und von seiner früheren Stellung als Gesandter in Wien her daselbst als ein liebenswürdiger Gesellschafter und leicht zu behandelnder Diplomat bekannt und gern gesehen; ihm hatte der König sofort für den

in Ungnade nach Berlin zurückgeschickten Grafen Schulenburg dessen Stellung als Cabinetsminister gegeben;*) ihm sah sich jetzt Spielmann gegenüber und glaubte irriger Weise, leichtes Spiel mit ihm zu haben.

Der König von Preußen, bei den sich von allen Seiten herandrängenden, unübersehbaren Verlegenheiten — denn auch in Polen nahte, wie Graf Goltz aus Petersburg meldete, die Entscheidung — die Nothwendigkeit eines durchgreifenden Schrittes fühlend, erklärte der Kaiserin Katharina in einem eigenhändigen Schreiben vom 17. October, daß er durch den unglücklichen Erfolg des Feldzuges, an dessen Mißlingen vorzüglich die ungünstige Witterung Schuld sei, sich in seinem Entschlusse, das revolutionäre Frankreich zu bekämpfen, nicht irre machen zu lassen gedenke, daß er aber (und hier machte sich der Einfluß von Haugwitz' geltend) bei der Aussicht auf einen neuen und kostspieligeren Feldzug auch auf eine größere Entschädigung bedacht sein müsse und daher mit dem früher zu Mainz geforderten Antheil von Polen sich ferner nicht begnügen könne. In derselben Weise erklärte der König in einer am 21. im Dorfe Merle bei Luxemburg stattfindenden Zusammenkunft den österreichischen Diplomaten Spielmann, Mercy und Thugut auf's Bestimmteste, daß er den Vorschlag Oesterreichs auf die Abtretung von Ansbach-Baireuth unwiderruflich abweisen müsse und fest entschlossen sei, sich ferner nur noch mit 20,000 Mann, wie das Vertheidigungsbündniß mit Oesterreich dies stipulirt habe, an dem Kriege zu betheiligen, wenn man ihm nicht eine erweiterte Entschädigung in Polen zugestehen wolle. In der wenige Tage später zu Luxemburg stattfindenden Schlußconferenz mit Haugwitz hatte Baron Spielmann keinen besseren Erfolg; Haugwitz wies nachdrücklich darauf hin, daß Preußen von Frankreich gar nicht angegriffen sei, daß es aber auf Grund der Oesterreich geleisteten, weit über seine Vertragspflicht hinausgehenden Hilfe wohl berechtigt sei, auch eine größere Entschädigung als dieses zu fordern, und daß Preußen es Oesterreich völlig überlassen müsse, für sich selbst eine Entschädigung in Frankreich zu suchen. Haugwitz blieb trotz aller Ueberredungskunst seines Gegners fest bei den preußischen Forderungen bestehen und Spielmann kehrte mißmuthig und unverrichteter Sache nach Wien zurück.

Auch die inzwischen mit den französischen Generalen gepflogenen Unterhandlungen wurden um diese Zeit völlig abgebrochen; General Dumouriez befahl am 28. die Einstellung derselben, klar erkennend, daß weder Oesterreich noch Preußen ernstlich den Frieden wolle, und fester entschlossen wie je, in dem neuen Feldzuge die Heere Frankreichs bis an den Rhein und an das Meer zu führen.

Vor der Hand müssen wir jedoch unsere Aufmerksamkeit für einige Zeit auf die Ereignisse am Mittelrhein richten, welche so wesentlich auf den Schluß des Feldzugs in der Champagne influirt hatten.

Wir haben seiner Zeit erwähnt, daß der größte Theil des vom General Erbach befehligten Corps, welchem die Deckung des Magazins in

---

*) Wir werden noch Gelegenheit haben, auf diesen Diplomaten, dessen Thätigkeit später so verhängnißvoll für Preußen in der Zeit seiner höchsten Gefahr wurde, ausführlicher zurückzukommen.

Speier, sowie der Schutz der mittleren Rheingegenden gegen eine französische Invasion anvertraut worden, am 11. September von dort abberufen wurde, um an Stelle des zur Hauptarmee abgerückten Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg die Blokade von Thionville zu übernehmen. Nur 3000 Mann größtentheils kurmainzische Truppen unter dem Obersten Winkelmann blieben bei Speier zurück und die Gefahr für dieses große österreichische, reich gefüllte Kriegsmagazin wuchs von Tage zu Tage mit der Ansammlung französischer Truppen in dem nur vier Meilen entfernten Landau, der noch in der Bildung begriffenen französischen Rheinarmee.

Bei der schlechten Beschaffenheit der damaligen französischen Truppen wagte indessen General Custine erst am 29. September ein Unternehmen gegen Speier auszuführen, welches bei der großen Ueberlegenheit seiner Streitkräfte und der ebenfalls nur geringen Zuverlässigkeit der ihm gegenüber stehenden Truppen alle Chancen des glücklichen Erfolges für sich hatte. Am 30. September Mittags erschien das französische Heer in einer Stärke von 17—18,000 Mann mit 40 Geschützen vor der Stadt, warf die äußerst unzweckmäßig disponirten Kurmainzer nach kurzem Gefechte zurück und nöthigte das ganze Corps zur Capitulation; die reichen Vorräthe in Speier wurden nach Landau geschafft, und der Stadt wie dem Domcapitel eine starke Contribution auferlegt. Eine zu demselben Zwecke nach Worms vorgeschobene Colonne unter General Neuwinger verfuhr in dieser völlig unvertheidigten Stadt auf gleiche Weise.

Die Leichtigkeit, mit welcher diese äußerst gewinnreichen Unternehmungen geglückt waren, erweckte in dem französischen General die ganz natürliche Neigung, dieselben weiter auszudehnen.

Die traurigen Zustände in den Ländern am Mittelrhein, die daselbst herrschende Stimmung im Bürger- und Bauernstande, welcher unter der Herrschaft einer Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten, Prälaten, Grafen, Stiften, Klöstern und reichsfreien Städte, von Amtleuten und Vögten gequält und gemißhandelt, noch mit dem ganzen Druck aller Mißbräuche des Mittelalters belastet, von den Franzosen mit Sehnsucht die Befreiung von dem auf ihm lastenden Joche hoffte, ließen den General mit Sicherheit erwarten, von dem größten Theile der Bevölkerung mit Freuden empfangen zu werden.

Die erbärmliche Verfassung aber, in welcher sich die Streitkräfte aller dieser Länder und Länderchen auf dem linken Rheinufer befanden, bürgten dem General dafür, daß er keinen großen Widerstand zu befürchten habe. Auch scheint General Custine in Wirklichkeit von mehr als einer Seite aufgefordert worden zu sein, die Bewohner dieser Länder von der auf ihnen lastenden Herrschaft zu befreien und mit der Einführung neufranzösischer Zustände und Einrichtungen zu beglücken, welche sich die süddeutsche Schwärmerei als den Gipfel aller irdischen Glückseligkeit dachte.

Custine äußerte selbst, als er später vor das Revolutionstribunal gestellt, sich über seine Kriegführung verantworten mußte, im Verhör:

> „Kaum hatte ich den deutschen Boden betreten, als alle Narren dieses Landes mich aufzusuchen kamen.“

Am meisten Eingang hatten die französischen Freiheitsideen in der unter der Herrschaft des freisinnigen und feingebildeten, aber genußsüchtigen

und prachtliebenden Kurfürsten und Erzbischofs Carl Joseph von Erthal stehenden Stadt Mainz gefunden. Anfänglich von ihrem Kurfürsten unterstützt und begünstigt, nahmen die in Mainz zahlreich vertretenen Freunde der Aufklärung und Anhänger freisinniger Reformen, unter ihnen nicht wenige ehemalige Mitglieder des Illuminatenordens, die Grundprincipien der französischen Revolution mit dem feurigsten Enthusiasmus auf, ohne die sich allmählich entwickelnden verwerflichen Ausschreitungen derselben gewahr zu werden, oder bemerken zu wollen.

Je mehr aber der Schrecken über die Vorfälle in Lüttich und in den Niederlanden, über den immer feindseliger gegen alle Fürstengewalt gerichteten Verlauf der französischen Revolution, an den geistlichen Höfen von Mainz, Trier und Cöln eine Reaction gegen solche Freiheitsbestrebungen hervorrief, um so mehr steigerte sich die Erbitterung der Partei der Aufklärung und Reform gegen die auf ihr lastende geistliche Herrschaft, und die Sehnsucht, selbst durch fremde Waffen derselben ein Ende gemacht zu sehen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß General Custine nicht allein in Mainz eine zahlreiche Partei fand, die ihn mit offenen Armen zu empfangen bereit war, sondern auch vielfache Einverständnisse in derselben angeknüpft hatte, ehe er den Versuch machte, sich der Stadt zu bemächtigen. Dagegen bleibt es eine gewagte und durch nichts bewiesene Behauptung, daß Mainz durch Verrath in die Hände der Franzosen gefallen sei und der Ingenieur des Platzes, der Major Eickemeier, dem Gouverneur der Stadt, dem kurmainzischen General von Gymnich, die Nothwendigkeit der Uebergabe dargestellt und ihn so zu derselben überredet habe. Man sollte erst in der Folgezeit die traurige Erfahrung im Großen machen, daß Ungewohnheit des Krieges, Bequemlichkeitsliebe, Altersschwäche und Mangel an Besonnenheit viel öfter als eigentlicher Verrath so unglaubliche Unglücksfälle herbeiführen können.

Gänzlich falsch aber ist die hier und da vorkommende Behauptung, daß selbst der preußische Gesandte in Mainz, der Bruder des später zu einer so hervorragenden Rolle bestimmten Reichsfreiherrn vom Stein, mit zu der Uebergabe der Stadt beigetragen habe, um seinen König zu einer energischen Fortsetzung des Krieges zu bewegen.*) Betrachten wir indessen den Vorfall selbst.

Am 19. October erreichte die französische Armee unter Custine nach zwei anstrengenden Nachtmärschen die Gegend von Mainz und schloß die Festung auf dem linken Rheinufer von Weißenau bis Mombach noch an demselben Tage ein. Nachdem zur Deckung der linken Flanke ein Corps von 3—4000 Mann nach Alzey detachirt worden, welches je 1 Bataillon nach Kreuznach und nach Bingen vorschob, nachdem ebenso starke Besatzungen in Worms und Oppenheim zurückgelassen worden, zählte das ganze Einschließungscorps nur höchstens 13,000 Mann und hatte außer

---

*) Veranlassung zu einer solchen Annahme kann wohl nur der Umstand gegeben haben, daß Stein es war, welcher dem über alle Maßen ängstlichen Kurfürsten zur Abreise rieth, wobei Stein wohl die Absicht hatte, die Vertheidigung nicht durch ihn gehemmt zu sehen.

den damals üblichen Bataillons- und einigen reitenden Geschützen keine Artillerie bei sich.

Daß mit einer so geringen und noch dazu wenig kriegstüchtigen Macht, zumal ohne Belagerungsgeschütz, an einen ernstlichen Angriff auf eine Festung wie Mainz, welche mit 193 schweren Geschützen und hinlänglichen Vorräthen versehen war und dabei die ungehinderte Verbindung mit dem rechten Rheinufer hatte, nicht gedacht werden konnte, leuchtet selbst dem des Krieges Unkundigen ein. Sogar die freilich nur 2800 Mann starke und unzuverlässige Besatzung würde im Verein mit den zur Vertheidigung verpflichteten und willigen Bürgern völlig genügt haben, die Festung so lange zu vertheidigen, bis derselben Hilfe aus dem Inneren Deutschlands wurde.

Demungeachtet schloß der General von Gymnich auf die am 20. October an ihn ergangene Aufforderung zur Uebergabe, ohne in dem von ihm versammelten Kriegsrathe auch nur einer widersprechenden Meinung zu begegnen, am 21. eine Capitulation ab, welche der Garnison freien Abzug bewilligte, sie aber verpflichtete, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Nur ein österreichischer Hauptmann, welcher mit 1000 Mann Ersatzmannschaften auf dem Marsche zum Heere in Mainz eingetroffen war und sich bei der Annäherung der Franzosen bereit erklärt hatte, an der Vertheidigung Theil zu nehmen, verschmähte es, sich einem so schimpflichen Vertrage anzuschließen und führte seine Leute vorher auf das rechte Rheinufer zurück. Der Merkwürdigkeit halber möge erwähnt werden, daß der kurmainzische Commandant dieses schöne Beispiel von Pflichterfüllung nur äußerst ungern sah und Alles aufbot, auch die kleine österreichische Schaar der Vortheile des geschlossenen Vertrages theilhaftig zu machen.

So war denn also Mainz, das mächtigste und wichtigste Bollwerk Deutschlands gegen die Eroberungsgelüste seines Nachbarn, mit allen seinen Vorräthen und Schätzen ohne Schwertstreich in die Hände desselben gefallen und dieser zögerte nicht, die Bewohner, welche ihn ja großentheils so sehnsüchtig herbeigewünscht hatten, mit allen den Glücksgaben zu erfreuen, welche die neue Theorie von der Glückseligkeit und der Freiheit der Völker schon über die Franzosen ausgeschüttet hatte. Gleich nach dem Einzuge der Franzosen in Mainz wurde der ganze in Paris erfundene neue Freiheitsapparat auch hier in Bewegung gesetzt, ein Jacobinerclub wie in Paris eingerichtet, Freiheitsbäume mit der rothen Jacobinermütze wurden auf den öffentlichen Plätzen aufgestellt, republikanische Feste gefeiert und an Stelle der längst flüchtig gewordenen kurfürstlichen Regierung eine neue Verwaltung ganz nach dem Muster der französischen Republik eingeführt.

Aber nicht allein Mainz, sondern auch die Nachbarn sollten Theil haben an dem Glücke, welches die Soldaten der französischen Republik überall verbreiteten, wohin sie kamen. Noch am Tage der Capitulation rückten der General Neuwinger mit 1500 Mann über Oppenheim, der Oberst Houchard mit 500 Mann über Höchst vor die völlig wehrlose und unvertheidigte freie Reichsstadt Frankfurt am Main, besetzten dieselbe, obgleich sie in dem Kriege bisher die strengste Neutralität beobachtet und mit ängstlicher Sorgfalt Alles vermieden hatte, was der französischen Re-

publik etwa mißfällig sein konnte und legten der Stadt eine Contribution von $1\frac{1}{2}$ Million Thalern auf. Oberst Houchard unternahm darauf einen äußerst ergiebigen Streifzug in den reichen Landstrich zwischen der Lahn und dem Main, brandschatzte die Gegend mit großem Erfolge und bemächtigte sich auch nach tapferem Widerstande seitens der kleinen hessischen Besatzung der reichen Salzwerke zu Nauheim. Ebenso ergab sich die kleine, nur von wenigen hessischen Invaliden besetzte Bergfestung Königstein den Franzosen wenige Tage nach der Besetzung von Frankfurt.

Etwas hatte indessen General Custine, oder wenn derselbe, wie wahrscheinlich ist, auf Befehl des Nationalconvents gehandelt hatte, der Convent selbst bei diesen, immerhin gewinnreichen Operationen übersehen, den Umstand nämlich, daß durch dieselben endlich das deutsche Reich gar unsanft aus seinem Schlafe geweckt und, in der Besorgniß vor fernerem Schaden, zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich genöthigt werden mußte.

Bereits unterm 1. September hatten der Kaiser, wie der König von Preußen, an den Reichstag die Aufforderung ergehen lassen, den Krieg für einen Krieg des gesammten deutschen Reichs zu erklären; indessen erst der Einfall der Franzosen in deutsche Länder, die blitzschnelle Einnahme von Mainz und Frankfurt am Main, die schweren Schädigungen, welche bisher neutrale Glieder des Reiches hierbei erlitten und die Besorgniß, die Revolution weiter nach Deutschland getragen zu sehen, spornten den Reichstag zu einigermaßen energischer Thätigkeit an.

Bei der sprüchwörtlich gewordenen Langsamkeit aller Verhandlungen dieses schwerfälligen Instituts dauerte es immerhin noch bis zum 23. November, ehe ein Reichsgutachten zu Stande kam, welches der Aufforderung des Kaisers nachkam und sämmtliche Fürsten und Stände des Reiches aufrief, zur schleunigen Befreiung der bedrängten Reichskreise und zur Sicherstellung der westlichen Grenzen des Reiches das dreifache Contingent an Streitkräften zu stellen, wie es die im Jahre 1681 festgesetzte Vertheilung anordnete. Dem Kaiser selbst wurden die näheren Anordnungen und die Verwendung des Heeres überlassen.

Hiernach würde der Kaiser allerdings ein Reichsheer von 120,000 Mann zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich zur Verfügung gehabt haben; aber in Wahrheit sah es, wie man ja noch in den Kriegen gegen Friedrich II. die traurige Erfahrung gemacht hatte, mit der Zusammensetzung und Beschaffenheit, Ausrüstung und Bewaffnung, Ausbildung und Kriegstüchtigkeit, noch mehr aber mit dem kriegerischen Geiste eines solchen Reichsheeres, welches äußerlich schon den Anblick der buntesten Flicklappenmusterkarte bot, in hohem Grade trübselig aus. Und es war leider seit jener Zeit nicht besser geworden; Niemand hatte sich die Mühe gegeben, die Heeresverfassung des deutschen Reiches durch eingreifende Einrichtungen zu verbessern; noch immer gab es einzelne deutsche Reichsstände, deren Gebiet von so geringem Umfange war, daß sie als Contingent zum Reichsheere nur etwa 1 Tambour oder 1 Musketier zu stellen hatten, besonders in Franken und Schwaben; noch immer waren es blos Oesterreich und Preußen, welche ansehnliche und kriegstüchtige Heere unterhielten und nur auf die Kriegsfertigkeit der Sachsen, Hessen und Hannoveraner konnte bei einem Reichskriege mit einiger Zuversicht gerechnet werden. Bei einzelnen Mit-

gliedern des Reiches kam zu der, Allen gemeinsamen Saumseligkeit noch böser Wille hinzu. Vor Allem war es der Kurfürst Carl Theodor von Baiern und der Pfalz, welcher seine Pflichten gegen das Reich auf's Gewissenloseste verletzte und, anstatt ein der Größe seiner Länder angemessenes und tüchtiges Heer zu unterhalten, es vorzog, die Einkünfte derselben mit Maitressen und in ununterbrochenen Festen und Gelagen zu verschwenden. Der Aufforderung des Reichstages kam der Kurfürst gar nicht nach; ja er erkannte nicht einmal die vom Reiche erlassene Kriegserklärung als ihn mit betreffend an, erklärte laut und öffentlich, in dem bevorstehenden Kriege neutral bleiben zu wollen, empfing Gesandte der französischen Republik in seiner Residenz Mannheim und schickte Agenten nach Mainz, um den französischen General wegen der raschen Eroberung dieser deutschen Stadt zu beglückwünschen. Erst auf eine ernste Mahnung des Kaisers verstärkten 2 kurpfälzische Bataillone Infanterie und 1 Bataillon Jäger im nächsten Frühjahr das vor Mainz stehende preußische Belagerungscorps.

Bei solchen Verhältnissen konnte auf ein rechtzeitiges und vollzähliges Erscheinen einer Reichsarmee im Felde wenig oder gar nicht gezählt werden und in Wahrheit hatte es für die Franzosen nicht die allergeringste Bedeutung, ob das Reich sich an dem Kriege gegen sie betheilige oder nicht; kam doch selbst noch im Jahre 1793 ein eigentliches Reichsheer gar nicht zu Stande und der Kaiser sah sich zu der Erklärung genöthigt, daß die vom Reichstage erlassene Vertheilung der Streitkräfte genügend sei, indem ihm ja das Recht zustehe, die Reichstruppen überall und zu jeder Zeit zusammenzuberufen, wo es die Umstände und die Sicherheit des Vaterlandes erheischen würden.

Glücklicher Weise für die von den Franzosen occupirten Landstriche wartete das preußische Heer nicht erst auf das Erscheinen der Reichsarmee, um die ungebetenen Gäste über den Rhein zurückzuweisen. —

Wir haben die in trauriger Weise decimirte preußische Armee verlassen, als sie, durch die Nachricht von der Einnahme von Mainz auf's Aeußerste für die Sicherheit von Coblenz besorgt gemacht, sich diesem wichtigen Magazinpunkte in Eilmärschen genähert und daselbst am 14. November vollständig versammelt hatte.

Die eigentliche Gefahr für Coblenz und die dort aufgehäuften Vorräthe, deren Verlust allerdings für die preußische Armee sehr empfindlich gewesen sein und die nunmehr zu erzählenden Operationen derselben auf dem rechten Rheinufer für dieses Jahr wahrscheinlich ganz unmöglich gemacht haben würde, war mit dem Eintreffen der hessischen Truppen am 26. October bereits als im Wesentlichen, mit der Ankunft der preußischen Avantgarde als völlig beseitigt anzusehen. An ein Vorgehen bis Coblenz, um die Stadt vor der Ankunft der Preußen zu besetzen und ihnen dann daselbst den Uebergang über den Rhein streitig zu machen, konnte General Custine bei der Nothwendigkeit, in Mainz u. a. O. starke Besatzungen zurückzulassen, wohl um so weniger ernstlich denken, als die große Straße von Mainz nach Coblenz durch die Festung Rheinfels völlig gesperrt war und die Nebenstraße über Simmern, durch das lange Regenwetter total verdorben, dem Marsche eines ganzen Corps große Schwierigkeiten bereitet haben würde. —

Als nach dem Abmarsche der Hessen die erste Marschcolonne der preußischen Armee sich der Gegend von Coblenz näherte, besetzte General Kalkreuth die Uebergänge über die Lahn bei Nieder-Lahnstein, Nassau, Diez und Limburg, um auf diese Weise die allmählich aus Frankreich zurückkehrenden Truppen hinter der Lahn-Linie in gesicherte Erholungsquartiere legen zu können. Daß der französische Oberst Houchard bei seinem bereits erwähnten Plünderungszuge nach der Lahn die beiden in Limburg stehenden preußischen Bataillone am 9. November angriff und nach hartem Gefechte aus der Stadt warf, änderte im Wesentlichen an der Sachlage nichts, da die Franzosen schon nach wenigen Stunden Limburg wieder verließen und nach Frankfurt zurückkehrten.

So finden wir denn in der Mitte des Monats November die preußischen Truppen in guten Quartieren hinter der Lahn vertheilt und mit so gutem Erfolge sich von den Strapazen und Entbehrungen erholen, daß bald alle Spuren der Ruhrkrankheit unter ihnen verschwunden waren und die Armee, durch die in großer Zahl zurückkehrenden wieder genesenen Mannschaften verstärkt, sich zu neuer Thätigkeit bereit zeigte. Coblenz selbst war während dieser Zeit durch ein starkes Detachement unter General Courbière besetzt, welcher nicht allein die Verbindung mit dem Corps des Fürsten Hohenlohe-Kirchberg aufrecht erhielt, sondern auch durch ausgesendete fliegende Colonnen das Land südlich der Mosel gegen die Streifereien der leichten feindlichen Truppen schützte. Auf dem linken Flügel war General Kalkreuth nach Herborn gerückt und stand so in Verbindung mit 3000 Mann Hessen-Darmstädtern, welche in Gießen, und den Truppen des Landgrafen von Hessen-Cassel, welche in Marburg concentrirt waren.

Die von dem preußischen Heere nunmehr zunächst zu erfüllende Aufgabe mußte selbstredend die Vertreibung der inzwischen nicht unwesentlich verstärkten Franzosen vom rechten Ufer des Rheins sein; eher konnte, wie leicht ersichtlich ist, an eine Wiedereroberung des so schmählich verloren gegangenen Mainz nicht gedacht werden.

Zu dem Ende concentrirte der Herzog von Braunschweig 16 Bataillone und 15 Escadrons bei Montabauer, eine Avantgarde von $9^1/_2$ Bataillonen und 18 Escadrons unter dem Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen bei Limburg, eine Reserve von 4 Bataillonen und 5 Escadrons unter dem Kronprinzen von Preußen bei Molsberg und trat am 26. November den Vormarsch in der Richtung auf Frankfurt an. Am 28. stand das Corps, mit seiner Avantgarde wieder vereinigt, bei Ansbach und hatte bei Kamberg ein Detachement unter dem General Pfau zur Sicherung der Verbindung zurückgelassen; erheblichen Widerstand hatte dasselbe nirgends gefunden, indem General Custine mit 18,000 Mann unbeweglich in der Stellung bei Höchst stehen blieb und Oberst Houchard, der Uebermacht weichend, die wenigen von ihm befehligten Truppen in eine verschanzte Stellung bei Ober-Ursel zurückführte. Die Reserve unter dem Kronprinzen erreichte am 27. Nauheim.

Auf beiden Flügeln wurde der Vormarsch des Herzogs unterstützt, um die Aufmerksamkeit des Feindes nach verschiedenen Richtungen hin zu lenken.

Auf dem rechten Flügel marschirte Oberst von Hiller, welcher mit 3 Bataillonen und 2 Escadrons bei Lahnstein gestanden, am 26. November nach Braubach, am folgenden Tage nach Nastädten, auf dem linken Flügel aber vereinigte sich General Kalkreuth bei Gießen mit 13 Bataillonen und 9 Escadrons Hessen-Cassel'scher Truppen und rückte über Butzbach und Assenheim am 28. bis Bergen vor; der General selbst ging noch an demselben Tage mit der Avantgarde bis in die Nähe von Bockenheim, dicht vor den Thoren Frankfurts, und ließ die Stadt, wiewohl vergeblich, zur Uebergabe auffordern.

Frankfurt war zu jener Zeit zwar noch mit einem bastionirten Walle und von breitem Wassergraben umgeben; aber die Werke waren zum Theil verfallen, der Graben verschüttet und die nur 1500 Mann starke Besatzung, welche nur 2 leichte Geschütze bei sich führte, konnte an eine ernste Vertheidigung der großen Stadt um so weniger denken, als namentlich die niedere Klasse der Bevölkerung in derselben den ungebetenen französischen Gästen nichts weniger als gewogen war.

Von diesen Umständen sehr wohl unterrichtet, befahl der König von Preußen den Angriff auf die Stadt, ließ die Avantgarde unter dem Prinzen Hohenlohe bei Reifenberg, den Herzog von Sachsen-Weimar mit 10 Escadrons und einigen Geschützen bei Ober-Eschenbach stehen, um Houchard aus seiner Stellung bei Ober-Ursel zu vertreiben oder ihn wenigstens zu beschäftigen und erschien am 2. December Morgens 9 Uhr vor den Thoren der freien Reichsstadt. Nachdem man eine Zeit lang vergeblich versucht hatte, die aufgezogenen Zugbrücken am Friedberger und Hanauer Thore durch Geschützfeuer niederzuschießen, wobei die hessischen Truppen durch das Gewehrfeuer aus der Stadt schwere Verluste erlitten, wurden endlich einige Granaten in die Stadt selbst geworfen. Schon nach wenigen Schüssen brach in derselben ein Aufstand gegen die Franzosen aus, das Volk rottete sich zusammen, zerschlug die Räder der beiden französischen Geschütze und öffnete mit Gewalt die Thore.

Nur ein geringer Theil der Garnison vermochte sich durch die eiligste Flucht zu retten, 1100 Mann wurden gefangen, 166 getödtet oder verwundet.

Unbegreiflich bleibt es bei diesem Vorfall, daß General Custine, welcher mit 18,000 Mann bei Höchst, nur $1\frac{1}{2}$ Meilen von Frankfurt entfernt, stand, nicht selbst zur Abwehr des Angriffs herbeieilte; zwar sendete er unter dem General Neuwinger 8000 Mann bis in die Gegend der Bockenheimer Warte vor, aber diese Abtheilung wurde nach kurzem Gefechte geworfen und zum Rückzuge nach Höchst genöthigt.

Mit der Wiedereinnahme von Frankfurt war die Vertreibung der Franzosen vom rechten Rheinufer der Hauptsache nach entschieden, denn auch Oberst Houchard, vom Herzog von Weimar in der Front angegriffen, vom Prinzen von Hohenlohe in der linken Flanke umgangen, hatte sich eiligst auf die Hauptarmee zurückziehen müssen und diese selbst ging noch in der Nacht zum 3. December bis gegen Hochheim und Wiesbaden zurück und räumte schon nach wenigen Tagen mit Ausnahme von Hochheim, Kostheim und Castel das rechte Rheinufer gänzlich.

Auch aus Hochheim wurden die Franzosen am 6. Januar 1793 durch einen sehr energisch ausgeführten Angriff vom Prinzen Hohenlohe mit Verlust von mehreren hundert Todten und Verwundeten, sowie ihres ganzen Geschützes und zahlreicher Gefangenen vertrieben.

Die preußische Armee bezog nunmehr nach der Vertreibung der Franzosen die wohlverdienten Winterquartiere, die Eroberung von Mainz auf den Eintritt der besseren Jahreszeit verschiebend; doch wurde das gerade-über von Mainz auf dem rechten Rheinufer liegende befestigte Castel, der einzige Punkt, den die Franzosen hier im Besitz behielten, eng eingeschlossen. Die zum Theil stark verschanzte Stellung von Mosbach über Delkenheim, Massenheim und Wickert sicherte die Cantonnirungsquartiere der Armee.

Wir haben der Vollständigkeit halber zum Schlusse dieses Abschnittes noch in Kürze des Verlaufes zu erwähnen, welchen der Krieg der Franzosen in den Niederlanden nahm.

Die Vertheidigung der Niederlande gegen die Franzosen war dem Herzoge von Sachsen-Teschen mit der Weisung übertragen worden, während des Vordringens der Hauptarmee sich einer der französischen Festungen an der nördlichen Grenze dieses Landes zu bemächtigen. Durch die Abberufung des Generals Clairfait zur Hauptarmee, die wir seiner Zeit erwähnt haben, nicht unbedeutend geschwächt und ohnehin genöthigt, seine Streitkräfte in Garnisonen für viele kleine und größere Plätze zu vertheilen, welche alle nur auf die günstige Gelegenheit zum Aufstande gegen die österreichische Herrschaft warteten, war die dem Herzoge gestellte Aufgabe wahrlich keine leichte.

Nur der Umstand, daß auch ein nicht unbedeutender Theil der feindlichen Truppen unter den Generalen Duval und Beurnonville im Anfange des Monats September zur französischen Hauptarmee des Generals Dumouriez abberufen worden war und nach deren Abmarsch in den Lagern von Maulde, Pont sur Sambre und Maubeuge nur 21 Bataillone und 9 Escadrons, von noch dazu sehr geringer Kriegstüchtigkeit, unter dem Befehl des Generals Moreton zurückblieben, verschaffte dem Herzoge die Möglichkeit, wenigstens im Anfange des Feldzuges einige Erfolge zu erringen, die freilich bald genug gänzlich, und mit ihnen die ganze, seinem Schutze anvertraute Provinz, wieder verloren gehen sollten.

So gelang es dem Herzoge am 8. September, in einem sehr geschickt combinirten Angriffe auf das Lager von Maulde, die Franzosen nach kurzem Gefechte zu werfen und in wilder Flucht und unter namhaften Verlusten nach Condé und Valenciennes zurückzutreiben.

Hierauf schritt der Herzog mit allen irgend verfügbaren Streitkräften, im Ganzen kaum 13,000 Mann, zur Belagerung der Festung Lille, welche reiche und stark bevölkerte Stadt er durch die Schrecken eines Bombardements zu einer baldigen Uebergabe zu zwingen hoffte. Hierin sah er sich jedoch arg getäuscht; denn obwohl die Stadt in den Tagen vom 29. September bis zum 4. October aus 29 Geschützen lebhaft beschossen wurde und mehr als 200 Häuser in Flammen aufgingen oder zerstört wurden, dachte doch weder die Bevölkerung, noch die allmählich bis zu 14,000 Mann angewachsene Garnison an eine Capitulation. Der Herzog gab endlich das Unternehmen gänzlich auf, als er die Nachricht von dem Rückzuge der

Hauptarmee aus der Champagne, sowie von dem Anmarsche des Generals Dumouriez nach den Niederlanden erhielt, und führte seine Truppen nach Mons, wo dieselben die Stellung zwischen den Dörfern Jemappe und Cuesmes stark verschanzten und hier den Angriff des Feindes erwarten sollten. Eine starke Abtheilung unter General Latour war zur Deckung Flanderns abgerückt, eine andere stand unter dem Herzog von Würtemberg bei Tournay; schwächere Detachements endlich hatten Burg, Binche und Charleroi besetzt, so daß in der vom Herzog selbst befehligten Hauptstellung bei Mons zunächst nur 8 Bataillone, 15 Compagnien und 15 Escadrons verblieben; jedoch wurde zum Anfange des Monats November das Eintreffen des Generals Clairfait, welcher aus der Gegend von Verdun her im Anmarsche war, erwartet.

Dieser General verstand es in der That, den Hindernissen, welche General Valence von Givet aus seinem Marsche in den Weg legen sollte, äußerst geschickt auszuweichen und führte der österreichischen Armee bei Mons wenige Tage vor der zu erwartenden Schlacht eine Verstärkung von 11 Bataillonen, 8 Compagnien und 10 Escadrons zu; demungeachtet befand sich die zur Deckung der Niederlande bestimmte Armee ihrem Gegner gegenüber in bedenklicher Minderzahl; sie zählte Alles in Allem nur wenig über 40,000 Mann und unter des Herzogs eigenem Befehl bei Jemappe standen nur etwa 20,000 Mann.

Den geringen Streitkräften der Oesterreicher gegenüber schwoll die französische Armee durch die Truppen, welche General Dumouriez aus der Champagne her gegen die Niederlande in Bewegung gesetzt hatte, sowie durch bedeutende Verstärkungen aus dem Inneren Frankreichs, zu Ende des Monats October bis auf 86,000 Mann an; es kann daher der Plan des französischen Obergenerals, noch in diesem Winter die Niederlande gänzlich zu befreien, die Oesterreicher bis über den Rhein zu treiben und die Grenzen der französischen Republik bis an diesen Strom auszudehnen, keineswegs als so weitaussehend und abenteuerlich angesehen werden, als es im ersten Augenblick den Anschein hatte.

General Dumouriez fand, als er am 20. October von Paris aus in Valenciennes eintraf, die unter seinen Befehl gestellten Truppen in folgender Weise vertheilt. Die Hauptarmee, von ihm selbst befehligt, von der französischen Regierung mit dem pomphaften Namen Armée de la Belgique belegt, sammelte sich, 40,000 Mann stark, bei Valenciennes; zu ihr gehörte noch das Corps des Generals Harville von 12,000 Mann bei Maubeuge, und diese 52,000 Mann waren zu dem Angriff auf die feste Stellung der Oesterreicher bei Mons bestimmt. Den rechten Flügel der französischen Aufstellung bildeten 16,000 Mann unter General Valence bei Givet, welche die Ardennen-Armee genannt wurden und welche Dumouriez bestimmt hatte, auf Namur vorzurücken, den Anmarsch des Generals Clairfait zu verhindern und sodann Namur zu belagern. Auf dem linken Flügel befehligte General Labourdonnaye bei Lille 18,000 Mann, größtentheils aus dem Inneren Frankreichs kommende neu formirte Truppen, die Nordarmee genannt, und sollte mit denselben den Herzog von Würtemberg bei Tournay festhalten, während die Hauptarmee zum Angriff auf Mons vorging. Daß General Valence den ersten Theil seines Auf-

trages schlecht genug erfüllt und die Vereinigung Clairfaits mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen nicht verhindert hatte, haben wir schon erwähnt.

Das französische Hauptheer setzte sich am 28. October von Valenciennes aus in Bewegung auf Mons und lagerte, nachdem die Vortruppen der Oesterreicher nach tapferer Gegenwehr aus Boussu vertrieben worden, am 5. November der österreichischen Stellung bei Jemappe gegenüber bei Eslouges.

Am folgenden Tage Morgens 7 Uhr begann der Angriff auf die österreichische Stellung; im Centrum und auf dem rechten Flügel der Franzosen anfänglich mit einer lebhaften Kanonade auf die Schanzen von Jemappe und Cuesmes, auf dem linken Flügel mit einem Angriff auf das Dorf Quaregnon, welches den Schlüssel zu dem Hauptpunkte der österreichischen Schlachtordnung, der stark befestigten Höhe von Jemappe, bildet. Als nach tapferer Gegenwehr die Oesterreicher aus dem Dorfe vertrieben waren, schritt das französische Centrum zum Sturm auf die Höhe vor Jemappe, der von den Franzosen mit ebenso viel Entschlossenheit ausgeführt, wie von den Oesterreichern mit Standhaftigkeit wiederholt abgewiesen wurde. Aber die große numerische Ueberlegenheit seines Heeres gestattete Dumouriez, immer neue Truppen zum Angriffe vorzuführen, und den heldenmüthigen Anstrengungen des jungen Herzogs von Chartres (Sohn des Herzogs von Orleans und später König Louis Philipp), welcher unter dem Namen General Egalité in der französischen Armee diente, gelang es endlich, die auf den Höhen befindlichen Schanzen zu nehmen und die österreichische Schlachtlinie zu durchbrechen. Gleichzeitig erstieg auch General Beurnonville auf dem französischen rechten Flügel, alle Angriffe der österreichischen Reiterei kaltblütig abweisend, die Höhen vor Cuesmes und damit war das Schicksal des Tages von Jemappe entschieden. In großer Verwirrung und mit einem Verlust von 8 Geschützen, sowie von 4000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen zog sich die geschlagene österreichische Armee auf der Straße nach Brüssel zurück, ohne von dem Sieger, der am folgenden Tage in Mons einrückte und sich daselbst mehrere Tage mit der Revolutionirung der Niederlande und der Beschaffung der für seine Armee erforderlichen Vorräthe beschäftigte, verfolgt zu werden.

Mit dem Siege von Jemappe war die Eroberung der österreichischen Niederlande durch die Franzosen im Wesentlichen entschieden. Das österreichische Heer, zu schwach, um ferneren Widerstand zu leisten und durch die Niederlage entmuthigt, wich langsam über Soignies und Hall zurück, zog das Corps des Herzogs von Würtemberg am 9. October in Tubize, das des Generals Latour am 12. in Etterbecke hinter Brüssel an sich, versuchte zwar durch seine Arrièregarde an der Dyle noch einmal Widerstand zu leisten, ebenso bei St. Tron, unweit Tirlemont, wurde aber überall zum Rückzuge genöthigt und räumte den nachrückenden Franzosen allmählich das Land gänzlich.

Für den Zweck dieser Blätter genügt es, zu sagen, daß mit dem Ende des Monats December die gesammten österreichischen Niederlande mit alleiniger Ausnahme von Luxemburg sich in den Händen der Franzosen befanden; ebenso wurde das Bisthum Lüttich von ihnen besetzt, die sämmt-

lichen eroberten Länder aber dem Gebiet der glorreichen französischen Republik einverleibt und mit Einführung der französischen Verfassung beglückt; gleichzeitig ergoß sich aber auch, wie hier nicht unbemerkt bleiben soll, über das reiche und bigotte Belgien ein ganzer Schwarm von Commissaren, Lieferanten und Abenteurern aller Art aus Paris, welche sich auf Kosten des Landes auf die schamloseste Weise bereicherten und nebenbei alle Scheußlichkeiten der Revolutionszustände in Frankreich auch hier in Gang brachten. —

Die österreichischen Truppen, deren Commando der Herzog von Sachsen-Teschen schon am 14. November dem General Clairfait übergeben hatte, bezogen für den Winter Quartiere hinter der Erft, von Gräfenbroich bis Euskirchen, sowie hinter der Roer, von Linnich bis Niedeggen. Die Franzosen, welche vorübergehend sogar Aachen besetzt hatten und bis Düren und Aldenhoven vorgedrungen, von hier aber wieder verjagt worden waren, bezogen die Winterquartiere in dem Landstrich zwischen Lüttich, Huy, St. Tron und Roermonde. Mangel und Noth, besonders aber eine Erklärung des Nationalconvents, daß das Vaterland nicht mehr in Gefahr sei, hatten bei den Truppen so zahlreiche Desertionen nach dem Inneren Frankreichs veranlaßt, daß die Armee nach Dumouriez's eigener Angabe hierdurch fast 40,000 Mann verloren hatte. —

Während so im Norden und Osten die Siege der französischen Waffen reiche und blühende Länder der Herrschaft der Republik unterwarfen, unter dem trügerischen Vorwande, alle Völker der Erde von der auf ihnen lastenden Knechtschaft und Unterdrückung seitens der Fürsten zu befreien, während in Wahrheit die Machthaber in Paris die Eitelkeit und Verblendung der großen Masse nur mißbrauchten, um den Plan in's Werk zu setzen, welchen Ludwig XIV. sein ganzes Leben hindurch vergeblich angestrebt hatte, nämlich das Gebiet Frankreichs nach allen Richtungen hin bis an seine, wie es die Franzosen zu nennen belieben, natürlichen Grenzen auszudehnen, — trug sich im Süden und Südosten Frankreichs zu demselben Zwecke ganz Aehnliches zu.

Auch dort gab es Länder, deren Völker sich nach der Meinung der Franzosen danach sehnten, des ganzen Glückes französischer Zustände theilhaftig zu werden, denen hierzu zu verhelfen mithin die heiligste Pflicht des französischen Volkes war.

So mußte auf Befehl des Nationalconvents General Montesquiou zu Ende des Monats September mit einem Heere von 40,000 Mann in die zum Königreich Sardinien gehörende Grafschaft Savoyen einrücken und dieselbe besetzen, weil die französischen Emigranten in den Staaten des Königs von Sardinien Schutz und gastliche Aufnahme gefunden hatten und der König sich durch den mit einer sardinischen Prinzessin verheiratheten Grafen von Artois zum Beitritt zu der gegen Frankreich abgeschlossenen Coalition hatte bewegen lassen. 25. Juli 1792.

Die wenigen im Lande zerstreuten Truppen wichen bei dem Einfall der Franzosen, welchem nicht einmal eine Kriegserklärung vorhergegangen war, ohne Schwertstreich zurück und gingen theils über den Paß des kleinen St. Bernhard nach Aosta, theils über den Paß des Mont-Cenis nach Susa. Ein Conventsbeschluß vom 27. November verleibte die Grafschaft

unter dem Namen des Departements des Mont-Blanc dem Gebiet der französischen Republik ein. —

In ähnlicher Weise wurde zu derselben Zeit die ebenfalls zu Sardinien gehörende Grafschaft Nizza besetzt. General Anselme überschritt am 29. September mit 6000 Mann den Var-Fluß, nachdem das Erscheinen einer französischen Flotte vor Nizza schon Tags zuvor die an Zahl geringen sardinischen Truppen veranlaßt hatte, Nizza zu räumen und nach Piemont zurückzuweichen. Die französische Flotte beschoß darauf die kleine Hafenstadt Oneglia und ließ sie durch an das Land gesetzte Truppen plündern und zerstören.

Achttausend Oesterreicher, welche von der Lombardei her zu Hilfe eilten, vermochten es nicht, die Franzosen wieder zu vertreiben, und ein Conventsbeschluß vom 31. Januar 1793 vereinigte auch die Grafschaft Nizza mit der französischen Republik.

Ein Versuch, sich auch der Insel Sardinien zu bemächtigen, welchen der Admiral Truguet im Februar 1793 unternahm, schlug indessen gänzlich fehl. Die bei Quarto an das Land gesetzten Truppen, meistens aus Marseiller Freiwilligen bestehend und ohne alle Zucht und kriegerische Tüchtigkeit, flohen beim ersten Erscheinen des Feindes; die Flotte selbst erlitt durch einen Sturm große Verluste und kehrte schwer geschädigt nach Toulon zurück.

Auch das reiche Genf reizte die Eroberungslust der Republik. Der Minister Clavière, selbst 1782 durch die aristokratischen Patrizier Genfs aus dieser seiner Vaterstadt vertrieben, daselbst aber noch immer Verbindungen unterhaltend, trieb aus Rachegefühl seine Collegen durch die Hinweisung auf reiche Waffenvorräthe im Genfer Arsenal, sowie auf den wohlgefüllten Staatsschatz zum Angriff auf die Stadt an.

Daß diese, auf einen Vertrag von 1782 gestützt, zum Schutze vor dem drohenden Ausbruch eines Aufstandes der durch französische Agenten revolutionirten Volksmassen, von der Stadt Bern 1600 Mann Schweizertruppen requirirt hatte, ohne Frankreich zu fragen, mußte den Vorwand zu den Feindseligkeiten geben.

Montesquiou erhielt den bestimmten Befehl, Genf nöthigenfalls mit Waffengewalt zu zwingen, daß es die Schweizer entlasse, nebenbei aber sich der Gewehre und der aufgehäuften Reichthümer zu bemächtigen und 4—5000 Mann als Garnison in Genf zurückzulassen.

Die Art und Weise, wie sich General Montesquiou dieses Auftrages entledigte, erregte im höchsten Grade die Unzufriedenheit der Regierung; er selbst entzog sich nur durch eilige Flucht der Verhaftung und der gegen ihn erhobenen Anklage wegen Verraths.

Der von ihm am 2. November abgeschlossene Vertrag wurde nicht bestätigt; doch fiel der entscheidende Schlag gegen die kleine Republik erst im folgenden Jahre. —

§. 15.

Die zweite Theilung Polens.

Seitdem die Kaiserin Katharina von Rußland die Wahl eines ihrer ehemaligen Günstlinge, des eleganten, geistreichen und liebenswürdigen, aber eitlen und charakterlosen Stanislaus Poniatowski zum König der Republik Polen bewirkt hatte, sehen wir die Geschicke dieses Landes mehr und mehr von russischem Einflusse gelenkt und die ehemals stolze und mächtige polnische Republik in immer unbedingtere Abhängigkeit von Rußland gerathen. Der ehrgeizige Wunsch der Kaiserin indessen, Rußland, welches selbst durch ein vollständig von ihm abhängendes polnisches Reich von den übrigen Ländern Europa's doch immerhin getrennt blieb, in unmittelbare Berührung mit denselben zu bringen und ihm somit einen seiner Größe und Kraft angemessenen directen Einfluß auf die europäischen Staaten zu sichern, mußte sie nothwendiger Weise zu dem Entschlusse bringen, Polen dem russischen Reiche völlig zu unterwerfen, zu einer russischen Provinz zu machen und auf diese Weise die Grenzen Rußlands bis an die Grenzen Deutschlands auszudehnen. Aber die Eroberung Polens allein zu vollenden, dazu fühlte sich die ohnehin im Orient stark in Anspruch genommene russische Macht doch nicht kräftig genug; Preußen wie Oesterreich hätten, wie dies schon die Erfahrung im Jahre 1772 gezeigt hatte, eine solche Vergrößerung Rußlands niemals zugegeben; es galt demnach, sich ihres Einverständnisses und ihrer Mitwirkung zu der Unterjochung Polens zu versichern und zu diesem Zwecke, so schwer es der Kaiserin auch werden mochte, selbst die abermalige Aufopferung einzelner Theile von Polen nicht zu scheuen.

Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, wird es leicht begreiflich, daß schon bei der ersten Theilung Polens das selbständige Auftreten Friedrich's des Großen bei der Entscheidung über ein Land, welches Rußland bereits seit Peter dem Großen als ein ihm factisch, wenn auch nicht rechtlich zugehöriges Eigenthum zu betrachten angefangen hatte, das höchste Mißfallen der russischen Regierung erregt hatte, daß von der Kaiserin das bereitwillige Entgegenkommen des deutschen Kaisers Joseph II. um so freundlicher aufgenommen werden mußte, als dieser mit lebhaftem Eifer auf die zweite, nicht weniger wichtige Aufgabe der russischen Politik, auf die Zertrümmerung des ottomanischen Reiches und die Errichtung eines russischen Thrones in Constantinopel einging. Mit nicht geringerem Groll hatte die Kaiserin nach Beendigung des Krieges mit der Türkei, und nachdem durch den Congreß zu Reichenbach auch der drohende Conflict zwischen Oesterreich und Preußen wenigstens vor der Hand beigelegt war, die österreichischen Bestrebungen auf die Gründung einer sächsisch-polnischen Erbmonarchie betrachtet, deren Verwirklichung allen ihren Hoffnungen in der That ein Ende gemacht haben würde; um so freudiger hatte man in Petersburg den Widerstand Preußens gegen diesen Plan betrachtet und war, seitdem auch die streitigen Punkte zwischen Rußland und Preußen erledigt waren, wenn auch mit Widerwillen, so doch durch die Macht der Umstände gezwungen, bereitwillig geworden, einen Theil der Beute, welche man allein in Besitz zu nehmen sich zu schwach fühlte, an Preußen zu überlassen. —

Von diesem Augenblicke an aber erforderte es das Interesse der russischen Politik, beide deutschen Mächte so tief als möglich anderweitig zu verwickeln, um auf diese Weise möglichst freie Hand für die eigenen Pläne in Polen zu gewinnen.

Dazu aber bot die ungemeine Kriegslust der Franzosen der Kaiserin Katharina die willkommenste Veranlassung und Niemand nahm sich seitdem eifriger, wenn auch mehr in Worten, als in Thaten, der Sache der bedrohten Monarchie, wie des Königs Ludwig XVI. an, als Rußland. Hatte die Kaiserin noch im December 1791 zu einem Vertrauten geäußert:

> „Ich zerbreche mir den Kopf, um das Wiener und Berliner Cabinet in die französischen Angelegenheiten zu bringen. Ich möchte sie in Geschäfte verwickelt sehen, um die Hände frei zu haben; denn so viele Unternehmungen liegen unbeendigt vor mir und jene müssen beschäftigt werden, damit sie mich nicht hindern" u. s. w.,

so war durch die Kriegserklärung der Franzosen an Oesterreich, durch den Anschluß Preußens an diesen Staat, endlich aber durch den in Berlin deutlich hervortretenden Widerwillen gegen die sächsisch-polnische Erbmonarchie der heißeste Wunsch Katharina's schon mehr als halb erfüllt. Die zwischen den beiden deutschen Mächten herrschende und ihr widernatürliches Bündniß von Hause aus vergiftende Eifersucht berechtigte vollends die Kaiserin zu der Hoffnung, ohne zu große Abtretungen sich des Restes der polnischen Republik bemächtigen zu können; und in wie geschickter Weise die russische Politik die Ereignisse zu benutzen verstand, um beide immer tiefer in den Streit mit Frankreich zu verwickeln, dabei das gegenseitige Mißtrauen zwischen ihnen rege zu erhalten und schließlich, nachdem Rußland bei der unvermeidlich gewordenen Theilung der Beute vier Fünftheile für sich genommen, Oesterreich und noch mehr Preußen die Gehässigkeit des ganzen Theilungswerkes aufzubürden, werden wir in dem Folgenden sehen. Formell hatte die Kaiserin ganz entschieden Recht, wenn sie später behauptete, ohne das Drängen Preußens würde es gar nicht zu einer abermaligen Theilung Polens gekommen sein; — Rußland würde dann eben *das ganze Polen für sich allein in Besitz* genommen haben. —

Was nunmehr Polen selbst betrifft, so hatte, wie bereits in §. 10 erzählt worden, die patriotische Partei dieses Landes, nicht ohne Einwirkung Oesterreichs und in der unverkennbaren Absicht, sich dadurch ein für alle Mal dem russischen wie dem preußischen Einflusse zu entziehen, ihren König Stanislaus an der Spitze, am 3. Mai 1791 eine neue, freisinnige Verfassung octroyirt, von welcher sich die polnischen Patrioten in ihrem überschwänglichen Enthusiasmus nichts weniger als das Herannahen des goldenen Zeitalters für ihr über Alles geliebtes Vaterland versprachen.

Als Beweis dafür, wie tiefer Ernst es diesen wahrhaft patriotischen Polen damit war, durch eine geeignete Verfassung das Glück ihres Landes zu befördern, möge hier angeführt werden, daß zwei der berühmtesten französischen Philosophen jener Zeit, J. J. Rousseau und Mably, zu gutachtlichen Aeußerungen über die zu schaffende polnische Verfassung aufgefordert wurden. Daß dieselben, namentlich der Erstere, Ansichten entwickelten, welche zumeist in unfruchtbaren, phantastischen Theorien bestanden

und für kein Land der Erde, am wenigsten für Polen paßten, erregte zwar verdientermaßen das Lachen des ganzen gebildeten Europa's, kann aber das Ehrenwerthe in dem Bestreben jener Männer nicht verdunkeln. —

Die wesentlichsten Punkte dieser neuen Verfassung, welche wir hier nur so weit anführen, als zum allgemeinen Verständniß erforderlich ist, waren folgende:

Die Königswürde wurde für erblich in der Familie des von der Nation gewählten Königs erklärt. Da aber der gegenwärtige König Stanislaus keine Erben hatte, so wählte der Reichstag schon jetzt den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen zu dessen Nachfolger und, da auch dieser keine Söhne hatte, setzte ein Beschluß des Reichstages fest, daß nach seinem Tode die Krone Polens an denjenigen Fürsten übergehen solle, welchem er, mit Zustimmung des Reichstages, seine Tochter zur Gemahlin gegeben haben werde. Beim Erlöschen des regierenden Hauses sollte das Wahlrecht an die Nation zurückfallen.

Der König bildet die Spitze der vollziehenden Gewalt, ernennt die Minister, jedoch mit der Beschränkung, daß die Ernennung nur auf zwei Jahre gültig ist und jeder Minister entlassen werden muß, wenn sich mehr als zwei Drittel der Mitglieder des Reichstages gegen ihn erklären; er führt den Oberbefehl über das Heer, welches auf die Stärke von 100,000 Mann festgesetzt wird; ihm sind alle Gerichtshöfe und Behörden untergeben.

Der Reichstag, welcher sich regelmäßig alle zwei Jahre versammelt, bildet die gesetzgebende Gewalt; das freie Veto der Landtagsboten ist abgeschafft, die Bildung von Conföderationen untersagt. Die Beschlüsse werden durch Stimmenmehrheit gefaßt, bei gleicher Stimmenzahl entscheidet der König.

Des Weiteren setzte die Verfassung die Berechtigungen der einzelnen Stände fest. Dem Adel wurde die herkömmliche Gleichheit aller Standesgenossen, die Fortdauer aller bisher genossenen Vorrechte gesichert; doch sollten alle Vertreter der Städte im Reichstage am Ende des zweiten Jahres ihrer Wirksamkeit, ebenso alle Offiziere der Armee, welche den Hauptmannsrang erlangten, alle diejenigen, welche in der Civilverwaltung bis zum Range eines Administrators aufgerückt waren, und endlich bei jedem Reichstage 30 bürgerliche Grundeigenthümer auf den Vorschlag der Städte in den Adelstand aufgenommen werden.

Den Mitgliedern der städtischen Gemeinden (ein eigentlicher Bürgerstand war, wie schon früher erwähnt, bei den eigenthümlichen Verhältnissen in Polen bisher nicht zur Entwickelung gekommen) wurde eigene Gerichtsbarkeit, die Berechtigung zur Erlangung aller Staatsämter und persönliche Freiheit gewährleistet.

Auch das harte Loos der Bauern und Leibeignen suchte die Verfassung zu mildern, stellte sie, die bisher gänzlich der Willkür ihrer Herren ausgesetzt waren, unter den Schutz der Gesetze und der Regierung und verwandelte ihr Verhältniß völliger Abhängigkeit in ein auf Verträge gegründetes, zu dessen Erfüllung beide Theile gezwungen werden konnten.

Zur herrschenden Staatsreligion wurde der römisch-katholische Glauben erklärt; doch wurde auch allen nichtkatholischen Christen (Dissidenten) volle

Freiheit in der Ausübung ihres Gottesdienstes, sowie der Genuß aller bürgerlichen Rechte gewährleistet.

So manche und wesentliche Mängel dieser neuen Verfassung Polens auch noch ankleben mochten, so ist doch nicht zu verkennen, daß dieselbe in der Hauptsache den Krebsschaden, welcher die inneren Zustände Polens seit Jahrhunderten geschädigt, nämlich die Wahlmonarchie und das Recht des Veto, beseitigt hatte und es sehr wohl möglich gewesen sein würde, mittelst eines weiteren Ausbaues der Verfassung die polnische Nation einer gedeihlichen Entwickelung ihres Staatslebens entgegenzuführen und ihr eine geachtete und nicht unwichtige Stellung in der Reihe der europäischen Völker zu geben.

Hierzu fehlten indessen nicht weniger als alle Lebensbedingungen für die neu geschaffene Verfassung, mit so glühendem Enthusiasmus auch dieselbe von den leicht entzündlichen Polen in der feierlichsten, dem Feste auf dem Marsfelde in Paris am 14. Juli 1790 nachgeahmten Weise angenommen und beschworen worden war; die Geschichte aber hat längst darüber gerichtet, daß die polnische Nation selbst die wesentlichste Schuld davon trägt, daß diese Verfassung niemals zu kräftigem, gesundem Leben hat erstarken können.

War es doch nur eine verschwindend kleine Anzahl von polnischen Edelleuten gewesen, — und diese ausschließlich hatten ja über die Geschicke ihres Vaterlandes mitzusprechen das Recht, — welche in aufrichtigem und reinem Patriotismus die Nothwendigkeit durchgreifender Verbesserungen erkannt und angestrebt hatten; die Meisten von ihnen, keinen Augenblick gewillt, von den zahllosen Vorrechten ihres Standes zum Wohl des Ganzen auch nur dem geringsten zu entsagen, hofften von der Maiverfassung entweder die Entstehung einer aristokratischen Herrschaft nach dem Muster Englands und hatten nur in dieser Hoffnung, oder auch hingerissen von der augenblicklichen Begeisterung, ihre Genehmigung zu derselben gegeben. Eine dritte und nicht wenig zahlreiche Partei endlich, unter deren Häuptern wir den Krongroßfeldherrn Grafen Rzewuski, den Grafen Branicki, vermählt mit einer Nichte des allmächtigen Potemkin, den Bischof und den General Kossakowski, den Marschall von Litthauen Felix Potocki, den Kanzler Malachowski nennen, war längst durch russisches Gold oder schmeichlerische Versprechungen erkauft, hatte die Vorgänge am 3. Mai mit dem tiefsten Widerwillen betrachtet und war mit Freuden bereit, mit Hilfe Rußlands die alten Zustände in Polen selbst auf Kosten der Selbständigkeit dieses ihres Vaterlandes wieder zurückführen zu helfen.

Selbst König Stanislaus, von jeher insgeheim den Interessen der Kaiserin von Rußland völlig ergeben, ist von dem Verdacht nicht freizusprechen, daß er sich nur durch die Versprechungen Oesterreichs und die Ueberredungskunst der patriotischen Partei, keineswegs aber aus aufrichtiger Ueberzeugung zur selbständigen Verleihung der Verfassung vom 3. Mai habe bestimmen lassen; die große Leichtigkeit, mit welcher er nach kurzer Zeit bei dem drohenden Auftreten Rußlands abermals seine politische Farbe wechselte, spricht entschieden dafür, daß auch zu jener Zeit sein Patriot smus nur ein erheuchelter gewesen sein kann.

Neben dieser inneren Unmöglichkeit der freisinnigen Verfassung traten derselben aber auch von außen her die ernstesten Gefahren entgegen.

Die Kaiserin von Rußland zunächst betrachtete das überaus selbständige Auftreten eines Volkes, welches schon seit Peter I. in völliger Abhängigkeit von Rußland gestanden hatte, mit dem lebhaftesten Unwillen; mußte sie doch befürchten, daß dadurch alle ihre der Ausführung nahen Pläne auf Polen auf's Empfindlichste gestört würden.

Ueberdem hatte Rußland im Jahre 1775 die jetzt gewaltsam abgeschaffte polnische Verfassung, welche der russischen Intrigue in Polen einen sehr erwünschten Spielraum bot, ausdrücklich gewährleistet und das Petersburger Cabinet war nicht einen Augenblick gesonnen, eine für dasselbe so günstige Position ohne Weiteres aufzugeben. Der Kaiserin war es daher im höchsten Grade willkommen, daß sich die Partei der mit der Maiverfassung Unzufriedenen — wir nannten ihre Häupter bereits — nach Petersburg mit der Bitte um Wiederherstellung der alten polnischen Verfassung wendeten; sie nahm dieselben äußerst zuvorkommend auf, versprach die erbetene Hilfe, gab ihnen reichliche Pensionen und erließ eine öffentliche Erklärung, in welcher sie die in Polen erfolgte Staatsumwälzung, welche nur durch die verdammenswerthen Principien der französischen Revolution herbeigeführt sei, auf's Härteste tadelte und den Untergang des polnischen wie des französischen Reiches als Folgen dieser Revolution vorher verkündigte. Inzwischen mußte schon im Mai General Soltykoff bei Polozk ein russisches Heer von 42,000 Mann versammeln; später aber, als der sich seinem Ende nähernde Türkenkrieg große Massen der an der Donau stehenden Truppen dort entbehrlich machte, erhielt Fürst Potemkin den Befehl, auch diese unverzüglich nach den Grenzen Polens in Bewegung zu setzen.

Größere Sorge als das schwache, uneinige Polen machte der Kaiserin das Benehmen der beiden deutschen Mächte.

Schon das Bündniß zwischen beiden vom 7. Februar reizte in hohem Grade ihre Empfindlichkeit, weil Oesterreich und Preußen sich in demselben zum Schutze einer freien Verfassung Polens (wenn auch nicht der vom Mai 1791, siehe §. 11) geeinigt hatten und somit Rußland Gefahr lief, die bisher allein über Polen geführte Oberaufsicht fortan mit beiden deutschen Mächten theilen zu müssen. Die von Oesterreich vorgeschlagene, von Preußen nur widerwillig und bedingungsweise zugestandene Errichtung einer polnisch-sächsischen Erbmonarchie erfüllte die Kaiserin vollends mit tiefem Groll; die fast naiv zu nennende Aufforderung zur Betheiligung an diesem Project, von Wien her erlassen, wurde deshalb in Petersburg kalt abgelehnt und die Rüstung zu einem energischen Angriff auf Polen in der umfassendsten Weise fortgesetzt. Die endlich erfolgende Kriegserklärung Frankreichs an Oesterreich wurde deshalb von Niemand freudiger begrüßt, wie von Katharina von Rußland; der Wunsch, den sie noch im December 1791 zu Suworoff geäußert, war damit vollständig erfüllt.

Friedrich Wilhelm II. von Preußen, seinen Staat durch die Consolidirung eines starken und unter österreichischem Einflusse stehenden polnischen Reiches, wie es die Verfassung vom Mai 1791 anstrebte, auf's Aeußerste bedroht sehend, hatte außerdem noch gewichtige Ursachen, auf seinen Bundes-

genossen ernstlich zu zürnen. Die maßlosen und völlig ungerechtfertigten Ansprüche der Polen, welche sich bei einem zwischen beiden Staaten schwebenden Handelsvertrage geltend machten und welche der König noch in einem Schreiben vom 11. April 1791 sehr bestimmt hatte zurückweisen müssen, die durch russische Intriguen bestärkte Weigerung Polens, für alle Leistungen, welche es von Preußen forderte, die Städte Danzig und Thorn abzutreten, die leidenschaftliche und maßlose Agitation, welche sich in Polen bei dieser Veranlassung gegen Preußen entwickelt hatte, endlich die rücksichtslose Art, mit welcher die Republik am 3. Mai, ohne ihren Bundesgenossen zu Rathe zu ziehen, ihre Verfassung geändert hatte — Alles dies hatte den König tief gegen eine Nation verstimmen müssen, welche bei dem Bunde mit Preußen sich so überaus selbstsüchtig zeigte. Nur die sich während des Jahres 1790 immer drohender gestaltende Aussicht auf einen Krieg mit Rußland und der Wunsch, Polen hierbei auf seiner Seite zu halten und nicht in ein Bündniß mit Rußland zu treiben, hatte den König seine gerechte Empfindlichkeit gegen Polen unterdrücken lassen, ihn schließlich zur Anerkennung der Verfassung vom 3. Mai bewogen.

Wie endlich der immer näher heranrückende Krieg gegen Frankreich beide deutschen Mächte zu einem scheinbar festen Bündniß führte, wie bei dem wirklich ausgebrochenen Kriege, bei welchem man zunächst auf alle Eroberungen in Frankreich verzichtet hatte, Preußen den Entschluß gefaßt hatte, Polen seinem Schicksal zu überlassen und, da es dasselbe vor Rußland nicht schützen konnte, für sich selbst eine polnische Provinz als Entschädigung zu fordern und so wenigstens nicht das ganze Polen an Rußland fallen zu lassen, — wie ferner Oesterreich, nachdem es den für unmöglich erkannten Plan einer sächsisch-polnischen Monarchie hatte aufgeben müssen, durch Rußland selbst auf den Gedanken gebracht worden war, durch den baierisch-belgischen Tauschplan seinen Vortheil zu wahren, — wie endlich bei dem Widerstande Preußens gegen die ganz unvermuthete österreichische Forderung, hierbei auch Ansbach-Baireuth zu erwerben, auch dieser Plan hatte aufgegeben werden müssen und das unglückliche Resultat des ganzen Feldzuges schließlich nur eine tief verbitterte Stimmung zwischen den beiden Bundesgenossen zurückgelassen hatte, haben wir in den vorigen Paragraphen erzählt und dürfen Alles dies daher als bekannt voraussetzen. Noch in den zu Merle gepflogenen Verhandlungen zwischen Haugwitz und Spielmann am 25. October hatte der Erstere ganz entschieden erklärt, daß der König niemals in den baierischen Tauschplan willigen und sich fernerhin nur noch mit 20,000 Mann am Kriege gegen Frankreich betheiligen werde, wenn Oesterreich ihm nicht eine Entschädigung in Polen, und zwar jetzt doppelt so groß, als die in Mainz geforderte, zugestehen wolle.

Indessen war längst vorher der entscheidende Schlag gegen Polen gefallen.

In der strafbarsten Sicherheit und Sorglosigkeit hatte der polnische Reichstag, sich trotz aller Preußen zugefügten Kränkungen und Zurückweisungen noch immer in dem seltsamen Glauben befindend, Preußen sei verpflichtet, Polen und seine Verfassung gegen jeden Angriff zu schützen, es in dem verflossenen Jahre völlig verabsäumt, das Land in vertheidigungs-

fähigen Zustand zu versetzen. Statt der durch die Verfassung festgesetzten Armee von 100,000 Mann hatte Polen zur Zeit der höchsten Gefahr, als schon die russischen Colonnen sich drohend seinen Grenzen näherten, kaum 50,000 Mann regelmäßiger, noch dazu schlecht bewaffneter und wenig kriegstüchtiger Truppen zur Verfügung.

Erst im Anfange des Monats April 1792 weckten die fortschreitenden Rüstungen Rußlands den Reichstag soweit aus seiner Sorglosigkeit, daß König Stanislaus sich entschloß, an das Berliner Cabinet eine äußerst ängstliche Anfrage über die zu ergreifenden Maßregeln zu richten. Die am 14. April eintreffende Antwort des Königs von Preußen, welcher um dieselbe Zeit gerade mit Rußland in der lebhaftesten Unterhandlung über den Abschluß eines Polen betreffenden Vertrages begriffen war, zeigte den Polen deutlich, daß sie von preußischer Seite auf keine Unterstützung zu rechnen hätten. Es heißt dort:

> „Es ist nicht wahrscheinlich (!), daß die Russen einen Einfall in Polen wagen werden, höchstens dürften sie sich als Freunde und Beschützer der Unzufriedenen den Grenzen nähern (!). Indessen ist es Sache der polnischen Nation, ihre Lage selbst zu bedenken und wirksame Maßregeln für ihre Sicherstellung zu treffen, denn dies würde auch die Handlungsweise der fremden Mächte bestimmen." —

Der Reichstag decretirte darauf in seiner Sitzung vom 16. April das Vaterland in Gefahr, berief die gesammte Nation zu den Waffen und bewilligte die Mittel zur Aufstellung eines Heeres von 100,000 Mann, dessen Oberbefehl dem Könige übertragen wurde. Indessen kam, wie wir gleich sehen werden, selbst zur Zeit der höchsten Noth die Armee bei Weitem nicht auf die angegebene Stärke, noch weniger übernahm Stanislaus jemals den Befehl über dieselbe.

Noch deutlicher und unzweideutiger documentirte sich die Gesinnung des preußischen Cabinets, als die polnische Regierung in Berlin die Mittheilung von den beschlossenen Rüstungen machen und die Erklärung hinzufügen ließ, daß dieselben nur zur Abwehr eines Angriffs von außen her bestimmt seien. Erst am 14. Mai, also fast vier Wochen nach der erhaltenen Anzeige, erwiderte Luchesini, zur Zeit Gesandter Preußens in Warschau:

> „Der König, mein Herr, sieht die ihm gemachte Mittheilung als einen Beweis von Achtung an, kann jedoch von den Anordnungen, welche den Reichstag beschäftigen, keine Kenntniß nehmen."

Die Kaiserin wartete indessen in vorsichtiger Weise mit entscheidenden Schritten gegen Polen, bis sie der Zustimmung des Königs von Preußen völlig sicher und der Krieg gegen Frankreich unvermeidlich geworden war; auf Widerspruch seitens Oesterreichs war man in Petersburg entschlossen, keine Rücksicht weiter zu nehmen, sobald dasselbe erst ernstlich im Westen verwickelt war. Die Erklärung Friedrich Wilhelm's II. vom 13. März, daß er mit den Ansichten der Kaiserin völlig einverstanden und nur durch das Bündniß mit Oesterreich genöthigt sei, dessen Zustimmung abzuwarten, genügte der Kaiserin vollkommen für den ersten Punkt; der Sieg der Gironde in Paris beruhigte sie über den zweiten.

So erhielt denn General Kachowski am 8. April den Befehl, mit 64,000 Mann kriegsgeübter und bewährter Truppen gegen die Südgrenze Polens zu rücken, während General Kretschetnikoff mit 32,000 Mann von Norden und Osten her sich gegen Litthauen in Bewegung setzen mußte; den seit dem Sommer 1791 in Petersburg versammelten Häuptern der Unzufriedenen aber wurde der Auftrag ertheilt, die Grundzüge einer Conföderation für die künftige Staatsform zu entwerfen.

Felix Potowski war es, welcher dieselbe in Petersburg verfaßte, der Kaiserin zur Genehmigung vorlegte und dieselbe am 14. Mai, von zwölf der angesehensten Magnaten unterzeichnet, von dem in der Ukraine gelegenen kleinen Städtchen Targowice aus verkündete.

Von diesem Umstande erhielt die Erklärung der polnischen Unzufriedenen den Namen der Conföderationsacte von Targowice. In derselben verpflichten sich die Unterzeichner eidlich, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Verfassung von 1791, welche sie „das Grab der polnischen Freiheit" nennen, zu vernichten; ferner heißt es in diesem Manifest:

> „durch arglistigen Betrug sei die Nation um ihre Freiheit gebracht worden, indem der Reichstag seine Sitzungen über Gebühr verlängert, eigenmächtig die alte Regierungsform gestürzt, dem Volke neue Grundgesetze aufgebürdet, die Zahl der Landboten verdoppelt, den unbegüterten Adel von den Landtagen ausgeschlossen, durch den Verkauf der Starosteien den Staat seines Eigenthums beraubt, Polen in ein Erbreich verwandelt, die Volksherrschaft vorbereitet, die Annahme der Verfassung mit Gewalt durchgesetzt und dadurch den Despotismus begründet habe." —

Wenige Tage später, am 18. Mai, an demselben Tage, an welchem General Kachowski die polnische Grenze überschritt, übergab der russische Gesandte Bulgakow in Warschau das Kriegsmanifest seiner Kaiserin an Polen. Katharina erklärte in diesem, mit der diplomatischen Feinheit aller russischen officiellen Documente verfaßten Manifeste, daß sie mit ihrem Einschreiten in Polen keinen anderen Zweck habe, als die durch eine revolutionäre Partei untergrabene Freiheit des polnischen Volkes, welche nur bei der früheren Verfassung gedeihen könne, wieder herzustellen (!). Damit aber war, und wie man zugeben muß mit großer Gewandtheit, der eigentliche Stand der polnischen Frage völlig umgekehrt worden; die Partei, welche die Verfassung vom Mai 1791 constituirt hatte, mit ihr König Stanislaus selbst, war damit als der eigentliche Feind der polnischen Freiheit, die Conföderation von Targowice für die wirklich gesetzliche Regierungsgewalt Polens erklärt worden, die russische Kriegserklärung galt nicht der polnischen Nation, sondern der revolutionären Regierung, welche sich am 3. Mai 1791 nach Umsturz der allein zu Recht bestehenden Verfassung Polens constituirt hatte.

Die Kaiserin sagt in diesem Kriegsmanifest weiter, daß sie ihre Heere nicht aus Herrschsucht oder um die vielen, Rußland von Polen zugefügten Kränkungen und Beleidigungen zu rächen, in Polen einrücken lasse. Das Manifest zählt alle diese Beleidigungen, unter welchen besonders der gewaltsame Umsturz der Verfassung von 1775, die Verwandlung der Wahl-

monarchie in ein erbliches Königreich, der Abschluß eines Bündnisses mit der Türkei, dem Feinde Rußlands, besonders betont werden, auf und vergißt, leicht erklärlicher Weise, nur den einzigen Punkt, in welchem Polens Benehmen in der That eine offenbare Feindseligkeit gegen Rußland documentirte, zu erwähnen, nämlich Polens Bündniß mit Preußen.

Die Kaiserin will in ihrer Großmuth alle diese Beleidigungen verzeihen; obgleich die geringste derselben hinreichend sei, sie vor Gott und den Menschen zu nachdrücklicher Genugthuung zu berechtigen, so wolle sie doch in ihrer Billigung nicht die gesammte polnische Nation mit einer Partei verwechseln, welche das Vertrauen derselben getäuscht habe.

Am Schlusse heißt es endlich:

> „Dennoch könne die Kaiserin nicht taub sein gegen die Bitten so vieler edler polnischer Patrioten, die von ihr die Vollziehung der übernommenen Garantie und die Unterstützung einer Conföderation verlangt hätten, durch welche sie sich zur Wiederherstellung der Gesetze und Freiheiten der Republik verbunden hätten. Sie habe deshalb ihren Truppen den Befehl ertheilt, in das polnische Gebiet einzurücken, nicht als Feinde, sondern als Freunde, um zu jenem edlen Zwecke mitzuwirken und eine Constitution zu vernichten, welche durch einen Act der Empörung in's Leben gerufen und mit einem Meineide beschworen worden sei. Die polnische Nation möge unbedingt der Großmuth und Uneigennützigkeit der Kaiserin vertrauen.“ —

In Warschau entstand in Folge dieser russischen Erklärung begreiflicher Weise die größte Verwirrung und Aufregung. In Folge der strafbaren Saumseligkeit der Regierung befanden sich die ohnehin geringen Vertheidigungskräfte des Landes im elendesten Zustande; kaum 15,000 Mann regelmäßiger Truppen standen in Litthauen in einzelnen Garnisonen verstreut; mit nicht mehr als 20,000 Mann sollte der jüngere Poniatowski zwischen Dniestr, Bug und Dniepr das südliche Polen gegen mehr als dreifache Uebermacht vertheidigen. Aber in schwer zu begreifender Verblendung stützte sich der Reichstag, eine Menge von Maßregeln beschließend, die niemals zur Ausführung gelangten, noch immer auf das Bündniß mit Preußen vom März 1790, baute fest auf preußische Hilfe und antwortete dem russischen Gesandten mit hochtrabenden Worten: „daß, wenn der Nation ihre Souveränetät und dem Reichstage sein gesetzmäßiges Ansehen bestritten werden solle, die Wahl zwischen einer erniedrigenden Nachgiebigkeit und den ehrenvollen Gefahren einer nothwendigen Vertheidigung nicht zweifelhaft sein könne.“

König Stanislaus aber schwor auf's Neue, die Verfassung und die Nation auf's Aeußerste zu vertheidigen und sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen; er selbst war später der Erste, welcher aus Furcht vor dem Zorn der Kaiserin beide treulos im Stiche ließ.

Zu spät sollten die Polen aus ihrer Täuschung geweckt und gewahr werden, daß sie in dem bevorstehenden Kampfe gegen Rußland auf fremde Hilfe nicht zu rechnen hätten.

Als Graf Ignaz Potocki zu Ende des Monats Mai, als schon die russischen Heere von Norden, Osten und Süden her unaufhaltsam in Polen vordrangen, nach Berlin ging, um auf Grund des Vertrages vom März 1790 die preußische Hilfe in Anspruch zu nehmen, erhielt er dort die leicht vorauszusehende Antwort:

> „Da Se. Majestät der König von Preußen an der Errichtung der Constitution von 1791 keinen Antheil genommen habe, werde sich derselbe auch nicht verpflichtet halten, den Anhängern derselben Beistand zu leisten."

Ein eigenhändiger Brief des Königs Stanislaus an den König von Preußen, vom 31. Mai datirt, hatte keinen besseren Erfolg. Mit Bestimmtheit erklärte Friedrich Wilhelm, daß er alle diese Verlegenheiten Polens vorausgesehen und oft genug auf dieselben habe aufmerksam machen lassen, daß er zwar die neue Verfassung, welche man sich ohne sein Zuthun gegeben habe, stillschweigend hingenommen habe, daß dieselbe aber mit dem früher abgeschlossenen Bündnisse Preußens mit Polen gar nichts zu thun, vielmehr eine ganz neue Lage der Dinge geschaffen habe, daß endlich der König, bei aller persönlichen Freundschaft und Theilnahme für König Stanislaus, sich nicht entschließen könne, dem längst vorausgesagten Angriffe Rußlands auf Polen entgegenzutreten, so lange man in Polen auf dem Vorsatz bestehe, das Werk vom Mai 1791 aufrecht zu erhalten. Dagegen sei der König bereit, wenn die patriotische Partei auf der Stelle umkehren und die alte Verfassung von 1775 wieder herstellen wolle, sich sowohl mit der russischen, wie auch mit der österreichischen Regierung über anderweitige Maßregeln zu verständigen, durch welche der Republik Polen ihre Rechte wiederzugeben seien. —

Ebenso vergeblich wie Potocki in Berlin, versuchte Prinz Adam Czartoryski in Wien und gleichzeitig Abbé Piatoli in Dresden, dem bedrängten Polen fremde Hilfe auszuwirken.

In Wien hatte man, wie bekannt, zu dieser Zeit bereits die sächsisch-polnische Erbmonarchie gänzlich aufgegeben, sich mit der Entschädigung Preußens in Polen einverstanden erklärt und betrieb seinerseits den belgisch-baierischen Tauschplan mit dem größten Eifer; auch konnte man, ohnehin mit dem französischen Kriege vollauf beschäftigt, in Wien nicht wohl an eine Unterstützung Polens denken, welche Oesterreich unfehlbar in einen Krieg mit Rußland und auch mit Preußen verwickelt haben würde.

Der Kurfürst Friedrich August von Sachsen endlich, ein Mann von ehrenwerthem und streng rechtlichem Charakter, aber in hohem Grade bedächtig und ohne jede staatsmännische oder kriegerische Befähigung, war um so weniger geneigt, das Wohl seiner sächsischen Unterthanen für Polen auf's Spiel zu setzen, als der in Aussicht gestellte Besitz der polnischen Krone für ihn mit jedem Tage unwahrscheinlicher wurde, die polnische Verfassung vom Mai 1791 in seinen Augen überdem so erhebliche Mängel darbot, daß er schon früher, zu einer bestimmten Erklärung gedrängt, die Annahme der Krone an die Bedingung sehr wesentlicher, zum Theil gar nicht ausführbarer Abänderungen der Verfassung geknüpft hatte.

Ein letzter Versuch des Königs Stanislaus, ohne Genehmigung des Reichstages und zu einer Zeit unternommen, in welcher die völlige Nieder-

lage der Polen schon nicht mehr zu bezweifeln war, scheiterte vollständig. Am 22. Juni richtete Stanislaus einen eigenhändigen Brief an die Kaiserin, in welchem er an ihre alte Freundschaft und ihre persönlichen Gefühle für ihn appellirt, zugesteht, daß Polen der Errichtung einer stärkeren und besser geordneten Regierung als der bisherigen bedürfe und schließlich Katharina beschwört, der Republik den Großfürsten Constantin zum Könige, natürlich als Nachfolger des jetzigen zu geben. Ewige Allianz mit Polen und vortheilhafte Handelsverträge wurden außerdem in Aussicht gestellt.

Es war zu spät. Die Kaiserin, welche einige Monate früher vielleicht mit Freuden einen Vorschlag angenommen haben würde, welcher Polen in völlige Abhängigkeit von Rußland gebracht und ihr die schmerzliche Nothwendigkeit erspart hätte, ein Stück von Polen an Preußen zu überlassen, sah sich jetzt hieran durch ihre Verpflichtungen gegen die deutschen Mächte verhindert; sie lehnte daher den Vorschlag des Königs, in welchem sie überdem nur einen Versuch erblickte, sie im entscheidenden Augenblicke mit Preußen zu entzweien, in äußerst kaltem Tone ab und forderte am 21. Juli in gebieterischer Weise die sofortige Aufhebung der Constitution von 1791 und die Wiederherstellung der früheren Verfassung, auf welcher allein die Berechtigung des Königs zur polnischen Krone begründet sei. Nur, wenn der König sofort diese Bedingungen erfülle und selbst der Targowiczer Conföderation beitrete, werde die Kaiserin im Stande sein, ihm überhaupt die Krone zu retten und sich auch fernerhin seine Schwester und freundliche Nachbarin zu nennen. Die Drohung genügte, wie wir weiter unten sehen werden, vollkommen, um den schwachen Stanislaus zur Nachgiebigkeit zu bewegen; vorläufig aber müssen wir einen kurzen Blick auf die militärischen Operationen Rußlands werfen. —

Am 18. Mai hatte, wie der Leser sich erinnern wird, General Kachowski mit 62,000 Mann die Grenzen Polens überschritten. Bei seiner ungeheuren Uebermacht gelang es dem General ohne Schwierigkeit, seinen Gegner Potocki in wenigen Wochen aus Podolien zu verdrängen, ohne daß es dabei zu einer Schlacht kam; erst in Volhynien versuchte Potocki bei Zielence mit großer Tapferkeit Widerstand zu leisten; auch hier mußte er indessen der russischen Uebermacht weichen und sich in großer Eile und mit schweren Verlusten bis hinter den Bug, zwischen Dubienka und Brzesc Litewski zurückziehen. Von Norden her war zu derselben Zeit General Kretschetnikoff in das fast gänzlich von Streitkräften entblößte Litthauen eingedrungen, hatte Wilna besetzt, woselbst die neue Conföderation mit großer Feierlichkeit und unter dem Jubel des Volkes verkündet wurde und erreichte, die geringen polnischen Schaaren ohne Mühe vor sich hertreibend, Grodno; in sechs Wochen etwa war somit die Hälfte des polnischen Gebietes in die Gewalt der russischen Truppen gefallen.

Unter so traurigen Verhältnissen übernahm der General Thaddäus Kosciuszko, einer der edelsten, von wahrhafter und reiner Vaterlandsliebe durchdrungenen polnischen Patrioten, den Oberbefehl über das polnische Heer am Bug.

In Frankreich erzogen und gebildet, und schon in den nordamerikanischen Freiheitskämpfen, welche der noch jugendliche Pole als Freiwilliger mitfocht, sich den Ruf hoher Tapferkeit und seltenen Feldherrntalentes

erwerbend, war Kosciuszko vor allen Anderen dazu befähigt, sein Vaterland zu retten, wenn die Nachlässigkeit des Reichstages, die Uneinigkeit der Polen unter sich, die Schwäche ihres Königs die Rettung nicht überhaupt unmöglich gemacht hätten. So wie die Sachen standen, konnte auch Kosciuszko das Schicksal Polens nicht abwenden.

Vergeblich stellte sich Kosciuszko dem russischen General Kachowski, als dieser am 17. Juli den Bug überschritten, mit nur 4000 Polen bei Dubienka mit heldenmüthiger Tapferkeit entgegen; obgleich unbesiegt, mußte er doch in der Besorgniß, auf allen Seiten umgangen zu werden, seine feste Stellung aufgeben. Mit ihm schwand die letzte Hoffnung Polens, sich selbst vor der russischen Herrschaft zu retten, dahin; unaufhaltsam drangen nunmehr die russischen Heere auf den Mittelpunkt des Reiches, Warschau, vor. —

Während dieser kriegerischen Vorgänge war es inzwischen auch zu vollem Verständniß zwischen den Cabineten von Petersburg, Wien und Berlin gekommen. Nachdem der Wiener Hof, erfreut über den vom russischen Gesandten Grafen Rasumowski selbst angeregten Vorschlag, für Oesterreich eine Entschädigung in Baiern zu suchen, in Petersburg officiell mit diesem Plane hervorgetreten war, kam es schon am 13. Juli zwischen beiden Mächten zum Abschluß eines Vertrages, in welchem sie sich gegenseitige Hilfsleistung mit 12,000 Mann für den Fall eines Angriffs*) zusagten, Oesterreich außerdem dem mit dem russischen Kaiserhause nahe verwandten Hause Holstein-Gottorp den Besitz des Herzogthums Oldenburg gewährleistete und sich ausdrücklich verpflichtete, mit Rußland gemeinschaftlich die Verfassung von 1775 wieder herzustellen. Zum Dank für dieses bereitwillige Aufgeben der Lieblingsidee des verstorbenen Kaisers Leopold über die Neugestaltung Polens willigte Rußland in den baierischen Tauschplan, jedoch, wie wir bereits erwähnten, nicht ohne arglistiger Weise Oesterreich darauf aufmerksam zu machen, daß es bei diesem Tauschgeschäft zwar eine bessere Abrundung, aber nicht eine Quadratmeile Land gewinne. Es erreichte seinen Zweck, neue Verwickelungen zwischen Oesterreich und Preußen herbeizuführen, damit vollständig.

Seitdem nahmen nun auch die Verhandlungen mit Preußen rascheren Fortgang. —

Das am 25. Mai in Berlin eintreffende Anerbieten der Kaiserin von Rußland, die beiden deutschen Mächte in ihrem Kriege gegen Frankreich unter der Bedingung thatkräftig zu unterstützen, daß das französische Gebiet von der Entschädigungsfrage ausgeschlossen bleibe, wegen dieser aber mit Preußen einen besonderen Vertrag einzugehen, hatte Friedrich Wilhelm, treu seinen Verpflichtungen gegen Oesterreich, zwar sehr entgegenkommend beantwortet und die Kaiserin aufgefordert, ihm ihre näheren Absichten über den Inhalt des abzuschließenden Vertrages mitzutheilen; aber er hatte es doch für nöthig gehalten, darauf hinzuweisen, daß er durch sein Bündniß mit Oesterreich genöthigt sei, die Entschädigungsfrage mit diesem und Ruß-

*) Nur, wenn Oesterreich von Italien, Rußland von Persien, China oder der Tatarei her angegriffen werden sollte, schloß der Vertrag diese Hilfsleistung aus.

land gemeinsam zu regeln, daher das russische Anerbieten nach Wien mitzutheilen. Diese Mittheilung, so wie die offene Erklärung des Königs waren es, wie wir wissen, hauptsächlich gewesen, welche in Wien den völligen Umschwung des Systems Kaiser Leopold's herbeigeführt und den Wunsch geweckt hatten, gleich wie für Preußen, auch für Oesterreich die Entschädigung in Polen zu suchen, ein Gedanke, der indessen der Kaiserin in ihre Pläne gar nicht paßte und sie dazu bewog, durch den Grafen Rasumowski die Idee der Vertauschung Belgiens gegen Baiern in's Leben zu rufen. Als nun aber am 21. Juni das Petersburger Cabinet gegen Preußen deutlicher mit seinen Vorschlägen hervortrat und demselben ein Bündniß ähnlichen Inhalts anbot wie der des mit Oesterreich später abgeschlossenen Vertrages (13. Juli), bei welchem von Preußen nur außerdem verlangt wurde, daß es mit Rußland gemeinschaftlich die Verfassung des Herzogthums Curland vom Jahre 1788 garantire, war der König um so mehr geneigt, auf die russischen Anerbietungen einzugehen, als in denselben zum ersten Male seitens der Kaiserin die Berechtigung einer Entschädigung für Preußen, außerhalb Frankreichs, also in Polen deutlich anerkannt worden war.

Wir werden weiter unten auf diese verwickelten Verhandlungen zurückkommen, und führen zunächst unserem Leser die weitere Entwickelung der polnischen Frage selbst vor.

Mit dem Befehl der Kaiserin vom 21. Juli, sofort die Conföderation von Targowicz anzuerkennen und die alte Verfassung von 1775 wieder aufzurichten, hörte jeder Widerstand des Königs von Polen, so wie der polnischen Patriotenpartei, deren Häupter Ignaz Potocki, Kosciuszko, Malachowski, Kollantai u. A. nach der Niederlage von Dubienka größtentheils das Land verließen und nach Wien oder Dresden flüchteten, auf. Schon am 30. Mai hatte sich der Reichstag auf unbestimmte Zeit vertagt und somit dem wankelmüthigen Stanislaus und seinen Ministern, trotz des Umstandes, daß schon zu dieser Zeit vielfache und begründete Zweifel an der Aufrichtigkeit des Königs im Gange waren, die weitere Leitung der Staatsangelegenheiten überlassen.

So trifft die Mitglieder des Reichstages, welche, um nur sich selbst vor dem Zorn der Kaiserin zu retten, ihr Vaterland im Augenblick der höchsten Gefahr im Stich ließen, verdientermaßen größerer Tadel, als den schwachen und verzagten König Stanislaus, welcher, nirgends Hilfe erblickend und nur bestrebt, die wankende Krone auf seinem Haupte zu bewahren, sich dem Willen der Kaiserin unterwarf.

Am 22. Juli versammelte Stanislaus die Minister, den Primas des Reiches, die beiden Reichstags-Marschälle, so wie die höchsten Würdenträger der Krone, gab ihnen zu erwägen, daß bei den dem Könige sehr wohl bekannt gewordenen geheimen Verabredungen der Höfe von Petersburg, Wien und Berlin die fernere Vertheidigung der Republik unmöglich und erfolglos sei, daß dieselbe der gänzlichen politischen Vernichtung nur durch bereitwilliges Eingehen auf die Forderungen der Kaiserin und durch engen Anschluß an Rußland entgehen könne und er, der König, daher seinerseits entschlossen sei, den Willen der Kaiserin zu erfüllen und sich der Targowiczer Conföderation anzuschließen.

Vergeblich protestirte der patriotische Krongroßschatzmeister gegen diesen, Polen für immer vernichtenden Beschluß und wies darauf hin, wie man noch lange nicht alle Mittel erschöpft habe, wie das Heer wohl ausgerüstet und vom besten Willen beseelt sei, den Kampf um die heiligsten Güter der Nation fortzusetzen; vergebens versuchte er noch im Augenblick der Unterzeichnung dem Könige die Feder zu entreißen — die Mehrzahl der Anwesenden stimmte dem Könige bei und die Unterwerfung Polens wurde beschlossen.

Möge man die Nachgiebigkeit des Königs Stanislaus mit Rücksicht auf die zwingende Macht der Umstände, auf die von allen Seiten Polen bedrohenden Gefahren, auf seine völlige Hilflosigkeit und innere Uneinigkeit begreiflich und entschuldbar finden, so muß doch der Inhalt der Erklärung, mit welcher er am 25. August der Nation seinen Entschluß verkündete, mit tiefem Widerwillen gegen solche Charakterlosigkeit und solchen Wankelmuth erfüllen. Er, welcher selbst die Verfassung vom 3. Mai hatte mit schaffen helfen, entblödete sich nicht, in dieser Proclamation öffentlich zu sagen:

> „Unsinnige Neuerer, angesteckt von Grundsätzen, welche die Ruhe der Nationen unterwühlen, haben es gewagt, die ehrwürdige Herrschaft der Gesetze, welche der Republik seit ihrem ersten Jahrhundert zur Grundlage dienten, umzustoßen und es versucht, Polen unter das Joch einer monarchischen und zugleich demokratischen Regierung zu bringen. Ein einziger Reichstag sah so viele Gesetze entstehen, daß, als man sie ordnen und ausführen wollte, die Schwierigkeit des Unternehmens bewog, sie wieder aufzuheben. Die Stützen dieser neuen Verfassung aber waren nicht nur schwach, sondern auch dem System der Gesetzgebung entgegen, welches allein die Existenz Polens sichern kann. Ich entsage daher sowohl der im Jahre 1788 errichteten Conföderation *), als auch dem Reichstage, der, um eine unpolitische Revolution zu bewirken und zu befestigen, gegen das Herkommen der Republik und mit Verletzung der bestimmten Gesetze vier Jahre hindurch verlängert worden ist. Freiwillig und mit ganzer Seele trete ich der neuen Conföderation bei, welche, dem Wunsche der gesammten Nation gemäß, zu Targowicz errichtet worden ist. Ich verspreche, mich nach allen Gesetzen zu richten, welche sie ergehen lassen wird und thue dies um so bereitwilliger, als der großmüthige und uneigennützige (!) Schutz der Kaiserin die Ruhe in den Schooß der Republik zurückführt, ihre Rechte und Integrität sichert und neue Quellen der Wohlfahrt für dieselbe verheißt" u. s. w.

So war es wahrlich nur gerechte Strafe, daß den König, der seinen eigenen Thaten solche Worte folgen lassen konnte, die allgemeine Verachtung der Nation traf, daß selbst die Conföderirten von Targowicz erst durch einen besonderen Befehl von Petersburg bewogen werden mußten,

*) Diese hatte eben die Grundzüge der Verfassung von 1791 berathen.

Stanislaus als ihren rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen und seinen Beitritt zur Conföderation zu gestatten.

Wer aber der wirkliche Landesherr in Polen fortan war, sollten auch sie bald erfahren. Zwar galt nominell als oberste Staatsgewalt die Targowiczer Conföderation, welche unter dem Titel: „Generalität“, eine höchste Behörde für Polen unter dem Vorsitze Felix Potocki's in Brzesc, eine ähnliche unter Leitung der beiden Kossakowski's für Litthauen in Grodno eingesetzt hatte; aber schon bei ihren ersten, der Kaiserin mißfälligen Handlungen ließ Katharina der Conföderation durch ihren Vertreter bei derselben, den Staatsrath Bühler, am 14. August eröffnen:

> „daß sie das Wohl der Nation, nicht das einiger Individuen wolle, daß sie das wahre Interesse Polens besser kenne und demnächst den Conföderirten die Richtschnur für ihr Verfahren geben werde. Die Erfahrung habe bewiesen, wie sehr die Herren dem Irrthum unterworfen seien, wenn sie ihrer eigenen Meinung folgten; die Kaiserin aber wolle Polens Ruhe auf fester Grundlage“ u. s. w.

In der That war die Kaiserin die wirkliche Beherrscherin Polens; ihre Truppen hatten das ganze Land überschwemmt, sogar die alte Residenzstadt Warschau besetzt, während die versprengten Ueberreste der polnischen Armee theils in einzelne, weit entlegene Garnisonen zerstreut, theils gänzlich entwaffnet und entlassen, theils sogar zur Vervollständigung in die Reihen des russischen Heeres eingestellt worden waren, und das Land sich, völlig wehrlos gemacht, aller Willkür seines siegreichen Gegners ausgesetzt sah.

Mit den wachsenden Erfolgen aber stieg gleichmäßig die Abgeneigtheit Katharina's, von der leicht errungenen Beute auch nur das kleinste Stück abzutreten.

So war denn zwar am 7. August ein Vertrag mit Preußen zu Stande gekommen, in welchem auf Verlangen des Königs Friedrich Wilhelm Rußland auch die Mitberechtigung Oesterreichs zur Regelung der polnischen Angelegenheiten anerkannt, ebenso die Bedingung Preußens, daß niemals ein Prinz der drei betheiligten Mächte den polnischen Thron einnehmen solle, zugestanden hatte, schließlich aber die Hauptfrage der ganzen Angelegenheit, die Entschädigung Preußens und Oesterreichs, auf die gehoffte Verständigung beider Mächte bei Gelegenheit des Congresses in Mainz verschoben wurde.

Wie diese Hoffnung vollständig fehlschlug, wie vielmehr schon in Mainz der zwischen den deutschen Mächten herrschende Zwiespalt deutlich hervortrat und wie endlich nach dem gänzlich verunglückten Feldzuge in der Champagne die Absichten Preußens und Oesterreichs immer weiter auseinandergingen und nur die loyale Gesinnung des Königs von Preußen noch den förmlichen Bruch zwischen Beiden für's Erste verhütete, haben wir bereits erzählt. Um so höher stiegen die Ansprüche Rußlands, um so weniger war man in Petersburg geneigt, auch nur an Preußen einen Theil des eroberten Polens abzutreten und nicht ohne Bedeutung wies der russische Minister Ostermann den preußischen Gesandten Grafen Golz auf das Manifest des Herzogs von Braunschweig hin, welches ja von vornherein

auf alle Eroberungen Verzicht geleistet habe. Die kategorischen Forderungen, mit welchen Preußen auf den Conferenzen zu Merle im October 1792 hervortrat, setzten das Wiener Cabinet vollends in Verlegenheit. Verweigerte man dieselben, so war auf eine thatkräftige Unterstützung von Seiten Preußens fernerhin nicht mehr zu rechnen; ohne diese aber wurde die Wiedereroberung des inzwischen von den Franzosen überschwemmten Belgiens, vollends nach dem entscheidenden Siege bei Jemappe, fast zur Unmöglichkeit, und mit Belgien hatte Oesterreich zugleich das Object verloren, für welches dasselbe Baiern einzutauschen bestrebt war.

Unter diesen Umständen kam man in Wien zu dem Entschlusse, den Krieg gegen Frankreich mit verdoppeltem Eifer wieder aufzunehmen, um nur Preußen bei dem Bündnisse zu erhalten; in die Rüstungen Oesterreichs kam damit neues Leben, 25,000 Mann wurden sofort nach dem Rhein in Bewegung gesetzt, endlich nach der Niederlage von Jemappe trotz der dringenden Finanzverlegenheit Oesterreichs das ganze Heer auf den Kriegsfuß gesetzt und abermals dringende Aufforderungen zur Rüstung gegen den Reichsfeind nach Dresden, Hannover und München gerichtet.

Ebenso entschloß man sich, Preußen gegenüber den Anspruch auf die Abtretung von Ansbach und Baireuth fallen zu lassen und war somit zwar für den folgenden Feldzug der thätigsten Mitwirkung desselben versichert, befand sich dagegen noch immer der Gefahr gegenüber, daß Preußen im Einverständnisse mit Rußland sich einer polnischen Provinz bemächtigen werde, während Oesterreich seine Entschädigungspläne mit dem Verluste Belgiens in ganz ungewisse Ferne gerückt sah. Vergeblich suchte indessen das Wiener Cabinet diese Gefahr zu beseitigen und dem von seinem Könige nach Wien gesendeten Minister von Haugwitz vortheilhaftere Bedingungen, namentlich das Zugeständniß zu entreißen, daß auch Oesterreich berechtigt sein solle, einen Theil von Polen in Besitz zu nehmen, wenn Preußen seinen Antheil an diesem Lande eher besetze, als die baierische Tauschangelegenheit in's Reine gebracht war.

Haugwitz, wohl wissend, daß Rußland einer Betheiligung Oesterreichs an der Beraubung Polens durchaus abgeneigt war, wies auch diese Forderung des Grafen Cobenzl mit Bestimmtheit ab, blieb hartnäckig auf seinen Bedingungen bestehen und Oesterreich sah sich, wollte es anders nicht das preußische Heer vom Rhein abmarschiren sehen, genöthigt, nachzugeben. Am 19. December erklärte Graf Cobenzl dem preußischen Diplomaten, daß Oesterreich die preußische Erwerbung auch ohne die oben erwähnte Bedingung genehmige und durch seinen Gesandten in Petersburg dieselbe bei der Kaiserin unterstützen werde.

Um dieselbe Zeit traf auch aus Petersburg die Nachricht ein, daß die Kaiserin bereit sei, den Vertrag wegen der Entschädigung Preußens in Polen mit Preußen allein abzuschließen; die preußische Diplomatie hatte somit zwar einen augenblicklichen glänzenden Erfolg über ihren Nebenbuhler und Bundesgenossen davon getragen, aber auch gleichzeitig das zwischen Beiden herrschende Mißtrauen, die argwöhnische Verbitterung und wechselseitige Schadenfreude derselben in bedenklicher Weise gesteigert. Die Kaiserin von Rußland hatte sich in der That so lange als irgend möglich gegen eine neue Theilung Polens gesträubt. Nach ihren, im Eingange dieses

Paragraphen entwickelten Absichten sollte das ganze polnische Reich ungetheilt zu einem russischen Vasallenstaate umgeschaffen werden, welcher die Grenzen Rußlands bis unmittelbar an Deutschland ausdehnen sollte, und welchen Katharina mit Freuden gegen Jeden vertheidigt haben würde, der ihr Eigenthum anzutasten wagen sollte, — wenn nicht die große Mehrzahl der Nation sich so hartnäckig gegen das Glück gesträubt hätte, unter russische Herrschaft zu treten.

Wie schwer der Kaiserin es wurde, diesen Plan aufzugeben und, anstatt zu einer alleinigen, möglichst friedlichen Besitznahme Polens, zu einer Theilung desselben zu schreiten, geht recht deutlich aus einer im December an ihren Gesandten Sievers in Warschau erlassenen Instruction hervor, in welcher es u. A. heißt:

„Von Anfang Unserer Regierung an waren Wir bemüht, Unser Verhältniß zu Polen auf einer dauerhaften Grundlage festzusetzen; aber die Polen haben darauf nicht mit entgegenkommender Freundschaft, sondern mit Haß und Erbitterung geantwortet und so ist es zu der ersten Theilung von 1772 gekommen, von der jeder Kundige weiß, wie Unser Beitritt nur durch die Umstände erzwungen war." Seitdem habe sie den Polen die gleiche schützende Gesinnung gezeigt und stets bei ihnen denselben Widerwillen erfahren. Nach der Revolution vom 3. Mai (1791) habe sie die Targowiczer aufgerufen und diesen, ihren Freunden und Clienten, die Herrschaft in Polen verschafft. Aber auch diese seien unzuverlässig, selbstsüchtig, uneinig unter sich; König Stanislaus hetze fortdauernd Volk und Heer gegen Rußland; die Targowiczer klagten, daß mit dem Abmarsch der russischen Truppen fortan eine allgemeine Revolution*) ausbrechen werde und, um das Maß zu füllen, verbreite sich jetzt noch die Pest der französischen Lehren durch das ganze Land. Es sei klar, daß unter diesen Umständen auf keine Besserung zu hoffen sei, daß

*) In der ganzen polnischen Bevölkerung, die wenigen Anhänger der Targowiczer Conföderation ausgenommen, kochte der heißeste Ingrimm über das gewaltthätige Verfahren der Russen; noch heftiger aber war der Grimm über den Verrath der Targowiczer. Genährt wurde diese erbitterte Stimmung, welche auch die untersten Volksklassen trotz ihrer Gleichgültigkeit gegen das politische Schicksal des Landes ergriff, weil sie am meisten von der Tyrannei der russischen Sieger zu leiden hatten, durch die eifrige Agitation der nach Wien und Dresden entflohenen Patrioten, welche jetzt zu spät in der Vorbereitung von Maßregeln zur Befreiung ihres Vaterlandes eine Energie entwickelten, welche, früher hervortretend, dasselbe vielleicht vor allem Unglück bewahrt haben würde. Durch Agenten derselben wurde in ganz Polen in kurzer Zeit der Grund zu einem Aufstande gegen Rußland gelegt, und schon im December gab es fast in jeder Stadt des Reichs eine geheime Verbindung zu diesem Zweck. Um der Wachsamkeit der russischen Behörden zu entgehen, denen die Anzeichen einer allgemeinen Verschwörung durchaus nicht verborgen blieben, und gleichzeitig die vereinzelten Clubs zu einer gemeinsamen Thätigkeit zu vereinigen, veröffentlichte einer der eifrigsten Verschwörer, Jasinski, einen schlüpfrigen Roman: „Auszüge aus den Werken des chinesischen Philosophen Good", welcher, nur den Eingeweihten verständlich, den Schlüssel für eine geheime Correspondenz und Vorschriften für eine Organisation der Clubs enthielt. Am lebhaftesten und zugleich am freiesten bewegte sich diese Agitation in dem für Preußen bestimmten Antheil von Polen, da dieser, der geheimen Verabredung mit Rußland zufolge, von russischen Truppen nicht besetzt war.

man an Polen nie einen ruhigen und ungefährlichen Nachbarn haben werde, als nur, wenn man es in völlige Machtlosigkeit versetze. —

Neben der Besorgniß, welche die bedenkliche Stimmung der Polen selbst hervorrief, trieben aber auch noch andere Umstände die Kaiserin Katharina an, die Sachen in Polen zur endlichen Entscheidung zu bringen.

Schon am 13. November hatte die englische Regierung sich in einer an das Wiener Cabinet gerichteten Note sehr entschieden gegen jede Beraubung Polens, wie gegen den österreichischen Tauschplan ausgesprochen; nachdem nunmehr der Wiener Hof in Folge seiner für ihn so nachtheilig endenden Verhandlung mit Haugwitz das britische Ministerium von dem gesammten Entschädigungsplane in Kenntniß gesetzt hatte, stand zu befürchten, daß der Kaiser jeden Augenblick die Intervention des mächtigen Englands anrufen und so den russischen Gelüsten auf Polen eine mächtige Schranke entgegensetzen werde.

Auch von Frankreich stand Aehnliches in Aussicht. Zwar wollte es wenig bedeuten, daß eine vor dem Convent erscheinende Deputation der flüchtigen Polen dort mit vieler Sympathie, mit hoch tönenden Worten und leeren Versprechungen empfangen, ihr Sprecher sogar mit einer Umarmung seitens des Conventspräsidenten beehrt wurde; um so wichtiger war es, daß auch Dumouriez, durch seine glänzenden Erfolge berauscht, anfing, sich für das Schicksal der Polen zu interessiren und durch geheime Agenten in Polen die bestimmte Versicherung verbreiten ließ, daß Frankreich, wofern seine Waffen auch fernerhin siegreich blieben, mit Eifer sich der Sache Polens annehmen werde. Ein bedenkliches Anzeichen von geheimen französischen Einflüssen erhielt Rußland um diese Zeit durch einen von französischen Emissären angezettelten Aufstand der donischen Kosaken, welcher allerdings sehr rasch und ebenso geheim, wie er entstanden, blutig niedergeschlagen wurde.

Endlich glaubte die Kaiserin sich bei längerem Zögern der Gefahr ausgesetzt, daß der König von Preußen sich ohne ihre Zustimmung in den Besitz der von ihm beanspruchten polnischen Provinzen setzen oder wohl gar mit der patriotischen Partei vereint gegen Rußland wenden könne. Alle diese Erwägungen zusammen bewogen Katharina zum endlichen Abschluß mit Preußen.

Am 16. December erklärte der russische Minister Graf Ostermann dem Gesandten Preußens, daß er zum Abschluß eines Vertrages ermächtigt sei, nach welchem der König von Preußen zur sofortigen Besitznahme des von ihm bezeichneten Theiles von Polen berechtigt werde, während Rußland die Ukraine nehmen wolle und somit die polnische Republik auf eine allen Interessen entsprechende Machtstellung beschränkt sei. Mit großer Freude nahm König Friedrich Wilhelm diese zu Weihnachten in seinem Hauptquartier eintreffende Nachricht auf, welche endlich seinen Lieblingswunsch erfüllte, übersah in der Freude seines Herzens gern, daß der von Rußland beanspruchte Theil Polens etwa viermal so groß war, wie der preußische, und wies den Grafen Golz in Petersburg an, unverzüglich zur Festsetzung der näheren Punkte des Vertrages zu schreiten.

Noch ehe dies indessen geschehen konnte, erschien am 6. Januar 1793 eine „Declaration des Königs von Preußen an die polnische Nation“, in welcher den Patrioten der Vorwurf gemacht wird, innere Unruhen hervorgerufen und sich nicht entblödet zu haben, den zum Schutze der von den drei Mächten garantirten Verfassung (1775) herbeigerufenen Kaiserlich russischen Truppen Widerstand zu leisten, daß sie fortführen, geheime Anzettelungen zu veranstalten, welche sichtbar den Umsturz der Ordnung und öffentlichen Sicherheit bezweckten. Auch die preußischen Staaten hätten die Folgen davon durch wiederholte Excesse und Gebietsverletzungen erfahren. Ferner heißt es in diesem Manifest:

> „Was aber noch mehr die Aufmerksamkeit des Königs und aller benachbarten Mächte erheischt, ist die Ausbreitung des französischen Demokratismus und der Grundsätze jener abscheulichen Rotte, welche allenthalben Proselyten zu machen sucht und in Polen bereits so vielen Eingang gefunden hat, daß man die Unternehmungen der französischen Emissäre daselbst nicht nur kräftigst unterstützt, sondern sich sogar Revolutionsgesellschaften bilden, welche die Grundsätze derselben öffentlich bekennen. Großpolen ist vorzüglich von diesem gefährlichen Gifte angesteckt und enthält die größte Anzahl der eifrigen Bekenner einer mißverstandenen Vaterlandsliebe. Die Verbindung derselben mit den französischen Clubs muß dem Könige wegen der Sicherheit seiner eigenen Staaten ein gerechtes Mißtrauen einflößen und setzt ihn in die Nothwendigkeit, zweckmäßige Maßregeln dagegen zu ergreifen. Da der König sich genöthigt sieht, im Verein mit den verbündeten Höfen den Krieg gegen die französische Republik fortzusetzen und im Begriffe steht, eine zweite Campagne zu eröffnen, so habe er geglaubt, sich zuvörderst über den zu ergreifenden Ausweg mit den Höfen von Wien und Petersburg einigen zu müssen und die Kaiserlichen Majestäten haben nicht umhin gekonnt, einzuräumen, daß eine kluge Politik nicht gestatte, den Factionisten in Polen freie Hand zu lassen und sich der Gefahr auszusetzen, einen Feind im Rücken zu behalten, dessen heftige und unüberlegte Unternehmungen eine neue Quelle von Verlegenheiten werden können. Se. Majestät hat daher beschlossen, ihnen durch das Einrücken eines hinreichenden Truppencorps in das Gebiet der Republik Polen zuvorzukommen. Diese Maßregel hat den Zweck, die angrenzenden preußischen Länder zu decken, die übelgesinnten Aufrührer und Ruhestörer zu unterdrücken, die Ordnung und Ruhe wieder herzustellen und zu handhaben, endlich den wohlgesinnten Einwohnern nachdrücklichen Schutz zu verleihen.“ —

Es folgt sodann die Aufforderung, den preußischen Truppen freundlich entgegenzukommen, sowie die Versicherung, daß dieselben strenge Mannszucht halten würden; schließlich aber spricht der König die Hoffnung aus, daß bei so friedlichen Gesinnungen seinerseits er auch auf den guten Willen einer Nation rechnen müsse, deren Wohlfahrt ihm nicht gleichgültig sei

und welcher er thätige Beweise seiner Zuneigung und seines Wohlwollens zu geben wünsche.

Von einer preußischen Besitzergreifung war in dem ganzen Manifest auch nicht mit einem Worte die Rede; vielmehr richtete sich der drohende Inhalt desselben ausschließlich gegen das revolutionäre Treiben der Clubs, gegen die Bestrebungen der polnischen Patrioten. So erregte denn die schon in den letzten Tagen des Jahres 1792 in Grodno eintreffende Nachricht, daß man in Berlin mit dem Gedanken umgehe, preußische Truppen in Polen einrücken zu lassen, zwar bei der dort residirenden Generalität eine unbeschreibliche Aufregung und veranlaßte stürmische Bitten an den russischen General Igelström, Polen gegen die Vergewaltigung durch Preußen in Schutz zu nehmen — von den eigentlichen Absichten der preußischen Regierung, von dem Einverständniß Preußens und Rußlands ahnte man, — so geheim waren die Verhandlungen beider Mächte betrieben worden, — nicht das Geringste.

Die preußische Erklärung vom 6. Januar 1793 beruhigte indessen die Generalconföderation um so mehr, als sie ja nichts Anderes als deren eigene Ansichten, Abneigung gegen die Verfassung von 1791, Unterdrückung des revolutionären Treibens enthielt.

Man begnügte sich daher in Grodno, der preußischen Regierung zu erklären, daß die Generalität schon selbst Sorge getragen habe, Polen von der Seuche des übertriebenen Demokratismus zu befreien und auch die angrenzenden Länder vor den schädlichen Einflüssen desselben sicher zu stellen, daß zu diesem Behufe bereits am 23. November 1792 alle politischen Clubs auf's Strengste verboten worden seien und der König von Preußen daher den neuen Feldzug ohne jegliche Gefahr und in vollkommener Sicherheit unternehmen könne, endlich daß die polnische Regierung auf's Ernstlichste gegen das Einrücken preußischer Truppen in das Gebiet der Republik protestiren müsse.

Auch als, des polnischen Protestes ungeachtet, am 14. Januar ein preußisches Heer, unter dem Oberbefehl des Generals von Möllendorf, in drei Colonnen, von Schlesien, der Neumark und Westpreußen aus, die polnische Grenze gleichzeitig überschritt, selbst auf die Andeutung Igelström's hin, daß Preußen schwerlich einen so wichtigen Schritt unternehmen werde, wenn es nicht des Einverständnisses der russischen Kaiserin vergewissert sei, glaubten die Conföderirten in Grodno noch immer nicht, daß Alles ein zwischen ihren Nachbarn vorher abgekartetes Spiel sei und begnügten sich mit dem nichtssagenden und unausführbaren Befehl, daß der mit 5000 Mann in Großpolen stehende polnische General Byszewski zwar die Grenzen des Reiches vertheidigen, — dabei aber die preußischen Truppen als Freunde behandeln solle.

Erst als der aus Petersburg zurückkehrende General Rzewuski auf's Bestimmteste versicherte, daß die Kaiserin Katharina das Verfahren Preußens weder gekannt noch gebilligt habe, als er im heftigsten Zorne über das inzwischen, fast ohne Widerstand, erfolgte Einrücken der Preußen die Generalconföderation zu energischem Auftreten gegen diese Macht hinriß und diese im Begriff stand, den General Byszewski von Warschau aus zu verstärken, ließ auch Rußland die Maske fallen. General Igelström wider-

setzte sich dem Abmarsch der polnischen Truppen nach Posen geradezu, indem er das Warschauer Zeughaus durch eine starke Abtheilung Kosaken, die Straße nach Posen durch 2 russische Bataillone besetzen ließ und der Generalität unumwunden erklärte, daß er die Verstärkung der polnischen Streitkräfte in Großpolen nicht gestatten werde.

Von diesem Augenblick an war das geheime Verständniß zwischen Rußland und Preußen jedem Auge erkennbar, das der Republik zugedachte Schicksal einer abermaligen Theilung selbst den aufrichtigsten Russenfreunden unter den Polen nicht mehr zweifelhaft.

Gleichwohl ließ die Kaiserin von Rußland die Polen noch lange Zeit in Ungewißheit über ihr ferneres Loos und noch während in Petersburg die Details des Theilungsvertrages mit dem preußischen Gesandten berathen wurden, gab ihr damaliger Günstling Suboff wiederholt dem polnischen Grafen Oginski die bestimmte Versicherung, daß die Kaiserin nicht entfernt an eine neue Theilung Polens denke, sondern nach wie vor die Absicht habe, ein einiges und starkes polnisches Reich als Schutzwehr gegen das immer weiter vordringende Germanenthum zu erhalten.

Erst in dem Augenblicke, in welchem die Theilung eine vollzogene Thatsache und jeder Widerspruch gegen dieselbe unnütz geworden war, sollte Polen und das übrige Europa von derselben Kenntniß erhalten.

Vor Allem fürchtete die Kaiserin den Widerstand Englands, dessen Minister Pitt, in richtiger Erkenntniß der russischen Eroberungspolitik, lebhaft gegen die Schritte Rußlands und Preußens gegen Polen protestirte und, besonders seit dem Einmarsch der preußischen Truppen, seine Bemühungen verdoppelte, den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich wieder herzustellen; gegen das Versprechen des Wiener Cabinets, in Gemeinschaft mit England sich der herannahenden neuen Theilung Polens zu widersetzen, war der englische Minister sogar bereit, den bisherigen Widerstand gegen den baierisch-belgischen Tauschplan aufzugeben und den Frieden mit Frankreich zu vermitteln.

Auch nach Stockholm und nach Constantinopel, wo französischer Einfluß sich mehr und mehr geltend machte und die feindselige Gesinnung des Königs von Schweden wie der unlängst besiegten Türken, — letztere sogar bis zu erneuerten Rüstungen gegen Rußland, — steigerte, richteten sich die Blicke des Petersburger Cabinets mit wachsender Besorgniß.

Die von uns noch zu erzählenden Ereignisse in Frankreich, der völlige Sieg der Jacobiner und der von ihnen proclamirten Eroberungspolitik, schließlich die Hinrichtung des unglücklichen Königs Ludwig, warfen indessen auch England in den allgemeinen Krieg gegen die französische Revolution — und mit diesem Ereigniß verschwand auch der Widerspruch Englands in der polnischen Angelegenheit um so bereitwilliger, als die Kaiserin von Rußland durch wichtige Zugeständnisse in dem von England hartnäckig behaupteten Rechte, neutrale Schiffe nach feindlichen Gütern zu durchsuchen, durch das Aufgeben der von Rußland, Schweden und Dänemark in dieser Frage bisher beobachteten bewaffneten Neutralität und durch die Aussicht auf einen Handelsvertrag mit England, diesem selbstsüchtigen und eigennützigen Lande schätzenswerthe Vortheile anbot.

Erst nun, am 23. Januar 1793, kam auch der Vertrag mit Preußen über die polnische Theilung zu Stande.

In demselben wurde Preußen der Besitz der bisher polnischen Woywodschaften Posen, Gnesen, Kalisch, Siradien, Lenczice, Rawa und Plock, der Stadt und des Klosters Czenstochau, des Landes Wielun, der Landschaften Cujavien und Dobrzyn, so wie der Städte Danzig und Thorn, Alles zusammen etwa 1016 Quadratmeilen enthaltend, zugesprochen, während Rußland alles polnische Land östlich von einer geraden Linie von Kamienek und der galizischen Grenze bis Polozk und Drissa, also die Woywodschaften Plocz, Wilna, Nowogrodek, Brzesk, Kiew, Bracklow, einen großen Theil von Volhynien und den letzten, bei der ersten Theilung noch polnisch gebliebenen Antheil von Podolien, in Summa 4000 Quadratmeilen, für sich in Anspruch nahm.

Beide Mächte versprachen sich gegenseitig die Garantie dieses Besitzes, verpflichteten sich, über den Inhalt des Vertrages bis zum Augenblick der Ausführung das tiefste Geheimniß zu bewahren und bis zum 21. April die Huldigung in den betreffenden Provinzen zu vollziehen; selbst Oesterreich sollte, was der König von Preußen nur sehr ungern zugestand, auf ausdrückliches Verlangen der Kaiserin dann erst von dem Vertrage in Kenntniß gesetzt und zum Beitritt aufgefordert werden.

Außerdem versprach der König von Preußen, ebenfalls sehr ungern, vor der Besiegung der Revolution mit Frankreich keinen Separatfrieden zu schließen, wogegen Rußland sich verpflichtete, bis zur Beendigung des französischen Krieges seine Heere in der gegenwärtigen Stärke zu erhalten. Endlich erklärten beide Mächte gemeinschaftlich, Oesterreich in seinem belgisch-baierischen Tauschplan nach Kräften unterstützen zu wollen; Preußen machte jedoch zu diesem Punkte des Vertrages die ausdrückliche Bedingung, daß der Kurfürst von Baiern unter keinen Umständen zu diesem Tausche gezwungen werden dürfe*), Preußen also Oesterreich nur zur Wiedereroberung Belgiens behilflich sein wolle.

War somit das Schicksal Polens unwiderruflich beschlossen und gegen jede Störung nach außen gesichert, so kam es der russischen Kaiserin nunmehr darauf an, der gewaltthätigen Handlung, welche man begehen wollte, einen Anstrich von Gesetzlichkeit zu geben oder wenigstens die Welt glauben zu machen, daß Polen selbst mit der neuen Beraubung, welche ihm bevorstand, einverstanden sei. Dies aber konnte nur geschehen, wenn ein verfassungsmäßig zusammenberufener Reichstag seine Genehmigung zu dem Theilungsvertrage gab.

Die Schwierigkeit, einen Reichstag zusammenzubringen, dessen Mitglieder sich zu solchen ihr Vaterland fast vernichtenden Beschlüssen will-

---

*) Diese Bedingung, welche von Neuem einen Beweis von der rechtlichen und loyalen Gesinnung des Königs Friedrich Wilhelm liefert, war durchaus nicht unnöthig. Noch während der letzten Verhandlungen des Jahres 1792 zwischen Haugwitz und Spielmann hatte Letzterer allen Ernstes den Vorschlag gemacht, den Kurfürsten von Baiern, der ein besseres Schicksal nicht verdient habe, ohne Weiteres seines Landes zu berauben und dasselbe an Oesterreich zu übergeben, da man nach dem Verluste Belgiens vorläufig auf den Tauschplan verzichten müsse. Das war der Vorschlag des Kaisers, des allezeit Mehrers des deutschen Reiches.

fähig zeigten, schien in der That ungeheuer; dennoch wurde sie durch das schlaue und zugleich energische Auftreten der russischen Diplomaten, unter welchen wir den besonders zu diesem Geschäft ausersehenen Grafen Sievers ausdrücklich hervorheben, durch reichlich fließendes russisches und preußisches Gold und, — wie nicht verschwiegen werden darf, — durch die tiefe Corruption unter den Polen selbst überwunden.

Zwischen Sievers, der von der Kaiserin mit fast unbeschränkter Vollmacht ausgestattet war, und dem preußischen Gesandten von Buchholz wurde nunmehr die Verabredung getroffen, daß beide Mächte unverzüglich sich in den Besitz der ihnen zugefallenen Provinzen zu setzen hätten, daß inzwischen aber die Generalität zu Grodno von Rußland zum Ausschreiben der Wahlen zum Reichstage veranlaßt, und schließlich dieser letztere zur förmlichen Anerkennung der bereits vollzogenen Abtretungen genöthigt werden solle.

Was den in gänzliche Verzagtheit versunkenen Scheinkönig Stanislaus und die Mitglieder der Generalität in Grodno, selbstredend sämmtlich Conföderirte von Targowicz, betrifft, so hatte Rußland mit ihnen ein leichtes Spiel. Für den König genügte ein kurzer, unumwundener Befehl der Kaiserin, nach Grodno zu gehen, sich an die Spitze der Conföderation zu stellen und genau nach den Weisungen des russischen Gesandten zu verfahren, vollkommen, um ihn, nachdem erst durch Sievers und Buchholz das nöthige Reisegeld beschafft worden war, zu sofortigem Gehorsam zu bewegen.

Die Häupter der Conföderation aber, längst im Solde der russischen Kaiserin, bedurften nur der Andeutung Sievers, daß ihnen Unterwerfung unter den Willen Katharina's neue glänzende Vortheile bringen werde, um sie ohne Schwierigkeit dem russischen Theilungsproject geneigt zu machen; der Einzige, von welchem ein energischer Widerstand zu besorgen war, Felix Potocki, wurde, um ihn für's Erste vom Schauplatz entfernt zu halten, von der Kaiserin selbst nach Petersburg berufen.

Es handelte sich also nur noch darum, die Wahlen der Landboten so zu organisiren, daß auch vom Reichstage Gefügigkeit gegen die Forderungen Rußlands und Preußens erwartet werden konnte; hierin aber hatte, wie nicht übersehen werden darf, Rußland in doppelter Beziehung ein leichteres Spiel als Preußen.

Einmal war ein großer Theil der polnischen Nation seit mehr als 100 Jahren an die Abhängigkeit von Rußland gewöhnt, hatte wiederholt die Erfahrung gemacht, daß jeder Versuch, sich derselben zu entziehen, die Lage Polens nur drückender machte, und betrachtete sich daher schon längst Rußland unterthänig; bei einem anderen großen Theil aber war der Haß gegen die Targowiczer Conföderirten so überwiegend, daß man sich gern Rußland unterwarf, wenn damit der Sturz jener Verräther verbunden war. Dem gegenüber hatte Preußen den ganzen tiefen Groll des Polenthums gegen germanisches Wesen und Sitte zu bekämpfen, welcher in Großpolen um so heftiger hervortrat, als dort schon längst durch deutsche Einwanderer der Gegensatz zwischen Deutschen und Polen verschärft, die Ueberlegenheit der Ersteren in Bildung, Wirthschaftlichkeit und Sittlichkeit unzweifelhaft geworden war. Mit dem heftigsten Zorne sahen die eifrigsten

Polen, daß viele ihrer eigenen, klügeren Landsleute sich beeilten, noch vor dem Bekanntwerden der Grenze des preußischen Antheils Güterankäufe innerhalb desselben abzuschließen, ehe daselbst in Folge der preußischen Herrschaft die Preise derselben in die Höhe gestiegen waren.

Sodann aber war die russische Regierung, im Gegensatz zu dem gewissenhaften Verfahren Preußens, wenig bedenklich in der Wahl ihrer Mittel, sofern sie nur zum Ziele führten. Der preußische Gesandte Buchholz schreibt darüber selbst an den General von Möllendorf:

> „Die Wahlen der Landboten zum Reichstage bewirkt General Igelström durch russische Stabsoffiziere und Detachements von Truppen, welche Diejenigen, die der vorseienden Sache nicht günstig sind, fortjagen und lauter facile Leute nehmen; ich gratulire Ew. Exc., daß Sie bei diesem Geschäfte nichts zu thun haben, denn dazu gehört eine besondere Erfahrung, die nicht ebenso in anderen Ländern vorkommt." u. s. w.

Was Ueberredung und glänzende Versprechen bei den höheren, Zwangsmaßregeln und Vergewaltigung bei den mittleren und niederen Klassen der Bevölkerung begonnen hatte, vollendete endlich reichlich gespendetes Gold bei Allen. Die Bestechlichkeit der überwiegenden Mehrzahl des niederen polnischen Adels ist eine traurige, aber nicht hinwegzuläugnende Thatsache und hatte schon bei der ersten Theilung Polens, wie durch die seitdem bekannt gewordene urkundliche Liste der damals Beschenkten zur Evidenz erwiesen ist, eine große Rolle gespielt.

Der Gesandte Sievers meldet darüber jetzt der Kaiserin, daß niemals ein Reichstag wohlfeiler gekommen sei, daß in Litthauen jeder Landbote durchschnittlich nur 200 Ducaten koste, in Polen aber 40 derselben für 2000 Ducaten zu haben seien.

Auch die preußische Regierung scheint in diesem Punkte weniger Bedenklichkeiten gehabt zu haben; noch im Anfang April berichtet Sievers nach Petersburg:

> „Sie haben in meine Instruction die Bestimmung aufgenommen, so viel wie möglich die Vergrößerung Preußens zu verhindern. Sie haben dem General Igelström befohlen, die Geister zu beschwichtigen und alle Rücksicht gegen die Preußen zu nehmen. Ich bedarf nun mehr Mittel zur Austheilung. Denn General Möllendorf hat Befehl, so weit wie möglich vorzugehen; er hat von seinem Hofe 100,000 Ducaten empfangen und schon 80,000 vertheilt. Ich aber habe nur 10,000 und bedarf sehr viel mehr." —

Nebenbei liefert dieses Schreiben den Beweis, wie geflissentlich die russische Regierung trotz aller äußerlichen Freundlichkeit und Rücksichtnahme bestrebt war, ihren Bundesgenossen zu übervortheilen, seiner Vergrößerung so viel als möglich in den Weg zu treten und ihm, wovon wir noch Weiteres zu erzählen haben, Schwierigkeiten aller Art zu bereiten.

Während auf diese Weise unter dem Drucke der russischen Bajonette und unter dem Einflusse des reichlich gespendeten Goldes in ganz Polen, selbstverständlich mit Ausnahme der abzutretenden Landestheile, die Wahlen zum Reichstage vollzogen wurden, hatte auch General von Möllendorf sich

bis Ende Februar, fast ohne Widerstand zu finden, der Woywodschaften Posen, Gnesen und Kalisch bemächtigt; nur in Thorn hatte der Magistrat die Thore sperren lassen, welche indessen bald eingeschlagen waren.

Größere Schwierigkeiten fand man bei der Besitznahme von Danzig, dessen Behörden von der polnischen Regierung, um doch einigermaßen den Schein zu bewahren, daß man nur der Gewalt weiche, ausdrücklich und im Einverständniß mit Sievers und Buchholz, angewiesen worden waren, wenigstens scheinbar einigen Widerstand zu leisten.

Als daher General von Raumer, welcher mit der Einnahme Danzigs beauftragt war, mit seinem Corps Ende Februar vor der Stadt erschien, beantwortete der Magistrat die Aufforderung zur Uebergabe mit dem Anerbieten, die Stadt zwar den preußischen Truppen zu öffnen und unter preußischen Schutz zu stellen, jedoch mit der Bedingung, daß die Festungswerke von den eigenen Truppen Danzigs besetzt und die alte Verfassung der Stadt unangetastet bleiben sollte.

General von Raumer fragte darüber bei dem Oberbefehlshaber Möllendorf, dieser aber bei dem zur Zeit bei der Armee am Rhein befindlichen Könige Friedrich Wilhelm an, und es vergingen volle vier Wochen, ehe von dort der Befehl eintraf, auf der Uebergabe Danzigs ohne alle Bedingungen zu bestehen, im Weigerungsfalle aber die Wälle zu stürmen. Am 26. März kam dieser letzte Befehl des Königs zur Ausführung; die polnische Besatzung hielt, um den Schein zu retten, einige Salven der preußischen Truppen aus, verließ sodann die Wälle und Danzig wurde ohne weiteren Widerstand vom General von Raumer besetzt.

Ein Königliches Patent vom 25. März 1793 machte nunmehr den Ständen und Einwohnern der bereits weiter oben genannten bisher polnischen Landestheile bekannt, daß sie von jetzt ab preußische Unterthanen seien und forderte sie, wie es die vorher getroffene Verabredung mit Rußland festgesetzt hatte, auf, dem Könige die Huldigung zu leisten. Das Patent rechtfertigt die Nothwendigkeit dieser Besitzergreifung damit, daß der König gemeinschaftlich mit der Kaiserin von Rußland und mit Zustimmung des römischen Kaisers anerkannt habe, daß die Sicherheit seiner Staaten es erfordere, der Republik Polen solche Schranken zu setzen, welche ihrer inneren Stärke und Lage mehr angemessen seien und es ihr erleichtern würden, sich ohne Nachtheil für ihre Freiheit eine geordnete, feste und thätige Regierung zu verschaffen, wobei der König von der polnischen Nation erwarte, daß sie sich baldigst auf dem Reichstage versammeln und zweckmäßige Maßregeln ergreifen werde, um alles zu diesem Zwecke Erforderliche freundschaftlich abzumachen. —

Ohne diesen Reichstag abzuwarten, erfolgte inzwischen am 7. Mai die Huldigung der neu erworbenen Länder durch den General von Raumer in Danzig, durch den Minister von Dankelmann in Posen; Danzig und Thorn wurden der bei der ersten Theilung Polens in preußischen Besitz gekommenen Provinz Westpreußen zugetheilt; aus den übrigen Gebietstheilen ward die neue Provinz S ü d p r e u ß e n mit der Hauptstadt Posen gebildet, mit dieser Bezeichnung zugleich den Namen Polen vernichtend.

In analoger Weise verfuhr zu gleicher Zeit Rußland mit dem ihm zugestandenen Theile der polnischen Republik; diese letztere sah sich in Folge

der nun thatsächlich vollzogenen Theilung bis auf 4000 Quadratmeilen, wenig über ein Drittel ihres einst so ausgedehnten Besitzstandes beschränkt; mehr als die Hälfte des Gebiets, welches bei der ersten Theilung der Republik verblieben war, war jetzt in russische und preußische Hände übergegangen. —

Aber die Theilung sollte nicht blos thatsächlich vollzogen, sondern auch verfassungsmäßig durch den Reichstag bestätigt und anerkannt, von König Stanislaus genehmigt werden.

Demgemäß übergaben die Gesandten Rußlands und Preußens am 9. April gemeinschaftlich der polnischen Regierung in Grodno (Generalität) eine Note ihrer Regierungen, worin diese zum ersten Male amtlich die Abtretungen bezeichneten, welche sie von Polen forderten. In sehr heftigem und gereiztem Tone wird in diesen Erklärungen von den gefährlichen Umtrieben der polnischen Demokratie, von der Partei, welche die redlichen Absichten der Mächte in böswilliger Weise verdächtige, von dem Fanatismus, welchen man im Volke zu erregen suche und welcher sogar eine Wiederholung der sicilianischen Vesper besorgen lasse, gesprochen, schließlich die sofortige Einberufung des Reichstages gefordert.

Die sich anfänglich zeigenden Oppositionsgelüste wurden durch die energischen Maßregeln des Grafen Sievers, welcher den Polen einfach erklärte, daß ihnen alles Widerstreben nichts helfen könne, sehr bald im Keime erstickt; als Sievers drohte, die Rädelsführer nach Sibirien bringen zu lassen, die polnischen Regimenter völlig aufzulösen*), die Schiffahrt auf den Flüssen zu hemmen, die Bezahlung der Schulden des Königs und alle bisher von Rußland gezahlten Pensionen für die Widerstrebenden zu sistiren, als er endlich wirklich die Güter einiger der heftigsten Opponenten mit Beschlag belegte, da war jeglicher Widerstand gebrochen und mit Befriedigung konnte der russische Gesandte nach Petersburg berichten, daß sich auf dem demnächst zu eröffnenden Reichstage Niemand den Forderungen Rußlands widersetzen werde.

Um so übler sah es dagegen mit der Anerkennung der preußischen Besitznahme aus. Nur mit dem größten Widerwillen hatte die Kaiserin überhaupt Preußen einen, wenn auch bescheidenen Antheil an der polnischen Beute zugestanden; diesen nach Möglichkeit noch zu verkleinern, ja, wenn es anginge, Preußen aus Polen völlig zu verdrängen, wurde für sie ein immer lebhafter werdender Wunsch, je mehr der Haß der Polen gegen Preußen anschwoll und sie geneigt machte, lieber die ganze Republik ungetheilt der russischen Herrschaft zu unterwerfen, als einen Theil derselben an eine Macht abzutreten, welche einst bei den Königen Polens zu Lehen gegangen war und welcher die Polen in ihrer Verblendung die ganze Schuld des über sie hereinbrechenden Unglücks beimaßen.

So lange indessen Rußland noch nicht das erwünschte Ziel völlig erreicht hatte, war man zur Vorsicht gegen Preußen genöthigt; Graf Sievers

*) Die Russen steckten mit der ihnen eigenen Rücksichtslosigkeit ganze Schaaren von polnischen Soldaten und Rekruten mit Gewalt unter ihre Regimenter und wunderten sich, daß die preußischen Truppen dies nicht auch thaten. Allein bis Ende April war die Zahl der so zum russischen Dienst Gezwungenen auf mehr als 14,000 Menschen gestiegen.

wurde daher angewiesen, vorläufig noch alle Schritte mit dem preußischen Gesandten gemeinschaftlich zu thun und, wenigstens äußerlich, die Interessen beider Mächte in völlig gleichmäßiger Weise zu wahren. Mit geheimer Schadenfreude aber betrachtete man den immer wachsenden Groll gegen Preußen; mit demselben Gefühl nahm man in Petersburg eine Note des Wiener Hofes vom 3. Mai auf, in welcher Oesterreich es entschieden ablehnte, dem Theilungsvertrage vom 23. Januar beizutreten, darauf hinwies, daß Preußen dabei über 1000 Quadratmeilen mit $1\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern gewinnen, während Oesterreich bei Verwirklichung des baierischen Tauschplanes sogar Verluste erleiden würde, ferner daß mit Ausführung dieses Vertrages Rußland und Oesterreich unmittelbare Grenznachbarn werden müßten, was bisher stets sorgfältig vermieden worden sei, und in welcher endlich Oesterreich geradezu die Forderung stellte, daß Rußland und Preußen seinen noch zu machenden Eroberungen in Frankreich*) nicht entgegenträten und einige Provinzen Südpolens (Krakau, Czenstochau) an Oesterreich überließen, zu diesem Zwecke aber die preußische Erwerbung um ebensoviel verkleinert würde.

Zwar dachte die Kaiserin auch nicht entfernt daran, noch einen Comparenten bei der Vertheilung polnischen Landes zuzulassen, benutzte aber mit Freuden dieses abermalige deutliche Zeichen von dem tiefen inneren Zerwürfniß der beiden deutschen Mächte, um immer entschiedener die Geschicke Polens nur nach ihrem Willen zu lenken. Da man indessen für jetzt noch genöthigt war, mit Preußen gemeinschaftlich zu handeln, so erwiderte das Petersburger Cabinet durch seinen Gesandten Rasumowski, wie die Theilung nach dem Inhalt des Vertrages einmal vollzogen sei und nicht mehr abgeändert werden könne, wenngleich es seine Richtigkeit habe, daß der auf Preußen gefallene Antheil zu groß (!) sei, Rußland werde übrigens gegen jede andere Vergrößerung Oesterreichs nicht das Mindeste einzuwenden haben und weise dabei besonders auf die sofortige Besetzung Baierns hin; von einer Betheiligung Oesterreichs in Polen aber möge das Wiener Cabinet Abstand nehmen.

Preußen aber war durch dieses abermalige gehässige Auftreten seines Bundesgenossen Oesterreich in die üble Lage gebracht, seine neue Erwerbung, wie sehr bald ganz deutlich hervortreten sollte, nicht blos von dem allmächtigen Willen der Kaiserin von Rußland abhängig gemacht zu sehen, sondern auch gegen Oesterreich wie gegen Polen selbst gleichmäßig vertheidigen zu müssen; im engsten Zusammenhange mit den Besorgnissen, welche die eben erwähnte Note Oesterreichs, vom Fürsten Reuß gleichzeitig in Frankfurt am Main dem Könige von Preußen übergeben, diesem für seine neue Provinz einflößte, steht der Befehl desselben, so schleunig als möglich Czenstochau zu befestigen und daraus einen Waffenplatz gegen die Krakauer Grenze zu bilden.

Am 17. Juni 1793 trat endlich der neue polnische Reichstag**) in

---

*) Oesterreich hatte, wie wir später ausführlicher erzählen werden, den Plan gefaßt, den verloren gegangenen deutschen Elsaß, nicht etwa für das deutsche Reich, sondern für sich selbst wieder zu erobern.

**) In welcher Weise Rußland bei der Ausschreibung dieser Wahlen zu Werke ging, erhellt u. A. auch aus dem Umstande, daß zufolge Uebereinkunft des russischen

der durch ein starkes russisches Corps besetzten und streng bewachten Stadt Grodno zusammen; am 20. wurden demselben die von den Gesandten Rußlands und Preußens eingegangenen Erklärungen der Cabinete mit der Forderung vorgelegt, sofort einen Ausschuß zu ernennen, welcher mit beiden Mächten definitiv abzuschließen bevollmächtigt sei. Diese Forderung wurde zunächst vom Reichstage vollständig abgelehnt und als Sievers und Buchholz hartnäckig auf ihrer Forderung bestanden, schließlich unter den heftigsten Kämpfen der Parteien, bei welchen König Stanislaus selbst den Vorschlag machte, Oesterreich um Hilfe anzurufen, ein Beschluß gefaßt, nach welchem ein zu wählender Ausschuß des Reichstages mit Preußen gar nicht, mit Rußland aber über ein enges Bündniß des ganzen, ungetheilten Polens mit der Kaiserin, d. h. mit anderen Worten über die Unterwerfung des ganzen polnischen Reiches unter russische Oberhoheit, und zwar unter Zuziehung Oesterreichs, verhandeln sollte; von einer Abtretung irgend eines Landestheiles sollte mithin gar keine Rede sein.

Unzweifelhaft verdankte dieser dem preußischen Interesse so äußerst nachtheilige Entschluß dem geheimen Einfluß des Petersburger Cabinets seine Entstehung. Da indessen die Kaiserin durch den Petersburger Vertrag an Preußen gebunden war und diese Macht geflissentlich Alles vermied, was Katharina zu einem Bruch desselben hätte veranlassen können, da Oesterreich überdem in überstürzender Hast seine Ansprüche auf polnische Provinzen wiederholte, sich sogar zu dem Vorschlage einer vollständigen Theilung Polens verstieg und dann wieder, rathlos hin und her schwankend, forderte, die ganze Theilungsangelegenheit solle bis nach Beendigung des französischen Krieges aufgeschoben werden, so kam die Kaiserin zu dem Entschluß, die ganze Angelegenheit, so weit sie Rußland direct betraf, möglichst rasch zum definitiven Abschluß zu bringen.

Demgemäß wurde Graf Sievers angewiesen, wenn es anginge, in Gemeinschaft mit dem preußischen Gesandten, nöthigenfalls aber auch ohne denselben, zur Verhandlung zu schreiten. Eine gemeinschaftliche Note beider Gesandten vom 29. Juni forderte daher abermals die sofortige Ernennung eines Ausschusses, um mit demselben die Abtretungen zu verhandeln; da aber der Reichstag insgeheim durch Sievers selbst und ohne Wissen des preußischen Gesandten von der dem ersteren ertheilten Instruction unterrichtet und nur zu sehr geneigt war, mit Rußland allein zu verhandeln, so machte die Note vom 29. Juni nur geringen Eindruck und man entschloß sich, das Weitere abzuwarten.

Nun aber sah sich Graf Sievers genöthigt, Ernst zu machen; denn nach der polnischen Verfassung waren die Vollmachten für den Reichstag nach 14 Tagen, also am 2. Juli, erloschen und vorher mußte nach dem Willen der Kaiserin wenigstens die russische Abtretung erledigt sein. Sievers ließ daher am 1. Juli sieben der widerspenstigsten Landboten verhaften, die Güter verschiedener Anderer, sowie sämmtliche Einkünfte des Königs mit Beschlag belegen und drohte mit den härtesten Maßregeln, wenn der Reichstag sich nicht augenblicklich füge.

Gesandten mit dem polnischen Kanzler die Ausschreiben für die Reichstagswahlen zwar auch in die bereits von Polen abgetrennten Provinzen entsendet wurden, von den Postanstalten an den Grenzen aber zurückgehalten werden mußten.

Dagegen zog der russische Gesandte sofort mildere Saiten auf, — und hierin spiegelt sich das eigensüchtige Verfahren des russischen Cabinets gegen Preußen so recht deutlich, — als der polnische Reichstag nunmehr auf die Note vom 29. Juni die Antwort gab, daß der Ausschuß zur Verhandlung über die Abtretungen an Rußland bevollmächtigt und der Reichstag später auch in Unterhandlungen mit Preußen einzutreten geneigt sei.

So kam die russische Angelegenheit nunmehr zur raschen Erledigung; am 17. Juli begannen die Unterhandlungen über den Vertrag, bereits am 22. wurde derselbe unterzeichnet. Polen trat die von uns früher bezeichneten Provinzen an Rußland ab; dieses dagegen versprach der Republik die Garantie für ihre noch zu vereinbarende künftige Verfassung, sehr bedeutende Handelsvortheile und völlige Religionsfreiheit für die neuen russischen Unterthanen. Die Kaiserin Katharina hatte damit das sehnlichst gewünschte Ziel erreicht; sie befand sich in dem feierlich sanctionirten Besitz von fast der Hälfte des polnischen Reiches, die andere Hälfte wünschte, um nur der Vergewaltigung ihres deutschen Nachbarn zu entgehen, nichts sehnlicher, als desselben Glückes, wenn auch in etwas anderer Form, theilhaftig zu werden — auf ihren Willen allein kam es nunmehr an, in welcher Weise der Handel zwischen Preußen und Polen erledigt werden sollte. —

Das Berliner Cabinet war über das nur zu deutlich hervorgetretene Bestreben Rußlands, die preußische Angelegenheit hintanzustellen, in die lebhafteste Besorgniß gerathen; man fing an, entschiedenes Mißtrauen in die freundschaftlichen Versicherungen Rußlands zu setzen, hatte aber kein Mittel dagegen in der Hand und mußte sich daher mit der feierlichen Versicherung des russischen Gesandten Sievers begnügen, daß er sofort nach Anerkennung des Vertrages mit Rußland den Reichstag auf's Nachdrücklichste zur sofortigen und schleunigen Erledigung der preußischen Abtretung anhalten werde. Sehen wir, in welcher Weise dieses Versprechen gehalten wurde.

Als der preußische Gesandte Buchholz wenige Tage nach Abschluß des russischen Tractates seine Forderung beim Reichstage in energischer Weise wiederholte, weigerte sich derselbe anfänglich einstimmig, mit Preußen auch nur in Verhandlungen einzutreten; man beschloß sogar, Deputationen nach Petersburg und Wien zu senden, und um russische und österreichische Hilfe gegen Preußen zu bitten.

Graf Sievers erklärte aber den Häuptern der Parteien, wie es der entschiedene Wille der Kaiserin sei, daß Polen das von Preußen begehrte Land abtrete und daß diesem Willen unter allen Umständen Folge geleistet werden müsse.

Als die Polen hierauf sich gefügiger zeigten, als erste Bedingung des Abtretungsvertrages indessen den vorherigen Abschluß eines für sie außerordentlich günstigen Handelstractates forderten, war der Russe arglistig genug, diese Bedingung nicht zu verwerfen, sondern sie sogar Buchholz als gerechtfertigt und nicht unbillig zu empfehlen.

Buchholz weigerte sich, gänzlich ohne Instruction für solchen Fall, entschieden, auf die polnische Forderung einzugehen, drohte für den Fall fernerer Weigerung mit dem Einrücken preußischer Truppen — und glaubte

alle Hindernisse überwunden zu haben, als der Reichstag am 31. Juli dem Ausschuß die Vollmacht zur Verhandlung mit Preußen ertheilte.

Allein gleich bei der ersten Sitzung zeigte sich, daß jene Vollmacht nur auf den Abschluß eines Handelsvertrages, nicht auf Anerkennung der von Preußen begehrten Abtretung laute, und als Buchholz, vom Könige zu lebhafterem Vorgehen gedrängt, am 15. August den russischen Gesandten ernstlich aufforderte, den Reichstag mit dem Einrücken preußischer Truppen zu bedrohen, lehnte dies Sievers unter den nichtigsten Vorwänden ab. Der Grund dieser Weigerung lag in dem Umstande, daß zu dieser Zeit das Wiener Cabinet seinen früheren Vorschlag einer gänzlichen Theilung Polens mit erneuertem Eifer wieder aufgenommen und in Petersburg auf's Wärmste empfohlen hatte, daß Graf Sievers aus diesem ihm wohl bekannt gewordenen Umstande Veranlassung nahm, die Entscheidung über die preußische Abtretung noch einige Zeit hinzuhalten.

Erst am 25. August legte Sievers dem preußischen Gesandten einen inzwischen in Petersburg genehmigten Vertragsentwurf vor, in welchem die von Preußen begehrte Abtretung in der Hauptsache zwar ausgesprochen war, dagegen die preußischerseits vorgeschlagene Grenzregulirung, nach welcher auch Czenstochau und Zakrocyn zu dem preußischen Antheil gefügt sein sollten, nur hinsichtlich des ersteren Gebiets erfüllt wurde.

Da Sievers die bestimmte Erklärung hinzufügte, daß die Kaiserin nur bis zu den Grenzen dieses Vertrages die Anerkennung des Reichstages herbeizuführen und nöthigenfalls zu erzwingen entschlossen sei, so sah sich Buchholz, obschon schweren Herzens, genöthigt, dem russischen Entwurfe beizutreten und denselben, um nur endlich zum Abschluß zu kommen, dem Könige zur Annahme zu empfehlen.

Friedrich Wilhelm II. empfing die Botschaft seines Gesandten aus Warschau zu einer Zeit, in welcher die heillosen und selbstsüchtigen Intriguen*), die maßlosen Eroberungsansprüche Oesterreichs, besonders aber die wieder neu hervortretende Forderung einer polnischen Provinz, welche die ganze polnische Angelegenheit von Neuem in Frage zu stellen drohte, ihn im höchsten Grade mißmuthig gegen seinen Bundesgenossen gemacht und ihm keinen lebhafteren Wunsch eingeflößt hatte, als Oesterreich mit der vollzogenen Thatsache des polnischen Abtretungsvertrages entgegentreten zu können. Der König gab daher den Befehl, dem russischen Vertragsentwurf trotz der für Preußen ungünstigen Grenzbestimmungen unverzüglich beizutreten und die Sache zum Abschluß zu bringen.

Noch ehe indessen der Königliche Befehl in Grodno anlangte, hatten sich die Verhältnisse schon wieder völlig verändert.

Als am 2. September der Reichstag in dem von russischen Grenadieren besetzten Saale**) in die Berathung über die Forderungen Preußens

---

*) Wir werden bei der Fortsetzung des französischen Krieges auf dieses Treiben österreichischer Diplomatie, welches recht eigentlich den Verfall und schließlich die Auflösung der ganzen Coalition gegen Frankreich verschuldete, näher eingehen; hier nur so viel davon, als zum Verständniß der polnischen Begebenheiten erforderlich ist.

**) Zum Schein hatte Sievers alle Thüren des Saales mit Grenadieren besetzen lassen, welche jeden Landboten, der die Sitzung verlassen wollte, mit Kolbenstößen zurückweisen mußten. Zwei russische Bataillone standen vor dem Palast aufmarschirt und

eintrat, wurde nach äußerst heftigen Kämpfen der vom Grafen Sievers vorgelegte Vertragsentwurf zwar angenommen, jedoch mit Bedingungen, von welchen bisher gar keine Rede gewesen war, und welchen Preußen unmöglich seine Zustimmung geben konnte. Die Abtretung an Preußen wurde bewilligt, aber mit dem Zusatz eines in den schärfsten Ausdrücken abgefaßten Protestes gegen die Gewaltthätigkeit, die man an Polen begangen; außerdem sollte Preußen das Marienbild von Czenstochau*) an Polen herausgeben, jedem Anspruch auf die Radziwill'schen Güter entsagen, den Primas von Gnesen niemals zur Residenz auf preußischem Gebiete zwingen und endlich sollte, — was den ganzen Vertrag unannehmbar für Preußen machen mußte, — derselbe nicht eher in Gültigkeit treten, bis der von den Polen verlangte Handelsvertrag abgeschlossen sei.

Vergeblich bestürmte der preußische Gesandte den Grafen Sievers mit Vorstellungen; dieser stützte sich auf den Willen der Kaiserin, welche ihm wiederholt anbefohlen habe, die Polen zwar zu der gewünschten Abtretung an Preußen zu bewegen, ihnen aber Handelsfreiheit und alle möglichen Erleichterungen zu sichern, damit sie nicht von Preußen zu abhängig würden; in der That sprach die Kaiserin wiederholt ihrem Gesandten die volle Billigung aller von ihm gethanen Schritte gegen Preußen aus.

Der preußisch-polnische Theilungsvertrag war somit durch die russische Politik in's Ungewisse hin vertagt, und die Angelegenheit gewann eine um so bedrohlichere Gestaltung, als schon seit einiger Zeit in den Sitzungen des Reichstages neben dem russischen sich unverkennbar auch österreichischer Einfluß geltend gemacht hatte, Preußen daher keine Zeit verlieren durfte, wenn es nicht alle bisherigen Erfolge in Polen durch Oesterreichs Einmischung für immer schwinden sehen wollte.

König Friedrich Wilhelm war daher auch keinen Augenblick unschlüssig, nöthigenfalls mit seiner ganzen Macht gegen die Umtriebe Rußlands und Oesterreichs aufzutreten.

Er befahl zu diesem Zwecke, den General von Möllendorf durch Mobilmachung mehrerer Regimenter in Schlesien und Preußen bis auf 40,000 Mann zu verstärken; ein Theil des am Rhein stehenden Heeres erhielt Ordre, sich zum Abmarsch nach Ansbach bereit zu halten, der König selbst wollte die Armee am Rhein verlassen und sich nach Polen begeben, um dort der Sache ein Ende zu machen. Dem Wiener Hofe ließ der König erklären, daß er sich in Merle zur Fortführung des Krieges nur unter der Bedingung verpflichtet habe, daß Oesterreich in seine polnische Erwerbung willige, daß er aber, nachdem diese Bedingung von Oesterreich nicht erfüllt worden, sich fernerhin nur mit 20,000 Mann, wie es der Vertrag von 1792 festgesetzt, an diesem Kriege betheiligen werde; in ähnlichem Sinne mußte Graf Golz sich in Petersburg äußern und Buchholz

---

schon während der ganzen Dauer des Reichstages wurde die Stadt Grodno so streng bewacht, daß ohne Erlaubnißkarte des russischen Commandanten nicht einmal die Promenaden der Stadt betreten werden durften. So sollte der Beschluß vom 2. September, zu welchem Rußland selbst die Polen hatte ermuthigen lassen, in den Augen des preußischen Gesandten als nur durch russische Gewalt erzwungen erscheinen, um keinen Zweifel an der Willfährigkeit Rußlands aufkommen zu lassen.

*) Vergleiche Band I., 2. Buch, Cap. I., Seite 224 dieses Buches.

wurde angewiesen, den Hauptvertrag zu unterzeichnen, die vier von den Polen gestellten Bedingungen aber unbedingt zu verwerfen und bei fernerem Widerstande mit Waffengewalt zu drohen.

Das energische Auftreten des Königs, welcher wirklich am 29. September die Armee verließ und nach Polen abreiste, hatte indessen genügt, um Rußland gefügiger zu machen.

War es gleich der Wunsch der Kaiserin, Preußen in Polen so weit als möglich zu beschränken, so war doch ihre Abneigung, auch Oesterreich einen Antheil an Polen zu überlassen, andererseits noch viel größer; an einen förmlichen Bruch mit Preußen konnte sie vollends nicht denken.

So wurde denn Graf Sievers abermals mit anderen Weisungen versehen und in der Sitzung des Reichstages vom 23. September sollte denn auch die preußische Abtretungsfrage ihre schließliche Erledigung finden, noch ehe der König wirklich sein Hauptquartier Edighofen verlassen hatte. Ganz ohne Gewalt ging es dabei jedoch nicht ab; hatten ja doch die Führer des Reichstages, nachdem Graf Sievers ihnen den Willen der Kaiserin, nunmehr ohne alle Bedingungen den preußischen Vertrag zu genehmigen, sehr ernstlich kund gethan hatte, diesen selbst um die Entfaltung militärischer Kräfte gebeten, um wenigstens vor ihren Landsleuten den Schein des ihnen angethanen Zwanges bewahren zu können.

Graf Sievers ließ daher noch am 22. September vier der heftigsten Oppositionsmitglieder verhaften; am folgenden Tage war der Palast des Reichstages und der Sitzungssaal wie am 2. September mit russischen Grenadieren besetzt und jeder Landtagsbote, welcher Miene machte, gegen den Vertrag mit Preußen zu sprechen, wurde sofort durch russische Soldaten hinweggeführt. Nicht unbemerkt darf bleiben, daß eine große Zahl derselben durch das Versprechen nicht unbedeutender Geldsummen, welche Buchholz mit Freuden — aber erst nach erfolgtem Abschluß des Vertrages — zu zahlen bereit war, schon vorher erkauft worden war. Dem Vorlesen des von Rußland und Preußen jetzt wieder gemeinsam geforderten Vertragsentwurfes folgte ein tiefes, allgemeines Stillschweigen, das einzige Zeichen des Widerstandes, welchen die Versammlung wagte. Erst tief in der Nacht, nachdem Sievers erklärt hatte, daß er sowohl den König wie die Mitglieder des Reichstages so lange im Saale festhalten werde, bis der Vertrag unterzeichnet sei, stellte der ebenfalls bestochene Landtagsbote Graf Ankwitz den Antrag, daß das Schweigen der Versammlung für eine stillschweigende Zustimmung erklärt werden solle und der Reichstagsmarschall Bilinski proclamirte, diesen Ausweg freudig ergreifend, darauf den Vertrag mit Preußen für abgeschlossen. —

Auch der letzte Rest der einst so mächtigen und großen Republik Polen gerieth schon nach wenigen Wochen in völlige, widerstandslose Abhängigkeit, als einige Tage nach dem Abschluß mit Preußen derselbe Ankwitz den Antrag auf ein ewiges Bündniß Polens mit Rußland stellte. Schon am 16. October 1793 gelangte dasselbe nach kurzer Berathung und nach schwachem, durch König Stanislaus selbst rasch beseitigtem Widerstande, zum Abschluß nach dem vom Grafen Sievers selbst verfaßten Vertragsentwurf.

Polen und Rußland verhießen sich darin in allen Kriegen gegenseitigen Beistand mit allen ihren Kräften; diejenige Macht, welche die meisten

Truppen dazu stellte, sollte auch jedesmal den Oberbefehl führen, also wohl in allen Fällen Rußland. Ebenso sollte das diplomatische Wirken beider Mächte fortan ein gemeinsames sein, Rußland erhielt das Recht, zu jeder Zeit nach seinem Belieben Truppen in polnisches Gebiet einrücken zu lassen, Polen verpflichtete sich, niemals ohne Zustimmung Rußlands eine Aenderung an seiner Verfassung vorzunehmen; — mit einem Worte, Polen war fortan nur noch eine russische Provinz und Graf Sievers hatte vollständig Recht, wenn er am 3. December der Kaiserin schrieb:

> „Ew. Majestät Truppen sind durch die That polnische geworden; Sie verfügen darüber wie Sie verfügen über die Quartiere und die Verwendung der Truppen von Polen und Litthauen. Was den gegenwärtigen König betrifft, so muß man ihn unter der Ruthe halten; der künftige König wird von Ew. Majestät gewählt werden, und auch seine Aufgabe und seinen Majordomus bekommen, unter dem Titel eines russischen Botschafters, mit unendlich mehr Gewalt, als jemals der Vicekönig von Irland oder von Sicilien besaß, oder Ihr Generalgouverneur von Nowgorod oder Ihr Statthalter von Twer" u. s. w. —

Was Preußen betrifft, so war es durch diese zweite, nun bestätigte Theilung Polens in den Besitz einer schönen Provinz von über 1000 Quadratmeilen mit 1 ½ Mill. Einwohnern gelangt, ohne irgend erheblichen Kostenaufwand und ohne das Schwert zu ziehen. Aber mit wachsender Besorgniß betrachtete man in Berlin wie in Wien das immer mächtiger anschwellende Uebergewicht des russischen Militärcolosses, welchem zu rechter Zeit Einhalt zu thun man hier wie dort in gegenseitiger Mißgunst und Eifersucht, getrieben durch Habgier und Vergrößerungssucht, versäumt hatte. Die Folgen sollten nicht ausbleiben.

Uebrigens sollte bei dem zähen Festhalten der Polen an den Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalität, an ihrer Sprache, ihren Sitten, ihrer Tracht und ihren Einrichtungen, leider müssen wir hinzusetzen, auch bei den Fehlern, welche die preußische Regierung bei der ersten Einrichtung der neuen Verwaltung beging, noch lange Zeit vergehen, bis die Bewohner des neuen Südpreußens sich mit dem Gedanken, von nun an preußische Unterthanen zu sein, aussöhnten. Sehen wir doch bis in die neuesten Zeiten die zum preußischen Staate gehörigen Polen, ungeachtet ihnen die Segnungen der geordneten preußischen Staatsverwaltung schon längst zu Theil geworden sind, von jeder der krampfhaften aber ohnmächtigen Zuckungen ergriffen werden, durch welche die unterdrückte polnische Nation von Zeit zu Zeit ihre Freiheit wieder zu gewinnen vergeblich trachtet; hören wir doch noch heutigen Tages in den Landtagen des preußischen Staates von Bewohnern der Provinz Posen immer und immer wieder die Phrase hervorheben, daß sie Polen und keine Preußen seien.

Die Maßregeln der preußischen Regierung bei Uebernahme der Verwaltung, mit welcher zunächst der Minister von Voß betraut wurde, waren in der That weder geeignet, dem Volke Sympathien für die neue Herrschaft einzuflößen, noch waren sie nachdrücklich und energisch genug, um dieselbe auf Achtung oder Furcht sicher zu begründen. Anstatt der Natio-

nalität der Polen, eines Volkes, welches bisher nur aus gänzlich Freien oder aus völlig unterdrückten Sclaven bestanden, die gebührende Rechnung zu tragen, ihre Einrichtungen mit schonender Hand und allmählich umzugestalten, ihre Sprache und Sitten zu schützen, ihre Beamten im Dienste zu belassen und die peinlich genaue und sparsame Verwaltung nach preußischem Muster nur nach und nach einzuführen, geschah von dem Allen das Gegentheil. Wir können das in Polen beobachtete Verfahren der preußischen Regierung nicht besser schildern, als mit den Worten des in diesen Blättern schon wiederholt angeführten Verfassers der „Vertrauten Briefe" über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit Friedrich II., welcher, selbst nach dem neu erworbenen Posen gegangen, darüber wie folgt erzählt:

„Ich sah hier den bisher freien Adel Polens den Huldigungseid unter Händeringen ablegen. Ich hörte ihm von einem Minister (Dankelmann) die Versicherung ertheilen, wie der König seine alten, wohl erworbenen Rechte unangetastet lassen wolle, ohne dies Versprechen auszuführen, denn sonst müßte man die Occupation nicht unternommen haben. Bald darauf hörte ich das Wehklagen aller der polnischen Officianten, denen man ihre Stellen genommen hatte und sie mit Deutschen besetzte. Ich sah die Begierde so vieler hungrigen Preußen, die in ihrer Anstellung das Mittel gefunden zu haben glaubten, ihre Taschen zu füllen. Ich konnte weder diese ganze Occupation gerecht, noch dem Staatsinteresse Preußens angemessen finden, noch weniger schien mir die Einrichtungsmethode, welche der Minister von Voß anzunehmen für gut befand, der Klugheit gemäß. Denke Dir ein Land, dessen Einwohner sich in zwei Theile theilen, in Herren und Sclaven, von denen die ersteren seit Jahrhunderten in einer regellosen Ungebundenheit lebten, die letzteren alles Gefühl für eine bürgerliche Existenz verloren hatten und durchaus nur als lebendige Ackerinstrumente anzusehen waren; ein Land, worin die katholische Religion auf den großen Haufen noch ihren Einfluß behauptete, wo man eine eigene Sprache redete, eine Nationaltracht besaß und wo ein allgemeiner Charakter sich zeigte, der durchaus mit dem deutschen in Disharmonie war. In diesem Lande wagte es der Minister von Voß, die in dem streng gehaltenen militärischen Preußen übliche Polizei- und Finanzordnung einführen zu wollen; er war so kühn, sogleich eine Detaxationscommission des sämmtlichen Grund und Bodens anzusetzen, ohne das zu repartirende Quantum im Zolle zu bestimmen; er drang den Polen die deutsche Sprache auf, die sie nicht verstanden und gab sich nicht die Mühe, seine neuen Gesetze (wenigstens verständlich) in's Polnische übersetzen zu lassen, sondern es wurden Ignoranten als Translateurs gegen einen kargen Lohn angestellt. Außer dem erst nach geschehener Detaillirung zu bestimmenden Steuerquanto wurde noch das Stempelwesen erhöht, die Musik der Dudelsäcke verpachtet, die Zölle und Consumtionsabgaben erhöht und mit größter Strenge eingetrieben.

Die Officianten, welche man fand, jagte man fort, obschon sie ihre Stellen erkauft hatten, und setzte dagegen in der Regel den Ausschuß aus diesem Stande ein, der sich in den alten Provinzen befand.

Es schien, als wollte man ein Botanibai aus Südpreußen für alle solche Officianten machen, welche längst hätten cassirt oder aufgehängt werden sollen. Dabei war der Herr von Voß gegen die an's Splendide gewöhnten Polen nicht blos kalt und zurückstoßend, sondern auch ganz eigentlich ökonomisch; seine Tafel war sehr frugal servirt, sein Aeußeres so simpel als möglich, seine Sprache dictatorisch; Widerspruch litt er nicht; seine Geschöpfe waren sämmtlich im Actenstaube gebildete Finanzisten, die aus dem polnischen Koth gar zu gern gleich harte Thaler gemacht hätten. Der Geh. Rath Schulz, ein auf den ostpreußischen Aemtern erzogener ehemaliger Actuarius, demnächst Calculator, zuletzt Kriegs- und endlich Geh. Finanzrath, hatte ganz den verschlossenen, in sich gekehrten Provinzialcharakter, der diesem Volke eigen ist. Er regierte das Classifications- und Domänenwesen, ließ Berge von Acten und Zahlen auf Zahlen häufen, woran kein wahres Wort war; denn seine Oekonomiecommissarien verstanden zwar, sich per nefas den Beutel zu spicken, aber nicht die Aecker abzuschätzen. Er selbst hatte nur mechanisch die ost- und westpreußischen Domänen veranschlagt und Classificationsgrundsätze im Kopfe, die er auf Südpreußen anwendete; es war aber nicht die geringste Genialität, aber desto mehr Eigensinn in ihm, nach diesen abgenutzten Leisten in Polen verfahren zu wollen, woraus nur verkehrte Resultate entstehen mußten.

Herr von Göcking, der Dichter und Geh. Rath, hat zwar etwas Gefälliges in seinen Manieren, ist aber sehr weitläuftig in seinen Erzählungen und kann vor vieler Arbeit nie zu den Geschäften kommen.

Ich schildere Dir nicht erst die Collegien; sie waren aus lauter Großvätern, die das Präsidium, und aus ungezogenen Knaben, die die Räthe ausmachten, zusammengesetzt. Das Allerlächerlichste war, daß man dieser harten Civilorganisation nicht den geringsten militärischen Nachdruck gab. Das Möllendorf'sche Corps wurde im Winter 1793 bis auf wenige Truppen aus Polen zurückgezogen, wie die Insurrection schon im Entstehen war.

Wollten die drei Mächte einmal Polen theilen, so mußten sie gleich dem Ganzen ein Ende machen; bei der ersten Occupation aber schoben sie allen Brennstoff in den gebliebenen Ueberrest des Reiches zusammen; alle edlen Patrioten, alle verstoßenen Offiziere, alle abgesetzten Officianten sammelten sich hier und es war kein Wunder bei solchen verkehrten Maßregeln, daß 1794 im Frühling das Feuer, welches schon lange unter der Asche geglimmt hatte, losbrach und in hellen Flammen aufloderte." —

Bevor wir indessen diese Insurrection, durch welche die dritte Theilung Polens herbeigeführt ward, in kurzen Zügen schildern, richten wir unsere Blicke wiederum nach Westen.

§. 16.

Fernere Entwickelung der französischen Revolution.

Mit den im §. 13 erzählten Ereignissen des 10. August und ihren nächsten Folgen, durch welche thatsächlich, wenn auch vorläufig noch nicht dem Namen nach, die Monarchie in Frankreich in Trümmer geschlagen und die Verfassung von 1791 beseitigt wurde, trat die französische Revolution in eine ganz neue Phase ihrer Entwickelung ein.

In vollster Mißachtung der durch die Verfassung eingeführten gesetzlichen Gewalten, in offener Empörung gegen die Regierung des Königs, hatte eine an Zahl verschwindend kleine, aber durch Eifer, Einigkeit und Energie starke und entschlossene Partei mit dem Sturm auf das Schloß der Tuilerien deutlich gezeigt, nach welchem Ausgangspunkte sie die entfesselte Revolution zu steuern beabsichtigte.

Für die Führer der französischen Demokratie handelte es sich bei der Revolution nicht um Abschaffung vieljähriger und unerträglich gewordener Mißstände, — sie waren ja durch die Verfassung von 1791 längst beseitigt, — ihnen genügte weder die errungene Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz, noch die Niederwerfung der Königlichen Macht; — was sie erstrebten, war einfach die unbedingte Herrschaft der niederen Volksmassen, deren Leitung in ihrer Hand lag, die Unterwerfung der ganzen französischen Nation unter den Willen der Demokraten.

Erwägt man, daß wenigstens in vier Fünftheilen des französischen Volkes der glühendste Wunsch nach endlicher Beseitigung der durch die Revolution herbeigeführten Wirrnisse, nach der Wiederkehr der Ordnung und Ruhe, des Friedens nach innen wie nach außen waltete, so erscheint es schwer begreiflich, daß eine so kleine Zahl von Männern, meistens nicht einmal durch hervorragende Talente oder geistige Größe ausgezeichnet, sich trotz des tiefen Abscheues, welchen ihr Thun und Treiben einflößte, zu unbedingten Herrschern über ein Volk von nahezu 20 Mill. Menschen machen, die größten Schandthaten ausüben und Frankreich in einen Jahre langen Kampf mit allen Ländern Europa's verwickeln durften.

Die wilde Energie der französischen Jacobiner, welche in dem Bewußtsein ihrer geringen Zahl vollständigen Sieg ihrer Sache nur durch den Schrecken, welchen sie ihren Gegnern einzuflößen verstanden, zu erringen hoffen konnten, die rastlose Thätigkeit, mit welcher sie Schritt für Schritt alle Schranken hinwegzureißen wußten, welche sich der angestrebten Pöbelherrschaft entgegenstellten, die verzweifelte Entschlossenheit, welche dieselbe, vor keinem Verbrechen zurückbebend, antrieb, einen Theil ihrer Widersacher gänzlich zu vernichten, um durch den hervorgerufenen Schrecken den anderen Theil derselben völlig ihrem Willen zu unterwerfen, gaben einerseits die Erklärung dieser auffallenden Erscheinung; andererseits erleichterte den Jacobinern die Unentschlossenheit und Uneinigkeit der ihnen gegenüber stehenden Parteien den Sieg.

Während die unbedingten Royalisten die Rettung Frankreichs nur in der völligen Wiederherstellung der unbeschränkten Königlichen Macht suchten, erstrebte die constitutionelle Partei, bei Weitem die zahlreichste und nach Talent und geistiger Bildung die bedeutendste von Allen, den Schutz des constitutionellen Königthums gegen die Angriffe der Jacobiner wie der Royalisten. Unzufrieden mit dem Treiben der Einen wie der Anderen, voll von Mißtrauen gegen die Verbindungen des Königs mit den auswärtigen Mächten, jeder gemeinsamen kräftigen Leitung entbehrend, vor Allem aber, wie die gemäßigten Parteien aller Zeiten und Länder, ängstlich beflissen, sich vor jeder Handlung zu hüten, welche die eigene Person in Gefahr bringen konnte, trug diese Partei hauptsächlich die Schuld an dem vollständigen Siege einer Handvoll Bösewichter, welche zu beseitigen bei dem allgemeinen Abscheu, welchen ihre Thaten erregten, ein geringer Grad von Energie und Einigkeit hingereicht haben würde.

Bei der großen Menge der französischen Bevölkerung aber war die anfängliche Begeisterung für die Revolution beim Anblick der Gefahr, in welche Frankreich durch dieselbe gestürzt worden, der Unsicherheit des Besitzes, des grenzenlosen Unfuges in allen öffentlichen Zuständen, gar bald verschwunden und hatte dem Wunsche nach Ruhe und Ordnung, ja, wie ausdrücklich bezeugt wird, hier und da auch wohl nach der Rückkehr der alten Zustände, und sei es selbst der alte Despotismus vor der Revolution, Platz gemacht.

In einem Gefühle aber waren alle Parteien Frankreichs einig, in dem Gefühl des Hasses gegen die Fremden, welche der französischen Nation Gesetze vorzuschreiben kamen und Frankreichs nationale Selbständigkeit und Größe bedrohten. Und trefflich verstanden die Jacobiner, dieses leicht erregbare Nationalgefühl der Franzosen für ihre Zwecke zu benützen. Indem sie dem Volke in Kammerreden und Flugschriften beständig den König Ludwig XVI., noch mehr aber die Königin, als die Verbündeten der deutschen Mächte und der ebenso tief verhaßten Emigration darstellten, indem sie unaufhörlich predigten, daß nur eine allgemeine Erhebung der Nation Frankreich vor den Fremden und vor der Wiederkehr der alten Sclaverei retten könne, gelang es ihnen in allen Gegenden Frankreichs die Gemüther zu erhitzen und einen kriegerischen Eifer zu entflammen, welcher es ihnen leicht machte, sich selbst an die Spitze der allgemeinen Bewegung zu stellen und dem Volke Jeden als Verräther an der Nation zu denunciren, der nicht ihrem Willen gehorchte.

Der Ruf: das Vaterland ist in Gefahr, hatte alles Treiben der Parteien in den Hintergrund gedrängt, alle anderen Gefühle dem glühenden Eifer für die Rettung desselben untergeordnet; — im nächsten Feldzuge schon sollten die Verbündeten mit Schrecken gewahr werden, welchen kriegerischen Geist die Revolution entfesselt hatte. —

Mit dem kühnen Handstreich des 10. August, mit dem verunglückten Versuche Lafayette's, die seinen Befehlen untergebene Armee für die Niederwerfung der Jacobiner zu gewinnen, hatte die jacobinische Partei in der That bereits die Herrschaft über Paris und, da das französische Volk die Ereignisse des 10. August theils in Gleichgültigkeit gegen das politische Treiben, theils betäubt von dem drohenden Kriegslärm in apathischer Ruhe

und ohne Widerstand zu wagen hingenommen hatte, auch über ganz Frankreich errungen. Für sie kam es jetzt darauf an, diese Herrschaft auch gegen alle Angriffe zu behaupten und dazu waren die Jacobiner, wie bereits erwähnt, mit allen, selbst den entsetzlichsten Mitteln entschlossen.

So führten denn zunächst nach dem Siege des 10. August die Jacobiner den Krieg gegen die Nationalversammlung, die einzige noch zu Recht bestehende gesetzliche Gewalt, mit steigender Energie fort. Wir können die einzelnen Stadien dieses erbitterten Kampfes zwischen der Versammlung und der unter der Herrschaft der Jacobiner stehenden Pariser Stadtbehörde, in welcher Robespierre unbegrenzten Einfluß besaß und der scheußliche Marat, ohne gewählt zu sein, sich dennoch Sitz und Stimme angemaßt hatte und, seitdem er sich gewaltsam in den Besitz von vier Pressen der Staatsdruckerei gesetzt, das officielle Organ der revolutionären Commune geworden war, bei den Lesern dieses Werkes als bekannt voraussetzen. —

Es genügt demnach, hier daran zu erinnern, daß fortan die Pariser Stadtbehörde, aus jedem ihrer Kämpfe mit der durch den Pöbel eingeschüchterten und allmählich immer schwächer widerstrebenden Nationalversammlung als Sieger hervorgehend, die eigentliche und unbeschränkte Beherrscherin Frankreichs, das Pariser Rathhaus der Mittelpunkt für alle öffentlichen Geschäfte des Landes wurde, daß von hier aus in echt französisch prahlhafter Weise allen Völkern der Erde, welche sich von ihren Tyrannen befreien wollten, die Hilfe der französischen Nation versprochen, daneben aber auch der nichtswürdige Beschluß gefaßt ward, sich aller Verräther an der Nation, — und als solche wurden von den Jacobinern alle diejenigen bezeichnet, welche sich nicht blind ihrem Willen unterwarfen, — durch blutigen Mord zu entledigen.

Es ist bekannt, in welcher entsetzlichen Weise vom 16. August an das der Nationalversammlung durch die wilden Drohungen Robespierre's und die Wuth des Pöbels abgetrotzte Revolutionstribunal die ganze Bevölkerung einem unerhörten Despotismus unterwarf, sich zum unbeschränkten Herrscher über das Leben jedes Einzelnen machte, die Gefängnisse mit Verdächtigen, — und wer war dieser entsetzlichen Behörde nicht verdächtig? — füllte und ganz Paris, dessen verschlossene Barrièren nicht einmal die Flucht ermöglichten, zu einem Aufenthalt des Schreckens und der Angst machten, auf welchen sich nach dem bezeichnenden Ausdrucke Scherr's „die dunkle Schreckensriesenglocke, deren Ränder die Wölbung ihrer Ringmauern berühren, immer tiefer herabsenkt und die Stadt in eine Luftpumpe der Angst, in eine infernalische città dolente verwandelt.“

Es ist bekannt, wie in den entsetzensvollen Tagen vom 2. bis 6. September der oben erwähnte nichtswürdige Beschluß der Jacobiner zur Ausführung gebracht wurde, wie Haufen von Meuchelmördern, nach einem vorher genau festgesetzten Plane, von der Pariser Commune nicht blos geduldet, sondern für ihr blutiges Tagewerk bezahlt und durch aufreizende Getränke zur wildesten Mordlust gestachelt, ja von Magistratspersonen geführt, in die Gefängnisse von Paris einbrachen und dort mit der gefühllosesten Grausamkeit die wehrlosen Gefangenen, selbst Priester, Weiber und Kinder zu Hunderten hinschlachteten. Wer fühlt sich nicht

empört über die Brutalität des finsteren Billaud-Varennes, welcher, angethan mit der dreifarbigen Schärpe, dem Abzeichen seiner Würde als Magistratsperson, in dem Gefängnisse der Abtei erscheint und den von der Blutarbeit erschöpft ausruhenden Mordgesellen zuruft:

„Volk von Paris, Du schlachtest Deine Feinde, Du thust Deine Schuldigkeit!“

Wer fühlt sich nicht ergriffen, wenn er hört, daß eine wilde Pöbelrotte im Gefängniß la Force die reizende Prinzessin Lamballe, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie die theuerste Freundin der unglücklichen Königin Maria Antoinette war, nicht blos grausam ermordete, sondern auch den Leichnam ihres Schlachtopfers auf's Empörendste beschimpfte und besudelte und ihren abgeschnittenen Kopf auf einer Pike an das Fenster der Königin im Tempel hielt!

Ueber das Nichtswürdige jener Septembertage, bei welchen es ziemlich gleichgültig ist, ob die Zahl der Schlachtopfer wirklich nur gegen 1500 oder, wie Andere behaupten, viele Tausende betragen hat, ist das Urtheil der Geschichte längst gesprochen worden; es kann die schwere Schuld, welche die Anstifter dieser die französische Nation mit Schmach bedeckenden Gräuelthaten auf sich geladen, nur erhöhen, daß nicht blos Befriedigung ihres persönlichen Rachedurstes, ihrer niedrigen Raubgier und Habsucht, sondern und vor allem Anderen kaltblütige Berechnung eines dadurch zu erreichenden politischen Zieles sie zu so entsetzlichen Thaten getrieben hat.

Nicht die Furcht vor dem Herannahen der preußischen Armee, welche um jene Zeit Verdun besetzt hatte, nicht die Besorgniß vor einem Aufstande der Royalisten in Paris, welcher den König aus dem Tempel befreien sollte, nicht der Schrecken über das Umsichgreifen der Empörung in der Vendée haben in erster Linie jene Gräuel der Septembertage hervorgerufen, sondern, wie längst unzweifelhaft erwiesen ist, — der Hinblick auf die in jene Zeit fallenden W a h l e n z u m N a t i o n a l c o n v e n t. Für die Jacobiner bot der Hinweis auf die äußeren Gefahren des Vaterlandes nur den willkommenen Vorwand und die Möglichkeit zur Befriedigung ihrer Rachgier wie ihrer Habsucht; der Schrecken aber, mit welchem die in Scene gesetzten Mordthaten die Bevölkerung von Paris erfüllten, das dumpfe Entsetzen, welches sich aller Gemüther beim Anblicke solcher Gräuel bemächtigte, war für sie das Mittel, die Wahlen zum Nationalconvent zu beeinflussen, den Ausfall derselben nach ihrem Willen zu bestimmen. Wer in der That fand noch den Muth in sich, seine Wahlstimme auch einem nur Gemäßigten — von Königsfreunden gar nicht zu sprechen — zu geben, nachdem er gesehen hatte, daß er durch das bloße Zeichen eines menschlichen Mitleids mit den unglücklichen Schlachtopfern der Septembermörder sich selbst verdächtig machte und das eigene Leben in Gefahr setzte?

Es ist bekannt, wie richtig sich die Berechnung der Jacobiner erwies, wie in der allen Schrecken der Pöbelherrschaft unterworfenen Hauptstadt die Wahlen ohne Ausnahme zu ihren Gunsten ausfielen, wie selbst die in den weniger revolutionirten Provinzen aus den Wahlurnen hervorgegangenen Girondisten doch, soweit sie überhaupt noch dem Königthum anhingen, jede Hoffnung auf die Rettung desselben aufgaben und daß schon in der

denkwürdigen Sitzung des Nationalconvents am 22. September 1792 feierlich und ohne daß sich auch nur eine einzige Stimme des Widerspruchs dagegen erhoben hätte, die Monarchie abgeschafft und die Einführung der Republik proclamirt wurde, ohne daß die zu $^4/_5$ von dem Wunsche nach Ruhe begierige und politisch erschlaffte französische Nation in dieser veränderten Regierungsform die ihr so nöthige Ruhe und Einigung gefunden hätte.

Im Gegentheil trat die treibende Kraft der Revolution von jetzt an bemerkbarer wie früher hervor und machte sich ganz besonders in der Kriegführung gegen das Ausland geltend.

Das nach der Beseitigung der zunächst drohenden Kriegsgefahr bis in's Ungeheure gesteigerte Selbstgefühl der Franzosen, der von ihrer Nationaleitelkeit dictirte prahlerische Wunsch, allen Völkern Europa's Befreiung von den Fesseln ihrer Tyrannen zu bringen, das begreifliche Streben ehrgeiziger Generale, sich kriegerischen Ruhm und Ehre zu erwerben, und — was durchaus nicht übersehen werden darf — die verlockende Aussicht, der bis in's Unendliche gestiegenen Finanznoth durch einen unzweifelhaft glücklichen Krieg mit dem Auslande ein noch dazu rühmliches Ende zu machen, den besiegten Nachbarn die Kosten aufzuerlegen und die immer wachsende Fluth von Assignaten auf die unterworfenen Länder zu vertheilen, — Alles dies verwandelte den zur Erhaltung der nationalen Selbständigkeit Frankreichs und zur Abwehr gegen die unberechtigte Einmischung der Fremden unternommenen Vertheidigungskrieg unter der Republik zu einem offen ausgesprochenen Eroberungskriege.

Wie vortrefflich die französischen Generale, schon unter der Republik, es verstanden, den Krieg in diesem letzteren Sinne zu führen, wie die von einem der überspanntesten Redner des Convents ausgegebene Losung: „Krieg den Palästen, Frieden den Hütten", in Wahrheit nichts Anderes bedeutete als: „wir nehmen Alles, was wir in Palästen und Hütten vorfinden, sodann diese selbst und schließlich auch das Land, auf dem sie stehen", werden wir noch zu sehen Gelegenheit haben.

Wie die republikanische Regierung, getrieben von der lockenden Aussicht auf die Eroberung Belgiens und auf glänzende Erfolge gegen Oesterreich, sich bemühte, Preußen durch einen Separatfrieden von Oesterreich zu trennen, wie der König von Preußen die zu diesem Zwecke angeknüpften Unterhandlungen zwar gewandt zu benutzen verstand, um seine Armee ihrer üblen Lage zu entziehen, in seinem loyalen Festhalten an dem Bündnisse mit Oesterreich aber alle noch so verlockenden Anträge der Franzosen schließlich zurückwies, haben wir schon in §. 14 erzählt.

Trotzdem gaben indessen die Machthaber in Paris die Hoffnung auf die Neutralisirung Preußens oder gar auf den endlichen Abschluß eines Bündnisses mit demselben nicht auf.

Noch am 23. November 1792 ließ General Custine durch den Landgrafen von Hessen dem Könige das Anerbieten wiederholen, gegen Anerkennung der französischen Republik seitens Preußens, Ludwig XVI. und seine Familie in Freiheit zu setzen und alle bisher gemachten Eroberungen wieder herauszugeben. Einige Tage später machten die Agenten des Ministers Lebrun dem Marquis Luchesini geradezu den Vorschlag: Preußen

solle sich im tiefsten Geheimniß an Frankreich anschließen, scheinbar den Winter über gegen Frankreich rüsten und im Frühjahr vereint mit den Franzosen, Schweden und Polen über Rußland und Oesterreich herfallen. Während des Winters sollten von Paris aus Polen und die Türkei zum Kriege gegen Rußland, Ungarn und Böhmen zum Aufstande gegen Oesterreich gereizt werden; der Zweck des ganzen Krieges aber sollte für Preußen die Herrschaft über Deutschland, die Zertrümmerung Oesterreichs in verschiedene Staaten, die Wiederherstellung Polens, die Losreißung der russischen Ostseeprovinzen für Schweden und für das uneigennützige Frankreich — nichts, durchaus nichts sein.

Die rechtliche Denkungsweise König Friedrich Wilhelm's, seine tiefe Abneigung gegen die Republikaner, konnten ihn auch nicht einen Augenblick zu dem Gedanken bewegen, Plänen seine Zustimmung zu geben, welche ganz Europa in die heilloseste Verwirrung gestürzt, ihn selbst in die gefährlichsten und langwierigsten Kriege verwickelt haben würden, deren Uneigennützigkeit aber ebenso unbegreiflich wie verdächtig erscheinen mußte. Die französischen Anerbietungen wurden daher kalt abgelehnt und bald genug sollten die preußischen Minister die Erfahrung machen, daß die Politik der französischen Republik gegen Preußen in derselben treulosen Weise betrieben werde, wie gegen andere Mächte, daß der Entschluß des Königs nicht blos ein rechtlicher und ehrenwerther, sondern auch ein staatskluger gewesen sei. —

Die ferneren mit immer wachsender Erbitterung geführten Kämpfe der Parteien im Nationalconvent, die vergeblichen Versuche der in immer tiefere Ohnmacht versinkenden Partei der Ordnung und Gesetzlichkeit, die brutale Gewalt der Pariser Commune und die Pöbelherrschaft zu beseitigen und das Land aus dem Zustande der Anarchie, in welchem sich dasselbe befand, zu reißen und zu geordneten Verhältnissen zu gelangen, übergehen wir, als nicht zu unserer Geschichte gehörend, hier mit Stillschweigen.

Selbst der erschütternde Proceß, die Verurtheilung und die schließliche Hinrichtung des unglücklichen Königs Ludwig XVI. hat für den Zweck dieses Werkes nur eine allgemeine Bedeutung, insofern durch das entsetzliche Ereigniß das Verhältniß der französischen Republik zu den übrigen Staaten Europa's eine wesentliche Veränderung erfuhr, von welcher auch unser preußisches Vaterland nicht unberührt bleiben konnte.

Am 21. Januar 1793, Morgens bald nach 10 Uhr, erlitt Ludwig XVI. mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers inmitten einer zahllosen, in düsterem Schweigen verharrenden Volksmenge den Tod auf dem Schaffot, so mit seinem Königlichen Blut für die Schuld büßend, welche seine Vorfahren begangen. —

Die Hinrichtung des Königs von Frankreich, des noch vor kurzer Zeit mächtigsten Fürsten Europa's, des unbeschränktesten Beherrschers seiner Unterthanen, erregte in ganz Europa die grenzenloseste Bestürzung. Die Könige und Fürsten empfanden den Schlag, welchen die revolutionäre Partei ihrem angesehensten Mitgliede versetzt hatte, als wenn er auf ihr eigenes Haupt gefallen wäre; er kittete das bereits bedenklich gelockerte Bündniß zwischen Preußen und Oesterreich nicht allein, wenn auch nur für

kurze Zeit, fester zusammen, sondern erweiterte dasselbe auch in einer wohl von der Revolutionspartei selbst nicht geahnten Weise.

Vor Allem war es England, dasselbe Land, welches vor 144 Jahren seinen König Carl I. auf das Schaffot getrieben hatte, wo nunmehr die noch bis zum Ende des Jahres 1792 friedliche und im Ganzen der französischen Revolution nicht ungünstige Stimmung aus Besorgniß vor den gegen Holland und Belgien gerichteten Eroberungsplänen der französischen Republik, sowie aus Furcht vor der weiteren Verbreitung der demokratischen Grundsätze über den Canal hinüber, in das völlige Gegentheil umschlug. Hatte der englische Minister Pitt noch im Frühjahr 1792 eine nicht unbedeutende Reduction der englischen Streitkräfte beantragt, weil gute Gründe für einen lange andauernden Frieden vorhanden seien, so sah sich jetzt nach der Hinrichtung des Königs das englische Ministerium genöthigt, der herrschenden Volksstimmung nachzugeben, dem französischen Gesandten seine Pässe zuzusenden und beim Unterhause die Bewilligung der nöthigen Geldmittel zur Vermehrung der englischen Streitkräfte zu Lande und zu Wasser zu beantragen. Dieser Schritt der englischen Regierung hatte zur unmittelbaren Folge, daß schon am 1. Februar 1793 der Nationalconvent an England und gleichzeitig an Holland den Krieg erklärte.

Auch das Königreich Spanien vermehrte die Zahl der Feinde der Republik. Vergeblich hatte die spanische Regierung ihrem Gesandten Ojariz in Paris 2 Millionen zur Bestechung der hervorragendsten Mitglieder des Convents zur Disposition gestellt; vergeblich hatte der spanische Hof sich erboten, die französische Republik anzuerkennen und das Vermittleramt zwischen dieser und den deutschen Mächten zu übernehmen, wenn man dafür dem unglücklichen Ludwig das Leben sichern, ja im letzten Augenblick, wenn man dafür nur die Vollziehung des Todesurtheils verzögern wolle. Alle diese Anträge der spanischen Regierung fielen in die Zeit, wo der Nationalconvent sich mit der Verurtheilung des Königs beschäftigte und somit keine Zeit hatte, sich mit den Anträgen eines der vielen Tyrannen Europa's abzugeben.

Auch an Spanien erklärte der Nationalconvent, unbekümmert um die täglich wachsende Zahl seiner Feinde, am 7. März 1793 den Krieg.

Dasselbe geschah etwa gleichzeitig mit dem Kirchenstaate, nachdem der Gesandte der französischen Republik, Basseville, in Rom durch den gegen die französischen Königsmörder auf's Aeußerste erbitterten Pöbel grausam ermordet worden war.

Auch Portugal trat dem Bündnisse gegen Frankreich bei und der König von Neapel, dessen fanatische und gegen die Königsmörder auf's Tiefste ergrimmte Gemahlin Caroline, die Schwester der Königin Maria Antoinette von Frankreich, schon längst zum Kampfe gegen die Revolution gedrängt hatte, erklärte seine Theilnahme an diesem Kampfe in dem Augenblick, als das Erscheinen einer englischen Flotte im Mittelmeere sein Königreich vor den Angriffen der Franzosen sicherte.

So befand sich die französische Republik nicht lange Zeit nach der Hinrichtung des Königs im Kriege gegen fast das ganze monarchische

Europa; nur die Schweiz, Dänemark, die kleinen italienischen Fürstenthümer und die Türkei hielten sich von dem allgemeinen Kampfe fern.

Was aber kümmerte sich der Nationalconvent in Paris um die Zahl und die Macht seiner Feinde? Standen ihm doch, nachdem er im Sommer 1793 die Erhebung des ganzen französischen Volkes in Masse angeordnet und jeden Franzosen vom 18. bis zum 25. Lebensjahre ohne Ausnahme für verpflichtet zum Kriegsdienst gegen die Feinde des Vaterlandes erklärt hatte, Streiter ohne Zahl zu Gebote; und wenn diese ungeordnete und ungeübte Menge den Krieg nicht verstand, so lernte sie ihn eben im Laufe der Zeit und durch Erfahrung, wenn auch der traurigsten Art, kennen! War man doch entschlossen, die kriegsungewöhnten und ihren Gegnern durchaus nicht gewachsenen Generale, denen man die Führung der französischen Heere anvertraute, so lange für ihre Niederlagen unter die Guillotine zu befördern, bis sie diese in Siege umzuwandeln gelernt hatten!

Und die Gefahren von außen her waren nicht die einzigen, welche die auf so entsetzliche Weise beginnende französische Republik bedrohten. War doch durch den bei Weitem größten Theil des französischen Volkes ein unendlicher Schrecken gefahren über das entsetzliche Schicksal ihres Königs, den man fortan als Märtyrer betrachtete, über die blutige und grauenvolle Entwickelung der Dinge in Paris, über die ernsten Gefahren, in welche die revolutionäre Partei so leichtsinnig das Vaterland stürzte. In der Vendée vorzüglich, wo die demokratischen Ideen am wenigsten oder gar nicht Eingang gefunden hatten, war es, wo der gesammte, durch und durch monarchisch gesinnte Bauernstand, von fanatischen Priestern angefeuert, sich für die Sache seines Königs erhob, und unter der Führung der alten Barone des Landes die Mörder in Paris mit Tod und Verderben bedrohte.

Und nicht allein in der Vendée, in ganz Frankreich waren schon seit den grauenhaften Ereignissen im September 1792, vorzüglich aber seit der Hinrichtung des Königs, die Gemüther aller besser und edler Gesinnten der Republik völlig abgeneigt; nur die Furcht für das eigene Leben, der Mangel an Einigkeit und gemeinsamer Leitung, diese alten Erbübel der sogenannten gut gesinnten Parteien von jeher bis in die neuesten Zeiten, verhinderten schon zu dieser Zeit den Ausbruch einer Empörung gegen die Empörung.

Um so größere und verzweifeltere Energie werden wir die Führer der Revolution in dem Kampfe gegen ganz Europa und die Gefahren im Inneren entfalten sehen. Diesem Kampfe, vorzugsweise soweit er Preußen betrifft, wenden wir nunmehr unsere Aufmerksamkeit zu.

§. 17.

Der Feldzug des Jahres 1793.

Der Feldzug des Jahres 1792 hatte, wie wir dies im §. 14 zu schildern versucht haben, trotz der außerordentlich schlechten Beschaffenheit der französischen Truppen, trotz der zwischen den Führern derselben unter sich wie mit der Regierung bestehenden Uneinigkeit schließlich damit geendigt,

daß die Feinde Frankreichs sich überall vom französischen Boden verdrängt sahen. Ja noch mehr; im Norden war das ganze reiche Belgien durch die Siege Dumouriez's dem Gebiet der Republik einverleibt worden; im Nordosten hatten die zusammengeschmolzenen preußischen Corps mit Mühe den Rheinstrom erreichen können, das wichtige Mainz, das vorzüglichste Bollwerk Deutschlands, war auf schimpfliche Weise in die Gewalt der Franzosen gerathen; im Süden und Südosten war es gelungen, Savoyen und Nizza mit Frankreich zu vereinigen, was allerdings, vom militärischen Standpunkte aus angesehen, eben keine große Heldenthat war, und am Schlusse des Jahres schien der kühne Gedanke Dumouriez's, Frankreich bis an seine natürlichen Grenzen auszudehnen, seiner Erfüllung in der That näher wie je.

Aber am Schlusse des Feldzuges gingen die zahlreich zum Heere geströmten und, wenn auch militärisch von sehr zweifelhaftem Werthe, doch von Vaterlandsliebe begeisterten Freiwilligen in der Meinung, nunmehr ihrer Pflicht gegen das Vaterland genügt zu haben, in so massenhafter Weise nach Hause zurück, daß durch diesen Abgang die französischen Heere in der bedenklichsten Weise geschwächt wurden. Allein das Heer Dumouriez's in den Niederlanden verlor dadurch nahe an 40,000 Mann.

Der Nationalconvent, die Gefahr rechtzeitig erkennend, decretirte zwar unterm 21. Februar 1793 eine zwangsweise Aushebung von 300,000 Mann; indessen kam diese Maßregel aus verschiedenen Gründen niemals zur vollen Ausführung, und erst, als die im Anfange des neuen Feldzuges zahlreich vorkommenden Unfälle der französischen Heere den Convent zu größerer Energie aufstachelten, überdem im Convente selbst nach der Niederlage der Girondisten am 31. Mai 1793 nur noch die Ansicht der Jacobiner die ausschließlich maßgebende geworden war, wurden wirksamere Anordnungen zur Verstärkung der französischen Heere getroffen. Beschlüsse des Convents vom 23. August und 7. September erklärten jeden Franzosen ohne Ausnahme zum Kriegsdienste verpflichtet, beriefen sofort alle Mannschaften vom 18. bis zum 25. Lebensjahre zum Dienst ein und befahlen die Formation von 412 Bataillonen aus denselben, welche, in den Hauptstädten der Districte ausexercirt, schon am 27. September zu den verschiedenen Armeen abrückten und dort vorzugsweise zur Besetzung der Festungen verwendet werden sollten. Die sofort in die Augen springende militärische Untüchtigkeit so gebildeter Truppenkörper veranlaßte indessen schon nach wenigen Wochen die Auflösung derselben, worauf die Mannschaften den französischen Linienbataillonen einverleibt wurden.

Von den acht verschiedenen Heeren*), welche die französische Regierung zur Abwehr der von allen Seiten drohenden Kriegsgefahr aufzustellen genöthigt war, haben wir es hier vorläufig nur mit der Rhein- und der Moselarmee zu thun. Die erstere, unter dem Oberbefehl des Generals Custine, hatte die Festung Mainz mit 22,000 Mann besetzt; außerdem stand die Division des Generals Housard in einer stark verschanzten Stellung

*) Die Nordarmee, die Ardennenarmee, die Moselarmee, die Rheinarmee, die Alpenarmee, die Armee von Italien, die Armee der Ostpyrenäen, die Armee der Westpyrenäen.

bei Kreuznach, eine schwächere Abtheilung unter General Neuwinger bei Bingen; die übrigen Truppen cantonnirten unter dem Schutze dieser Abtheilungen. Die Garnison von Mainz mitgerechnet, zählte die Rheinarmee etwa 45,000 Mann.

Die Moselarmee, im Ganzen 25,000 Mann stark, cantonnirte unter dem Oberbefehl des Generals Beurnonville, später des Generals Ligneville, hinter der Saar; die zu ihr gehörende Division Destournelles hatte die Gegend von Zweibrücken besetzt. Außerdem befanden sich als Garnisonen in den verschiedenen französischen Festungen in jener Gegend etwa 38,000 Mann vertheilt.

Auch die Verbündeten hatten die Zeit der Winterruhe vortrefflich zu benutzen verstanden, um die in dem letzten Feldzuge entstandenen zahlreichen Lücken in ihren Heeren zu ergänzen und diese in solchen Stand zu setzen, daß sie mit dem beginnenden Frühjahr den Kampf mit der höchsten Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges aufnehmen konnten.

Besonders Oesterreich, welchem der Verlust Belgiens zu Ende des Jahres 1792 vorzugsweise empfindlich war, hatte riesenhafte Anstrengungen gemacht, um in dem neuen Jahre das Verlorene wiederzugewinnen; es hatte den bei Weitem größten Theil seiner Truppen hierzu während des Winters nach dem Rhein und den Niederlanden in Bewegung gesetzt und außerdem noch einige tausend Mann Hessen-Darmstädtische Truppen, welche der Landgraf von der Armee zurückberufen, sowie das 6000 Mann starke Emigrantencorps in seinen Sold genommen. Durch den Reichstagsbeschluß vom 23. November 1792 waren zwar sämmtliche Reichsfürsten aufgefordert worden, zu dem bevorstehenden Reichskriege das dreifache Contingent zu stellen; wir haben indessen an einer anderen Stelle bereits geschildert, in wie mangelhafter Weise dieser Beschluß zur Ausführung kam, wie viele Fürsten des Reiches, deren Länder augenblicklich von den Franzosen besetzt waren, sich in der That in die Unmöglichkeit versetzt sahen, ihrer Verpflichtung nachzukommen, wie andere Fürsten sich dieser Verpflichtung unter allerhand Vorwänden ganz oder theilweise zu entziehen wußten und wie endlich die wirklich gestellten Contingente der kleineren Staaten mit Ausnahme von Sachsen, Hessen und der Kurpfalz wegen ihrer ganzen Zusammensetzung und Organisation so wenig kriegsbrauchbar erschienen, daß man sie zu nichts Anderem verwenden konnte, als zur Deckung einiger weiter rückwärts liegenden festen Plätze in Holland oder zum Schutze des rechten Rheinufers.

Was Preußen betrifft, so war seit dem unglücklichen Ausgange des Feldzuges von 1792 und seit der Hinrichtung des Königs von Frankreich ein bemerkenswerther Umschwung in der preußischen Politik eingetreten. Hatte der ritterliche Friedrich Wilhelm den Krieg gegen Frankreich unternommen, theils um in den Siegeskranz der Armee Friedrich's des Großen neue Lorbeeren zu flechten, theils um seinen unglücklichen Königlichen Bruder von Frankreich zu retten, dabei stets die Erwerbung einer polnischen Provinz als Entschädigung für die Kriegskosten im Auge behaltend, so war der erste Zweck durch den Ausgang des Feldzuges, der zweite durch die Hinrichtung Ludwig's völlig verfehlt, die Entschädigungsangelegenheit aber durch das Benehmen Oesterreichs in Frage gestellt; überdem war der

Staatsschatz leer und durch die unerwarteten Fortschritte der Franzosen in den Niederlanden sah der König schon den eigenen Staat in bedenklicher Weise bedroht.

Ueberhaupt hatten die Ereignisse in Frankreich dem Könige gezeigt, daß ein ganzes, für seine Freiheit begeistertes Volk doch nicht so leicht, selbst durch die beste Armee von der Welt, unterjocht werden kann, als man auf die Versicherungen der Emigranten hin leichtgläubig genug gehofft hatte.

Die nicht geringen Schwierigkeiten, auf welche der König in der polnischen Angelegenheit stieß, die Verlegenheiten, welche ihm Oesterreichs maßlose Ansprüche und wenig bundesfreundliches Auftreten in dem baierisch-belgischen Tauschplan bereitete, haben wir schon im §. 14 ausführlich erörtert; sie verleideten dem Könige, in dessen Charakter es überhaupt lag, eine Sache bald aufzugeben, wenn sie keinen raschen und günstigen Erfolg hatte, den Krieg gegen Frankreich schon jetzt mehr und mehr.

Demungeachtet erfüllte der König seine Verpflichtung gegen den Kaiser in viel höherem Grade, als er nöthig hatte; er verstärkte nicht allein seine Armee am Rhein mit 11 Bataillonen und 5 Escadrons und brachte sie dadurch auf eine Stärke von 50,000 Mann, sondern zog auch noch im Januar 1793 in der Gegend von Wesel ein Armeecorps unter dem Herzoge Friedrich August von Braunschweig-Oels zusammen, welches zunächst zur Deckung Westphalens gegen die Franzosen, dann aber auch dazu bestimmt war, mit dem österreichischen Nordheere gemeinsam Holland zu beschützen. —

Die Aufstellung der verbündeten Armeen im Anfange des Jahres 1793 war folgende:

1) Die im Feldzuge von 1792 aus Belgien verdrängte österreichische Armee, welche den Winter über hinter der Erft und der Roer (siehe §. 14) cantonnirt hatte. Dieselbe war während der Winterruhe bis auf 40,000 Mann verstärkt worden und hatte den Prinzen von Coburg, welcher sich in den letzten Türkenkriegen hohen Feldherrnruhm erworben hatte, zum Oberbefehlshaber erhalten. Das im Januar 1793 bei Wesel versammelte und schon im Anfange Februar bis an die Niers vorgerückte preußische Armeecorps des Herzogs von Braunschweig-Oels, etwa 11,000 Mann stark, deckte die rechte Flanke, während die linke durch Detachements von den österreichischen Corps des Generals Beaulieu bei Arlon und des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg bei Luxemburg und Trier, welche gegen Namur vorgeschoben worden, gesichert ward.

   Diese Armee war hauptsächlich dazu bestimmt, Holland, dessen Heer in nichts weniger als kriegstüchtigem Zustande war, zu decken, womöglich auch den Franzosen die Niederlande wieder abzunehmen. Auf die Mitwirkung der englischen Truppen war hierbei, namentlich anfangs, wenig zu rechnen, da das englische Landheer nach dem Frieden von Versailles 1783 beträchtlich reducirt und überdem höchst mangelhaft und unzweckmäßig ausgerüstet war. Auch sendete die englische Regierung zunächst nur

5000 Mann nach dem Festlande und erst, als durch abgeschlossene Conventionen 13,000 Hannoveraner, 12,000 Mann Hessen-Cassel'scher Truppen, 3000 Hessen-Darmstädter und etwa 1000 Mann Badenser in englischen Sold traten und sämmtlich nach den Niederlanden gezogen wurden, gewann die englische Streitmacht daselbst Bedeutung.

2) Die preußische Hauptarmee, bis auf 50,000 Mann verstärkt und vom Könige selbst dem Namen, der That nach vom Herzoge von Braunschweig befehligt, hielt in Gemeinschaft mit 4000 Mann Hessen-Cassel'scher und 5000 Mann sächsischer Truppen Castel eingeschlossen und cantonnirte in dem Landstrich zwischen dem Main und der Lahn. Eine Abtheilung von etwa 6000 Mann preußischer Truppen sicherte Coblenz und dessen Umgegend, eine andere von etwa 4000 Mann Hessen-Darmstädtern, unterstützt durch schwache preußische Detachements, stand auf dem linken Mainufer, um Hessen-Darmstadt gegen die Streifzüge der Franzosen von Mainz aus zu sichern.

3) Zum Schutze des oberen Rheins versammelte sich in der Gegend um Heidelberg unter dem Oberbefehl des österreichischen Generals Graf Wurmser eine Armee von etwa 22,000 Oesterreichern, 7000 Mann schwäbischer Kreistruppen, sowie das in österreichischen Sold übergetretene Emigrantencorps des Prinzen Condé, etwa 6000 Mann stark.

Schließlich sind noch zwei abgesonderte österreichische Corps zu erwähnen, welche als zur österreichischen Hauptarmee unter dem Prinzen von Coburg gehörig betrachtet werden müssen, nämlich das Corps des Generals Beaulieu, 13,000 Mann stark, bei Arlon und das des Fürsten von Hohenlohe, 12,000 Mann, bei Trier; dieselben sind oben bereits genannt. Zwischen dem Herzoge von Braunschweig und dem Prinzen von Coburg war während des Winters in Frankfurt am Main der Plan für die Operationen der verbündeten Armeen berathen und festgestellt worden. Nach demselben sollte die österreichische Armee am Niederrhein zu Anfang des Monats März die Offensive ergreifen, die Franzosen aus ihren verschanzten Stellungen hinter der Roer zurücktreiben und das von ihnen belagerte Mastricht entsetzen, dann aber so lange dort stehen bleiben, bis es der preußischen Hauptarmee, deren nächste Aufgabe die Belagerung von Mainz war, gelungen sein würde, diese wichtige Festung wiederzuerobern. Erst dann hielt man sich für sicher genug, ein weiteres Vorgehen wagen zu können. Man sieht schon hieraus, wie außerordentlich bescheiden man in seinen Hoffnungen bei den Verbündeten geworden war; von einem Vernichten der französischen Heere in entscheidenden Schlachten, wozu die noch immer sehr schlechte Beschaffenheit der französischen Truppen dringend genug aufforderte, von einem Vorrücken auf Paris, den Herd der Revolution, einem Auseinanderjagen der Schreckenspartei daselbst und einer Wiederherstellung geordneter Zustände war vorläufig nicht einmal die Rede; als aber die günstigen Erfolge der kriegerischen Operationen einen so kühnen Entschluß wohl möglich machten, ward man uneinig über das, was zunächst zu thun

sei und verlor die kostbare Zeit mit Einholen von Befehlen aus Wien oder mit nutzlosen Unterhandlungen mit dem Feinde.

Wir begnügen uns, von den nunmehr folgenden kriegerischen Ereignissen nur diejenigen etwas ausführlicher zu schildern, an welchen die preußischen Truppen entweder ausschließlich oder doch hervorragenden Antheil nahmen, alle übrigen dagegen nur in kurzen Umrissen und so weit, wie es zum Verständnisse des Ganzen unumgänglich nothwendig erscheint, unserem Leser vorzuführen.

In die österreichische Nordarmee kam seit der Uebernahme des Commandos durch den Prinzen von Coburg, vorzüglich aber seit der Ankunft des Erzherzogs Carl, Bruder des Kaisers Franz, welcher in diesem Feldzuge den Grund zu seinem späteren hohen Feldherrnruhme legte, ein neues Leben.

Den Umstand, daß General Dumouriez, der Befehlshaber der französischen Nordarmee, dem bestimmten Befehl des Nationalconvents folgend, in der Mitte des Monats Februar von Antwerpen aus einen Einfall in Holland unternommen hatte und daher außer Stande war, die längs der Roer stehenden französischen Truppen, 25,000 Mann unter General Valence, rechtzeitig zu unterstützen, wußte der Prinz von Coburg auf's Trefflichste zu benutzen.

Wohl unterrichtet von der schlechten Beschaffenheit und von den ungünstigen Stellungen der Franzosen, zog der Prinz am 26. Februar seine Truppen zwischen Jülich und Düren zusammen, überschritt in der Nacht zum 1. März in zwei Colonnen die Roer, die nördlichere und schwächere unter Clairfait auf einer bei Jülich geschlagenen Laufbrücke, sowie durch einige Furthen, die südliche, stärkere unter dem Prinzen selbst mittelst der steinernen Brücke bei Düren, und überraschte die in zerstreuten Quartieren liegenden und keines Angriffs gewärtigen Franzosen vollständig. Nur bei Aldenhoven leistete ein eiligst zusammengerafftes Corps einigen Widerstand, wurde aber nach kurzem, wenn auch heftigem Gefechte geschlagen und in raschem Siegeslauf trieb der Prinz die einzelnen fliehenden französischen Colonnen vor sich her, schon am 2. März mit seiner Avantgarde die Stadt Aachen besetzend. Die Unmöglichkeit, die ihm zugewiesene, 22 Meilen lange Vertheidigungslinie, von Venloo an der Maas über Roermonde, Mastricht, Lüttich bis La Roche an der Ourth reichend, mit seinen geringen Streitkräften zu behaupten, bewog den französischen General, die Maaslinie dem Feinde zu überlassen. Schon in der Nacht zum 3. März mußte demzufolge der General Miranda die Belagerung von Mastricht aufheben und bis Tongern zurückgehen, wo sich General Valence mit ihm an demselben Tage vereinigte. Am 5. März besetzte der Prinz von Würtemberg, welcher am 4. ein sich ihm bei Aignieux zur Deckung Lüttichs entgegenstellendes französisches Corps mit beträchtlichem Verluste zurückgeschlagen hatte, ohne weiteren Widerstand Lüttich und überschritt hier, wie bereits am 3. der Erzherzog Carl bei Mastricht, die Maas; die Franzosen zogen sich bis St. Tron zurück, während die Hauptmacht der Oesterreicher bei Mastricht cantonnirte. In wenigen Tagen war so die ganze für den Anfang des Feldzuges dem Prinzen von Coburg gestellte Aufgabe auf's Glänzendste gelöst, die Franzosen sahen sich von der Maas ver-

drängt, Mastricht war entsetzt, Aachen und Lüttich befanden sich in den Händen der Oesterreicher.

Die Angriffsbewegung der Hauptarmee war durch gleichzeitig stattfindende Operationen des preußischen Corps unter dem Herzoge von Braunschweig-Oels, welches wir hinter der Niers stehend verlassen haben, auf's Thatkräftigste unterstützt worden. Am 3. März griff das preußische Corps in vier Colonnen die durch Verschanzungen verstärkte Stellung der Franzosen hinter der Schwalm an, während gleichzeitig eine fünfte Colonne über Wassenberg den Rückzug bedrohte. Nach kurzem Gefechte beim Dorfe Schwalmen wurden die Franzosen zum Rückzuge auf Roermonde genöthigt, gaben aber auch diese Stadt schon am folgenden Tage auf, als ein preußisches Corps von Wassenberg aus über Blodorp, Geilenkirchen und Sittard gegen dieselbe anrückte und zogen sich nach Diest zurück; der Herzog von Braunschweig aber brach mit seinen Truppen zum Schutze Hollands auf und erreichte am 16. März Herzogenbusch an der Degne, woselbst er sich mit einem 4500 Mann starken Corps holländischer Truppen vereinigte.

Ein zweites schwächeres Corps holländischer Truppen besetzte zu derselben Zeit Gorkum, ein kleines englisches Corps, am 1. März bei Helvoetsluys gelandet, Dortrecht, um so den Fortschritten des in das wehrlose Holland eingedrungenen Generals Dumouriez Einhalt zu thun.

Dieser hatte inzwischen schon in der ersten Hälfte des Monats Februar 14,000 Mann bei Antwerpen versammelt, mit welchen er, gestützt auf seine Kenntniß von dem höchst traurigen Zustande der holländischen Kriegsmacht und in der Hoffnung auf die revolutionäre Gesinnung der holländischen Bevölkerung, die Eroberung Hollands zu unternehmen beschlossen hatte, wohl wissend, daß nichts im Stande sein werde, ihn wirksamer vor einer drohenden Anklage seiner zahlreichen Feinde im Convent zu schützen, als die Nachricht einer so glänzenden Erwerbung, wie die des reichen Holland.

In der Ueberzeugung, daß die an der Roer zurückgelassenen 25,000 Mann des Generals Valence völlig ausreichen würden, die ihnen gegenüberstehenden Oesterreicher, von deren Verstärkung er keine Kenntniß hatte, in Schach zu halten und jedenfalls wenigstens die Maaslinie zu behaupten, brach Dumouriez am 17. Februar von Antwerpen auf und erreichte, ohne Widerstand zu finden, die Gegend von Zevenbergen. Aber seine Avantgarde hatte ihren Auftrag, sich so rasch wie möglich in den Besitz der bei Rovaert, Moerdyk und Swaluwe liegenden Schiffe zu setzen, mit welchen das Corps den Uebergang über den eine Meile breiten Meeresarm, Biesbosch genannt, bewerkstelligen sollte, nachlässig ausgeführt; die Holländer hatten Zeit gewonnen, die dort wie bei der Insel Dort liegenden Fahrzeuge sämmtlich auf das andere Ufer zu führen und das ganze Unternehmen drohte, wenigstens für den Augenblick, an diesem Umstande zu scheitern.

General Dumouriez mußte sich vor der Hand begnügen, die in jener Gegend gelegenen kleinen holländischen Festungen Klundert, Willemstadt, Breda, Gertruidenburg, meistens in wenig vertheidigungsfähigem Zustande, mit schwachen Garnisonen besetzt und von invaliden Commandanten befehligt, durch Bombardement in seine Gewalt zu bringen, was auch ohne große Mühe gelang, inzwischen aber kein Mittel unversucht zu lassen, um

sich in den Besitz von Fahrzeugen zu setzen. Der unermüdlichen Thätigkeit des Generals gelang dies auch wirklich, und schon waren alle Vorbereitungen zum Uebersetzen der Truppen nach der Insel Dort für die Nacht zum 10. März getroffen, als der General die Nachricht von den Vorgängen an der Maas erhielt.

Bei so bewandten Umständen mußte der kühne Plan wenigstens vor der Hand aufgegeben werden; Dumouriez ließ daher die inzwischen noch um 6000 Mann vermehrte Armee in einem Lager am Biesbosch stehen und ging für seine Person zur Hauptarmee ab, welche er am 13. März in der Gegend von Tirlemont erreichte, fest entschlossen, durch eine hoffentlich siegreiche und entscheidende Schlacht alle Nachtheile wieder auszugleichen, die Oesterreicher wieder über die Maas zu treiben und so sich selbst vor den drohenden Angriffen der Jacobiner zu retten.

Aber der bis dahin noch nie besiegte französische Feldherr, dessen bloße Ankunft schon die von den letzten Gefechten her stark eingeschüchterten Truppen mit neuem Muth und Vertrauen beseelte, sollte sich getäuscht sehen.

Als er am Morgen des 18. März die französische Armee in acht Colonnen zum Angriff auf die Stellung der Oesterreicher hinter der kleinen Geete, die Dörfer Overwinden, Neerwinden*), Wanghe, Neershespen, Orsmael vor der Front, vorführte, gelang es den Franzosen zwar, die zahlreichen leichten Vortruppen der Oesterreicher aus dem Thale der kleinen Geete zu vertreiben und sich vorübergehend in den Besitz der Dörfer Overwinden und Neerwinden vor dem linken Flügel der Oesterreicher zu setzen. Als aber gegen 3 Uhr Nachmittags der Erzherzog Carl mit dem seiner Führung anvertrauten rechten Flügel zum Angriff auf die bereits bis Dormal vorgedrungenen Franzosen unter General Miranda vorging, gelang es der österreichischen Reiterei, in die größtentheils aus Nationalfreiwilligen bestehende französische Infanterie einzudringen und sie gänzlich auseinanderzusprengen. In wirrer Unordnung und unter Zurücklassung sämmtlichen Geschützes floh der ganze französische linke Flügel bis hinter Tirlemont zurück und würde kaum der gänzlichen Vernichtung entgangen sein, wenn die Oesterreicher in ihrer Verfolgung nicht durch den Umstand, daß auf ihrem linken Flügel das Gefecht noch unentschieden fortwogte, aufgehalten worden wären.

Aber auch hier fiel bald darauf die Entscheidung gegen die Franzosen aus. Vergeblich stürmten dieselben, nach Wegnahme der Dörfer Overwinden und Neerwinden, gegen die dahinter liegenden sanft ansteigenden Höhen; das mörderische Kartätschenfeuer der Oesterreicher trieb sie mit ungeheuren Verlusten zurück und als General Clairfait das Dorf Rancourt auf dem äußersten rechten Flügel der Franzosen nach hartem Kampfe erobert hatte und gleichzeitig auch Overwinden verloren gegangen war, zogen sich die Franzosen freiwillig und in großer Unordnung aus Neerwinden wie auf der ganzen Schlachtlinie zurück. Nochmals erhielt die österreichische Reiterei Gelegenheit, auf die weichenden Massen einzuhauen und würde sie völlig vernichtet haben, wenn sich nicht General Thouvenot ihr mit einigen noch geordneten Bataillonen entschlossen entgegengestellt hätte.

---

*) Von diesem Dorfe hat die Schlacht bei Neerwinden den Namen.

In den folgenden Tagen ging die französische Armee, welche in der Schlacht bei Neerwinden etwa 4000 Mann und 29 Geschütze verloren hatte, bis in die Gegend von Löwen zurück, ohne von den Gegnern hart verfolgt zu werden; entscheidender aber als die Schlacht selbst war es, daß in Folge derselben unter den französischen Truppen die Muthlosigkeit und der Schrecken derartig überhand nahm, daß ganze Haufen derselben, besonders der Freiwilligen, noch vom Schlachtfelde aus sich zerstreuten und nach Hause liefen. General Dumouriez konnte in Folge dieser massenhaften Desertionen im Lager bei Löwen kaum noch 20,000 Mann versammeln; ein in den nächsten Tagen auf dieselben unternommener energischer Angriff der Oesterreicher würde ganz unzweifelhaft zur völligen Auflösung, wo nicht zur Vernichtung der französischen Nordarmee geführt haben.

Ueberhaupt war die Lage des Generals Dumouriez nach dem unglücklichen Ausfall der Schlacht bei Neerwinden eine sehr ernste und gefährliche geworden. Auf der einen Seite durch die Niederlage bei Neerwinden und den drohenden Verlust Belgiens der Verfolgung seiner bittersten und unversöhnlichsten Feinde, der Jacobiner, ausgesetzt, umgeben von einer Bevölkerung, welche, durch die harten Maßregeln des Convents und durch die Schandthaten und Erpressungen der Abgesandten desselben zur Empörung gereizt, nur durch Gewalt im Zaum gehalten werden konnte, mußte der General andererseits jeden Tag gewärtig sein, von dem weit überlegenen österreichischen Heere angegriffen und vernichtet zu werden. Den unglücklichen Obergeneral der französischen Nordarmee aber erwartete, darüber konnte kein Zweifel obwalten, nach der Gewohnheit der Republik daheim die Guillotine.

Unter diesen Umständen erblickte Dumouriez die einzige Möglichkeit zu persönlicher Rettung in dem Versuche, das unter seinem Befehl stehende Heer, meist aus alten Linientruppen bestehend, ihm blind ergeben und von Haß erfüllt gegen die Schreckenspartei in Paris, zur offenen Auflehnung gegen den Nationalconvent zu überreden, an der Spitze desselben, sowie im Einverständnisse und mit Hilfe der Alliirten nach Paris zu marschiren und dort das constitutionelle Königthum mit der Verfassung von 1791 wieder herzustellen.

Dumouriez hatte zur Ausführung dieses Gedankens, welcher nach seiner Versicherung ihm schon lange vorgeschwebt hatte und jetzt nur durch die zwingende Gewalt der Umstände zur Verwirklichung gelangen sollte, bereits am Abend des 22. März mit dem Generalquartiermeister des Prinzen von Coburg, Oberst Mack, in Loiren eine Zusammenkunft, in welcher ein Vertrag zwischen beiden Theilen zu Stande kam, dahin lautend, daß die Truppen der Republik sich bis über die französischen Grenzen zurückziehen, die Alliirten sich verpflichten sollten, keine weiteren Feindseligkeiten gegen sie auszuüben.

Der überaus feurige General Clairfait indessen, von der abgeschlossenen Convention zu spät benachrichtigt, griff am Morgen des 23. März die Stellung der Franzosen auf dem Pellenberge bei Löwen, welche die Oesterreicher schon am Tage zuvor vergeblich einzunehmen versucht hatten, mit großer Energie von Neuem an, eroberte dieselbe nach hartnäckiger Gegenwehr und drängte die Franzosen nach Brüssel zurück. Auch diese Stadt

gaben die Franzosen am 25. März auf und gingen, von den langsam folgenden Oesterreichern gefolgt, in den nächstfolgenden Tagen über Hall, Enghien und Ath nach dem Lager bei Tournay zurück, welches sie am 28. erreichten.

In Ath hatte General Dumouriez am 27. März eine zweite Zusammenkunft mit dem Obersten Mack, in welcher derselbe seinen Entschluß, mit der französischen Armee zu dem angedeuteten Zwecke nach Paris zu marschiren, bestimmter aussprach und bei welcher festgesetzt wurde, daß die Oesterreicher vorläufig in den von ihnen erreichten Punkten stehen bleiben und nur auf das Verlangen des französischen Obergenerals in Frankreich einrücken sollten, daß alle noch im Innern Belgiens stehenden oder in Holland eingedrungenen Truppen der Republik freien Abzug nach Frankreich erhielten und den Oesterreichern als Unterpfand die Festung Condé eingeräumt werden solle. Der Vertrag wurde von den Letzteren pünktlich inne gehalten, dem Rückmarsche der französischen Truppen wurde überall kein Hinderniß in den Weg gelegt; doch liefen die meisten derselben, sobald sie die österreichischen Aufstellungen passirt hatten, auseinander und begaben sich truppweise und einzeln in ihre Heimath; so z. B. das Corps des Generals Neully, welcher sich von Tombeck über Braine le Comte nach Mons, so das in Holland stehende Corps, welches sich von Antwerpen über Gent nach dem Lager von Courtray zurückzog.

General Dumouriez ward indessen durch ganz unerwartete Ereignisse an der Erfüllung seiner Zusagen verhindert. Nachdem er am 29. März den größten Theil seiner Truppen in das Lager von Maulde, unweit Tournay, den Rest aber nach Bruille geführt, sich selbst aber nach St. Amand begeben hatte, um der den Oesterreichern zu übergebenden Festung Condé näher zu sein, trafen schon am 2. April der zum Kriegsminister ernannte General Beurnonville, sowie vier Deputirte des Nationalconvents in seinem Hauptquartier ein, welche ihm im Namen des Convents seine Entsetzung vom Commando ankündigten und ihn zur Rechtfertigung seines Verhaltens vor die Schranken des Convents luden.

Das sichere Ende davon konnte für den General nur der Tod auf dem Schaffot sein; er faßte daher den kurzen und unter solchen Umständen allein möglichen Entschluß, nahm die ganze Deputation gefangen und schickte sie unter guter Bedeckung in's Hauptquartier des Generals Clairfait.

Allein, was Dumouriez wohl hätte gelingen mögen, so lange er ein nie besiegter General und als solcher der Abgott seiner Truppen war, scheiterte jetzt nach der verlorenen Schlacht und so vielen unglücklichen Gefechten und bei der nach fortgesetztem Rückzuge unvermeidlich eintretenden Niedergeschlagenheit der Soldaten vollständig; die von ihm erlassene Adresse an die Armee wie an die Nation, in welcher er öffentlich seine Absicht erklärte, fand nicht allein bei vielen höheren Offizieren der Armee, sondern auch bei dieser selbst die entschiedenste Mißbilligung.

Als der General am 4. April, im Begriff nach Condé zu gehen, einigen Bataillonen Freiwilliger begegnete, wurde er von diesen geradezu angefallen und wäre beinahe ermordet oder gefangen worden; nur mit der äußersten Mühe gelang es ihm, sich mit wenigen seiner Begleiter, vom Pferde springend, vor den eigenen Truppen zu retten und in's österreichische

Hauptquartier zu flüchten, wohin ihm in den nächsten Tagen noch 1800 Mann seines Heeres folgten.

Mit diesem Ereigniß war jegliche Hoffnung, durch Hilfe des Generals Dumouriez der Revolution in Frankreich ein Ende zu machen, für den Prinzen von Coburg unwiederbringlich verloren und in Wahrheit nichts erreicht worden, als der Verlust einer äußerst werthvollen Zeit, die mit aller möglichen Aussicht auf günstigen Erfolg besser hätte verwerthet werden können.

Das französische Heer, dessen Oberbefehl nunmehr dem General Dampierre übertragen wurde, leistete ohne jeglichen Widerstand von Neuem der Republik den Eid der Treue und bezog nunmehr folgende Stellungen. Das Hauptcorps, bei welchem sich der neue Obergeneral selbst befand, bezog ein Lager bei Famars, unweit Valenciennes, den linken Flügel desselben bildeten die aus Antwerpen zurückgekehrten Truppen in einem Lager bei Cassel, sowie die aus Breda und Gertruidenburg zurückgezogenen Garnisonen unter General La Marliere im Lager bei Lille; den rechten deckte die Division Harville, welche in ihren einzelnen Stellungen bei Le Quesnoy, Bavai und Maubeuge gleichzeitig den Stamm einer neuen Ardennenarmee bildete, deren Oberbefehl dem General La Marche anvertraut wurde.

Der Prinz von Coburg, in seinen Erwartungen völlig getäuscht, widerrief die von ihm am 5. April erlassene Proclamation an die Franzosen, in welcher er erklärt hatte, daß er nur auf Verlangen des Generals Dumouriez und in der Absicht, in Frankreich wie in den übrigen europäischen Ländern Frieden, Ruhe und Vertrauen wiederherzustellen, nicht aus Eroberungssucht, die französische Grenze überschreiten werde, in einer zweiten Proclamation vom 9. April vollständig und erklärte, den Krieg gegen Frankreich mit den alliirten Mächten gemeinschaftlich so nachdrücklich weiter führen zu wollen, wie es siegreiche Armeen überhaupt im Stande sind. Indessen diese Erklärung stand mit den Thatsachen wenig in Uebereinstimmung, denn der Prinz wagte es nicht, auf die durch die letzten Unglücksfälle, durch die zahlreichen Desertionen und überdem durch die Flucht ihres Obergenerals geschwächte und in jeder Beziehung desorganisirte und entmuthigte französische Armee einen Angriff zu unternehmen, der in den ersten Tagen nach der Katastrophe wahrscheinlich zur völligen Auflösung derselben geführt und den Weg nach Paris geöffnet haben würde.

Bevor wir indessen diese Ereignisse weiter verfolgen, richten wir für einige Zeit unsere Blicke auf die Begebenheiten am Rhein, auf die Operationen der preußischen Hauptarmee.

Der preußischen Armee war, wie wir bereits erwähnt haben, dem Feldzugsplan gemäß, die Aufgabe zugefallen, zunächst die im vorigen Jahre so schmählich verloren gegangene Festung Mainz wiederzuerobern.

König Friedrich Wilhelm, damals noch voll Feuereifers für den Krieg und von dem lebhaftesten Wunsche beseelt, den im Feldzuge von 1792 arg gefährdeten Kriegsruhm der preußischen Waffen in seinem alten Glanze wiederherzustellen,' hatte sich entschlossen, der Belagerung in Person beizuwohnen und war zu diesem Zwecke schon den Winter über in Frankfurt

am Main geblieben, wo er, wie hier beiläufig bemerkt sein mag, durch sein einfaches, freundliches Wesen sich die Zuneigung der ganzen Bevölkerung erwarb. Meistens im Kreise seiner Familie und der zum Besuche kommenden fürstlichen Gäste lebend, verschmähte der König es doch auch nicht, Einladungen zu angesehenen Einwohnern Frankfurts anzunehmen und überraschte die Frankfurter, die, an die alte aber hohl gewordene Kaiserpracht gewöhnt, einen Fürsten sich nicht wohl anders denken konnten, als inmitten Königlichen Glanzes und steifer Hofetikette, durch die Einfachheit und Bescheidenheit seines Wesens, welches sich mit ihnen völlig auf den Fuß geselliger Gleichheit stellte und die Würde des Königs mit der vollendeten Anmuth des feingebildeten Mannes, sowie mit den gründlichen Kenntnissen des Gelehrten zu vereinigen verstand. In dem Kreise fürstlicher Gäste, welcher sich hier oftmals um den König sammelte, war es auch, wo der Kronprinz Friedrich Wilhelm seine spätere Gemahlin, die durch reiche Vorzüge des Herzens und des Geistes, sowie durch hohe Körperschönheit ausgezeichnete Prinzessin Luise von Mecklenburg-Strelitz, damals 16 Jahr alt, kennen lernte und sich um die jugendlichen Herzen Beider das Band der Liebe knüpfte, welches ihnen später zum höchsten irdischen Glücke, ihren Unterthanen zum wahrhaften Segen und echt christlichen Vorbilde gereichen sollte.

Die Nachricht von dem siegreichen Vordringen des Prinzen von Coburg unterbrach dieses ruhige Familienleben und spornte vor Allen den König zu erneuerter Thätigkeit an. Begierig, den Vorsprung, welchen die Oesterreicher mit der Eröffnung der Feindseligkeiten ihm abgewonnen hatten, baldigst wieder einzuholen, befahl der König, obgleich dem Heere noch fast alles Belagerungsgeräth, besonders schweres Geschütz, fehlte und sich in allen Zweigen der Ausrüstung desselben bereits deutlich die Spuren von der Erschöpfung der preußischen Finanzen zeigten, doch den Aufbruch der Armee aus ihren Quartieren und den Uebergang auf das linke Rheinufer, um Mainz einzuschließen.

Den ursprünglichen Plan, den Rheinstrom auf der Brücke von Mannheim zu überschreiten, mußte man aufgeben, weil, — es ist schwer zu sagen und noch schwerer zu glauben, — der Kurfürst von der Pfalz, ein Fürst des deutschen Reiches, aus erbärmlicher Furcht vor der Rache der Franzosen, den Uebergang daselbst nicht gestatten wollte; fast noch unbegreiflicher erscheint es in der heutigen Zeit, daß man auf solche Erbärmlichkeit Rücksicht nahm.

Unter den geschilderten Verhältnissen wurde nunmehr der Beschluß gefaßt, mit der Hauptarmee bei Bacharach, nicht weit von der Stelle, wo etwa 21 Jahre später der Feldmarschall Blücher ein preußisches Heer über den Strom führte, den Rhein zu passiren; ein Corps von 10,000 Mann theils preußischer, theils sächsischer und Hessen-Cassel'scher Truppen unter General von Schönfeld sollte zur Einschließung von Castel auf dem rechten Rheinufer stehen bleiben, die Bewegung der Hauptarmee durch eine die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ziehende Demonstration auf dem linken Mainufer möglichst verborgen werden. Eine Abtheilung von 6000 Mann österreichischer Truppen, welche unter dem Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg bei Trier stand, sollte mit zur Einschließung von Mainz ver-

wendet werden und erhielt Befehl, unter dem Commando des preußischen Generals Kalkreuth dorthin abzurücken.

Zur Einleitung aller dieser Operationen ging am 9. März der Oberst Szekuly mit einem kleinen Corps leichter Truppen bei St. Goar über den Rhein, rückte am 14. bis Stromberg, am 16. bis gegen Bingen vor, sah sich aber von den an der Nahe stehenden französischen Truppen unter Führung des Obergenerals der französischen Rheinarmee, Custine, mit großer Uebermacht am 17. angegriffen und in den Tagen bis zum 20. März bis gegen Rheinbellen zurückgeworfen. Am nächsten Tage indessen erschienen bereits einige bei Bacharach übergesetzte Bataillone der preußischen Avantgarde, am 25. traf dieselbe vollständig auf dem linken Rheinufer ein und vertrieb am 27. nach einem hitzigen Gefechte den General Neuwinger von Bingen; der französische General selbst fiel mit 6 Kanonen und 150 Gefangenen in die Hände des Siegers.

An demselben Tage überschritt das Gros der preußischen Armee bei Bacharach den Rhein und als auch am 28. General Graf Kalkreuth, auf seinem Marsche einem Angriffe der Division Destournelles von der französischen Moselarmee, welche von Zweibrücken nach St. Wendel vorgerückt war, geschickt ausweichend, Oberstein erreichte und so die linke Flanke der französischen Aufstellung an der Nahe bedrohte, befahl General Custine, die Nahelinie zu räumen und zog sich am 29. März bis Alzey, am 30. bis Pfeddersheim zurück, gleichzeitig den Befehl nach Mainz sendend, daß von der 22,000 Mann starken Garnison ein Corps von 7000 Mann über Oppenheim nach Worms marschiren und diesen Punkt besetzen solle.

Der völligen Einschließung von Mainz stand somit nichts mehr im Wege. Während die preußische Avantgarde über Alzey, Odernheim und Alsheim den zurückweichenden Franzosen folgte und hier am 30. März Gelegenheit fand, eine von Oppenheim auf Worms zurückweichende Colonne anzugreifen und ihr 3 Kanonen und 1400 Gefangene abzunehmen, bezog das erste Treffen der Armee unter dem Könige selbst enge Quartiere zwischen Odernheim und Alsheim, während das zweite Treffen zur Einschließung des Platzes auf dem linken Rheinufer, allerdings in weiter Entfernung von demselben, verwendet wurde. Ein Angriff, den der Herzog von Braunschweig selbst mit den leichten Truppen des Obersten Szekuly und Generals Eben auf die französische Arrièregarde bei Ober-Flersheim machte, glückte vollständig; die Franzosen zogen sich über Frankenthal und Neustadt nach Edesheim zurück; die preußische Avantgarde dagegen stellte sich nunmehr bei Bechtheim auf, während Oberst Szekuly bis Worms, General Eben bis Pfeddersheim vorgeschoben wurden.

Der König von Preußen, welcher am 30. März sein Hauptquartier in Alsheim genommen hatte, gerieth, daselbst kaum eingetroffen, in die größte Gefahr, gefangen zu werden. Die 7000 Mann starke Abtheilung der Garnison von Mainz, welche auf Custine's Befehl über Oppenheim nach Worms marschiren sollte und keine Kenntniß davon hatte, daß dieser Weg bereits von preußischen Truppen verlegt sei, stieß auf ihrem Marsche plötzlich bei Alsheim auf das preußische Hauptquartier, und nur der bei den Franzosen selbst eintretenden Bestürzung, sowie der raschen Entschlossenheit des Prinzen von Hohenlohe, welcher sich mit den zunächst befindlichen

Truppen ungestüm dem Feinde entgegenwarf und ihn zur Wiederumkehr nach Mainz nöthigte, verdankte der König seine Rettung. —

Zu derselben Zeit, wo es der preußischen Armee gelungen war, die Franzosen von Mainz abzudrängen und die nunmehr auf die eigene Vertheidigung angewiesene Festung einzuschließen, hatte auch der österreichische General Graf Wurmser, den wir zuletzt bei Heidelberg sahen, seine Operationen begonnen. In der Nacht zum 1. April überschritt General Wurmser mit 12,000 Mann bei Ketsch, 3 Meilen südlich von Speier, den Rhein, besetzte mit seiner Avantgarde Germersheim und bewog dadurch die Franzosen, eiligst bis hinter den Lauterbach zurückzuweichen, woselbst sie sich bei Lauterburg und Weißenburg, den Fluß vor der Front, aufstellten, stark verschanzten und Verstärkungen aus dem Innern Frankreichs an sich zogen, so daß die Armee zu einer Stärke von 36,000 Mann anwuchs.

Am 6. April traf nun auch General Kalkreuth über Lauterecken und Alzey bei Saulheim, 2 Meilen von Mainz, ein und übernahm den Oberbefehl über die zur Einschließung dieser Stadt bestimmten Truppen, 6 Bataillone 8 Escadrons österreichischer, 13 Bataillone 5 Escadrons preußischer, 6 Escadrons sächsischer Truppen, Alles in Allem etwa 14 bis 15,000 Mann.

Gedeckt wurde diese Einschließung durch ein unter dem speciellen Befehl des Königs stehendes Observationscorps, welches, 17 Bataillone und 25 Escadrons stark, zwischen Worms und Oppenheim cantonnirte, sowie durch die bis auf 20 Bataillone und 42 Escadrons verstärkte Avantgarde, welche der Herzog sehr gegen seinen eigenen Willen deshalb so unverhältnißmäßig stark machen mußte, weil sie auf den ausdrücklichen Befehl des Königs auch noch die Länder des Herzogs von Zweibrücken gegen die Einfälle der Franzosen sichern sollte, und daher einen sehr weit ausgedehnten Abschnitt zu besetzen und zu bewachen hatte. Den rechten Flügel dieser Vorpostenstellung bildete das mit 2 Bataillonen und 3 Escadrons besetzte Landsstuhl; von da lief die Linie über Kaiserslautern, Hochspeier, Frankenstein, Neustadt und schloß sich bei Bobingen an die Vortruppen des Generals Wurmser; und als bei Gelegenheit eines Mittagsmahles der Herzog von Zweibrücken die reizende Lage seines Schlosses Karlsberg bei Homburg schilderte und die Besorgniß aussprach, daß dasselbe in die Hände der Franzosen fallen und geplündert werden könne, befahl der König trotz alles Widerspruchs des Herzogs von Braunschweig, die in Landsstuhl stehende Abtheilung bis Homburg vorzuschieben. Die ganze Aufstellung wurde durch diese Maßregel noch ausgedehnter und gefährlicher und die nachtheiligen Folgen sollten nicht ausbleiben; wir lassen indessen einstweilen die Armeen in den angegebenen Stellungen und richten zunächst unsere Aufmerksamkeit auf die Ereignisse um Mainz.

Seit dem 24. März war die Festung Castel, der Brückenkopf von Mainz, auf dem rechten Rheinufer von den hier zurückgebliebenen Truppen des Generals von Schönfeld eingeschlossen; die außerordentlich zahlreiche Garnison von Mainz bewirkte indessen, daß diese Einschließung niemals eine ganz vollständige wurde und die Franzosen sich während der ganzen Belagerung, trotz vielfacher heftiger Gefechte, in dem Besitze einzelner Punkte außerhalb der Festung, so z. B. des Fleckens Kostheim, behaupten

konnten. In der Nacht zum 11. April unternahmen die Franzosen sogar mit 14,000 Mann einen Ausfall, um die Blokade zu durchbrechen und die bei Flörsheim und Rüsselheim aufgehäuften Belagerungsvorräthe zu zerstören; nur mit Mühe gelang es den tapferen hessischen Truppen, die Franzosen in die Festung zurückzutreiben. Ebenso blieb es ohne wesentlichen Einfluß auf den Fortgang der Belagerung, daß es dem späterhin verstärkten Blokadecorps gelang, die auf der Mainspitze stehende verfallene Gustavsburg zu besetzen, zur Batterie einzurichten und von dort aus einen heftigen Geschützkampf mit den französischen Batterien auf den Inseln des Rheins zu führen. —

Die Entscheidung über das Schicksal von Mainz sollte auf dem linken Rheinufer erfolgen und die Operationen jenseits hatten im Wesentlichen keinen anderen Zweck, als die Aufmerksamkeit der sehr starken Garnison auf verschiedene Punkte zu ziehen.

Die engere Einschließung erfolgte hier erst am 14. April; denn schon in den nächsten Tagen zeigte sich die Nothwendigkeit, die einschließenden Truppen zu verstärken, da es hier wie auf dem rechten Ufer nicht gelingen wollte, die Franzosen bis an die Festung selbst zurückzudrängen. Mehrere österreichische Bataillone, sowie das ganze Hessen-Darmstädtische Contingent wurden daher zum Belagerungscorps gezogen, welches nunmehr fast 24,000 Mann zählte.

Am 16. und 17. April unternahmen die Belagerer heftige Angriffe auf das bisher noch in den Händen der Franzosen befindliche Dorf Weißenau, dicht am Rhein gelegen; doch gelang es nicht, sie gänzlich aus demselben zu vertreiben, und wenn man auch am 8. Mai zwei bis Zahlbach und Bretzenheim vorgeschobene Schanzen erobern und zerstören konnte, so rückte damit die ganze Sache doch wenig oder gar nicht vor; bei einem in der Nacht zum 31. Mai unternommenen Ausfall der Garnison gelang es derselben sogar, die Preußen vollständig zu überraschen, die Einschließungslinie zu durchbrechen und fast das Hauptquartier Marienborn aufzuheben; nur der überlegenen Disciplin der preußischen Truppen, sowie der Schnelligkeit, mit welcher sich nach dem ersten Schrecken die Ordnung in ihren Reihen wiederherstellte, machte es möglich, das 6000 Mann starke Angriffscorps wieder zurückzuwerfen.

Am empfindlichsten wurde dem Belagerungscorps der gänzliche Mangel an schwerem Geschütz, ohne welches die Eroberung einer Festung wie Mainz selbstredend ganz unmöglich bleiben mußte. Mit ungeheuren Kosten und einem beträchtlichen Aufwand von Mühe und werthvoller Zeit mußte das nöthige Belagerungsgeschütz erst aus Wesel und Magdeburg herangezogen, ja theilweise mittelst Negociationen aus Holland, Würzburg und Ehrenbreitstein geliehen werden; die Munition mußte zum großen Theile neu gegossen, zum Theil aus Magdeburg beschafft werden; und so war man denn erst in der Mitte des Monats Juni im Stande, eine förmliche Belagerung zu eröffnen, eine kostbare Zeit war unwiederbringlich und ganz nutzlos dahin geopfert.

Erst in der Nacht zum 19. Juni konnte unter der Deckung von 14 Bataillonen in einer Entfernung von 1600 Schritt die erste Parallele gegen die südliche Front der Festung, welche man zum Angriffspunkt bestimmt

hatte, eröffnet und mit 3 Mörserbatterien ausgerüstet werden, welche am 19. Morgens ihr Feuer eröffneten. Indessen wurde bald klar, daß die Belagerungsarbeiten keine Fortschritte machen und so lange der äußersten Gefahr ausgesetzt bleiben würden, als die Franzosen im, wenn auch nur theilweisen, Besitze des Dorfes Weißenau und der dahinter erbauten Redoute bleiben würden; 4 österreichische Bataillone nahmen daher in der Nacht zum 28. Juni beide Punkte mit großer Bravour in Besitz und man dehnte nunmehr in den folgenden Tagen die Parallele bis zu diesem Punkte hin aus und besetzte sie mit 15 Batterien, welche in der Nacht zum 5. Juli beendet waren.

In der Nacht vom 6. Juli stürmte der jugendliche Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der Neffe des Königs, mit dem Heldenmuthe, der ihn kaum 13 Jahre später bei Saalfeld in einen zwar nutzlosen, aber ruhmvollen Tod führen sollte, die vom Feinde hinter Zahlbach aufgeworfenen Verschanzungen; in der folgenden Nacht eroberten 3 andere preußische Bataillone unter dem General von Kleist eine ebendaselbst gelegene starke Redoute und nun konnte man in der Nacht zum 12. Juli zur Eröffnung der zweiten Parallele in der Entfernung von 400 Schritt vor der ersten schreiten. In der Nacht vom 16. Juli wurde von dem unerschrockenen Hohenzollern-Prinzen, der bei dieser Gelegenheit selbst verwundet wurde, abermals eine feindliche Schanze erobert und zerstört, welche bisher den Fortgang der Arbeit gehindert hatte; die Parallele wurde darauf vollendet und mit neun Batterien besetzt, deren Feuer in kurzer Zeit die vor der Front der Festung liegende welsche Schanze fast gänzlich zerstörte, die Karls-, Elisabeth- und Philippsschanze aber derartig demolirte, daß sie nicht mehr fähig waren, einen ernsthaften Sturm auszuhalten.

Obgleich bis zu dieser Zeit der Hauptwall der Festung noch völlig unversehrt war, so erschienen doch die eben erzählten Fortschritte der Belagerer, verbunden mit dem Umstande, daß es der Garnison an Fleisch und Medicamenten zu fehlen begann, hinreichend, um den französischen Commandanten von Mainz, General Doyré, zur Eröffnung von Verhandlungen zu bewegen; er sah sich in dieser Ansicht von den beiden Deputirten des Convents, Merlin und Rewbel, welche die glorreiche Republik in jener Zeit jedem ihrer Generale zur Ueberwachung seiner Handlungen beizugeben pflegte, um so eifriger bestärkt, als beide befürchten mußten, der König von Preußen werde bei fortgesetztem Widerstande der Garnison ungünstigere Capitulationsbedingungen bewilligen und sie beide persönlich für ihr Votum in dem Proceß des hingerichteten Königs von Frankreich zur Verantwortung ziehen.

Eine gleiche Rücksicht glaubten die genannten Deputirten auch auf diejenigen Einwohner von Mainz nehmen zu müssen, welche, von dem Freiheitstaumel der Franzosen hingerissen, sich allerdings stark gegen Kaiser und Reich, sowie gegen ihre rechtmäßige Landesregierung compromittirt hatten und nun die Rache des Eroberers fürchten zu müssen glaubten. War doch in Mainz während der Herrschaft der Franzosen förmlich die Republik proclamirt worden wie in Paris und zwar, zur Schande der Mainzer sei es gesagt, von Deutschen, nicht von Fran-

zosen*); war doch von dem ganz nach Analogie des Pariser gebildeten Mainzer Nationalconvent am 18. März 1793 unter dem Vorsitze von Georg Forster der verrückte Beschluß gefaßt worden, nicht allein alle Verbindung mit Kaiser und Reich förmlich aufzugeben, sondern auch sämmtliche in jener Gegend ansässig gewesenen Fürsten, vor Allem den Kurfürsten von Mainz, falls sie versuchen sollten, ihre vermeintlichen Rechte wieder geltend zu machen, für des Todes schuldig zu erklären.

So wurde denn vom Commandanten ein Schreiben an den General von Kalkreuth erlassen und von den beiden Conventsdeputirten mit ihrem Genehmigungsvermerk versehen, in welchem man sich zur Uebergabe der Festung zwar bereit erklärte, aber das ausdrückliche Verlangen stellte, daß außer der Besatzung und allen nicht unmittelbar zu dieser gehörenden französischen Beamten auch alle diejenigen in Mainz und im Rheingau wohnenden Personen, welche es vorzögen, das Schicksal der Garnison zu theilen, ungehinderten und freien Abzug erhalten sollten.

General Graf Kalkreuth antwortete, wie der König, sein Herr, es ausdrücklich ablehnen müsse, mit irgend Jemand anders, als dem Commandanten oder den von diesem beauftragten Offizieren, in Capitulationsverhandlungen einzutreten und daß man beim Abschluß der Capitulation die gewöhnlich hierbei gebräuchlichen Grenzen nicht überschreiten wolle.

Hiernach kam am 22. Juli eine Capitulation zu Stande, zufolge welcher die französische Garnison unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die verbündeten Mächte zu dienen, einschließlich aller in Mainz lebenden Franzosen, freien Abzug mit allen Kriegsehren erhielt. Viele von den für ihre Freiheit, ja für ihr Leben besorgten Deutschen benutzten den Abmarsch der französischen Truppen, um, als Nationalgardisten verkleidet, mit diesen aus Mainz zu entkommen; andere versteckten sich in Kellern oder anderen Schlupfwinkeln vor den Mißhandlungen des über ihr Treiben längst erbitterten Volkes und nur dem Einmarsche der preußischen Truppen verdankten Diejenigen, welche erkannt oder aufgefunden und unter Mißhandlungen in's Gefängniß geschleppt wurden, die Rettung vor einem schlimmeren Schicksale.

Die französische Regierung wußte sich die etwas unvorsichtig abgefaßte Capitulation, — wie man einräumen muß, allerdings mit vollster Berechtigung, — in trefflicher Weise zu Nutze zu machen und verwendete die noch immer fast 20,000 Mann starke Garnison von Mainz zwar vorläufig nicht mehr zum Kampfe gegen die alliirten Truppen, desto erfolgreicher aber gegen die im vollen Aufstande befindliche Vendée.

Mainz wurde nunmehr von einigen preußischen Bataillonen, sowie

---

*) Scherr erzählt in seinem Werke: „Das Leben Blücher's", daß, als im Jahre 1792 die Franzosen vor Mainz standen, einer der enragirtesten Mainzer Freiheitshelden, Georg Forster, mit seiner Frau und einigen Freunden in's französische Lager gegangen sei und dort den ersten französischen Grenadier, dessen er ansichtig geworden, mit dem Rufe: Vive la République begrüßt habe. Der Franzose aber, richtiger fühlend wie der deutsche Gelehrte, habe verdrießlich erwidert: „Sacré, elle vivra bien sans vous." —

von fränkischen Kreistruppen besetzt, die beim Belagerungscorps befindlichen österreichischen Truppen gingen theils zu ihrem Corps nach Trier, theils zu der Armee des Generals Wurmser zurück, mit welcher letzteren sich auch die baierischen Truppen vereinigten; General Graf Kalkreuth rückte mit den sächsischen und 6 Bataillonen preußischer Truppen an die Nahe; die übrigen preußischen Truppen des Belagerungscorps gingen theils zur Verstärkung des Corps des Herzogs von Braunschweig, welches inzwischen bei Kaiserslautern aufgestellt worden, ab, theils bildeten sie unter dem Commando des Königs von Preußen, 10 Bataillone und 15 Escadrons stark, ein Reservecorps und bezogen in der Gegend von Dürkheim Quartiere. —

Die französischen Generale waren indessen, von den bei ihnen befindlichen Conventsdeputirten beständig getrieben, Mainz zu retten, nicht müßig geblieben; der Nationalconvent, welchem an der Erhaltung dieses wichtigen Punktes außerordentlich viel gelegen war, machte zur Rettung desselben die größten Anstrengungen, verstärkte im Laufe der Belagerung die Rheinarmee bis auf 60,000 Mann, die Moselarmee bis auf 30,000 Mann und ertheilte wiederholt den bestimmten Befehl, die Festung zu entsetzen, es koste was es wolle.

Bei der großen Ausdehnung der Stellungen des Observationscorps, welche wir bereits oben geschildert haben und welche nur insofern eine Aenderung erfuhr, als auf den Antrag des Generals Wurmser der Herzog von Braunschweig sich in den Tagen vom 22.—25. April mit 15 Bataillonen und 30 Escadrons bei Edenkoben aufstellen und so die lange Linie vom Carlsberge bei Homburg über Landstuhl, Kaiserslautern, Hochspeier bis Frankenstein noch dünner besetzen mußte, als bisher, schien es in der That keine zu schwere Aufgabe für die französischen Generale, mit überlegener Macht an irgend einem schwachen Punkte der feindlichen Aufstellung durchzubrechen und die Belagerung zu unterbrechen. Es erscheint eine solche Operation um so eher ausführbar, als die französische Moselarmee nur in ganz geringer Entfernung von der rechten Flanke der preußischen Aufstellung stand, diese beständig bedrohte und daher mit Vortheil bei einem Angriff auf die Front derselben mitwirken konnte.

Aber alle Versuche, welche die Franzosen zu dem angegebenen Zwecke machten, blieben erfolglos, theils weil sie einzeln und zerstreut unternommen, von anderen Seiten nicht gehörig unterstützt wurden, theils weil der Gegner ihnen, was Beschaffenheit und Manövrirfähigkeit der Truppen anbelangt, bei weitem überlegen war.

So griff am 15. April eine Division der Moselarmee von Saarbrücken aus die hessischen Truppen bei Homburg an und warf sie zwar im ersten Anlauf bis auf den Carlsberg zurück; als aber eiligst einige Bataillone und 10 Escadrons aus Landstuhl zur Unterstützung herbeieilten, gelang es, die Position auf dem Carlsberge so lange gegen alle Angriffe der Franzosen zu halten, bis der Prinz von Hohenlohe selbst mit Verstärkungen erschien und die Franzosen zum Rückzuge nöthigte.

Keinen besseren Erfolg hatte ein Angriff, welchen die Franzosen auf ihrem rechten Flügel am 6. Mai auf die österreichischen Vorposten ausführten; auch hier wurden sie durch die sofort herbeieilenden Unter-

stützungen mit leichter Mühe zurückgeschlagen, und alle diese Angriffe bewirkten im Wesentlichen nichts weiter, als daß sie die beiderseitigen Truppen nutzlos ermüdeten.

In der Mitte des Monats Mai zum Befehlshaber der französischen Nordarmee ernannt, wollte General Custine vor seinem Abgange dorthin noch einen ernstlichen Versuch zur Rettung von Mainz machen. General Houchard sollte mit der Moselarmee die Stellung des Prinzen Hohenlohe im Rücken bedrohen, während gleichzeitig eine Abtheilung der Rheinarmee unter General Falk im Anweiler Thal gegen Kaiserslautern vorgehen und in Verbindung mit der Garnison von Landau das Corps des Herzogs von Braunschweig beschäftigen, General Custine selbst aber mit der Hauptarmee von Weißenburg aus die Oesterreicher angreifen sollte.

Aber auch dieser Angriff mißlang auf allen Punkten. Custine drängte zwar die österreichischen Vorposten am 17. Mai zwischen Offenbach und Herxheim anfänglich zurück, sah sich aber nach mehrstündigem Gefechte und trotz seiner großen Uebermacht zum Rückzuge genöthigt; die Colonne des Generals Falk, zu schwach, um selbständig einen Erfolg erringen zu können, kehrte beim Mißlingen des Angriffs auf dem rechten Flügel um; die Garnison von Landau wurde durch wenige Escadrons preußischer Husaren zum eiligen Rückzuge gezwungen und General Houchard, welcher am 16. Mai Neunkirchen und Limbach besetzt hatte und am folgenden Tage die 3 Bataillone 10 Escadrons angriff und nach dem Carlsberge zurückdrängte, welche bei Homburg die äußersten Vorposten des Prinzen von Hohenlohe bildeten, wagte gar keinen Angriff auf diese Stellung zu unternehmen und ging in den folgenden Tagen über die Blies zurück. Daß Prinz Hohenlohe am 18. mit sämmtlichen Truppen über Landstuhl nach Kaiserslautern abmarschirte und auf dem Carlsberge nur 900 Mann leichter Truppen unter Oberst Szekuly zurückließ, wurde von den Franzosen nicht einmal bemerkt, viel weniger benutzt.

Wenige Tage darauf wurde das Corps des Grafen Wurmser, welches noch immer seine Stellung im Rheinthale bei Germersheim mit bis an die Queich vorgeschobenen Vorposten inne hatte, so bedeutend verstärkt, daß der Herzog von Braunschweig demselben ohne Gefahr die Vertheidigung des Rheinthales allein überlassen zu dürfen glaubte. Die bisher bei Edenkoben zur etwaigen Unterstützung der Oesterreicher aufgestellten preußischen Truppen marschirten daher am 21. Juni mit Zurücklassung einer schwachen Abtheilung von dort ab und bezogen am 25. eine inzwischen durch das Hohenlohe'sche Corps stark verschanzte Stellung bei Kaiserslautern; gedeckt wurde dieselbe gegen Angriffe in der rechten Flanke und im Rücken durch das Detachement des Obersten Szekuly auf dem Carlsberge, zu dessen Unterstützung 3 Bataillone bei Landstuhl, 2 bei Hütschenhausen aufgestellt wurden, sowie durch ein starkes Detachement bei Rammstein, welches Vorposten bis an die Glan schob; in der Front aber durch Detachements bei Erbach und Käshofen.

Nach dem Abgange Custine's hatte General Beauharnais den Oberbefehl über die Rheinarmee übernommen und versuchte bereits am 29. Juni die Entfernung der preußischen Truppen aus Edenkoben zu einem Angriffe auf die Oesterreicher zu benutzen; er war indessen darin nicht glücklicher

als seine Vorgänger und wurde sowohl bei Offenbach wie am folgenden Tage bei Germersheim mit leichter Mühe zurückgeschlagen.

Ernsthafter war der Angriff, welchen General Beauharnais am 3. Juli und in den folgenden Tagen mit dem größten Theile seines Heeres auf die österreichischen Stellungen ausführte; aber anstatt die anfänglich errungenen Vortheile zu benutzen, blieb er unbegreiflicher Weise in der Stellung, aus welcher er die österreichischen Vorposten vertrieben hatte, unthätig bis zum 19. Juli stehen, und als er an diesem Tage einen allgemeinen Angriff befahl, gelang es ihm zwar auf seinem linken Flügel anfänglich, die Oesterreicher zurückzudrängen; aber in den folgenden Tagen scheiterten alle Angriffe der Franzosen auf die Verschanzungen bei Niederhochstedt an der Tapferkeit und Standhaftigkeit, mit welcher die österreichischen Truppen diesen wichtigen Punkt, mit dessen Verlust ihre Aufstellung durchbrochen gewesen wäre, vertheidigten. Als später die Oesterreicher, bedeutend verstärkt, ihrerseits zum Angriff vorgingen, mußten die Franzosen den Rückzug antreten und General Beauharnais, zu dieser Zeit Kenntniß davon erhaltend, daß Mainz am 22. Juli capitulirt habe, gab nunmehr jeden Gedanken an ein weiteres Vordringen auf.

Zu derselben Zeit, als General Beauharnais die Oesterreicher zu durchbrechen versuchte, sah sich auch das preußische Heer von den Angriffen der Moselarmee bedroht. Der größere Theil derselben unter General Houchard selbst rückte in den Tagen vom 16. bis 21. Juli von Saarbrücken aus über Neunkirchen nach Cusel und bedrohte so die rechte Flanke und den Rückzug der bei Kaiserslautern stehenden Preußen, während eine zweite Colonne vom Lager bei Hornbach aus über Zweibrücken vorging. Aber General Houchard blieb ebenso unbegreiflich, wie Beauharnais im Rheinthal, unthätig bei Cusel stehen; die von Zweibrücken aus vorrückende Colonne stieß auf die preußischen Vorposten und wurde mit leichter Mühe zurückgedrängt, und als Houchard nunmehr ebenfalls die Meldung von dem Fall der Festung Mainz erhielt, zog er am 26. Juli und in den folgenden Tagen die Moselarmee in ihre alte Stellung hinter die Saar zurück. —

Am 27. Juli unternahm Graf Wurmser, um zu verhindern, daß ein plötzlicher Angriff der ihm ganz nahe gegenüberstehenden Franzosen die Bewegung der zur Einschließung von Mainz verwendeten und jetzt an ihre neuen Bestimmungsorte marschirenden Truppen störe, seinerseits einen sehr entschlossen ausgeführten Angriff auf dieselben und trieb sie nach fünfstündigem hartem Gefechte bis in die Gegend von Bergzabern zurück, worauf die Stellung der Oesterreicher bis dicht an die Festung Landau, welche noch in den Händen der Franzosen, ausgedehnt wurde. —

Abermals trat um diese Zeit ein Wechsel in den Personen der französischen Obergenerale ein.

An Stelle des wegen des Verlustes der Festungen Condé und Valenciennes seines Commandos entsetzten und vor das Revolutionstribunal gestellten Custine (er endete durch die Guillotine) übernahm General Houchard den Befehl über die Nordarmee; General Beauharnais war krank nach Straßburg zurückgegangen, wurde ebenfalls seines Commandos entsetzt und General Landremont mit dem Befehl über die Rheinarmee

betraut; General Schauemburg endlich ersetzte Houchard bei der Moselarmee. Noch empfindlicher als dieser fortwährende Wechsel in den oberen Commandostellen war es für die französischen Heere am Rhein und an der Mosel, daß dieselben eben jetzt zusammen 20,000 Mann an die Nordarmee abgeben mußten, damit diese im Stande sei, den siegreichen Fortschritten ihrer Gegner Einhalt zu thun; der Herzog von Braunschweig und General Wurmser erreichten dadurch ein so bedeutendes Uebergewicht über die Franzosen, daß bei einer einigermaßen energischen und einigen Kriegführung für die Republik das Schlimmste befürchtet werden durfte.

Diese aber fehlte bei den Verbündeten im Jahre 1793 so gut wie im verflossenen Feldzuge. Im preußischen Hauptquartier selbst herrschte die beklagenswertheste Uneinigkeit. Während der König nach dem Falle von Mainz keinen anderen Gedanken hatte, als den ganzen fatalen Krieg mit möglichst raschen und entscheidenden Schlägen zu Ende zu führen und der Welt zu beweisen, daß das preußische Schwert trotz der Unglücksfälle von 1792 nichts von seiner Schärfe verloren habe, mahnten die Diplomaten in seiner Umgebung, auf die Unzuverlässigkeit Oesterreichs in seinen politischen Zielen hinweisend, beständig zu äußerster Vorsicht und hinhaltendem Zaudern. Während der Herzog von Braunschweig als Oberbefehlshaber des verbündeten Heeres dem Könige zwar wie gewöhnlich nicht geradezu zu widersprechen wagte, doch aber durch Befehle und Maßregeln die Absichten des Königs sehr häufig durchkreuzte, erkannte der österreichische General, Graf Wurmser, die Oberfeldherrschaft des Herzogs nicht einmal an, kehrte sich an die Anordnungen desselben wenig oder gar nicht und führte nur solche Befehle aus, welche ihm vom Könige von Preußen direct zugingen. Mißverständnisse und Verwirrung an allen Ecken und Enden konnten bei solchen Zuständen nicht ausbleiben.

Auch an der Vorsicht des Prinzen von Coburg, welcher den Fehler des Herzogs von Braunschweig, mit einem nicht hinlänglich starken Heere inmitten einer feindlich gesinnten Bevölkerung auf Paris vorzugehen, nicht in diesem Jahre wiederholen mochte und dagegen auf die Hoffnung hinwies, daß bis zum Frühjahr 1794 der Kampf der Parteien im Innern die Kräfte des Landes so erschöpft haben müsse, daß zu dieser Zeit eine Invasion gefahrlos erscheine, scheiterte des Königs kühner Plan, durch ein gemeinsames Vordringen beider Heere auf den Herd der Revolution der dort herrschenden Schreckensherrschaft ein Ende zu machen.

Um so freudiger ging der König auf einen in der Mitte Juli vorgelegten Entwurf des Prinzen von Coburg ein, nach welchem die preußisch-österreichische Armee zunächst Saarlouis erobern und Lothringen besetzen solle, während der Prinz von Valenciennes aus in der Richtung auf Maubeuge, Givet und Philippeville vorzudringen und diese Festungen einzunehmen verhieß. Dadurch würden nicht blos beide Hauptarmeen einander mehr genähert und könnten sich durch die Heranziehung der bisher die Verbindung unterhaltenden detachirten Corps wesentlich verstärken, sondern es würde durch dieses Vordringen auch eine vortreffliche Basis für entscheidende Operationen des nächsten Feldzuges gewonnen und zugleich die Stellung der französischen Mosel- und Rheinarmee im Rücken bedroht.

Flandern aber sei nach der Meinung des Prinzen leicht durch die englischen und holländischen Truppen zu decken.

Obgleich dem Könige von Seiten der im Hauptquartier befindlichen Minister lebhaft die finanzielle Unmöglichkeit eines dritten Feldzuges, wie ihn dieser Plan voraussetzte, geschildert wurde, zögerte er doch keinen Augenblick, auf denselben einzugehen; und selbst der Herzog von Braunschweig hielt seine gewöhnliche Bedenklichkeit, ob die Feldbäckereien im Stande sein würden, der Armee so rasch zu folgen, für diesmal und im Hinblick auf die reichen Gegenden, in welchen vom Verhungern des Heeres nicht füglich die Rede sein konnte, nicht lange aufrecht.

Aber von anderer Seite sollte der Plan, als die preußischen Regimenter sich schon in Bewegung zu setzen anfingen, ein unerwartetes Hinderniß erfahren.

Der österreichische Bevollmächtigte im preußischen Hauptquartier, Graf Wartensleben, kündigte dem Könige die in den nächsten Tagen zu erwartende Ankunft des Kaiserlichen Generals, Fürsten von Waldeck, welcher von Wien einen dort entworfenen neuen Operationsplan mitbringen, sowie des österreichischen Gesandten in München, Grafen Lehrbach, an, welcher im Auftrage des Kaisers wichtige politische Eröffnungen zu machen habe; er protestirte zugleich bis zum Eintreffen derselben gegen jede weitere bedeutende Maßregel.

Am 6. August traf der Fürst von Waldeck mit diesem neuen Operationsplan im Hauptquartier ein, welcher durch seinen Inhalt den König nicht blos mit gerechtem Groll über das Durchkreuzen seines eigenen Entwurfs, sondern auch mit tiefem Mißtrauen gegen die eigentlichen Absichten seines Bundesgenossen erfüllte.

Nach demselben sollte General Wurmser, inzwischen bis auf 32,000 Mann verstärkt, sich nach dem Elsaß wenden, die Festung Landau einschließen, das französische Rheinheer aus den Weißenburger Linien vertreiben und sich in den Besitz des Elsaß setzen, während das preußische Heer aufgefordert wurde, diese Operation dadurch zu unterstützen, daß dasselbe mit einem Theile die Einschließung Landau's vollendete, mit dem anderen die französische Moselarmee verhindern sollte, sich mit der Rheinarmee zu vereinigen. Inwiefern Graf Wurmser, ein geborener Elsasser und daselbst reich begütert und mit vielen angesehenen Familien verwandt, selbst auf diesen Operationsplan eingewirkt hat, ob ihn dabei der Wunsch, seine und seiner Verwandten Güter von der französischen Herrschaft zu befreien oder aber die Hoffnung geleitet hat, dem Kaiserhause diese kostbare und in so schmählicher Weise verloren gegangene Provinz durch Anknüpfung von Einverständnissen mit den angesehensten Einwohnern Straßburgs wiederzuerobern, möge hier dahingestellt bleiben.

Jedenfalls wurde durch die Annahme des Wiener Operationsentwurfes, dessen Vortheile, wie auch dem blödesten Auge klar sein mußte, ausschließlich Oesterreich zu gute kamen, die Offensivbewegung nach Saarlouis und Lothringen, welche der König so sehnlich gewünscht hatte, völlig unmöglich gemacht und die gegen Oesterreich herrschende Mißstimmung im preußischen Hauptquartier in bedenklicher Weise gesteigert.

Dennoch, da zu einer Operation nach Westen der König so dringend

der Mitwirkung der Oesterreicher bedurfte, wie umgekehrt diese der preußischen Hilfe zur Eroberung des Elsaß, gab der König der guten Sache halber und weil auch von anderer Seite her der Plan des Prinzen von Coburg auf unerwartete, aber unüberwindliche Hindernisse stieß, mit schwerem Herzen nach und genehmigte den vorgelegten Operationsplan.

Er sollte bald ganz klar über die eigentlichen Absichten seines Bundesgenossen werden. Bevor wir jedoch erzählen, in welcher Weise der König diese Aufklärung erlangte, und welches Resultat die Ausführung des österreichischen Entwurfes für die Verbündeten hatte, holen wir kurz nach, was sich inzwischen auf dem nördlichen Theil des Kriegsschauplatzes zugetragen hatte. —

Nach der Katastrophe des General Dumouriez und seiner Flucht am 5. April mußte zwar jeder Gedanke an den Plan desselben, mit der französischen Nordarmee vereint nach Paris vorzudringen und dort die Schreckensherrschaft zu stürzen, unwiederbringlich aufgegeben werden; aber es würde, wie wir bereits erwähnt haben, ein sofortiger energischer Angriff auf die in höchster Unordnung befindliche und durch die letzten Vorgänge entmuthigte und demoralisirte Nordarmee mit höchster Wahrscheinlichkeit zur völligen Auflösung derselben geführt haben.

Der Prinz von Coburg trug indessen einerseits Bedenken, einen so entscheidenden Schritt auf seine eigene Verantwortung zu unternehmen; andererseits hatte er trotz Dumouriez' Flucht doch noch nicht gänzlich die Hoffnung aufgegeben, daß es gelingen werde, die französische Armee oder Theile derselben auf die Seite der Verbündeten zu ziehen und für die Wiederherstellung des constitutionellen Königthums zu gewinnen. Anstatt daher sofort loszuschlagen, glaubte der Prinz sich gewissenhaft an die bis zum 9. April abgeschlossene Waffenruhe, welche doch ganz entschieden nur mit General Dumouriez vereinbart worden und daher nach dessen Flucht ungültig war, binden zu müssen und berief, unschlüssig, was nunmehr zu thun sei, zum 7. April eine Anzahl von Generalen und Diplomaten der verbündeten Mächte nach Antwerpen zu einer Berathung über die demnächst zu treffenden Maßregeln. Indessen auf dieser Conferenz, an welcher sich außer dem Prinzen von Coburg noch der Erbstatthalter, sowie der Erbprinz der Niederlande, der Herzog von York, Befehlshaber der englischen Truppen, der preußische General von Knobelsdorf, der österreichische Minister zu Brüssel, Graf Metternich, ferner die Gesandten Englands, Oesterreichs und Preußens im Haag und der bereits genannte österreichische Generalquartiermeister Oberst Mack betheiligten*), kam eigentlich kein anderer Beschluß zu Stande, als daß nunmehr nichts übrig bleibe, als die Feindseligkeiten fortzusetzen und daß die Proclamation des Prinzen von Coburg vom 5. April durch eine andere, den veränderten Umständen anzupassende, ersetzt werden müsse, welches letztere denn auch durch die vom Grafen Metternich verfaßte, ihrem Hauptinhalte nach bereits erwähnte

*) Auch General Dumouriez war vom Prinzen von Coburg zu der Conferenz nach Antwerpen eingeladen worden, ein Beweis dafür, daß der Prinz noch keineswegs die Pläne desselben ganz aufgegeben hatte. Die übrigen Mitglieder der Conferenz protestirten indessen richtiger Weise gegen das Erscheinen des Franzosen.

Proclamation vom 9. April ausgeführt wurde. Von den militärischen Operationen war auf der Conferenz nur ganz im Allgemeinen die Rede und der österreichische Oberbefehlshaber kehrte daher, in dieser Beziehung ganz ebenso auf sich selbst angewiesen wie bisher, am 8. April nach seinem Hauptquartier Mons zurück.

Unter solchen Umständen würde es ungerecht erscheinen, wenn man dem Prinzen von Coburg, der bei allen seinen großen Verdiensten als General doch auch in den damals allgemein geltenden Theorien der regelrechten, vorsichtig Schritt für Schritt vorschreitenden Kriegführung aufgewachsen war, einen Vorwurf daraus machen wollte, daß er zu keinem kühneren Entschlusse gelangte, als vorläufig die Festungen Condé und Valenciennes zu erobern. Noch mehr Entschuldigung für diesen Entschluß des Prinzen finden wir in dem Umstande, daß die in Aussicht gestellten Verstärkungen durch holländische und englische, oder in englischem Solde stehende Truppen noch immer nicht zur Stelle waren. Erst in der Mitte des Aprils trafen 6000 Holländer bei Courtray ein und besetzten Menin, Ypern und Furnes; erst am 23. April erschienen die ersten englischen Truppen, bald gefolgt von 13,000 Hannoveranern, bei Tournay und inzwischen war eine kostbare Zeit verstrichen, welche der neue französische Obergeneral, Dampierre, sehr wohl zu benutzen gewußt hatte, um das Heer nach Möglichkeit wieder zu ordnen und schlagfertig zu machen. Um hierin nicht durch Angriffe der Verbündeten gestört zu werden, hatte Dampierre es sogar vorgezogen, sein Heer aus der bisher inne gehabten Stellung bei Famars in eine weiter rückwärts von Valenciennes gelegene feste Stellung bei Bouchain ($2^1/_2$ Meilen südwestlich Valenciennes), das Cäsaren-Lager genannt, zurückzuführen, so allerdings dem Gegner für seine Operationen auf Condé und Valenciennes zunächst freie Hand lassend.

Beide Festungen wurden seit dem 13. April von den Oesterreichern auf dem rechten Scheldeufer eingeschlossen, während das österreichische Hauptcorps eine Stellung zwischen Onnaing und Rombies, etwa gleichweit von beiden entfernt einnahm, um alle Angriffe auf die einschließenden Corps abzuwehren. Den rechten Flügel der Aufstellung bildeten seit demselben Tage die holländischen Truppen in Menin, Ypern, Furnes; an diese schlossen sich seit dem 23. April die Engländer und Hannoveraner im Lager von Maulde bei Tournay, worauf das bisher daselbst gestandene preußische Corps nach St. Amand rückte, und General Clairfait von dort abmarschirte und sich zwischen Bruay und Fresne aufstellte. Auf dem äußersten linken Flügel bildete das Corps des General Beaulieu bei Namur die Verbindung mit Luxemburg; zwischen ihm und der österreichischen Hauptarmee stand ein starker Posten bei Charleroi, während ein vorgeschobenes Detachement bei Bettignies die Festung Maubeuge beobachtete und durch einen schwächeren Zwischenposten bei Houdain die Verbindung mit der Armee unterhielt. Die Einschließung von Condé übernahm der Prinz von Würtemberg mit 4 Bataill. und 8 Esc.; was Valenciennes betrifft, so begnügte man sich, den Feind am 13. April nach einem lebhaften Gefechte bis an das Glacis zurückgedrängt zu haben und wollte zur förmlichen Belagerung des Platzes erst schreiten, wenn die holländischen und englischen Verstärkungen vollständig auf dem Kampfplatze erschienen waren.

Fast den ganzen Monat April hindurch unternahmen die Franzosen täglich und auf allen Punkten der Linie vereinzelte Angriffe auf die überall mit Feldverschanzungen versehenen Stellungen der Verbündeten, welche wir hier um so füglicher mit Stillschweigen übergehen können, als die daraus entstehenden Gefechte sämmtlich zum Nachtheile der Franzosen ausfielen und, ohne gerade bedeutende Resultate herbeizuführen, doch den Beweis lieferten, daß die französische Armee für jetzt noch ihren Gegnern im offenen Felde keineswegs gewachsen sei.

Einen ernsteren Versuch zur Rettung der bedachten Festungen unternahm General Dampierre, welcher seit dem 15. April, durch das gänzliche Stillstehen der Verbündeten ermuthigt, sein altes Lager bei Famars wieder eingenommen hatte, am 1. Mai durch einen allgemeinen Angriff auf die österreichischen Stellungen auf beiden Ufern der Schelde. Anfänglich einige Vortheile erringend, wurden indessen die französischen Angriffscolonnen sehr bald auf allen Punkten geschlagen und mit nicht unbeträchtlichen Verlusten zum Rückzuge in ihre alten Stellungen genöthigt.

Am 6., 7. und 8. Mai wiederholte der französische Obergeneral, von den in seinem Hauptquartier befindlichen Conventsdeputirten zu ernstlichen Unternehmungen gedrängt, seine Angriffe auf die feindlichen Stellungen. Auf dem linken Ufer der Schelde gelang es den Generalen La Marche und Hedouville, bis an die von St. Amand nach Sicogne führende Chaussee vorzudringen und daselbst eine Redoute zu erbauen, welche nicht allein die Aufstellung des preußischen Corps bei St. Amand mit großem Vortheil beschießen konnte, sondern auch die Verbindung desselben mit den Oesterreichern völlig unterbrach. Vergeblich ließ General von Knobelsdorf dieselbe noch am Abend des 8. Mai durch ein preußisches Bataillon angreifen; ebenso vergeblich versuchte ein englisches Gardebataillon mit schweren Verlusten die Wiedereroberung dieses wichtigen Punktes; erst am frühen Morgen des 10. Mai erstürmten 600 Freiwillige der Corps von Knobelsdorf und Clerfait das Werk und nahmen die Besatzung gefangen.

Noch günstiger gestaltete sich am 8. Mai der Angriff der Franzosen auf die Oesterreicher bei Vicogne. Mit der größten Anstrengung hielt General Clairfait den Posten von Vicogne selbst zwar fest; aber Position nach Position fiel in die Hände der Franzosen und eben führte General Dampierre 8 neue Bataillone persönlich zum Sturm auf die letzte große Redoute der Oesterreicher beim Dorfe Raimes, als er durch eine Kanonenkugel tödtlich verwundet wurde. General La Marche, welcher vorläufig den Oberbefehl übernahm, brach das Gefecht hierauf ab und führte die Truppen am folgenden Tage in ihre alte Stellung bei Famars zurück.

In der Mitte des Monats Mai trafen nunmehr bei der verbündeten Armee so bedeutende Verstärkungen ein, daß der Prinz von Coburg den Entschluß faßte, die französische Armee aus ihrer Stellung bei Famars zu vertreiben und sodann ernstlich zur Belagerung von Condé und Valenciennes zu schreiten; ein allgemeiner Angriff auf allen Punkten der Linie sollte die Aufmerksamkeit des Feindes theilen und die Hauptoperation auf das Lager von Famars erleichtern. Zu dem Ende wurde das bei Tournay stehende englische Corps am 19. und 20. Mai zur Hauptarmee herangezogen und den holländischen Truppen unter Befehl des Prinzen

Friedrich der Niederlande, bis auf 10,000 Mann verstärkt, die Vertheidigung der Stellungen bei Tournay, sowie die Beobachtung von Lille übertragen. —

Am 23. Mai fand der allgemeine Angriff auf die Stellungen der Franzosen statt. Wir berichten hier von demselben nichts weiter, als daß das französische Hauptcorps im Lager von Famars, von zwei starken österreichischen Colonnen in der Front und Flanke gleichzeitig angegriffen, zwar den ganzen Tag über sich mit großer Ausdauer und Tapferkeit vertheidigte, schließlich aber, auf allen Seiten bedroht, den Angriff des folgenden Tages nicht abwartete, sondern in der Nacht freiwillig in das Cäsarlager bei Bouchain zurückging; ebenso, daß die preußischen Truppen zwar mit großer Tapferkeit, aber dennoch vergeblich, die bis zur befestigten Abtei Hasnon zurückgedrängten Franzosen angriffen, diese aber wie die Stadt Marchiennes erst am folgenden Tage nach freiwillig erfolgter Räumung einnahmen.

Der Prinz von Coburg sah sich nach diesen glänzenden aber blutigen Gefechten der Erreichung seiner Absichten um ein Bedeutendes näher gerückt; die Franzosen, auf allen Punkten ihrer Aufstellung von der französischen Nordgrenze zurückgedrängt, und durch die erlittenen Unfälle abermals entmuthigt und durch zahlreiche Verluste geschwächt, sahen sich auf die Behauptung einer neuen Vertheidigungslinie von Dünkirchen über Cassel, Lille, Pont à Marque, Douai, Bouchain, le Quesnoi nach Maubeuge beschränkt, der Verlust der beiden Festungen war mit diesen Ereignissen im Wesentlichen entschieden.

Auch zögerte der Prinz nunmehr nicht, die ernstlichsten Schritte zur Erreichung dieses Zweckes zu thun. Während der Prinz von Würtemberg nach wie vor Condé eingeschlossen hielt, wurde die Belagerung von Valenciennes dem Herzoge von York mit dem englisch-hannöverschen Corps so wie 13 Bataillonen und 10 Escadrons Oesterreichern überlassen, diese selbst aber durch die Aufstellung eines starken Observationscorps unter Colloredo und Clairfait zwischen Wallers und Wawrechin, $1\frac{1}{2}$ M. westlich von Valenciennes, vor Störungen gesichert; das preußische Corps, anfänglich im Lager bei Marchiennes stehend, wurde zur Sicherung Flanderns nach Bouvines herangezogen; starke Posten bei Villerspot, Houdain, Bettignies und Charleroi sicherten die Aufstelluug vor unerwarteten Angriffen.

Gegen das Ende des Maimonats traf der neu ernannte Oberbefehlshaber der französischen Nordarmee, Custine, vom Rhein her bei dieser ein; und den üblen Zustand seiner Armee sehr richtig erkennend, aber zu seinem eigenen Verderben, glaubte er vorläufig keinen ernstlichen Versuch zum Entsatz der beiden bedrohten Festungen wagen zu dürfen, sondern begnügte sich, seine Truppen theils durch Uebungen im Lager, theils durch kleine vereinzelte, zu keinem Resultate führende und hier daher nur im Allgemeinen zu erwähnende Gefechte zu künftigen Operationen kriegstüchtig zu machen.

Aber General Custine säumte zu lange mit den Vorbereitungen zum Entsatz und diese Zögerung sollte ihm das Leben kosten. Am 10. Juli ergab sich die 4000 Mann starke Besatzung von Condé, von der äußersten Noth getrieben, als kriegsgefangen; am 26. capitulirte auch Valenciennes, nachdem seit der Eröffnung der ersten Parallele in der Nacht vom 14. Juni

ein äußerst heftiges Bombardement zwei Drittheile der Stadt zerstört und die Werke der gewählten Angriffsfront auf der Ostseite fast gänzlich demolirt, eine am 25. Abends mit großem Erfolge gesprengte Mine endlich den Weg in die Festung geöffnet hatte. Auch hier erhielt wie in Mainz die noch 7000 Mann starke Besatzung freien Abzug ohne Waffen, unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu fechten, welche Bedingung dem Convent wie bei der aus Mainz zurückkehrenden Garnison freie Hand ließ, sie gegen die inneren Feinde der Republik zu verwenden. General Custine aber, gegen welchen schon nach der Einnahme von Condé im Convent eine Anklage eingebracht worden, daß er die nöthigen Maßregeln zur Rettung dieses Platzes versäumt habe, konnte nach dem Falle von Valenciennes seinem Schicksale nicht mehr entgehen. Vom Commando abberufen, welches inzwischen General La Marlière übernahm, um nach drei Monaten das Loos seines Vorgängers zu theilen, versuchte Custine, unstreitig der talentvollste Feldherr, welchen die Republik zu jener Zeit hatte, sich vergeblich vor den Schranken des Revolutionstribunals mit der geringen Zahl und schlechten Beschaffenheit seiner Streitkräfte zu rechtfertigen; am 28. August fiel sein Haupt unter der Guillotine.

So schien denn im Sommer 1793 bei den von allen Seiten auf die Republik hereinbrechenden Unglücksfällen das Ende derselben unvermeidlich zu sein; und in der That hätte es nur einer einigermaßen energischen Kraftanstrengung, eines planmäßigen und einmüthigen Zusammenwirkens der verbündeten Mächte bedurft, um der ohnehin durch ihre Greuelthaten im ganzen Lande verhaßt gewordenen und nur auf Furcht und Schrecken gegründeten Herrschaft des Convents den Untergang zu bereiten.

Erwägt man, daß die gegen Frankreich verbündeten Mächte an der Nordost- und Ostgrenze dieses Landes, allerdings in der weiten Ausdehnung von Lille bis Basel, über eine Streitmacht von mehr als 280,000 Mann meist vortrefflicher und siegreicher Truppen verfügen konnten, daß die Franzosen diese lange Grenzlinie nur äußerst mangelhaft zu besetzen und zu vertheidigen im Stande waren, daß ihre an Zahl bei Weitem geringeren, an innerem Werthe den Gegnern durchaus nicht gleichkommenden Heere, überdem durch zahlreiche Niederlagen und Unglücksfälle entmuthigt, durch den beständigen Wechsel ihrer Befehlshaber und das Schicksal, welches diese traf, demoralisirt, im offenen Felde den österreichischen und preußischen Heeren gar nicht mehr gegenüberzutreten wagen durften, so muß man nothwendiger Weise zu dem Schluß kommen, daß ein kühner Vormarsch des Prinzen von Coburg von Valenciennes über Soissons nach Paris, unterstützt durch das ebenfalls nach Paris gerichtete Vordringen der preußischen Hauptarmee über Luxemburg, von den französischen Feldherren im August 1793 schwerlich zu verhindern gewesen wäre, und daß die Einnahme von Paris der ganzen Schreckensherrschaft daselbst ein Ende gemacht haben würde.

Und nicht vom Osten und Nordosten allein her drohte der Republik der Untergang. Auch Spanien hatte sich, wie wir bereits erwähnt haben, den Feinden Frankreichs angeschlossen; der König wie die ganze Nation, gleichmäßig empört über die Vorgänge in Frankreich, von Entsetzen ergriffen über die Hinrichtung des unglücklichen Königs, scheuten weder Anstren-

gungen noch Opfer, um solche Greuel zu rächen. Bereits seit dem April hatte ein starkes spanisches Heer die Ostpyrenäen überschritten, die Franzosen in mehreren Gefechten geschlagen und die Festung Bellegarde erobert. Zahlreiche Schaaren standen zur Unterstützung bereit, und die beiden Armeen, welche der Convent mit Mühe und Noth den Spaniern entgegenzustellen vermochte, befanden sich trotz ihrer pomphaften Namen: Armee der West- und Armee der Ostpyrenäen, in der kläglichsten Verfassung und konnten die Fortschritte der spanischen Waffen nicht hindern.

Im Südosten Frankreichs endlich bedrohte eine österreichisch-piemontesische Armee von den Alpen aus das Gebiet der Republik und wenn auch auf diesem Punkte des großen Kriegsschauplatzes die vom General Kellermann befehligten französischen Heere ihren wenig thätigen und energischen Gegnern überall mit Erfolg entgegentraten, so wurde die Gefahr für die Republik doch um ein Bedeutendes durch den Umstand erhöht, daß in den südlichen französischen Departements, nachdem die Jacobiner im Convente die unbedingte Herrschaft errungen hatten, ein heftiger Aufstand gegen die Schreckensregierung in Paris ausgebrochen war und General Kellermann in Folge desselben nicht allein zu einer bedenklichen Zersplitterung seiner Streitkräfte genöthigt ward, sondern auch die ernste Besorgniß entstand, daß die Föderalisten im Süden Frankreichs sich mit den Oesterreichern und Piemontesen verbünden möchten.

War so im Sommer des Jahres 1793 die Republik auf allen Seiten von Feinden umringt, welche dieselbe in ihrer eisernen Umarmung zu ersticken drohten, so sah es im Innern Frankreichs zu dieser Zeit noch gefährlicher für die das Staatsruder leitende Partei aus.

In allen Gegenden des Landes war die große Masse der Bevölkerung offen oder heimlich der Regierung des Convents im höchsten Grade abgeneigt; an vielen Orten, besonders im Süden, war es bereits zu offenem Aufstande gekommen, der von der Schreckensregierung mit Waffengewalt unterdrückt werden mußte und mit entsetzlicher Grausamkeit bestraft wurde; an anderen Orten hielt nur die Furcht vor der Guillotine die widerspenstige Bevölkerung im Zaume. So befanden sich, wie bereits oben angedeutet, die größten Städte des Südens im Aufruhr gegen den Convent, in Marseille, Lyon, Grenoble hatte das Volk zu den Waffen gegriffen, nicht etwa um die Rechte des vertriebenen Königshauses wieder herzustellen, sondern um sich der scheußlichen Tyrannei des Berges zu entziehen, welcher die Menschen zu Tausenden dahin schlachtete und ganz Frankreich zu einem großen Grabe zu machen drohte. Die reiche, stark befestigte Hafenstadt Toulon, eine zahlreiche französische Flotte mit einbegriffen, war von der aufständischen Partei sogar den Engländern überliefert, und hierdurch der Republik ein höchst empfindlicher Schlag versetzt worden.

Nirgends aber trat die Gefahr für die Existenz derselben so ernst und drohend auf, als in der Vendée, den vormaligen Provinzen Anjou, Poitou und Bretagne, deren Auflehnung gegen die Revolution in Paris, sowie die mit den furchtbarsten Grausamkeiten ausgeführte Unterdrückung derselben in der Geschichte unter dem Namen: „der Aufstand in der Vendée", eine traurige Berühmtheit erlangt hat.

Bei den einfachen Sitten und Lebensgewohnheiten des Landvolkes

jener Gegenden, dem unverdorbenen, gutmüthigen, wahrhaft frommen und rechtlichen Charakter desselben, bei dem patriarchalischen Verhältniß zwischen dem wenig begüterten und meist ebenso einfach gewöhnten Adel des Landes und der bäuerlichen Bevölkerung, wie sich dasselbe in keinem Theile Frankreichs so erhalten hatte, wie hier, war es natürlich, daß die Grundsätze der Revolution von Anfang an in der Vendée wenig Anklang gefunden hatten und von Hause aus mit tiefem Mißtrauen aufgenommen wurden.

Die neuen Gesetze, welche im übrigen Frankreich das niedere Volk aus einer fast unerträglich gewordenen Unterdrückung und Sclaverei befreiten, hatten für die Bauern der dortigen Gegenden wenig oder gar keinen Werth; denn sie waren mit ihrer äußeren Lage zufrieden, hatten mit ihren Grundherren gemeinsame Interessen, da diese ihnen Ländereien für die Hälfte des Naturalertrages zur Bewirthschaftung überließen, und überdem waren sie gewiß, bei ihren Herren guten Willen, freundliche Theilnahme und Hilfe in der Noth zu finden. Bei ihrer aufrichtigen Frömmigkeit, blind bis zum Aberglauben in den Willen ihrer Priester ergeben, sahen diese einfachen Naturkinder sehr bald nicht mehr mit Mißtrauen, wie im Anfange, sondern mit Abscheu und sich immer steigerndem Entsetzen auf die Fortentwickelung der Revolution, die Alles bedrohte, was ihnen bisher als heilig gegolten, welche ihren theuren Glauben gefährdete, ihre Priester zur Flucht zwang und ihren König aufs Schaffot schleppte.

Schon die Edicte vom November 1790, welche alle Priester zwang, den Eid auf die Verfassung zu leisten oder auf ihre Stellen zu verzichten, entzündeten in dem sonst so ruhigen und friedlichen Lande die Flamme des Bürgerkrieges und als man, nach beinahe allgemeiner Eidesverweigerung der Geistlichkeit in der Vendée geschworene Priester aus anderen Provinzen an die Stelle der Widerspenstigen setzen wollte, als spätere Edicte die Letzteren sogar mit Deportation bedrohten und ihnen die geringe Pension entzogen, welche ihnen die constituirende Versammlung noch belassen, als die weitere Entwickelung der Revolution immer frevelhafter eingriff in die Rechte des Königs und des Adels, als persönliche Erniedrigungen aller Art, die Confiscation des Vermögens der Emigrirten, die Angriffe auf das Königliche Ansehen den Adel zur Verzweiflung trieben, da zeigte sich der lang verhaltene Groll und Unwillen des Landvolkes in unglaublicher Stärke und Einheit und, von ihren Priestern angereizt, von ihren Edelleuten befehligt, erhob mit Ausnahme der Bevölkerung in einigen größeren Städten, das ganze Volk der Vendée die Waffen gegen die verhaßte Republik.

Es würde die Grenzen dieser Blätter überschreiten, wenn wir hier die entsetzlichen Einzelheiten eines verzweifelten Kampfes schildern wollten, in welchem beide Theile die Sache, für die sie fochten, durch die wildeste Grausamkeit und Unmenschlichkeit gleichmäßig entehrten; wir verweisen unsere Leser, die sich hierüber näher unterrichten wollen, auf Schriften, welche diese Kämpfe eingehend schildern. Für unsere Zwecke genügt es, zu sagen, daß der Verzweiflungskampf der Vendée, wenn er auch nicht im Stande war, den König vor seinem unglücklichen Schicksal, die Monarchie

vor dem Sturze zu bewahren, doch die der Republik drohenden Gefahren in bedenklicher Weise erhöhte und mehr als einmal die gänzliche Vernichtung derselben herbeiführen zu müssen schien.

Im Sommer 1793 zählte das Heer der Royalisten in der Vendée, Bretagne und Normandie, von England mit Geld, Waffen und Munition unterstützt, mehr als 60,000 Mann, hatte treffliche Führer an seiner Spitze, wie der Marquis von Bonchamp, La Roche-Jaquelin, Charette, Stofflet, d'Elbée, Chatelineau, seinem Gewerbe nach ein einfacher Fuhrmann, Royrand, Baudry u. A. und befand sich bis auf wenige Stunden von Paris vorgerückt.

Der Geschichtschreiber der französischen Revolution, Thiers, schildert den Zustand, in welchem sich die Republik im Sommer 1793 befand, mit folgenden Worten:

„Wenn man den Zustand Frankreichs in den ersten Tagen des Juli 1793 betrachtet, so sehen wir, daß ein aus der Bretagne und Normandie aufgebrochenes, bis Evreux vorgerücktes Heer sich nur noch wenige Stunden von Paris entfernt befand, daß ein zweites von Bordeaux aufgebrochen war und in seinem Zuge alle Departements des Loire-Gebietes, welche noch schwankten, mit sich fortreißen konnte; daß 6000 Marseiller sich in Avignon bereit hielten, zu den Föderirten von Lyon und Grenoble zu stoßen und mitten durch Burgund hindurch sich auf Paris zu stürzen" — u. s. w.

Unter den geschilderten Verhältnissen schien in der That der Umsturz der Republik, der Untergang der Schreckensherrschaft in Paris unvermeidlich und nahe zu sein. Und dennoch sehen wir dieselbe, obgleich fast erdrückt von äußeren mächtigen Feinden, blutend aus tausend Wunden, im Inneren zerrissen durch Aufruhr in allen Theilen des Landes, siegreich hervorgehen aus allen diesen Kämpfen; und, forschen wir zweifelnd nach den Ursachen dieser fast unbegreiflichen Erscheinung, so tritt uns als solche entgegen:

die staunenswerthe Energie und Thätigkeit, mit welcher die republikanische Regierung alle Mittel des französischen Volkes zu einer wunderbaren, ungeahnten und für alle Zeiten bewundernswürdigen Kraftentwickelung zu entfalten verstand, auf der einen Seite,

die pedantische Thatenlosigkeit, Unentschlossenheit und Uneinigkeit der Feinde Frankreichs auf der anderen Seite.

Die Thatkraft des Nationalconvents, zur Rettung Frankreichs allerdings kein Mittel scheuend, war in Wahrheit eine in der Geschichte aller Zeiten und Völker beispiellose. Nach dem Sturze der gemäßigten Girondisten im Anfange des Monats Juni erließ der nunmehr ausschließlich aus den wüthendsten Republikanern bestehende und von Danton, Robespierre und Marat beherrschte Convent, während die besiegten Gegner theils im Gefängnisse ihres Processes harrten, theils auf der Flucht in den Provinzen, vorzüglich in der Normandie girondistische Erhebungen des Volkes zu organisiren versuchten, Gesetze über Gesetze zur Rettung des bedrängten Vaterlandes und fachte diejenigen Leidenschaften, für welche das fran-

zösische Volk, abgesehen von allen politischen Parteistellungen, so vorzugsweise leicht empfänglich ist, Ehre, Vaterlandsliebe, Nationalstolz, in ungeahnt mächtiger Weise an.

So lange noch ein fremder Soldat auf dem Boden der Republik weile, sollten alle waffenfähigen Franzosen zum Kriegsdienste verpflichtet sein; die jüngeren und unverheiratheten Männer sollten sofort ins Feld rücken, die älteren und verheiratheten Waffen schmieden und Lebensmittel transportiren, die Frauen Kleider fertigen und die Krankenpflege übernehmen, die Kinder Charpie zupfen, die Greise endlich sich auf die öffentlichen Plätze und an die Landstraßen tragen lassen, um den Muth der vorübermarschirenden Soldaten zu beleben, ihnen Haß gegen die Fürsten, Liebe und Anhänglichkeit für die Republik, Bereitwilligkeit, für dieselbe zu siegen oder zu sterben, zu predigen.

Und die Männer der Revolution verstanden es nicht blos, solche Decrete zu erlassen; sie wußten ihnen auch mit furchtbarer Energie Nachdruck zu geben und ihre Ausführung zu überwachen. Wandelnde Revolutionstribunale, welche den Heeren beigegeben wurden, durchzogen das Land und gewisser Tod war das Loos aller derjenigen, die sich der Erfüllung ihrer Pflichten gegen das Vaterland zu entziehen versuchten, oder gar es wagten, der Ausführung der erlassenen Gesetze irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen; neben glühender Begeisterung und Vaterlandsliebe wurde auch die Furcht vor der Guillotine ein Beweggrund, welcher die Franzosen zu den Fahnen trieb; der Rock des Kriegers, der Aufenthalt im Lager oder auf dem Schlachtfelde sicherte ja alle rechtlichen Leute in dieser entsetzlichen Zeit besser als irgend ein anderes Mittel vor dem Treiben der Revolution, vor der entsetzlichen Wahl, in dem tobenden Parteienkampfe entweder selbst den Henker zu spielen oder das Schlachtopfer zu sein.

So strömten denn, während die verbündeten Heere an den Grenzen Frankreichs mit der Belagerung unbedeutender Festungen und mit starrem Festhalten an den pedantischen Regeln einer veralteten Kriegführung die kostbare Zeit verschwendeten, in Folge der angeordneten Erhebung des Volkes in Masse, nicht allein Hunderttausende von theils wirklichen, theils gezwungenen Freiwilligen zu den Fahnen der Republik, sondern diese gewann auch Zeit, Ordnung und Zucht in die zügellosen Schaaren zu bringen, tüchtige Generale, an denen es der Revolution trotz der mit einer solchen Stellung verbundenen Gefahren nicht fehlte, an ihre Spitze zu stellen und durch die Einführung einer gänzlich veränderten Tactik, welche sehr weise auf die Eigenthümlichkeiten des französischen Nationalcharakters, sowie auf die den Revolutionsheeren anklebenden Eigenthümlichkeiten und Schwächen berechnet war, die bisher bestandene Ueberlegenheit der preußischen und österreichischen Truppen immer mehr auszugleichen.

Dem General Carnot, seit dem 13. August Mitglied des Wohlfahrtsausschusses und mit der Leitung der militärischen Angelegenheiten beauftragt, gebührt das Verdienst dieser neuen Organisation der französischen Heere, dieser Umgestaltung in der Kriegführung, von welcher an die Geschichte der Kriegskunst eine neue Epoche zählt und welche im Wesentlichen noch heute die Grundlage der modernen Gefechtslehre, wie sie alle Heere angenommen haben, bildet. Richtig erkennend, wie wenig die schnell zu-

sammen gerafften und schlecht geschulten französischen Schaaren im Stande sein würden, die künstlichen Bewegungen und Evolutionen der alten schwerfälligen Lineartactik Friedrichs des Großen auszuführen, lehrte der geniale Meister der Kriegskunst die Franzosen theils in zerstreuten Schützenschwärmen durch ihr Feuer den Feind erschüttern, und so die Gefechte einleiten und hinhalten, die Entscheidung aber durch dichte Colonnen, welche sich, ohne Zeit mit Feuern zu verlieren, mit dem Bajonnet auf den Feind stürzten und seine dünnen langen Linien durchbrachen, herbeiführen. Es sollte nicht allzu lange dauern, so wurden die Verbündeten gewahr, daß sie es nicht blos mit bei Weitem zahlreicheren, sondern auch mit ganz anderen Gegnern zu thun hatten.

Die furchtbarste Energie entwickelte der Convent in den Maßregeln zur Unterdrückung des Aufstandes in der Vendée, wohl erkennend, daß von hier der Republik weitaus die größte Gefahr drohe und vor Allem der Aufruhr im eigenen Lande erstickt werden müsse. Ansehnliche Truppenmassen wurden hierzu aufgeboten, unter anderen die wohl geschulten Soldaten, welche die Besatzungen von Mainz und Valenciennes gebildet hatten und mit der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu fechten, entlassen worden waren; den Generalen dieser gegen die Vendée bestimmten Westarmee befahl der Convent aufs bestimmteste und bei Verlust ihres Kopfes, den Aufstand in der Vendée bis zum Ende October niederzuwerfen, und sollte das ganze Land darüber mit Feuer und Schwert verwüstet werden. Ausdrücklich bezeichnete der Wohlfahrtsausschuß in einer Proclamation den Krieg gegen die Vendée als einen Vernichtungskrieg, in welchem Wälder und Dörfer niedergebrannt, die aufrührerischen Städte zerstört, die waffenfähigen Einwohner getödtet, Greise, Weiber und Kinder aber in die Gefangenschaft geschleppt werden sollten. In welcher entsetzlichen Weise dieser grausame Befehl des Convents ausgeführt und nach hartnäckigem, verzweifelten Kampfe das unglückliche Land einem Strafgericht unterworfen wurde, dessen schauderhafte Scenen jedes menschliche Gefühl empören, mögen unsere Leser in anderen Büchern nachlesen. —

Aber nicht blos zum Herrn über die Personen der französischen Bürger machte sich der Convent; auch über das Eigenthum derselben waltete und schaltete er zum Besten des Allgemeinen. Ein Decret des Convents ordnete die Einziehung aller Assignaten, sowohl der noch unter Ludwig XVI. ausgegebenen Millionen, als auch der von der Republik geschaffenen, von welchen noch im August 1793 drei Milliarden und 776 Millionen im Umlauf waren, binnen Jahresfrist an, und gewährte den Besitzern dafür eine Renteneinschreibung in das neu eingeführte große Buch der öffentlichen Schuld, so jeden Unterschied zwischen der unter dem Königthum und der von der republikanischen Regierung gemachten Schuld für immer verwischend. Der Verkauf der Güter der Aristokraten, der Emigranten, der Kirchen- und Klostergüter, eine freiwillige, und als diese nicht ausreichte, eine erzwungene Anleihe, welche jeden Franzosen, Mann oder Frau verpflichtete, von einer Jahreseinnahme, die über 1000 Frcs. per Kopf betrug, einen nicht unbeträchtlichen Theil gegen Renteneinschreibungen an den Staat abzuliefern, schafften einstweilen die Mittel zur Fortsetzung des

Krieges und stellten dem Kriegsminister Carnot vorläufig die Summe von 1200 Millionen Francs zur Verfügung. —

Betrachten wir dieser bewundernswerthen Kraftentwickelung gegenüber nunmehr die zaudernden, energielosen, durch Unschlüssigkeit und Uneinigkeit dictirten Maßregeln der verbündeten Mächte, so tritt es klar zu Tage, weshalb die Republik schließlich als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen mußte.

Die zweite Proclamation des Prinzen von Coburg, nach der Flucht des Generals Dumouriez unterm 9. April erlassen, hatte alle die Versprechungen und Versicherungen, welche der österreichische Obergeneral in seiner Proclamation vom 5. April 1793 dem französischen Volke über die nur auf Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung, keineswegs aber auf Eroberungen gerichteten Absichten der Verbündeten gegeben, ausdrücklich widerrufen; von diesem Augenblicke an mußten daher die verbündeten Heere auch von dem nicht unbeträchtlichen Theil des französischen Volkes, welcher von ihnen bisher seine Befreiung von der verhaßten Herrschaft der Jacobiner, die Rettung oder Wiederherstellung des constitutionellen Königthums erhofft hatte, nur noch als Feinde Frankreichs betrachtet werden.

Auch hatte das Wiener Cabinet, wie wir bereits wissen, um diese Zeit den bestimmten Entschluß gefaßt, sich durch Eroberungen in Frankreich schadlos zu halten.

Das Mißtrauen stieg in bedenklicher Weise, als der Prinz, durch höhere Befehle gezwungen, die Festungen Condé und Valenciennes nach erfolgter Capitulation feierlich im Namen des Kaisers in Besitz nahm und so die Nationaleitelkeit der Franzosen auf's Tiefste verletzte.

Die begangenen Fehler klug benutzend, wiesen die Machthaber der Revolution das französische Volk darauf hin, wie es ja nunmehr klar zu Tage liege, daß die Absichten der verbündeten Mächte keineswegs so uneigennütziger Art, wie man vorgegeben, daß sie vielmehr auf Eroberung von Theilen des französischen Gebietes gerichtet seien, daß der Republik Frankreich, wenn das französische Volk nicht mit allen Kräften für die Vertheidigung derselben einträte, dasselbe Schicksal drohe, wie es sich soeben an der unglücklichen polnischen Republik vollzogen. Ein wesentlicher Factor für das glückliche Erreichen der vorgesteckten Ziele, die moralische Trennung eines großen Theiles der Franzosen von der Revolution, ging somit für die Verbündeten verloren.

Und das böse Beispiel, welches Oesterreich gab, fand bei England eine bereitwillige Nachahmung. Als der Prinz von Coburg im Begriff stand, zur Ausführung des von ihm entworfenen Operationsplanes, welchen Friedrich Wilhelm von Preußen genehmigt hatte, zu schreiten, erklärte der Herzog von York in einer am 4. August zu Herin stattfindenden Conferenz der commandirenden Generäle, er habe den gemessensten Befehl von seiner Regierung, nachdem die Oesterreicher Condé und Valenciennes erobert, nunmehr die wichtige Festung Dünkirchen, welche allerdings den berechnenden Engländern als ein hoch willkommenes Beutestück erscheinen mochte, zu belagern.

Alle Einwendungen des Prinzen von Coburg, daß das Festhalten an einem so unheilvollen Entschlusse nothwendig eine Trennung der Armee

und noch dazu zu einer Zeit herbeiführen müsse, wo die französische Nordarmee im Begriffe stehe, sich durch 20,000 Mann, welche von der Mosel- und Rheinarmee her bereits im Anmarsch waren, zu verstärken, wo die angeordnete Erhebung des Volkes in Masse allen französischen Heeren zahllose Schaaren zuzuführen versprach, alle Versuche, den Herzog von York zu überzeugen, daß eine Theilung der verbündeten Streitkräfte in keinem ungünstigeren Augenblicke stattfinden könne, scheiterten an dem Starrsinn des Engländers; die Belagerung von Dünkirchen ward beschlossen, während der Prinz von Coburg die Einnahme der kleinen unwichtigen Festung Le Quesnoi als nächstes Operationsobject in's Auge faßte.

Vor der Theilung der Armee wurde jedoch durch einen sehr geschickt combinirten Angriff am 7. August das französische Heer aus seiner Stellung im Cäsarlager bei Bouchain hinter die Schelde zurückgedrängt und zum Rückzuge auf Douai und Arras genöthigt, worauf der Prinz nunmehr ernstliche Vorbereitungen zur Belagerung von Quesnoi traf.

Inzwischen wurde die beabsichtigte Theilung des Heeres wirklich vollzogen; am 15. August marschirte der Herzog von York mit etwa 36,000 Mann, unter welchen sich 15,000 Mann Oesterreicher, dagegen nur 6000 Engländer befanden, über Tourcoing nach Menin ab, woselbst er am 18. eintraf und das Corps in zwei Theile theilte, deren einer die Belagerung von Dünkirchen selbst auszuführen, während der andere zur Deckung derselben bestimmt war; wir werden auf den unglücklichen Ausgang der ganzen Unternehmung sogleich zurückkommen.

Um die große Lücke, welche sowohl durch die Theilung des Heeres, als auch durch den am 23. August erfolgenden Abmarsch des preußischen Corps unter General von Knobelsdorf, welches um diese Zeit von seinem Könige nach dem Rhein berufen worden, einigermaßen zu ersetzen, zog der Prinz von Coburg das bisher bei Namur gestandene Corps des Generals Beaulieu an die Armee heran, ließ in das von den Preußen verlassene Lager von Bouvines unweit Tournay 5000 Holländer unter dem Prinzen von Oranien einrücken und die Festung Le Quesnoi durch 17 Bataillone und 10 Escadrons unter General Clairfait einschließen, während die von ihm selbst befehligte Observationsarmee in den Stellungen bei Saulzoir, Montrecour, Romerie und Englefontaine die Belagerung gegen etwaige Angriffe der Franzosen deckte.

Mangel an schwerem Geschütz war abermals die Ursache, daß die Eröffnung der Laufgräben und die Beschießung der Festung erst am 29. August beginnen konnte; dieselbe wurde in den nächsten Tagen mit großer Heftigkeit fortgesetzt und da das französische Heer nicht das Geringste unternahm, um die Festung zu retten, überdem die Werke der angegriffenen Front durch das schwere Geschütz der Belagerer übel zugerichtet waren, capitulirte der Commandant am 10. September und übergab folgenden Tages die Festung, deren 5000 Mann starke Besatzung kriegsgefangen wurde.

Erst am 12. September versuchten die inzwischen durch Mannschaften aus dem Innern Frankreichs bedeutend verstärkten Franzosen durch einen allgemeinen Angriff auf die österreichischen Stellungen den Entsatz der Festung zu bewirken, ohne Kenntniß davon zu haben, daß inzwischen be-

reits die Capitulation erfolgt sei. Aber auch dieser Angriff schlug auf allen Punkten zum größten Nachtheil der Franzosen aus. Mit glänzender Tapferkeit stürzte sich die brave österreichische Reiterei bei Saulzoir auf das französische Fußvolk und zersprengte dasselbe gänzlich; mit Verlust ihrer ganzen Artillerie, 2000 Todter und Verwundeter, sowie ebenso viel Gefangener wurden die Franzosen in wilder Unordnung auf Bouchain zurückgeworfen, auch an den anderen Punkten scheiterten ihre Angriffe an der hartnäckigen Tapferkeit, mit welcher die Oesterreicher ihre Stellungen vertheidigten.

Völlig überzeugt, daß die französische Armee nach so entscheidenden Niederlagen für geraume Zeit keiner entscheidenden Kraftanstrengung mehr fähig sei, brach der Prinz nunmehr mit dem größten Theile seines Heeres am 15. September nach Flandern auf, um die Unternehmung des Herzogs von York auf Dünkirchen zu unterstützen.

Dieser General hatte in unbegreiflich kleinen Märschen, — er brauchte, um 14 Meilen zurückzulegen, nicht weniger als 9 Tage, — am 21. August über Ypern die Stadt Furnes erreicht und rückte von hier aus am folgenden Tage mit 20,000 Mann gegen das verschanzte Lager von Gyvelde vor, welches die Festung Dünkirchen von der Ostseite her deckte. Inzwischen hatte das andere Corps seines bei Menin getheilten Heeres, 16,000 Mann unter dem Feldmarschall Freitag, am 20. August Rousbrügge erreicht, in den folgenden Tagen die Franzosen in mehreren Gefechten mit großen Verlusten an Mannschaften und Geschützen geschlagen und darauf zum Schutze der Belagerung von Dünkirchen zwischen Crochte und Eudekerke eine Stellung genommen, welche gleichzeitig das französische Lager bei Gyvelde im Rücken bedrohte; die Franzosen warteten aus diesem Grunde auch den Angriff des Herzogs von York nicht ab und zogen sich in der Nacht auf Dünkirchen zurück, welches der Herzog nunmehr in einer Stellung zwischen Rosendael und Teteghem auf der Ostseite einschloß.

Es vereinigten sich indessen allerlei widrige Umstände, um ein Unternehmen scheitern zu machen, welches ohnehin nur bei der schnellsten Anwendung höchst energischer Maßregeln einige Chancen des Gelingens für sich haben konnte. Die langsame Vorwärtsbewegung des Herzogs hatte dem inzwischen bedeutend verstärkten französischen Obergeneral Houchard es ermöglicht, die Garnison von Dünkirchen, welcher Platz überdem nicht einmal völlig eingeschlossen werden konnte, beträchtlich zu vermehren; ein bedeutendes französisches Heer in dem verschanzten Lager von Cassel, durch 14,000 Mann alter zuverlässiger Truppen unter den Generalen Jourdan und Landrin verstärkt, drohte jeden Augenblick durch einen Angriff auf die unzureichenden Streitkräfte des Marschalls Freitag die Belagerung zu unterbrechen und die Armee des Herzogs von York in die übelste Lage zu bringen. Eine englische Flotte, welche unter dem Admiral Macbride der Armee Belagerungsbedürfnisse zuführen und sich demnächst an der Belagerung betheiligen sollte, blieb nicht allein aus, sondern statt ihrer erschienen einige französische Kanonenboote und belästigten durch ihr Feuer den rechten Flügel der Belagerungsarmee auf's Aeußerste und endlich zeigte sich sogar, als die Belagerer anfingen, sich einzugraben, daß man schon in einer Bodentiefe von 1—2 Fuß auf Grundwasser stieß.

So nahm die Sache denn ein klägliches Ende. Am Morgen des 6. September sah sich Marschall Freitag auf sechs verschiedenen Punkten gleichzeitig von überlegenen Kräften angegriffen und nach tapferem Widerstande zum Rückzuge auf Hondschoote genöthigt; hier erneuerten sich am 7. die Angriffe der Franzosen und General Walmoden, welcher an Stelle des verwundeten Marschalls Freitag den Befehl übernahm, wurde nach vierstündiger Gegenwehr von der Uebermacht des Feindes mit schweren Verlusten bis hinter den Canal von Bulscamp bei Furnes zurückgedrängt. Gleichzeitig waren auch die hinter der Lys bei Werwik und Menin stehenden holländischen Truppen von Lille aus angegriffen und so verhindert worden, ihren Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen, während in derselben Absicht die Garnison von Dünkirchen mit 8000 Mann einen heftigen Ausfall auf den Herzog von York unternommen hatte.

Das Belagerungscorps von Dünkirchen war hiernach unzweifelhaft der gänzlichen Vernichtung oder Gefangenschaft preisgegeben, sobald es den Franzosen gelang, das schwache Corps des Generals Walmoden, welches zu dieser Zeit kaum noch 10,000 Mann Infanterie zählte, aus seiner Stellung bei Bulscamp noch weiter zurückzuwerfen; der Herzog von York hob daher, nachdem er noch am 8. September einen überaus heftigen Ausfall der Garnison mit Mühe zurückgewiesen, die Belagerung in der folgenden Nacht auf und zog sich mit Zurücklassung seines sämmtlichen Belagerungsgeschützes nach Bulscamp zurück, woselbst er sich mit dem Corps des Generals Walmoden vereinigte.

Die starke Stellung, welche der Herzog von York in den folgenden Tagen hinter dem Lo-Canal einnahm, in der Front anzugreifen, hielt General Houchard für zu gewagt; er überließ daher die Ueberwachung dieser Stellung den Garnisonen von Dünkirchen und Bergues und richtete seine ferneren Angriffe auf den Prinzen von Oranien, welcher mit nur 13,000 Mann bei Werwick und Menin an der Lys stand, ganz richtig berechnend, daß der Herzog seine feste Stellung von selbst aufgeben werde, wenn es gelänge, die Holländer zurückzutreiben.

Zu dem Ende wendete sich General Hedouville mit dem Corps, welches den Sieg bei Hondschoote erfochten, über Poperinghen auf Werwick, trieb die holländischen Vorposten am 12. September aus Messines und Commines zurück und griff am 13. den Prinzen von Oranien, welcher hier nur 5000 Mann stark war, bei Werwick an, während eine Division des Lagers von Lille unter General Beru gleichzeitig auf dem rechten Ufer der Lys gegen die Stellungen der Holländer bei Halluin und Menin vorrückte. Nach tapferer Gegenwehr sahen sich die holländischen Truppen auf allen Punkten genöthigt, vor der mehr als dreifachen Uebermacht des Feindes zu weichen, um so mehr, als der österreichische General Beaulieu, welchen der Herzog von York zu ihrer Unterstützung bis nach Wevelghem entsendet hatte, ihnen nur sehr unzureichend zu Hilfe kam; Werwick und Menin wurden von den Franzosen erstürmt, der Prinz von Oranien selbst verwundet und in größter Unordnung zogen sich die Holländer mit einem Verluste von über 3000 Mann und 40 Geschützen nach Gent zurück, um sich daselbst neu zu organisiren.

General Beaulieu, welchem man nicht mit Unrecht den Vorwurf

macht, durch unzureichende Unterstützung der Holländer das Schicksal des Tages verschuldet zu haben, gebührt andererseits wenigstens das Verdienst, die Flucht derselben durch seine Aufstellung bei Dadizeele ermöglicht zu haben; er nahm am folgenden Tage eine Aufstellung bei Courtray, ohne daß die Franzosen es wagten, die Früchte ihres Sieges weiter zu verfolgen.

Erst am 15. September sah sich Beaulieu in dieser Stellung von dem Corps des Generals Hedouville angegriffen; er wies indessen nicht allein alle Angriffe mit großer Tapferkeit ab, sondern schlug auch endlich, durch das Detachement des Generals Erbach verstärkt, die Franzosen bis über Menin hinaus zurück, worauf dieselben in großer Unordnung auf beiden Ufern der Lys bis Commines und Tourcoing flohen und sich erst in ihren Lagern bei Cassel und Lille wieder sammelten.

Inzwischen hatte der Herzog von York, wohl einsehend, daß ein Zurückwerfen Beaulieu's von Courtray auch seinen ferneren Rückzug und damit unvermeidlich den Verlust der mit reichen Kriegsvorräthen versehenen englischen Depotplätze, Niewport und Ostende, zur Folge haben müsse, bereits die nöthigen Schritte gethan, um sich mit Beaulieu zu vereinigen und so den Fortschritten der französischen Waffen in Flandern ein Halt zu gebieten. Er brach daher schon am 14. aus seiner Stellung am Lo-Canal auf und erreichte am 16. Menin; jede Gefahr für Flandern schwand vollends, als auch der Prinz von Coburg am folgenden Tage in Marquain eintraf.

Zwischen dem Prinzen von Coburg und dem Herzoge von York wurde nunmehr ein neuer Plan für die weiteren Operationen berathen. Nach demselben sollte der erstere mit dem größeren Theile der österreichischen Truppen die Belagerung von Maubeuge an der Sambre unternehmen, während dem Herzoge die Vertheidigung des Landstrichs von der Meeresküste bis Cisoing hin überlassen blieb. Zur Erreichung dieses Zweckes blieb der Herzog mit dem Hauptcorps seiner Armee in der Stellung bei Werwick und Menin stehen, besetzte Cisoing mit 9000 Mann unter General Walmoden, Moescroen mit einem Detachement unter General Czernezy und überließ die Vertheidigung der Strecke von Ypern bis Niewport den hessischen Truppen, welche ein Lager bei Dixmüde bezogen.

Der Prinz von Coburg aber behielt Marchiennes und Orchies besetzt, ließ den General Otto bei Denain stehen und ging mit dem Rest seiner Armee in den Tagen vom 19. bis 21. September über St. Amand nach Bavay, so sich der Sambre und der zu belagernden Festung nähernd. Erst am 29. indessen wurde der Uebergang über den Fluß, theils unter-, theils oberhalb Maubeuge, in 6 Colonnen ausgeführt; alle französischen Abtheilungen, die sich den Oesterreichern entgegenstellten, wurden von diesen mit Verlust zurückgeworfen und zogen sich entweder nach Maubeuge, dessen Garnison dadurch auf eine Stärke von 20,000 Mann anwuchs, oder wichen in wilder Flucht nach der Festung Guise zurück; noch an demselben Tage sah sich die Festung Maubeuge auf dem rechten Ufer der Sambre völlig eingeschlossen, während das Corps des Generals Clairfait, zur Deckung der Belagerung bestimmt, hierzu ein Lager zwischen St. Remy, Malbati und Beaufort bezog und ein schwächeres Corps bei Bettignies auf dem

linken Sambre-Ufer zurückblieb, um die Verbindung mit der übrigen Armee aufrecht zu erhalten.

Aber auch die französischen Machthaber erkannten zu wohl die große Wichtigkeit dieses die Verbindung zwischen der Nord- und der Ardennenarmee bildenden Platzes, als daß sie nicht die äußersten Anstrengungen zur Rettung desselben hätten machen sollen. General Houchard mußte seinen Fehler, die errungenen Vortheile bei Hondschoote und Menin nicht energischer benutzt zu haben, mit dem Verluste seines Commandos und, vor das unerbittliche Revolutionstribunal gestellt, am 16. November mit dem Leben bezahlen; an seiner Stelle erhielt General Jourdan den Oberbefehl über alle Truppen der Republik von Givet an der Maas bis zum Meere, gleichzeitig aber auch die bestimmte Weisung, den Fall Maubeuge's zu verhindern. Allerdings machte der Convent dem neuen Obergeneral auch die Ausführung solchen Befehles durch die Gewährung reichlicher Mittel möglich; das angeordnete Aufgebot des französischen Volkes in Masse begann um diese Zeit bereits seine Wirkungen zu zeigen und General Jourdan fand bei Uebernahme des Commandos in den Lagern von Dünkirchen, Cassel, Lille, Vitry und Philippeville nicht allein über 100,000 Mann freilich zum Theil wenig geübter Soldaten vor, sondern sah dieselben auch noch durch immer neu eintreffende Bataillone verstärkt.

So zog denn General Jourdan im Anfange des Monats October 45,000 Mann der besten Truppen aus den Lagern von Lille, Cassel und Vitry bei Guise zusammen und traf mit denselben am 14. October bei Avesnes ein, um das österreichische Observationsheer unter Clairfait, welches inzwischen bis Wattignies, $1^1/_8$ Meilen südlich von Maubeuge, vorgerückt war und seinen rechten Flügel an die Sambre bei Berlaimont lehnte, anzugreifen und so die Aufhebung der Belagerung zu erzwingen.

In sehr blutigen Gefechten am 15. und 16. October wurden zwar die Franzosen fast auf allen Punkten mit Verlust an Mannschaften und Geschützen, sowie vieler Gefangenen zurückgeschlagen und es erscheint daher nur als eine der vielen Prahlereien, an der die Kriegsgeschichte dieses Volkes so reich ist, wenn sie sich den Sieg zuschreiben; aber am 16. war das Dorf Wattignies von den Oesterreichern verloren worden, hatte trotz aller Anstrengungen nicht wieder erobert werden können und der Prinz von Coburg hielt es nunmehr für zu gewagt, einen weiteren Angriff in dieser Stellung abzuwarten, da er befürchten mußte, durch einen gleichzeitigen Ausfall der starken Garnison, die sich unbegreiflicher Weise bis dahin ganz unthätig gezeigt hatte, zwischen zwei Feuer zu kommen.

Er hob daher in der Nacht zum 17. October die Belagerung auf und führte, ohne von den Franzosen verfolgt zu werden, die gesammte österreichische Armee auf das linke Ufer der Sambre zurück.

Während so Jourdan den Entsatz von Maubeuge glücklich bewerkstelligte, waren die Franzosen auch im Norden nicht unthätig geblieben. Sie benutzten den Umstand, daß der Herzog von York, besorgt über den Marsch so bedeutender feindlicher Truppenmassen nach der Sambregegend, in den Tagen vom 11.—16. October seine Stellung verlassen hatte und über Cisoing, St. Amand nach Englefontaine gerückt war, mit großem Geschick und vieler Thätigkeit, um die wenigen Truppen, welche der Herzog

in Flandern zurückgelassen, gleichzeitig auf allen Punkten anzufallen. So entwickelten sich in den Tagen vom 20.—24. October auf der ganzen Linie von der Seeküste bis Orchiennes eine Reihe von Gefechten, die bei der großen Uebermacht der Franzosen sämmtlich zum Vortheil derselben ausschlugen; General Vandamme eroberte sogar mit einer Division von Dünkirchen aus am 22. October Furnes nach tapferer Gegenwehr der schwachen Garnison und erschien am folgenden Tage vor Niewport, dieses wie Ostende, die beiden Depotplätze der englischen Armee, auf's Aeußerste bedrohend. Wir können uns indessen der näheren Erzählung dieser Begebnisse füglich um so eher enthalten, als die rasche Umkehr des Herzogs von York, sowie das Erscheinen des Prinzen von Coburg den vorübergehenden Erfolgen der Franzosen ein rasches Ende bereitete.

Der Herzog erreichte schon am 25. October Tournay, während der Prinz von Coburg, den General Clairfait mit 17—18,000 Mann an der Sambre zwischen Berlaimont und Thuin stehen lassend, mit dem übrigen Theile der österreichischen Armee die Rückzugslinie der Franzosen bedrohte und am 24. October Solesmes erreichte. Auf allen Punkten wurden nunmehr die französischen Schaaren zum Rückzuge genöthigt und die von ihnen besetzten Plätze rasch wieder genommen; mit dem Schlusse des Monats war die ganze Vertheidigungslinie der Verbündeten, von Furnes bis Thuin an der Sambre, wieder hergestellt und so das Beziehen der Winterquartiere ermöglicht.

Auch General Jourdan hatte die Absicht, nach dem Entsatze von Maubeuge seine Truppen in die Winterquartiere zu verlegen, um in diesen ihre Organisation und Ausbildung vollenden zu können; bestimmte Befehle von Paris her zwangen ihn indessen, die Feindseligkeiten noch in den Winter hinein fortzusetzen und der General mußte wenigstens scheinbar gehorchen. So wurden denn noch am 27. die Truppen Clairfait's an der Sambre durch einige feindliche Divisionen bei Merbes le Chateau angegriffen, dieser Angriff aber ebenso wie Ausfälle der Garnison von Maubeuge mit geringer Mühe von den Oesterreichern zurückgewiesen.

Ebenso scheiterte ein Angriff, welchen die Franzosen noch am 2. December von Philippeville aus auf den General Beaulieu unternahmen; dieser schlug sie bei Corray und Biesmerée trotz ihrer Ueberlegenheit zurück, ging dann aber selbst bis nach St. Gerard, um nicht von Namurs abgeschnitten zu werden.

Einige kleinere Vorpostenscharmützel abgerechnet, war somit der Feldzug des Jahres 1793 auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes beendigt; beide Theile benutzten die Winterruhe zu den ernstlichsten Vorbereitungen für den nächsten Feldzug. Wir betrachten nur flüchtig die Aufstellung, in welcher wir die beiderseitigen Heere verlassen, um sodann unsere Blicke nach dem Rhein und auf die inzwischen dort vorgefallenen Ereignisse zu richten.

Die Armee des Herzogs von York bildete den rechten Flügel der Aufstellung der verbündeten Heere; und zwar besetzten die bei der Armee befindlichen Hessen Tourhout, die Hannoveraner das linke, die Engländer das rechte Ufer der Lys, die Oesterreicher endlich Tournay. Vorgeschobene Abtheilungen in Niewport, Twines, Dixmüden, Fort Knocke, Ypern, Wer-

wick, Orchies und Marchiennes sicherten die dahinter liegenden Cantonnirungsquartiere.

Der Prinz von Coburg bezog die Winterquartiere in der Linie von St. Amand bei Charleroi mit vorgeschobenen Posten hinter der Selle, am Mormaler Walde, vor Maubeuge und bei Thuin. General Beaulieu stand in Quartieren zwischen Namurs und Marche en Fammine, General Latour bei Arlons; die Holländer, welche, inzwischen neu organisirt, schon während der Belagerung von Maubeuge wieder zur Armee gestoßen waren, bezogen anfangs Quartiere bei Nivelles, wurden aber später in die Provinz Lüttich zurückgezogen.

Das französische Heer, nach Einstellung der Feindseligkeiten durch die vom Convent angeordnete Abgabe von 10,000 Mann nach der Bretagne, sowie durch die Rückgabe der im August erhaltenen Verstärkungen an die Mosel- und Rheinarmee empfindlich geschwächt, bezog die Winterquartiere in der Vertheidigungslinie, in welche sie der Gegner als einziges Resultat des ganzen Feldzuges zurückgedrängt hatte, nämlich von Dünkirchen über Cassel, Lille, Douay, Cambray, Landrecis, Maubeuge, Philippeville, Givet, Sédan nach Montmedy. —

Wir wenden uns nunmehr nach dem Kriegsschauplatz am Rhein zurück. Die vereinigte österreichisch-preußische Armee verließen wir daselbst nach der Einnahme von Mainz, im Begriffe, ihre Aufstellung so zu wählen, daß sie in derselben sowohl die deutschen Besitzungen auf dem linken Rheinufer gegen die stets mit Raub und systematischer Plünderung verbundenen Angriffe der Franzosen decken, als auch jeden Augenblick bereit sein konnte, nach der Absicht des Königs von Preußen einen kräftigen Vorstoß gegen die hinter der Sambre stehende Moselarmee zu machen und demnächst zur Belagerung von Saarlouis zu schreiten, ein Plan, welchen man, wie bereits erwähnt, wegen des mangelnden Einverständnisses des Wiener Hofes hatte aufgeben müssen. Um jedoch zu verhindern, daß die französische Moselarmee, während das preußische Heer gegen Landau hin in die Rheinebene zog, einen abermaligen Versuch auf Mainz unternehme, beschloß der Herzog von Braunschweig, mit der Hauptarmee die starke Stellung auf dem Höhenzuge bei Pirmasens zu besetzen und die Moselarmee durch Seitencorps zu beschäftigen.

Zu dem Ende wurde das Corps des Generals Graf Kalkreuth, welches nach der Einnahme von Mainz in der Gegend von Kreuznach die ihm so dringend nöthige Erholung gefunden hatte, in den Tagen vom 9. bis 13. August an die Armee herangezogen und nahm, im Verein mit den leichten Truppen des Oberst Szekuli, eine feindliche Abtheilung hinter der Blies zum Rückzuge bis hinter St. Ingbert nöthigend, 11 Bataillone und 10 Escadrons stark, eine feste Stellung zwischen Neunkirchen und Wiebelskirchen.

Ebenso vertrieb das Corps des Fürsten Hohenlohe, 14 Bataillone und 35 Escadrons zählend, am 12. August eine starke feindliche Abtheilung aus ihrer Stellung bei Limbach und bezog ein Lager bei Homburg; der Herzog von Braunschweig selbst mit 19 Bataillonen und 25 Escadrons stellte sich am 13. bei Hohen-Einödt, $3^1/_2$ Meilen südwestlich Kaiserslautern, auf und der König endlich bildete am 15. August mit 14 Batail-

lonen und 15 Escadrons bei Edenkoben eine Reserve für die österreichische Armee des Generals Grafen Wurmser.

Diese letztere, 32,000 Mann stark, hatte in den ersten Tagen des August sich so viel wie möglich der noch von den Franzosen besetzten Festung Landau genähert; ihr linker Flügel hatte den Queichfluß überschritten und ein Lager zwischen Herxheim und Offenbach bezogen; das Centrum der Armee lagerte zwischen Bornheim und Walsheim, eine Meile nördlich von Landau, und der rechte Flügel erstreckte sich bis in das Gebirge, theils hinter Nusdorf stehend, theils die Posten bei Siebeldingen, Albersweiler, Frankweiler, Ramberg und am Hermersberger Hof besetzend. Außerdem standen über 18,000 Oesterreicher und 7000 Mann schwäbischer Kreistruppen auf dem rechten Rheinufer bereit, jede Offensivbewegung der Hauptarmee zu unterstützen.

Was die Aufstellung der französischen Armeen betrifft, so finden wir zu der angedeuteten Zeit das Gros der Moselarmee im Lager bei Hornbach, seine linke Flanke durch zwei nach St. Ingbert und Bliescastel vorgeschobene Divisionen, seine Verbindung mit dem äußersten Posten der Rheinarmee, bei Bondenthal, durch eine starke, bis Ketterich, $1\frac{1}{2}$ Meilen südlich Pirmasens, vorgeschobene Abtheilung sichernd. Die französische Rheinarmee war durch die Gefechte in den letzten Tagen des Juli bis Bergzabern zurückgedrängt worden; ihr am 12. August unternommener Versuch, die Oesterreicher hinter die Queich zurückzuwerfen, mißglückte nicht allein, sondern hatte sogar zur Folge, daß der Gegner seine Vorposten links bis Jokrim ausdehnte. —

Zu keiner Zeit des Feldzuges schienen die Umstände eine kräftige und gemeinsam ausgeführte Offensivoperation der verbündeten Armeen in dem Maße zu begünstigen, als eben jetzt, wo wiederholte Niederlagen den Muth der französischen Heere gebrochen, wo die Abgabe von 20,000 Mann an die Nordarmee die Zahl derselben empfindlich geschwächt hatte; — und dennoch kam man im Hauptquartier der Verbündeten aus Gründen, die wir bereits entwickelt haben, nicht zu einem solchen, sicheren Erfolg verheißenden Entschlusse und verlor eine werthvolle Zeit in einzelnen kleinen Gefechten und Schlachten, in welchen sich zwar die Ueberlegenheit der preußischen und österreichischen Truppen überall glänzend bewährte, die aber schließlich doch zu keiner Entscheidung führten und dem Gegner nur die Gelegenheit verschafften, mit der ihm eigenthümlichen wilden Energie die in seinem Heere befindlichen Lücken zu ergänzen.

Wir erwähnen von allen diesen Gefechten nur die wichtigsten.

So griff am 17. August der Herzog von Braunschweig die Stellung der Franzosen bei Kettrich, durch welche die Verbindung der Mosel- und der Rheinarmee gesichert wurde, an und vertrieb dieselben von diesem wichtigen Punkte mittelst weniger Kanonenschüsse, worauf er die aufgeworfenen Verschanzungen zerstören ließ. Als die Franzosen am 20. August versuchten, die Stellung wieder einzunehmen und die Schanzen wieder herzustellen, jagte der Herzog sie zum zweiten Male mit leichter Mühe zurück, nahm ihnen 4 Geschütze ab und besetzte nunmehr den Posten selbst mit $4\frac{1}{2}$ Bataillonen und 7 Escadrons; der Rest seines Corps stellte 3 Bataillone

auf dem Horeb-Berge bei Pirmasens auf und bezog dicht hinter dieser Stadt ein Lager.

Entschlossen, die sehr feste Stellung von Pirmasens hartnäckig zu vertheidigen, und überzeugt, daß General Schauemburg, der neue Befehlshaber der Moselarmee, von den anwesenden Conventsdeputirten getrieben, Alles daran setzen werde, dieselbe zu erobern, versäumte der Herzog nicht, die Position so haltbar als möglich zu machen. Die wichtigsten Punkte derselben wurden mit Verschanzungen versehen, untereinander durch Communicationswege verbunden und eine Vorpostenkette nach allen Richtungen weit vorgeschoben, um den Anmarsch des Feindes so frühzeitig als möglich in Erfahrung zu bringen.

Auch General Wurmser, durch die Aufstellung des Königs von Preußen bei Edenkoben seine Verbindung mit der preußischen Armee gesichert sehend, beschloß um diese Zeit einen allgemeinen Angriff auf die französische Rheinarmee. Am 20. August rückten die Oesterreicher aus dem Lager bei Offenbach in 5 Colonnen gegen die Stellungen der Franzosen vor und warfen dieselben überall, theils nach kräftigem Widerstande und mit schweren Verlusten, zurück. Vergeblich waren die Anstrengungen der französischen Truppen, in den folgenden Tagen die verloren gegangenen Posten wiederzuerobern; ihre Angriffe scheiterten an der hartnäckigen Tapferkeit und der überlegenen Manövrirfähigkeit der Oesterreicher. Am 11. September gelang es dem österreichischen General Pejachewich, mit 4500 Mann den wichtigen Verbindungsposten der Franzosen bei Bondenthal überraschend anzugreifen und nach kurzem Gefechte zu erobern; leider mußte der errungene Vortheil schon nach wenigen Tagen wieder aufgegeben werden, da die vom Herzog von Braunschweig zugesagte Unterstützung, 2 Bataillone und 1 Escadron von dem bei Kettrich stehenden Detachement, zu spät in der Nähe von Bondenthal erschien, um dem am 14. Morgens von allen Seiten mit großer Uebermacht angegriffenen Pejachewich die ersehnte Hilfe zu leisten, vollends aber, als sie, durch den an diesem Tage aus der Gegend von Pirmasens herüberschallenden Kanonendonner unsicher gemacht, wieder in ihre alte Stellung zurückkehrte.

Nach mehrstündiger tapferer Vertheidigung und mit bedeutendem Verlust sah sich das kleine österreichische Corps zum Rückzuge genöthigt und erreichte am folgenden Tage über Barbelroth wieder die österreichische Hauptarmee, in welcher die bereits bestehende gegenseitige Spannung durch die versäumte Hilfeleistung seitens der Preußen nicht unwesentlich erhöht wurde.

Ein besonders lebhafter Angriff der Franzosen auf alle Stellungen der österreichischen Armee, verbunden mit einem Ausfall der Garnison von Landau und einer Beschießung von Kehl, am 12. September unternommen, hatte keinen besseren Erfolg, wie die früheren und fügte nur beiden Heeren bedeutende Verluste an Menschen zu. Auch die Moselarmee griff an diesem Tage gleichzeitig die sämmtlichen Stellungen der Preußen an, sah sich aber nach kurzem Gefechte auf allen Punkten, zum Theil mit nicht unbeträchtlichen Verlusten, zurückgewiesen.

Indessen das maßlose Drängen der im Hauptquartier anwesenden Conventsdeputirten gestattete den französischen Generalen jener Zeit keine

Unthätigkeit; bereits am 13. sah sich der neue Oberbefehlshaber der Moselarmee, General Moraux*), genöthigt, gegen seine bessere Ueberzeugung einen ernsthaften Angriff auf die Stellung der Preußen bei Pirmasens zu unternehmen, von welchem er selbst sich keinen günstigen Erfolg versprach. Am Abend des 13. September brach der General mit 15,000 Mann aus dem Lager von Hornbach auf, erreichte über Waldhausen die Straße von Zweibrücken nach Pirmasens und gelangte noch vor Tagesanbruch mit der Tête seiner Armee bis in die Gegend der Bärenziegelhütte, kaum $1/_{2}$ Meile von Pirmasens und fast schon im Rücken der preußischen Aufstellung liegend. Von hier aus wollte General Moraux sich unbemerkt der dicht bei Pirmasens liegenden und von den Preußen unbesetzt gelassenen Huster Höhe bemächtigen und bei anbrechender Tageshelle die preußischen Verschanzungen im Rücken angreifen. Einer Abtheilung von 1500 Mann mit einigen Geschützen war die Bewachung des Lagers von Hornbach übertragen worden; General Radeau endlich wurde mit 4000 Mann gegen Zweibrücken vorgeschoben, um durch eine Demonstration hierselbst das Corps des Fürsten von Hohenlohe festzuhalten und zu verhindern, dem bei Pirmasens angegriffenen Herzoge von Braunschweig zu Hilfe zu kommen.

Indessen der kühn angelegte Plan des französischen Generals mißglückte vollständig. Die Annäherung der Franzosen wurde von den aufmerksamen preußischen Vorposten rechtzeitig bemerkt und gemeldet; und der Herzog von Braunschweig erkannte kaum die ihm drohende Gefahr, als er auch schon die richtigen Mittel gefunden hatte, derselben zu begegnen. Zwei Reiterregimenter und eine reitende Batterie, auf den Höhen südlich von Pirmasens stehend, wurden zunächst im Trabe auf dem eigens zu diesem Zwecke bereiteten Communicationswege um die Stadt herum vorgezogen und verhinderten zunächst das weitere Vorschreiten der inzwischen bei Fährbach angelangten französischen Marschcolonne; die Infanterie folgte der Reiterei so eilig als möglich und formirte sich unter ihrem Schutze auf der Huster Höhe in Schlachtordnung; ein Bataillon mit einigen Geschützen wurde auf dem Höhenabhange des Ruppertwaldes postirt, von wo es den weiteren Vormarsch der Franzosen in Flankenfeuer nehmen konnte und alle südlich Pirmasens stehenden Truppenabtheilungen wurden näher an die Stadt herangezogen.

Als General Moraux sah, daß das Ueberraschende seines Angriffs vereitelt sei, zog er eine zahlreiche Artillerie bei dem Dorfe Fährbach an die Spitze der Armee, formirte unter ihrem Schutze seine Infanterie zu beiden Seiten des Dorfes in vier große Colonnen und unterhielt während zweier Stunden aus mehr als 40 Geschützen eine lebhafte Kanonade gegen die preußische Artillerie auf dem Husterberge, welche indessen den Preußen wenig Schaden zufügte.

Eben stand der Herzog von Braunschweig im Begriff, seinerseits einen Angriff auf die unbeweglich stehenden Franzosen anzuordnen, weil das von Zweibrücken herüberschallende Geschützfeuer ihm die Meinung einflößte, der Hauptangriff der Franzosen finde bei Zweibrücken auf den Fürsten von Hohenlohe statt und man wolle ihn blos bei Pirmasens festzuhalten suchen,

*) Nicht zu verwechseln mit Moreau, dem Sieger von Hohenlinden.

als das feindliche Geschützfeuer plötzlich schwieg und die französischen Colonnen zum Angriff vorrückten. Noch bevor sie in den Bereich des preußischen Feuers kamen, wendete sich eine derselben links über den Steinbacher Grund zum Angriffe auf die Höhe des Ruppertwaldes, wurde aber durch das Feuer der hier stehenden Geschütze, sowie der zahlreichen Schützen so übel empfangen, daß sie in wilder Unordnung zurückwich und sich auf die zum Angriff gegen die Huster Höhe marschirenden Colonnen warf; dieser Umstand, sowie die in demselben Augenblick in ihre Reihen schlagenden Kartätschen veranlaßte auch diese Colonnen zur schleunigsten Umkehr und in wilder Flucht stürzte sich die ganze verworrene Masse in das nahe Blümelthal.

In diesem tief eingeschnittenen Thale entlang und daher von der preußischen Stellung aus unbemerkbar waren indessen zwei andere französische Colonnen bis in die Nähe des Schachberges gelangt, erstiegen denselben und formirten sich zum Angriff auf die nur von 200 Mann besetzte Stadt Pirmasens, als das preußische Cavallerieregiment Tschirsky, die Gefahr zuerst bemerkend, sich mit ausgezeichneter Tapferkeit auf dieselben stürzte. Zwar wurden diese braven Reiter von der überlegenen französischen Cavallerie zurückgeworfen und mußten, im Handgemenge bis an die Stadtmauer zurückgedrängt, hier ein höchst nachtheiliges Gefecht bestehen; aber ihre Entschlossenheit hatte dem Herzoge Zeit verschafft, die beiden Bataillone seines linken Flügels auf dem Husterberge herbeizuführen und wenige Bataillonssalven, sowie das Feuer einiger reitender Geschütze genügten, um die ganze Masse der Franzosen auch hier in wilder Unordnung in das Thal hinter dem Schachberge zurückzuwerfen.

Die Schlacht war hiermit entschieden. Wirr durcheinander gedrängt flohen die einzelnen Haufen durch die Schluchten und Thäler theils nach dem Lager von Hornbach zurück, theils nach der kleinen Gebirgsfestung Bisch; erst hier gelang es den Führern, wieder einige Ordnung in die zügellosen Schaaren zu bringen. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß ein sofortiger kräftiger Angriff der preußischen Armee auf dieses Lager dasselbe in preußische Hände gebracht und somit den größten Theil der Moselarmee völlig vernichtet haben würde; der Herzog von Braunschweig unterließ den Angriff, weil die Truppen nach seiner Meinung zu ermüdet waren, um noch zwei Meilen marschiren zu können.

So waren denn die ganzen Früchte des Sieges von Pirmasens 20 den Franzosen abgenommene Geschütze und 2000 Gefangene, welche die trotz des schwierigen Terrains eifrig verfolgenden preußischen Reiter einbrachten; etwa ebenso viel Todte und Verwundete ließen die Besiegten auf der Wahlstatt zurück. Die preußische Armee, von welcher nur die Reiterei und 3 Bataillone an dem eigentlichen Kampfe Theil genommen hatten, hatte nur 6 Offiziere und 148 Mann an Todten und Verwundeten.

Das Corps des Fürsten von Hohenlohe, im Begriff, eine Abtheilung dem bedrohten preußischen Corps nach Pirmasens zu Hilfe zu senden, sah sich, wie bereits erwähnt, durch den Angriff des Generals Radeau bei Zweibrücken festgehalten; zwar wies der Fürst den Angriff der Franzosen mit geringer Mühe ab, indessen war doch durch denselben eine werthvolle Zeit verloren gegangen und als der Fürst, den Marsch fortsetzend, die

Bärenziegelhütte erreichte, befanden sich die Franzosen bereits auf der Flucht und konnten nicht mehr erreicht werden. Ein früheres Erscheinen des Fürsten auf diesem Punkte hätte unfehlbar die gänzliche Vernichtung der französischen Armee zur Folge gehabt.

Wie der Fürst von Hohenlohe bei Zweibrücken, so sah sich auch General Graf Kalkreuth in seiner Stellung am 14. September durch mehrere Colonnen aus dem Lager von St. Ingbert angegriffen; indessen alle diese Gefechte endeten mit dem Rückzuge der Franzosen und hatten wohl auch keinen anderen Zweck gehabt, als die Aufmerksamkeit des Gegners von dem Hauptangriffspunkte, Pirmasens, abzulenken.

Während so die preußische Armee im Gebirge alle Angriffe des Feindes zwar mit gewohnter Tapferkeit zurückschlug, leider ohne die Früchte ihrer Siege zu verfolgen, sahen sich auch die Oesterreicher im Rheinthale fast täglich von den Franzosen angegriffen und in Gefechte verwickelt, welche in der Stellung der beiderseitigen Armeen so gut wie nichts änderten und beiden nur nicht unbeträchtliche Verluste zufügte. Die bedeutendsten dieser Gefechte waren die überaus heftigen Angriffe, welche die Franzosen am 18., 19. und 20. September auf den linken Flügel der Oesterreicher im Bienwalde unternahmen und wodurch denselben ein Verlust von nahe an 800 Mann zugefügt wurde, ohne daß es den Franzosen gelang, sie aus ihrer Stellung zu vertreiben. —

Um diese Zeit traf im preußischen Hauptquartier Edinghofen der vom Grafen Wartensleben angekündigte Graf Lehrbach aus Wien mit wichtigen politischen Eröffnungen ein, die in ihren Folgen Preußen und Oesterreich, nachdem sich beide Mächte nach langjährigem Kampfe kaum einander genähert hatten, von Neuem in den tiefsten Zwiespalt stürzen und unser deutsches Vaterland auf lange Zeit den unermeßlichsten Leiden, Erschütterungen und den unerhörtesten Demüthigungen preisgeben sollten.

Obgleich schon in der Mitte des Monats Juni das Wiener Cabinet im tiefsten Geheimniß an England das Versprechen gegeben hatte, auf den belgisch-baierschen Tauschplan Verzicht zu leisten, wogegen es sich mit Zustimmung Englands einen ansehnlichen Gebietszuwachs in Belgien und am Oberrhein (in Flandern das Land bis zur Somme, am Rhein den Elsaß) ausbedungen hatte; obgleich der Kurfürst von Baiern, in der nicht ganz ungerechtfertigten Besorgniß hin und her schwankend, Baiern möglicher Weise zu verlieren und Belgien nicht als Ersatz zu erhalten, überdem geängstigt durch den Protest der baierschen Agnaten, der Prinzen von Pfalz-Zweibrücken, noch vor Kurzem durch die Versicherung des Wiener Hofes vollständig beruhigt war, daß dieser den Gedanken an die Vertauschung Belgiens gegen Baiern für immer aufgegeben habe, brachte doch Graf Lehrbach jetzt dem preußischen Unterhändler Lucchesini gegenüber abermals diesen Plan als die passendste Entschädigung Oesterreichs für seine Kriegskosten in Vorschlag.

Der König wäre nach seinen Verpflichtungen im Petersburger Vertrage nicht in der Lage gewesen, diesen Vorschlag abzuweisen, — obgleich ihm die Gefahr einer Einverleibung Baierns in Oesterreich völlig klar war, — wenn der Kurfürst von Baiern freiwillig auf denselben eingegangen wäre und das Wiener Cabinet nicht die Unklugheit begangen hätte, sich in seiner

Mißgunst gegen Preußen dem Vertrage über die Theilung Polens zu widersetzen.

So aber hatte Friedrich Wilhelm in der That vollauf genügenden Grund, die Forderungen Lehrbach's, als auf offene Gewaltthätigkeit gegen Baiern berechnet, einfach abzuweisen, die bereits begonnenen Operationen gegen den Elsaß trotz der Bitten des Herzogs von Braunschweig, welcher seine Ehre als Oberfeldherr gefährdet sah, wenn er den gegenwärtigen günstigen Augenblick zum Angriff verstreichen ließ, abzubrechen und den Prinzen von Coburg zur Wiederaufnahme des früheren, zu Gunsten Oesterreichs bei Seite gelegten Operationsplanes aufzufordern.

In diesem Augenblick erfuhr der König durch eine Indiscretion des englischen Bevollmächtigten, Lord Yarmouth, gegen Luchesini die geheimen gegen Flandern und den Elsaß gerichteten Eroberungspläne Oesterreichs. Sie mußten ihm nothwendiger Weise die äußerste Besorgniß darüber einflößen, wo der Wiener Hof diesen Eroberungen eigentlich eine Grenze zu stecken beabsichtige; als aber Graf Lehrbach auf die Weigerung des Königs, eine bestimmte Zusage wegen der österreichischen Erwerbungen in Frankreich zu geben, abermals auf den alten Plan des Wiener Hofes zurückkam und eine polnische Provinz für Oesterreich forderte, war der König davon auf's Unangenehmste berührt.

Wir haben in §. 15 bei Gelegenheit der zweiten Theilung Polens bereits erzählt, wie diese neue Forderung Oesterreichs dem Könige den lebhaftesten Wunsch einflößte, durch eine rasche Erledigung der polnischen Theilungsfrage die Absichten des Wiener Cabinets zu durchkreuzen, wie er seinen Gesandten Buchholz in Warschau anwies, mit dem Grafen Sievers trotz der für Preußen nachtheiligen Grenzbestimmungen so rasch als möglich abzuschließen, wie die unerwartete Nachricht, daß in Folge der russischen Intriguen der ganze Vertrag Polens mit Preußen wegen der Abtretung von dem Abschluß eines vorher zu regelnden Handelsvertrages abhängig gemacht, d. h. in's Ungewisse verschoben worden sei, ihn zu dem Entschlusse brachten, sich an dem Kriege gegen Frankreich fernerhin nur mit dem vertragsmäßigen Contingent von 20,000 Mann zu betheiligen, dagegen die polnische Sache mit aller seiner Macht zu Ende zu führen und sich zu dem Ende persönlich nach Polen zu begeben.

Unzweifelhaft gaben dem tief gekränkten Monarchen, welcher Monate lang von Oesterreich wie von Rußland mit nichtigen Vorspiegelungen hingehalten worden war, die Verhandlungen zu Merle im October 1792, in welchen er sich nur unter der ausdrücklichen Bedingung der Erwerbung einer polnischen Provinz zur Führung und zwar nur e i n e s Feldzuges verbindlich gemacht hatte, den vollständigsten Rechtsgrund zu seinem Entschlusse.

Wie das energische Auftreten des Königs von Preußen die Sache in Warschau zum raschen Abschluß brachte, haben wir bereits gesehen; gleichzeitig mit der an Buchholz erlassenen Weisung aber mußte Luchesini dem Grafen Lehrbach eröffnen, wie der König, bei der sichtbaren Abneigung des Kaisers, die Wünsche Preußens in Bezug auf Polen zu unterstützen, zwar auf diese Unterstützung fortan Verzicht leisten wolle, durch die Verpflichtungen gegen seinen eigenen Staat aber verhindert sei, aus eigenen Mitteln ferner zu dem französischen Kriege Beistand zu leisten.

Während so im Süden das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen durch die Treulosigkeit und Mißgunst des Kaiserlichen Cabinets aus den Fugen zu gehen drohte, sah es im Norden mit der Coalition gegen Frankreich nicht besser aus.

Als der Prinz von Coburg, in Folge der oben erwähnten Aufforderung des Königs von Preußen, den von beiden angenommenen Operationsentwurf nochmals in Wien vorlegte und dringend befürwortete, hatte dies für den Krieg kein weiteres Resultat, als daß von Wien aus nochmals der General Ferraris in's Hauptquartier Friedrich Wilhelm's entsendet wurde mit der wiederholten Erklärung des Kaisers, daß er unbedingt auf der Eroberung des Elsaß bestehen müsse; für den Prinzen hatte es den traurigen Erfolg, daß der österreichische Minister Graf Thugut den Entschluß faßte, sich des Prinzen als eines unbequemen und nicht blind gehorchenden Generals bei der nächsten Gelegenheit zu entledigen. Wir kommen darauf noch zurück.

Wichtiger für den Augenblick war es, daß auch die Holländer, verlockt durch das Beispiel Englands und Oesterreichs, anfingen, sich nach einer passenden Vergrößerung ihres Landes umzusehen, und daß die Generalstaaten, als sie mit diesem Verlangen bei Oesterreich auf völlige Zurückweisung stießen, im ersten Groll ihre Truppen von der Armee abberiefen und unter dem Prinzen von Oranien eine abgesonderte Stellung bei Menin beziehen ließen.

In wie trefflicher Weise die Franzosen die Uneinigkeit und Unschlüssigkeit ihrer Gegner zu benutzen verstanden, werden die folgenden Ereignisse zeigen. —

Bevor jedoch der König von Preußen wirklich seine Armee verließ, fanden noch einige kriegerische Ereignisse bei derselben statt, welche wir hier zu erwähnen nicht unterlassen dürfen.

Zunächst kam es, nachdem nun einmal der Wiener Operationsentwurf angenommen worden, nunmehr darauf an, die französische Rheinarmee, über welche zu Ende des Monats September der General Pichegru den Oberbefehl erhalten hatte, aus ihrer sehr festen Stellung, den sogenannten Weißenburger Linien, zu vertreiben. Diese Stellung, im Jahre 1706 zum Schutze des oberen Elsaß angelegt, wird durch eine $2^3/_4$ Meilen lange, auf den steilen Abhängen des rechten Lauterufers fortlaufende verschanzte Linie zwischen Lauterburg und Weißenburg gebildet, welche sonach die natürlichen Hindernisse, den Rheinstrom und das Gebirge der Vogesen, verbindet. An einen Angriff dieser außerordentlich starken Vertheidigungslinie in ihrer Front konnte der österreichische General füglich nur denken, wenn vorher die preußische Armee die ihnen im Gebirge gegenüberstehenden feindlichen Abtheilungen so weit zurückwarf, daß dadurch die Oesterreicher den nöthigen Spielraum erhielten, um ihrerseits den Angriff in der Front mit einer Bewegung durch das Gebirge auf die linke Flanke der Rheinarmee zu verbinden.

Als daher der auf Befehl des Königs von den Niederlanden her im Anmarsch begriffene General von Knobelsdorf am 22. September in der Gegend von Neunkirchen eingetroffen war, wurde für den folgenden Tag ein allgemeiner Angriff der verschiedenen preußischen Corps auf die französischen

Lager bei St. Ingbert, Bliescastel und Hornbach angeordnet; derselbe kam indessen nicht zur Ausführung, weil noch am 22. die Nachricht einging, daß die Franzosen am folgenden Tage abermals und mit großer Ueberlegenheit die Stellung von Pirmasens anzugreifen beabsichtigten, eine Nachricht, die sich schließlich als ungegründet erwies.

Erst in den Tagen vom 26. bis 29. September wurde die beabsichtigte Operation wieder aufgenommen. General Graf Kalkreuth vertrieb am 26. die Franzosen aus dem Lager von Bliescastel, Fürst Hohenlohe marschirte am 27. Morgens in den Rücken des Lagers von Hornbach, von wo sich die Franzosen eiligst nach Bitsch zurückzogen, und General von Knobelsdorf drängte am 28. die im Lager bei St. Ingbert stehenden französischen Truppen bis Bischmischheim zurück, wo sie sich mit den von Bliescastel kommenden Abtheilungen vereinigten.

Am 29. endlich fand ein allgemeiner Angriff auf diese Stellung statt; die Franzosen leisteten zwar anfänglich Widerstand, sahen sich aber schließlich mit Verlust von mehreren Kanonen zum Rückzuge genöthigt; die gesammte Moselarmee zog sich hinter die Saar, wo sie sich zwischen Saargemünd und Saarbrücken aufstellte; ihre Verbindung mit der Rheinarmee war somit völlig unterbrochen.

Ihr gegenüber auf dem rechten Ufer der Saar lagerte die preußische Armee, rechts mit den leichten Truppen einer bis Neunkirchen vorgeschobenen Abtheilung des österreichischen Generals Merkandin, links durch 2 Bataillone und 7 Escadrons in Ormesweiler die Verbindung mit dem Corps des Fürsten Hohenlohe bei Eschweiler unterhaltend. —

Am letzten Tage dieser meistens aus geschickt combinirten Märschen bestehenden Operationen, am 29. September, verließ König Friedrich Wilhelm, welcher denselben persönlich beigewohnt hatte und am 28. in seinem Hauptquartier Eschweiler abermals in die Gefahr gerathen war, von einer plötzlich angreifenden französischen Colonne gefangen zu werden, ganz plötzlich die Armee, um sich nach dem neu erworbenen Südpreußen zu begeben.

Die Ursache dieser plötzlichen und der Armee selbst unerwarteten Abreise haben wir bereits dargestellt.

Mit der Abreise des Königs schwand das ohnehin geringe Einverständniß in den Obercommandos immer mehr zu einem Nichts zusammen und riß endlich nach wenigen Wochen gänzlich. —

Durch die zuletzt geschilderten Operationen des preußischen Heeres in den Tagen vom 26. bis 29. September war nunmehr dem General Graf Wurmser der Angriff auf die Weißenburger Linien sehr wesentlich erleichtert worden; dennoch sehen wir abermals fast 14 Tage unthätig vorübergehen, ehe der österreichische Feldherr sich zum Angriff entschloß, weil sich beide Obergenerale über das Detail der Ausführung nicht zu einigen vermochten.

Endlich wurde jedoch der 13. October dazu festgesetzt, und schon am 11. begannen beim preußischen Heere diejenigen Bewegungen, durch welche der Angriff der Oesterreicher unterstützt und wirksam gemacht werden sollte. Der Herzog von Braunschweig selbst führte 10 Bataillone und 15 Escadrons am 11. October nach Ramsbrunn, am 12. nach Rohrweg, besetzte am 13. Ober-Steinbach und hatte somit am Tage des Angriffs die linke

Flanke der französischen Aufstellung bereits völlig umgangen; ebenso war der Fürst von Hohenlohe am 13. mit 5 Bataillonen und 6 Escadrons aus dem Lager von Eschweiler aufgebrochen, um Bitsch herum marschirt und hatte sich, die ihm entgegentretenden feindlichen Abtheilungen überall zurückdrängend, bei Aspelscheid aufgestellt. So unleugbar es indessen ist, daß diese Demonstrationen einzelner preußischer Corps auf die linke Flanke und die Rückzugslinie der französischen Rheinarmee den österreichischen Angriff in hohem Grade unterstützten, so muß doch andererseits auch zugegeben werden, daß alle diese Bewegungen das Gepräge einer gewissen Halbheit und übergroßen Vorsicht an sich trugen. Nicht mit Unrecht konnte man im österreichischen Hauptquartier nachher dem Herzoge von Braunschweig den Vorwurf machen, daß er ruhig im Gebirge stehen geblieben sei, anstatt durch einen raschen Vorstoß den Rückzug der am Abend des 13. October überall geworfenen französischen Colonnen zu gefährden und so einen entscheidenden Erfolg herbeizuführen; die gegenseitige Mißstimmung wurde dadurch nur noch größer.

Das Benehmen des Herzogs erklärt sich jedoch leicht aus der ihm bald nach der Abreise des Königs zugegangenen Instruction, die Oesterreicher zwar immerhin zu unterstützen, jedoch niemals die preußischen Truppen in ein so ernstliches Unternehmen zu verwickeln, daß man nicht jeden Augenblick freie Verfügung über dieselben behielte. Nach den letzten Verhandlungen stand in Friedrich Wilhelm der Entschluß fest, sich hoffentlich am Kriege gar nicht mehr, höchstens aber noch für das nächste Jahr, in dem Falle zu betheiligen, wenn die Verbündeten bereit wären, die Kosten zu decken.

Der Angriff auf die Weißenburger Linien wurde am frühen Morgen des 13. October in sieben Colonnen und auf allen Punkten gleichzeitig ausgeführt; General Jellachich eroberte noch am Vormittage Lauterburg, eine andere Colonne erstürmte die Linie zwischen St. Remy und der Bienwaldmühle, Prinz Condé eroberte Bergzabern und gegen Abend nahm General Wurmser selbst nach hartnäckigem Widerstande Weißenburg mit stürmender Hand. Mit Verlust von 28 Kanonen, 750 Gefangenen und einer großen, nicht genau zu ermittelnden Zahl von Todten und Verwundeten trat die französische Armee in der Nacht zum 14. October ihren Rückzug auf Hagenau an, ohne, wie bereits erwähnt, in demselben gestört zu werden.

Die preußischen Corps aber, welche zur Unterstützung des Angriffs verwendet worden waren, kehrten in den folgenden Tagen sämmtlich in das Lager von Eschweiler zurück.

Mit der Eroberung der Weißenburger Linien war somit der erste Theil des neuen Operationsplanes erfüllt und man durfte, selbst nach den Begriffen der damaligen systematischen und vorsichtigen Kriegführung, ohne alle Gefahr an die weitere Verfolgung desselben, die Belagerung von Landau, denken, zu deren Schutze die eben eroberte feste Stellung der österreichischen Armee die vortrefflichste Aufstellung bot.

Aber der österreichische Obergeneral hielt es für wichtiger, für das Kaiserhaus den Elsaß wieder zu erobern; er drängte daher in den nächsten Tagen nach dem Kampfe um die Weißenburger Linien die französische Rheinarmee, ohne Rücksicht darauf, daß er durch dieses einseitige Vor-

dringen seinen Bundesgenossen völlig isolire, bis hinter die Suffel, unweit Straßburg, zurück und nahm am 20. October dieser gegenüber bei Brumath und Offendorf Stellung, den General Hotze mit einem Detachement zur Deckung seiner rechten Flanke in das Gebirge über Buxweiler nach Dossenheim entsendend.

In dieser Stellung sahen sich die österreichischen Truppen in den nächsten Wochen vielfach von den Franzosen, welche von der Moselarmee mit 5—6000 Mann verstärkt worden, angegriffen, ohne daß indessen diese Gefechte irgend eine Aenderung in den beiderseitigen Verhältnissen herbeizuführen vermochten.

General Wurmser gab die Hoffnung nicht auf, mit Hilfe der von ihm in der Stadt Straßburg angeknüpften Verbindungen sich dieses schönen Platzes bemächtigen zu können; in der That schien diese Hoffnung eine Zeit lang in Erfüllung gehen zu wollen. In Straßburg, wie in den meisten Städten Frankreichs, gab es eine zahlreiche Partei, welche, längst der Herrschaft des Pöbels und des Schreckens müde, nichts eifriger ersehnte, als die Rückkehr zur Ordnung, die Befreiung von dem Joche der Republik. Diese Partei, zu welcher die angesehensten Familien der Stadt, ja ein großer Theil der Magistratspersonen selbst gehörten, ließ dem österreichischen General durch Abgeordnete das Anerbieten stellen, ihm im Namen Ludwig's XVII. die Stadt zu überliefern; indessen die Bedenklichkeiten Wurmser's, Straßburg für einen anderen Fürsten als den Kaiser in Besitz zu nehmen, machten den ganzen Anschlag scheitern und führten das Verderben derjenigen herbei, welche ihn ersonnen. Der Plan wurde entdeckt und mehr als 70 Personen aus den ersten Familien Straßburgs, unter ihnen mehrere Verwandte Wurmser's, fielen unter der Guillotine. —

Dem Plan, den Elsaß als wiedereroberte Provinz von Neuem mit dem Reiche zu vereinigen, entsagte Graf Wurmser trotz dieser traurigen Katastrophe nicht; er befahl in allen den Orten, die sich in seiner Gewalt befanden, die Gesetzgebung vom Jahre 1788 wiederherzustellen, die französische Constitution abzuschwören und erklärte in einer Proclamation an die Bewohner des Elsaß vom 14. November 1793, daß dieses Land von Neuem, wie zur Zeit des westphälischen Friedens, zum heiligen römischen Reiche gehöre.

> „Elsasser", heißt es u. A. in dieser Proclamation, „werft Eure Blicke auf die anderen Völker Deutschlands, seht, wie sie sich freuen, Euch von Neuem ihre Brüder zu nennen. Freut Euch mit ihnen. Es ist nicht Einer unter Euch, ich weiß es, nicht Einer, welcher sich dem Glück entziehen wird, ein Deutscher zu sein." —

Die Aermsten, welche sich durch so pomphafte Worte blenden ließen und im Vertrauen auf den mächtigen Schutz des Kaiserlichen Feldherrn sich wirklich für die Sache der Verbündeten erklärt hatten, sollten nur zu sehr die bittere Rache der Republikaner erfahren, als das Zurückweichen der Oesterreicher über den Rhein sie schon nach wenigen Wochen wehrlos ihren Feinden überlieferte. —

Während so die beiderseitigen Armeen in der nächsten Zeit sich einander ziemlich unthätig gegenüber standen und der Herzog von Braun-

schweig vergeblich den General Wurmser bestürmte, zur Verkürzung der Operationslinie und um durch größere Annäherung der verbündeten Heere die drohende Gefahr zu verringern, mit seiner Armee bis hinter die Lauter oder wenigstens bis hinter den Surbach zurückzugehen, schritt man preußischerseits zur Belagerung von Landau, österreichischerseits zur Eroberung des am Rhein gelegenen Forts Louis, damals Fort Vauban genannt.

Die Leitung des erstgenannten Unternehmens war dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen übertragen worden; man ist indessen versucht zu glauben, daß es den Verbündeten mit der Belagerung von Landau niemals rechter Ernst gewesen ist, oder aber, daß sie gehofft haben, den nicht unbedeutenden Platz durch ein kurzes Bombardement zur Uebergabe zu bewegen, wenn man erfährt, daß in dem Augenblicke, wo die Belagerung beginnen sollte, alles dazu Nöthige gänzlich fehlte, obgleich schon im Anfange des Monats August der König befohlen hatte, Anstalten zu der von ihm beabsichtigten Belagerung von Saarlouis zu machen.

Als in der Nacht zum 28. October nothdürftig 4 Batterien zu Stande gekommen waren, mit welchen man am folgenden Tage den Platz zu bewerfen anfing, mußte auch dies schon am 31. wieder aufgegeben werden — weil es an Munition mangelte; seitdem begnügte man sich, die Festung einzuschließen und hoffte, sie durch das Abschneiden aller Subsistenzmittel zur Uebergabe zu bringen, eine Hoffnung, welche indessen, wie wir gleich sehen werden, nicht in Erfüllung gehen sollte. —

Energischer und darum glücklicher als die Preußen vor Landau gingen die Oesterreicher bei Fort Vauban zu Werke; obgleich auch hier ungünstiges Wetter den Bau der Batterien bis zum 10. November verzögerte, nachdem der erste Laufgraben bereits am 3. eröffnet worden, so fehlte es hier doch nicht an Belagerungsgeschütz und Munition. Vier Tage lang hielt die kleine Festung eine heftige Beschießung von über 50 Geschützen aus; am 14. November kam die Capitulation zu Stande und die über 4000 Mann starke Garnison ergab sich als kriegsgefangen. —

Inzwischen hatte die republikanische Regierung alle ihre Kräfte aufgeboten, um ihre Armeen am Rhein in einen Achtung gebietenden Stand zu versetzen und sie sowohl der Zahl als auch nach Möglichkeit der Tüchtigkeit nach ihren Gegnern ebenbürtig, wo nicht überlegen zu machen. Das allgemeine Aufgebot des Volkes in Masse hatte, wie man in Paris sehr wohl einsah, den französischen Heeren bisher nur eine Menge von undisciplinirten, unausgebildeten, schlecht oder zum Theil gar nicht bewaffneten Menschen zugeführt, welche sich vor dem Feinde als gänzlich unbrauchbar bewiesen und bei jedem ernsthaften Angriffe meistens in wilder Flucht auseinander stiebten, nicht selten sogar die besseren Truppen mit fortrissen. Ein Decret des Convents befahl daher, dieses Aufgebot in besondere Bataillone zu formiren und mit ihnen den größten Theil der in den Festungen stehenden Truppen abzulösen, diese aber an die Armee heranzuziehen, welche sich in Folge dieser Maßregel durch eine große Menge wohlgeübter Truppen verstärkt sah. Hierdurch und durch die Rückkehr der im Sommer an die Ardennenarmee abgegebenen 20,000 Mann erreichte die französische Moselarmee im Anfange des Monats November, obgleich sie ihrerseits die Rheinarmee bis auf 60,000 Mann verstärkt hatte, die Stärke von 40,000 Mann.

An die Spitze der Moselarmee wurde der junge, feurige und ehrgeizige General Hoche, welchen der Ausbruch der französischen Revolution noch in der untergeordneten Stellung eines Sergeanten in der französischen Garde getroffen hatte, gestellt; ihm, wie dem vor Kurzem mit dem Oberbefehl über die Rheinarmee betrauten General Pichegru wurde von der Regierung die bestimmteste Weisung ertheilt, Landau zu entsetzen und den Elsaß wiederzuerobern.

Der Aufmerksamkeit des Fürsten von Hohenlohe konnte die Veränderung, die sich in den ihm gegenüber stehenden feindlichen Corps allmählich vollzog, nicht lange entgehen; schon am 24. October und in den folgenden Tagen zog der vorsichtige Herzog von Braunschweig, dem die isolirte und in sich selbst zersplitterte Lage der preußischen Armee von Tage zu Tage gefährlicher erschien, auf die Meldung des Fürsten Hohenlohe die preußischen Corps in der Gegend von Eschweiler, Eppelbronn und Trulven mehr zusammen und ließ nur die Abtheilungen von Kalkreuth und Knobelsdorf an der Saar stehen. Da indessen auch hier noch die Lage der preußischen Armee eine völlig isolirte war, General Graf Wurmser aber aller Vorstellungen des Herzogs ungeachtet darauf beharrte, mit der österreichischen Armee die Eroberung des Elsaß zu verfolgen, da überdem schlechtes Wetter und vorgerückte Jahreszeit die Wege grundlos gemacht und dadurch die Verpflegung der Armee aus den weit rückwärts am Rhein gelegenen Hauptmagazinen unendlich erschwert, auch schon ungünstig auf den Gesundheitszustand der Truppen eingewirkt hatten, beschloß der Herzog, auf ein ferneres Zusammenwirken mit den Oesterreichern für jetzt verzichtend, die Armee in die weiter rückwärts gelegene, sehr feste Stellung bei Kaiserslautern zurückzuführen, dabei noch immer die Hoffnung hegend, diese Rückwärtsbewegung des preußisch-sächsischen Heeres werde auch den österreichischen General bewegen, seinen Plänen auf den Elsaß zu entsagen und bis hinter die Lauter bei Weißenburg oder doch wenigstens bis hinter den Surbach zurückzugehen.

Leider ließ sich der Herzog von Braunschweig noch am Tage vor der Ausführung dieser Bewegung durch seine Umgebung zu einem Unternehmen überreden, welches selbst im sehr unwahrscheinlichen Falle des Gelingens der Armee keinen irgend erheblichen Vortheil gebracht haben würde und ihr schwere Verluste zufügte. 1600 Mann, aus dem Corps bei Eschweiler ausgesucht, versuchten unter Führung des Obersten Graf Wartensleben und des Oberstlieutenants von Hirschfeld in der Nacht vom 16. zum 17. November die kleine Bergfestung Bitsch durch einen Ueberfall zu nehmen. Glücklich unbemerkt bis in den Graben gelangt, versuchten sie vergeblich die zu einer Poterne führende Thüre aufzuschlagen oder zu sprengen und erlitten unter dem Feuer des wach gewordenen Feindes schwere Verluste. Nachdem die tapfere Schaar mit rühmenswerther Ausdauer ihren Versuch mehrere Stunden lang fortgesetzt hatte, mußte sie sich mit Tagesanbruch zurückziehen; 24 Offiziere und 540 Mann fielen als Opfer des ganz nutzlosen Unternehmens.

Am Abend des 16. und am Morgen des 17. November begann nunmehr die Rückwärtsbewegung des preußischen Heeres in der Richtung auf Homburg und Zweibrücken, bei welchem die Franzosen die an der Sambre

gestandenen Corps von Knobelsdorf und Graf Kalkreuth lebhaft drängten. Graf Kalkreuth, durch die hitzige Verfolgung des Feindes genöthigt, am 17. Morgens bei Biesingen Stellung zu nehmen, sah sich hier mit kaum 7000 Mann um Mittag vom General Hoche mit 25,000 Mann in fünf Colonnen angegriffen. Aber an der hartnäckigen Tapferkeit und Ausdauer der braven preußischen und sächsischen Bataillone scheiterten alle Bemühungen der Franzosen, ihnen die Höhen zu entreißen; selbst als eine starke Abtheilung französischer Reiter, durch die Bataillonsintervallen hindurchjagend, sich in Flanke und Rücken der in Linie aufgestellten Infanterie (nur 2 Bataillone vom Regiment Crousaz hatten diesen Stoß auszuhalten) warf und deren Vernichtung bereits gewiß erschien, machte das zweite Glied derselben mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit Kehrt und wies durch ihr verheerendes Feuer alle Angriffe der Reiter ab.*) Nach mehrstündigem glänzendem Gefechte, in welchem 7000 Preußen und Sachsen eine Linie von fast einer Meile Ausdehnung gegen eine fast vierfache Uebermacht vertheidigt hatten, ohne nur einen Fuß breit Terrain zu verlieren, sahen sich die französischen Colonnen auf allen Punkten zum Rückzuge genöthigt; General Kalkreuth aber blieb die Nacht auf dem ruhmvoll behaupteten Schlachtfelde stehen und ging am 18. bis Homburg zurück; an demselben Tage erreichte der Herzog mit den bei Eschweiler gestandenen Truppen die Gegend von Zweibrücken. Am 22. vereinigten sich bei Landstuhl alle Corps des preußisch-sächsischen Heeres und bezogen am 23. in der Umgegend von Kaiserslautern enge Cantonnirungen; hier wollte der Herzog den Angriff des Feindes erwarten.

Das Corps des Fürsten von Hohenlohe sollte in der Stellung zwischen Anweiler und Bergzabern, welche es am 24. und 25. erreichte, die Belagerung von Landau decken und gleichzeitig so gut wie möglich die Verbindung mit der österreichischen Armee, welche indessen fast 20 Meilen entfernt stand, sichern; zu demselben Zwecke waren 7 Bataillone unter General Courbière nach Bondenthal, und als Zwischenposten Oberst Graf Wartensleben mit 5 Bataillonen und 7 Escadrons nach Trippstadt vorgeschickt worden.

Die dringenden Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig, weiter zurückzugehen, blieben von Graf Wurmser noch immer unbeachtet, und erst ein am 18. stattfindender Angriff Pichegru's auf die österreichischen Stellungen, bei welchem diese zwar im Allgemeinen behauptet wurden, doch aber der General Hotze sich bis Buxweiler zurückgedrängt sah, vermochte den österreichischen Obergeneral, sich wenigstens bis hinter die Motter zurückzuziehen. In dieser neuen Stellung sahen sich nunmehr die Oesterreicher in der ganzen Zeit vom 21. November bis 1. December täglich in kleinere und größere Gefechte verwickelt, welche in der Kriegslage zwar keine Entscheidung brachten und beiden Theilen nur Verluste zufügten, in der That aber die Oesterreicher verhinderten, dem Herzoge von Braunschweig, welcher sich inzwischen von der ganzen Moselarmee überaus heftig

---

*) Oberst von Kameke und Major von Sanitz waren die Führer dieser tapferen Schaar. Major von Strantz wurde dicht vor den Bajonneten von den Reitern niedergehauen und fand hier den Heldentod.

angegriffen sah, zu Hilfe zu kommen, selbst wenn dies in Wurmsers Absicht gelegen hätte.

Glücklicher Weise entledigte sich der Herzog seiner Feinde ohne fremde Hilfe.

Die ihm inne wohnende große Vorsicht hatte den Herzog auch diesmal nicht versäumen lassen, die schon von Natur sehr feste Stellung auf den Höhen nördlich von Kaiserslautern noch durch die Kunst und zwar für alle erdenklichen Fälle zu verstärken, wozu ihm einige unnütze Märsche des Gegners, welcher irrthümlicher Weise das preußische Heer bei Pirmasens vermuthete, genügende Zeit ließen. Auf die erste Nachricht von dem Anrücken der Franzosen, welche General Hoche, seines Irrthums gewahr geworden, am 28. November in 3 Colonnen über Oltzbrücken, Eilbiß, durch das Pfeifferthal nach der Hirschhornmühle geführt, hier die Lauter überschritten und den Homberg bei Katzweiler erreicht hatte, rückten die preußischen Truppen sofort in die ihnen schon vorher angewiesenen Stellungen.

Die Hauptposition befand sich auf dem Kaiserberge, nordwestlich von Kaiserslautern, dessen äußerster Abhang gegen die Lauter zu stark mit Infanterie besetzt ward; eine bedeutende Reserve preußischer und sächsischer Truppen war auf dem höchsten Punkte des Plateau's neben einer daselbst errichteten sehr starken Redoute aufgestellt.

Auf der Höhe von Moorlautern, von der Hauptposition durch ein tief eingeschnittenes Wiesenthal mit steilen Thalrändern getrennt, in welchem mehrere Wassermühlen liegen, deckten 6 Bataillone des Corps von Knobelsdorf, dicht hinter einer auf dem höchsten Punkte angelegten starken Redoute aufgestellt, Flanke und Rücken der Hauptstellung; 10 Escadrons, nördlich von Moorlautern auf dem Abhange des Kieferberges placirt, sollten das Hervorbrechen des Feindes aus dem Grunde, in welchem das Dorf Erlebach liegt, verhindern, das Dorf selbst war nur schwach mit Schützen besetzt.

Das Corps leichter Truppen des Obersten Szekuli, welches am 28. November bei dem Vormarsche der Franzosen nach kurzem Gefechte aus seiner Stellung bei Vogelweh verdrängt worden war, mußte Stellung bei dem Städtchen Otterberg, 3/4 Meile nordöstlich Kaiserslautern nehmen, um die Verbindung mit dem Detachement des Generals Kospoth (6 Bataillone, 10 Escadrons) zu sichern, welches der Herzog von Braunschweig schon einige Tage zuvor nach Lauterecken entsendet hatte, um eine von Saarlouis aus im Anmarsch begriffene französische Division zu beobachten.

General Kospoth, mit welchem sich der mit 5 Escadrons bis gegen Kusel vorgegangene Oberst von Blücher*) vereinigte, erhielt noch am Abend des 28. den Befehl, falls der Feind nicht im Glanthale vordränge, sich der preußischen Stellung bis Schelodenbach, 1 1/2 Meilen nördlich Kaiserslautern, zu nähern und von hier aus die über die Lauter gegangenen französischen Corps im Rücken anzugreifen.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß das Detachement des Obersten Graf Wartensleben von Trippstadt herangezogen und auf dem südlich Kaisers-

---

*) Der spätere Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt, welcher sich schon in diesen Feldzügen den Ruf eines tapferen und umsichtigen Reiterführers erwarb.

lautern gelegenen Galgenberge, der ebenfalls mit einer starken Redoute versehen war, aufgestellt wurde. Dasselbe sollte in Verbindung mit einigen Bataillonen und Escadrons, welche der Herzog von Weimar befehligte, hier dem Feinde so lange als möglich den Zugang zur Stadt Kaiserslautern und zur Hauptposition verwehren.

Das Detachement des Generals Kospoth nicht mitgerechnet, betrug die Stärke des vereinigten preußisch-sächsischen Heeres nicht viel über 20,000 Mann.

Gegen die eben beschriebene Stellung führte General Hoche am Morgen des 29. November die französische Moselarmee, nach zuverlässigen Angaben nicht über 40,000 Mann stark, von Katzweiler aus in 3 Colonnen zum Angriffe vor.

Die erste derselben, die rechte Flügelcolonne, dirigirte sich auf das Dorf Otterbach, nahm auf den theilweise bewaldeten Höhen vor dem Dorfe Position und zog eine zahlreiche Artillerie vor ihre Front; General Graf Kalkreuth, welcher zur Vertheidigung des Defilées bei Otterbach anfänglich bis an den äußersten Rand des Osterberges vorgerückt war, sah sich durch das Kreuzfeuer dieser, sowie einer schon Tages zuvor auf dem linken Lauterufer errichteten großen Batterie sehr bald genöthigt, in seine frühere Stellung zurückzugehen; die Franzosen passirten hierauf ohne Hinderniß den Ottenbacher Grund, formirten sich auf der Höhe des Osterberges und eröffneten abermals eine lebhafte Kanonade gegen die preußische Stellung, welche, ebenso lebhaft beantwortet, mehrere Stunden währte, ohne eine Entscheidung zu bringen.

Aber während die Aufmerksamkeit der preußischen Generale ausschließlich durch die Vorgänge auf dem Osterberge in Anspruch genommen wurde, war es einer französischen Division von 10,000 Mann gelungen, in dem waldigen Terrain der Lauter unbemerkt sich dem steilen Thalrande derselben zu nähern und, die Höhe ersteigend, sich der preußischen Stellung gegenüber zu formiren. Mit großer Tapferkeit und trotz des heftigsten Kartätschen- und Kleingewehrfeuers avancirten die Franzosen gegen die daselbst befindliche große Redoute und schon schien die Eroberung dieses höchst wichtigen Punktes unvermeidlich zu sein, als die preußische Infanterie mit der sie auszeichnenden Kaltblütigkeit im letzten Augenblicke ihr Feuer einstellte und sich im höchsten Ungestüm mit dem Bajonnet auf den Feind stürzte. Ein in demselben Augenblick stattfindender Angriff des Generals Kalkreuth an der Spitze von 8 sächsischen Schwadronen auf die linke Flanke der französischen Division vollendete die Unordnung; Alles eilte in wilder Flucht den bewaldeten Abhängen zu und nur die vom Osterberge zur Rettung herbeieilende große französische Cavalleriemasse ließ das völlig geschlagene Fußvolk glücklich in das Gehölz entkommen.

Nicht besser erging es der zweiten Colonne der französischen Armee, welche etwas später als die erste beim Dorfe Otterbach den gleichnamigen Bach passirte und sich dann links nach Erlebach wendete. Zwar gelang es ihr, das nur schwach besetzte Dorf zu erobern; als sie aber, die Höhe ersteigend, sich auf dieser zum Angriff auf Moorlautern formiren wollte, wurde sie von 2 preußischen Cavallerieregimentern, dem Regiment Carabiniers und dem Dragonerregiment von Voß, angegriffen, völlig aus-

einandergesprengt und mit großen Verlusten in das Dorf zurückgeworfen. Die braven preußischen Reiter folgten dem fliehenden Feinde auch dorthin, stiegen ab, räumten unter dem feindlichen Feuer die den Zugang zum Dorfe sperrenden Hindernisse fort und hieben einen großen Theil der feindlichen Infanterie, welche hinter den Gärten Schutz gesucht, nieder; der Rest, welcher sich nicht durch die Flucht gerettet hatte, wurde gefangen genommen.

Nach glücklich abgeschlagenem Angriff gingen auch hier wie im Westen von Moorlautern die preußischen Truppen in ihre ursprünglichen Stellungen zurück; die beiderseitige Artillerie, eine Zeit lang durch das Getümmel des Kampfes maskirt, nahm das Feuer wieder auf und dasselbe währte mit ununterbrochener Heftigkeit bis zum Abend fort, ohne ein Resultat herbeizuführen, als Todte und Verwundete auf beiden Seiten.

Die dritte, linke Flügelcolonne der Franzosen endlich hatte blos die Bestimmung, durch eine Bewegung gegen Schelodenbach und Otterberg die linke Flanke der beiden anderen Colonnen zu decken, und nahm keinen thätigen Antheil an den Kämpfen des 29. Novembers.

Am 30. November mit Anbruch des Tages wiederholten die Franzosen den Angriff auf die preußische Stellung. Eine starke Infanteriemasse rückte im Erlebacher Grund vor, erstieg die Anhöhe und formirte sich zum Angriffe auf Moorlautern, als General Graf Kalkreuth, schon am Abend vorher durch 4 Bataillone vom Kaiserberge her verstärkt, sich mit 2 sächsischen Grenadierbataillonen und einigen Escadrons auf sie warf und sie nach hartnäckigem Gefechte zum Rückzuge durch den Erlebacher Grund nöthigte. Bei der lebhaften Verfolgung des fliehenden Feindes bis an den äußersten Rand der Buchberger Höhe vorgerückt, konnten die beiden sächsischen Bataillone von da aus die Stellung der Franzosen auf dem Osterberge in ein so verderblich wirkendes Flankenfeuer nehmen, daß General Hoche sich auf diesem Punkte des Schlachtfeldes um so eher zum Rückzuge entschloß, als eine Wiederholung des Angriffs mit bereits mehrfach geschlagenen Truppen wenig Hoffnung auf ein günstiges Resultat ließ.

Schon um 11 Uhr Mittags traten die Franzosen daher den Rückzug an, welcher von der großen Batterie auf dem linken Lauterufer vortrefflich gedeckt und von dem siegreichen Gegner in keiner Weise gestört wurde, weil dessen ganze Aufmerksamkeit auf seinen inzwischen lebhaft bedrängten linken Flügel gerichtet war. Hier hatten die Franzosen den Angriff einige Stunden später als bei Erlebach begonnen, drangen dann aber, nachdem ein sächsisches Grenadierbataillon sich mit großer Bravour ihrem Vorgehen lange widersetzt hatte, in drei Colonnen gegen die Redoute auf dem Galgenberge, sowie im Weyherthale gegen den Herzog von Weimar und links davon gegen den Oberst Graf Wartensleben vor.

Dem furchtbaren Feuer der Redoute mußten die Franzosen indessen, schon bis in den Graben vor dem Verhau eingedrungen, weichen und sich in das nahe Gehölz zurückziehen; ebenso lichtete das Feuer einer am äußersten Höhenrande placirten und das Weyherthal bestreichenden preußischen Batterie in mörderischer Weise ihre Reihen und nach vergeblichem Ringen zogen sich die Angreifer auch auf diesem Punkte in ihre Aufstellung vom vorigen Tage zurück.

Der Herzog von Braunschweig konnte die hier fechtenden Truppen jetzt um so unbedenklicher aus der Hauptposition auf dem Kaiserberge verstärken, als der Feind um diese Zeit bereits im vollen Rückzuge vom Osterberge begriffen war; indessen auch hier wagten die Franzosen keinen weiteren Angriff zu unternehmen und als die leichten preußischen Truppen am folgenden Morgen zum Recognosciren vorgingen, fanden sie die ganze Gegend vom Feinde geräumt und nur noch einen Theil auf den Höhen gegenüber von Sambach und Katzweiler postirt, um hier den Rückzug der Artillerie, welche auf den schlechten Wegen nur langsam von der Stelle kam, bis zu der nach Landstuhl führenden Hauptstraße zu decken.

In den nächstfolgenden Tagen zog sich das geschlagene französische Heer, welches in der zweitägigen Schlacht von Kaiserslautern einen Verlust von 3—4000 Todten und Verwundeten, 700 Gefangenen, sowie 2 Geschützen und 1 Fahne erlitten hatte, bei Zweibrücken auf das linke Ufer der Blies und des Erlebachs zurück; das preußisch-sächsische Heer, welches eine Einbuße von 44 Offizieren und 785 Mann an Todten und Verwundeten zu beklagen hatte, bezog nach der Schlacht wiederum die vorher inne gehabten Quartiere.

Ein anderes Resultat, als das soeben genannte, hatte die Schlacht von Kaiserslautern für keinen von beiden Theilen; höchstens konnte der Herzog von Braunschweig es sich als Vortheil anrechnen, daß der Versuch des General Hoche, den Entsatz der Blokade von Landau von der Westseite der Vogesen her zu bewirken, gescheitert war.

Seinem Gönner, dem Kriegsminister Carnot, verdankte es General Hoche ohne Zweifel, daß nicht auch ihn das gewöhnliche Schicksal unglücklich fechtender republikanischer Generale traf; er behielt nicht nur den Oberbefehl über die Moselarmee, sondern es wurde diese auch durch eine nochmalige Abgabe der Ardennenarmee um 10,000 Mann verstärkt; dem General aber wurde die bestimmte Weisung ertheilt, den Entsatz von Landau nunmehr im Verein mit dem General Pichegru zu bewerkstelligen.

Dem Befehle des Convents gemäß ließ General Hoche die Division des General Vincent bei Pirmasens zur Beobachtung des preußischen Heeres zurück und setzte die beiden anderen Divisionen seiner Armee quer durch das Gebirge in der Richtung auf Niederbronn und Wörth in Bewegung, so die rechte Flanke der österreichischen Armee umfassend und bedrohend. Den österreichischen General Hotze, welcher zur Sicherung dieses Flügels in das Gebirge entsendet worden, traf dieser Vorstoß der Moselarmee; nachdem derselbe bereits am 9. December durch die zuerst eintreffende Division Taponnier aus seiner Stellung bei Sulzbach vertrieben worden, gelang es den Franzosen, welche am 13. durch eine 2. Division verstärkt worden, durch einen heftigen Angriff sich am 14. der Höhen bei Matstall und Lembach zu bemächtigen und diese Stellung auch in den folgenden Tagen gegen alle Versuche der Oesterreicher zu behaupten. Auch General Pichegru hatte in der ersten Hälfte des Monats December die Abtheilungen der Oesterreicher im Rheinthale durch fast täglich stattfindende, sehr lebhafte Gefechte beunruhigt; blieben diese auch bei allen Gelegenheiten Sieger und behaupteten ihre Stellungen, so wurden doch andererseits durch die zahlreichen Verluste an Todten und Verwundeten ihre Reihen täglich mehr gelichtet, und die

Nothwendigkeit, bei vorgerückter Jahreszeit Tag für Tag kämpfen und beständig zum Gefecht bereit sein zu müssen, verfehlte nicht, sowohl physisch wie moralisch einen ungünstigen Einfluß auf die Truppen auszuüben.

Es läßt sich nicht verkennen, daß durch das Vordringen der Moselarmee die Lage des österreichischen Heeres in seiner Stellung von Drusenheim über Bischweiler nach Hagenau eine sehr gefährliche geworden war. Die vereinigt auftretenden französischen Armeen hatten einerseits ein sehr bedeutendes numerisches Uebergewicht über die Oesterreicher; andererseits wurde mit jedem Schritte, den General Hotze im Gebirge rückwärts zu thun gezwungen wurde, die Schwierigkeit des Rückzuges auf Weißenburg immer größer, und gelang es den Franzosen gar, Weißenburg früher zu erreichen, wie die Oesterreicher, so war diesen der Rückzug so gut wie abgeschnitten, das österreichische Heer, zwischen beiden französischen eingeklemmt, augenscheinlich mit Vernichtung bedroht.

General Graf Wurmser hätte sich dieser von Tage zu Tage gefährlicher werdenden Lage sehr leicht entziehen können, wenn er, wie der Herzog von Braunschweig dies immer von Neuem und immer dringender anrieth, freiwillig bis hinter die Lauter zurückgegangen wäre.

Aber Wurmser hielt hartnäckig an der Idee fest, den Elsaß behaupten zu wollen und verlangte seinerseits vom Herzoge von Braunschweig Unterstützung und Sicherstellung seines rechten Flügels gegen die Moselarmee. Diese, wie der österreichische General es verlangte, mit der ganzen oder doch dem größten Theil der preußischen Armee zu leisten, konnte sich indessen der Herzog nicht entschließen, weil er seine Magazine nicht der Gefahr aussetzen wollte, von den Franzosen genommen zu werden; dagegen hatte er keinen Augenblick gezögert, sowie er den Marsch des Feindes erfahren, von Kaiserslautern aus einige Verstärkungen in das Rheinthal zu entsenden und besetzte auch bereitwilligst die Stellung bei Lembach mit 8 Bataillonen und 5 Escadrons preußischer Truppen, als am 18. December die bisher dort gestandene österreichische Abtheilung zur Verstärkung des General Hotze nach seiner Stellung bei Reishofen, Freschweiler und Werth herangezogen wurde.

Als am 22. December General Hoche diese Stellung mit Uebermacht angriff und gleichzeitig das preußische Detachement bei Lembach durch eine Demonstration beschäftigte, eilte der Herzog in eigener Person nach Werth, sammelte die bereits in Unordnung zurückweichenden österreichischen Bataillone und eroberte an ihrer Spitze von Neuem die bereits geräumten Höhen, so verhindernd, daß der Feind schon an diesem Tage im Rücken des österreichischen Heeres nach Weißenburg vordringe.

Aber schon in der Nacht verließ General Hotze die Stellung bei Reishofen und Werth freiwillig und zog sich bis auf den Geisberg bei Weißenburg zurück, seiner Angabe nach, weil seine durch beständige Gefechte völlig erschöpften Truppen nicht im Stande waren, noch einen Vorstoß des Feindes auszuhalten; auch die preußischen Abtheilungen bei Lembach und Bobenthal mußten in Folge dessen weiter zurückgezogen werden.

Hiermit aber war die rechte Flanke der österreichischen Stellung völlig entblößt und Graf Wurmser konnte sich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß seine Lage im höchsten Grade gefährlich sei. Er

gab daher noch in derselben Nacht die Stellung von Drusenheim bis Hagenau auf, marschirte bis Sulz, nicht ohne vom Feinde lebhaft bedrängt zu werden und bezog am 24. December eine Stellung zwischen Weißenburg und Lauterburg, den Lauterbach vor der Front.

In einem am 25. gehaltenen Kriegsrath wurde von den österreichischen Generalen der Beschluß gefaßt, in den folgenden Tagen das linke Rheinufer gänzlich zu räumen, ein Entschluß, welcher den Herzog von Braunschweig mit dem lebhaftesten Unwillen erfüllte und zu welchem in der That gar keine genügende Veranlassung vorlag. Außer sich über das Verfahren Wurmsers, welches das preußische Heer in die äußerste Gefahr zu bringen drohte, sendete der Herzog den Erbprinzen von Hohenlohe in das österreichische Hauptquartier und seinen Vorstellungen, daß ein so durchaus ungegründeter Rückzug beide Heere mit Schande bedecken und verderblichere Folgen haben müsse, als selbst eine verlorene Schlacht, gelang es wirklich, den Grafen Wurmser zu einem allgemeinen Angriffe für den 26. zu bestimmen, welchen der Herzog seinerseits mit allen irgend verwendbaren Truppen zu unterstützen versprach.

Aber der Oesterreicher hielt sein Versprechen nicht; als am Morgen des 26. der Herzog von Braunschweig einen Angriff der Franzosen in der Gegend von Lembach abzuweisen beschäftigt war, lockte ihn lebhaftes Geschützfeuer nach Weißenburg und hier angelangt, fand er den General Hotze bereits vom Geisberge herabgeworfen, in vollem Rückzuge nach Weißenburg und die französische Reiterei beinahe schon zwischen ihm und der Stadt.

Abermals war es der Herzog von Braunschweig, welcher die Fliehenden sammelte, mit der größten persönlichen Tapferkeit, den Degen in der Hand, die verlorene Stellung wiedereroberte und die Franzosen zurücktrieb. General Wurmser war indessen nunmehr selbst durch das dringendste Zureden des Herzogs zu keinem Entschlusse mehr zu bewegen, und selbst die Bitte des Letzteren, wenigstens bei Germersheim stehen zu bleiben, fand kein Gehör.

Noch in der Nacht marschirte die gesammte österreichische Armee ab, erreichte am 27. December Germersheim und ging am 30. bei Philippsburg auf das rechte Rheinufer zurück, dort in der Gegend von Mannheim die lange ersehnten Winterquartiere beziehend. Selbst das erst vor Kurzem eroberte Fort Louis wurde, als die Franzosen sich anschickten, dasselbe anzugreifen, am 18. Januar gesprengt und verlassen.

Mit dem Rückzuge der Oesterreicher wurde es auch für den Herzog von Braunschweig zur gebieterischen Nothwendigkeit, die ihm anvertraute, jetzt völlig isolirte Armee in eine gesichertere Lage, mehr rückwärts nach Mainz zu führen. In der Nacht zum 28. December ward deshalb die Blokade von Landau aufgehoben, alle im Gebirge stehenden preußischen Truppen concentrirten sich am 28. hinter der Queich zwischen Albersweiler und Neustadt und in den folgenden Tagen führte die Armee über Dürkheim, Frankenthal, Freinsheim, Pfeddersheim und Worms den Rückzug nach Oppenheim aus, woselbst sie am 5. Januar 1794 eintraf, sich mit den von Kaiserslautern aus zurückgegangenen Truppen vereinigte und die

Winterquartiere bezog. Nur die sächsischen Truppen trennten sich vom preußischen Heere und erreichten am 2. Januar bereits Kreuznach.

Die französischen, nur für kurze Zeit vereinigten Heere trennten sich bereits am 13. Januar wieder. General Pichegru bezog, nachdem die Oesterreicher Fort Louis freiwillig verlassen hatten, mit der Rheinarmee Winterquartiere hinter der Queich. General Hoche blieb mit der Moselarmee während des Monats Januar den preußischen Truppen gegenüber stehen, um die systematischen Plünderungen zu decken, mit welchen die Franzosen die unglückliche, in ihre Hände gerathene Rheinpfalz heimsuchten, marschirte dann auf Befehl des Convents in der Richtung auf Trier ab, um diese wichtige und reiche Stadt zu erobern; als er aber unterwegs die Nachricht erhielt, daß das dort stehende österreichische Corps von den Niederlanden her bedeutend verstärkt worden, gab er die Unternehmung auf und ließ seine Truppen in Winterquartieren hinter der Saar die ihnen höchst nöthige Ruhe finden. —

So endete der Feldzug des Jahres 1793 in ebenso unerfreulicher Weise, wie der des verflossenen Jahres; die gegen Frankreich und die Revolution verbündeten Mächte sahen sich am Schlusse des Jahres nicht allein auf allen Punkten weiter wie je von ihrem Ziele entfernt, sondern die wachsende Mißstimmung zwischen den verbündeten Cabineten, wie zwischen den Heeren drohte jeden Augenblick in offene Feindschaft auszubrechen und in Wahrheit hörten die preußische und österreichische Regierung von jetzt ab völlig auf, gemeinschaftliche Sache gegen Frankreich zu machen; jede suchte von nun an ganz offen nur den eigenen Vortheil.

Am schwersten traf der unglückliche Ausgang des Feldzuges den Herzog von Braunschweig, der sich nicht wenig in seinem Feldherrnstolz gekränkt fühlte durch die beleidigenden und unberechtigten Vorwürfe, mit welchen die Oesterreicher ihn überhäuften und mit welchen besonders Graf Wurmser das selbst verschuldete Unglück dem Herzoge aufzubürden versuchte.

Schon am 6. Januar schrieb der Herzog von Oppenheim aus an den König, bat, ihn von seinem Commando zu entheben und entwickelte ausführlich die Gründe, die ihn zu diesem schweren Schritte nöthigten. Es enthüllt dieser Brief des Herzogs von Braunschweig so ganz und gar die Kläglichkeit der in der Leitung des Feldzuges herrschenden Zustände, es erhellt daraus so deutlich die Ursache, warum das Resultat des mit so großen Mitteln unternommenen Krieges nothwendiger Weise ein so unbefriedigendes sein mußte, daß wir uns nicht versagen können, diesen ganzen, in französischer Sprache geschriebenen Brief hier einzuschalten.*) Es heißt in demselben:

> „Die Gründe, Sire, welche mich zwingen, um meine Abberufung von der Armee zu bitten, sind auf die von mir gemachte unglückliche Erfahrung gegründet, daß der Mangel an Uebereinstimmung, das Mißtrauen, die Selbstsucht und der Geist der

*) Wir geben diesen interessanten Brief nach der Uebersetzung des Dr. Fr. Förster.

Kabale während zweier Feldzüge unausgesetzt alle genommenen Maßregeln vernichtet und die von den vereinigten Armeen gemeinschaftlich getroffenen Dispositionen vereitelt haben.

Erdrückt von dem Unglücke, in die Fehler der Anderen verwickelt worden zu sein, fühle ich lebhaft, daß die Welt die Militärs nach ihren Erfolgen richtet, ohne nach den Ursachen zu fragen. Die Aufhebung der Blokade von Landau wird in der Geschichte dieses unglücklichen Krieges Epoche machen und ich habe den Schmerz, dabei auf das Entsetzlichste bloßgestellt zu sein; ich bin nicht so verblendet, um mir die Illusion zu machen, daß ich der Kritik entgehen werde; im Gegentheil, ich fühle, daß sie schwer über mich ergehen und daß der Unschuldige mit dem Schuldigen gleichermaßen verurtheilt werden wird.

„Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten würde ich mich nicht haben dazu bringen lassen, zu Ew. Majestät Füßen den Wunsch niederzulegen, eine Laufbahn verlassen zu dürfen, welcher ich von Jugend auf angehöre; allein wenn man seine Mühen, seine Arbeit, seine Anstrengungen für vergebens erachten muß, wenn bei Mainz die Früchte des ganzen Krieges verloren gehen und keine Hoffnung vorhanden ist, daß ein dritter Feldzug ein vortheilhafteres Resultat haben werde, welche andere Partie bleibt für einen Mann, welcher Ew. Majestät und Dero Sache mit größtem Eifer und größter Treue ergeben ist, übrig, als neue Unglücksfälle zu vermeiden.

„Dieselben Ursachen, welche die verbündeten Mächte bisher entzweit haben, werden sie auch in Zukunft entzweien; die Bewegungen der Armeen werden davon zu leiden haben, ebenso, wie es seither der Fall war, ihr Marsch wird behindert, gelähmt werden und die Ergänzung der preußischen Armee, vielleicht politisch nothwendig, wird eine Reihe von Unglücksfällen in dem nächsten Feldzuge nach sich ziehen, deren Folgen unberechenbar sind.

„Ew. Majestät werden sich vielleicht der Worte erinnern, welche ich die Ehre hatte, zu Ihnen bei Ihrer Abreise nach Eschweiler zu sprechen. Ich sah meine Verlegenheiten, meine Sorgen und Unglücksfälle zum Voraus; ich habe alle Anstrengungen gemacht, um den Uebelständen zu begegnen: leider waren sie vergebens."

„Meine innerste Ueberzeugung von der Unmöglichkeit Gutes zu bewirken, gebietet mir, Ew. Majestät ganz ergebenst zu bitten, sobald als möglich für mich einen Nachfolger zu ernennen. Dieser Schritt, so betrübend er für mich ist, ist nur das Ergebniß einer Reihe von Betrachtungen, welche ich über mein Schicksal gemacht habe: die Klugheit verlangt meinen Zurücktritt und die Ehre räth dazu. Wenn eine große Nation wie die französische zu großen Thaten durch den Schrecken der Hinrichtungen und durch die Begeisterung getrieben wird, müßten die Unternehmungen der verbündeten Mächte durch ein und denselben

Willen, durch ein und dasselbe Princip geleitet werden; allein wenn statt dessen eine jede Armee für sich allein agirt, ohne festen Plan, ohne Einheit, ohne Princip und Methode, wird der Erfolg so sein, wie wir ihn bei Dünkirchen, Maubeuge, Lyon, Toulon und Landau erlebt haben.

„Möge der Himmel Ew. Majestät und ihre Armeen vor Unglück bewahren! Allein Alles steht zu fürchten, wenn das Vertrauen, die Harmonie, die Einheit des Princips und der Unternehmungen nicht an die Stelle der entgegengesetzten Ansichten treten, welche seit zwei Jahren die Ursache aller unserer Unglücksfälle sind" — u. s. w.

Es möge hier dahin gestellt bleiben, ob der Herzog von Braunschweig, immerhin als einer der ersten Feldherren seiner Zeit dastehend und nebenbei auch vom Könige in politischen Angelegenheiten vielfach zu Rathe gezogen, es mit seinem Entlassungsgesuch ernst gemeint habe oder nicht, ob er den mitgetheilten Brief nur geschrieben habe, um die Verantwortlichkeit für den kläglichen Ausgang des Feldzuges von sich abzuwälzen, welche Absicht allerdings unschwer aus demselben zu ersehen ist, oder aber endlich, ob der Herzog, in der Meinung, der König werde außer ihm keinen anderen geeigneten Feldherrn für seine Armee finden, auf diesen Umstand die Hoffnung gebaut haben mag, der König werde sich dadurch bestimmen lassen, sich gänzlich von Oesterreich zu trennen und Frieden mit Frankreich schließen.

Jedenfalls sollte diese Hoffnung für jetzt nicht in Erfüllung gehen. Der König nahm die Entlassung des Herzogs zwar an und ernannte den Feldmarschall von Möllendorf, einen alten General aus Friedrichs des Großen Schule und trotz seiner 67 Jahre noch körperlich sehr rüstig, aber ohne besondere Feldherrntalente, dabei zu politischen Intriguen geneigt und jeder Gemeinschaft mit den Oesterreichern, den alten Erbfeinden Preußens, im höchsten Grade abgeneigt, zum Nachfolger desselben; was aber den gehofften Wechsel des politischen Systems betrifft, so behielt vor der Hand noch die österreichische Partei in der Umgebung Friedrich Wilhelms die Oberhand und die Fortsetzung des Krieges ward beschlossen. In den letzten Tagen des Monats Januar traf der Feldmarschall in Mainz, wohin das preußische Hauptquartier verlegt worden, ein und übernahm den Oberbefehl. —

Wir aber lassen die beiderseitigen Heere in ihren Winterquartieren die ihnen so dringend nöthige Ruhe finden und wenden uns für eine Zeit lang wiederum nach den Ereignissen im Osten der Monarchie.

§. 18.

Der Aufstand in Polen.

Am 29. September hatte König Friedrich Wilhelm II. die Armee am Rhein verlassen, um sich nach dem neu erworbenen Südpreußen zu begeben; theils von dem Wunsche geleitet, durch sein persönliches Erscheinen etwas mehr Leben in die endgültige Erledigung der Angelegenheit zu bringen und den russischen Gesandten zu einem energischeren Vorgehen gegen

den noch immer die Abtretungen an Preußen verweigernden Grodnoer Reichstag zu bewegen; theils in der Absicht, sich selbst von dem Zustande und den Verhältnissen der neuen Landestheile Ueberzeugung zu verschaffen. Noch auf der Reise dahin erhielt der König die Nachricht, daß der Reichstag endlich durch russische Gewaltmaßregeln gezwungen, am 24. September die in Wirklichkeit längst ausgeführte Abtretung an Preußen anerkannt habe (in welcher Weise, wissen wir aus dem §. 15). Der bereits angeordnete Abmarsch eines Theiles der am Rhein stehenden Armee konnte somit unterbleiben; ja, nach geschehener Huldigung wurde sogar der bei Weitem größte Theil des unter dem Feldmarschall Möllendorf in Südpreußen eingerückten Truppencorps wieder zurückgezogen.

Wir finden zwar vereinzelte Nachrichten über den enthusiastischen Empfang, welchen der König auf seiner Reise durch Südpreußen in vielen Städten des Landes, vorzugsweise in dem allerdings nach Herkunft, Sprache und Sitte fast gänzlich deutschen Orte Meseritz gefunden haben soll und von welchem sich nur der Adel des Landes scheu zurückgezogen habe; wir glauben indessen keinen Irrthum zu begehen, wenn wir annehmen, daß dieser Enthusiasmus in Wahrheit nur bei den zahlreich in Polen lebenden, größtentheils wohlhabenden Deutschen und bei den zu Tausenden in das Land geströmten Beamten aller Art zu finden gewesen ist und bei den wirklichen Polen im Allgemeinen zu dieser Zeit wenigstens noch keine Anhänglichkeit an Preußen und sein Herrscherhaus herrschte. Und konnte dies wohl anders sein?

Die gewaltthätige Art, mit welcher Rußland und Preußen sich in den Besitz so bedeutender und schöner Gebietstheile gesetzt hatten, das Benehmen der preußischen Regierung, welche nach der Meinung der Polen als ihr Bundesgenosse verpflichtet gewesen war, die Republik gegen russische Vergewaltigung zu schützen, statt dessen aber an der Beraubung derselben sich selbst betheiligt hatte, die unkluge und rücksichtslose Art endlich, mit welcher die preußische Regierung ein Volk, welches Jahrhunderte lang keine andere Richtschnur gekannt hatte, als nur den eigenen freien Willen plötzlich und ohne allen nothwendigen Uebergang dem strengen preußischen Gesetze und den straffen Formen preußischer Verwaltung unterwarf; Alles dies zusammen mußte in den Herzen der so leidenschaftlich erregbaren Polen Haß gegen das ihnen aufgezwungene System, Ingrimm gegen ihre Unterdrücker erregen. — Und wer wollte so ungerecht sein, die Polen wegen so natürlicher Gefühle anzuklagen? Sollte es doch erst einer viel späteren Zeit und erst nachdem das allmählich zum politischen Selbstbewußtsein erwachende niedere Volk erkennen gelernt hatte, welche Segnungen ihm durch die preußische Verwaltung zu Theil geworden, gelingen, aus dem polnischen Volke die guten preußischen Unterthanen zu machen, als welche sich der größte Theil desselben gegenwärtig zeigt! —

Noch widerwilliger als in Preußisch-Polen ertrugen die Polen in den an Rußland abgetretenen Gebietstheilen, sowie in dem kleinen Theile der Republik, welcher zwar dem Namen nach einen Rest von politischer Selbständigkeit behalten hatte, der That nach aber völlig unter russischer Oberherrschaft stand, ihr Schicksal. Was wollte es bedeuten, daß der Reichstag in Grodno zwar dem Scheine nach in Polen weiter regierte, daß die

polnische Regierung sogar noch über ein eigenes Heer von 30,000 Mann zum Theil vortrefflicher Truppen gebot, wenn in Wirklichkeit die Regierung jeden Befehl Rußlands in sclavischem Gehorsam vollziehen mußte, wenn in Warschau, der Hauptstadt Polens, der russische Gesandte, nach der Abberufung des Grafen Sievers der General Igelström, ein starkes russisches Heer unterhalten durfte, mit welchem er jedem Gebote seiner Kaiserin Geltung verschaffen und jede Regung des polnischen Nationalgefühls unterdrücken konnte! —

Die zahlreichen polnischen Flüchtlinge, welche, in Folge der Ereignisse des Jahres 1792 ihr Vaterland zu meiden genöthigt, meistens in Sachsen eine Freistatt gefunden hatten, unter ihnen vor Allen Thaddäus Kosciuszko, der Sieger von Dubienka, der Reichstagsmarschall Malachowski, Ignaz Potocki, Kolontay, Mostowski und Andere, bauten auf die allgemein herrschende Unzufriedenheit und Gährung, von welcher sie bald die genaueste Kenntniß erhielten, den Plan auf die Rettung ihres Vaterlandes von fremder Knechtschaft, auf die Wiederherstellung der polnischen Republik in ihrer ganzen einstigen Größe und Herrlichkeit, vornehmlich ihre Hoffnung dabei auf die Mitwirkung der polnischen Regimenter setzend. Die Verbindungen, welche sie mit der Partei der polnischen Patrioten in Warschau, Krakau und an vielen anderen Orten des Landes unterhielten, dienten ihnen dazu, insgeheim Volk und Armee für eine allgemeine Schilderhebung des polnischen Volkes zu gewinnen und vorzubereiten; in den meisten Städten des Landes bildeten sich geheime Gesellschaften, und in kurzer Zeit zählte man in Polen über 700 Vereine mit mehr als 20,000 Mitgliedern, welche Alle auf Tod und Leben entschlossen waren, die Ketten ihres Vaterlandes zu brechen.

Von ihnen gerufen wagten der kühne Kosciuszko, sein Freund und Vertrauter Zajonczeck u. A. sich mit Gefahr ihres Lebens im Winter 1793—94 selbst in das Land, bereisten namentlich die Gegenden, in welchen sich polnische Garnisonen befanden und bereiteten Alles zu einer allgemeinen Empörung für das Frühjahr 1794 vor, Krakau als den Punkt bezeichnend, von welchem aus die Erhebung beginnen, an welchem das polnische Volk in Waffen sich sammeln sollte. Was sie indessen von der Stimmung des Landes mit eigenen Augen sahen, was namentlich Zajonczeck aus Warschau berichtete, schien dem Gelingen des Aufstandes wenig günstig zu sein.

Zwar herrschte in allen Ständen, mit Ausnahme vieler höherer Edelleute, entschiedener Anhänger Rußlands, Abneigung und Erbitterung gegen die Unterdrücker; dagegen aber fehlte es an Opferfreudigkeit und Thatkraft. Der höhere Adel, soweit er nicht im russischen Solde stand, fürchtete als Folge eines Aufstandes die Verbreitung gefährlicher Ideen in seinen bisher in Sclaverei gehaltenen Leibeigenen, ja die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft; der vermögende Bürgerstand in den größeren Städten zeigte sich jeder neuen Kriegsgefahr, welche die Sicherheit des Eigenthums bedrohte, aufs Aeußerste abgeneigt; nur der ärmere Theil des Adels und auch dieser nur in einigen Provinzen, die Armee und die niedrigste Bevölkerung in der Hauptstadt zeigten sich zum Schlagen bereit und glühten zum Theil von Enthusiasmus für die Befreiung des Vater-

landes. Von pecuniären Opfern aber, welche bei solchem Unternehmen doch auch unerläßlich sind, konnte bei diesen Allen kaum die Rede sein.

So urtheilte denn Potocki, unbedingt der talentvollste und begabteste der Helden der polnischen Revolution, ganz richtig, wenn er dringend vor einem unzeitigen Ausbruche des Aufstandes warnte, wenn er hervorhob, daß ein solcher, wenn nicht eine Umwandlung der europäischen Verhältnisse ihn begünstige, das unglückliche Polen nur tiefer in's Verderben stürzen müsse. Eine solche Umwandlung aber erwarteten die Umsichtigeren unter den polnischen Emigranten vor Allem von dem siegreichen Fortschreiten der französischen Waffen, von der Hoffnung, Oesterreich und Preußen dadurch beschäftigt zu sehen, Rußland aber in einen neuen Krieg mit der Türkei und mit Schweden zu verwickeln.

Auch Kosciuszko, so ungeduldig er in seinem Feuereifer für die Befreiung Polens dem Augenblicke der Entscheidung entgegensah, fügte sich der Ansicht seiner Genossen, unternahm, um den Argwohn der russischen Regierung einzuschläfern, eine Reise nach Italien und verwies die ungeduldigen Patrioten in Polen mit dem Losbruch des allgemeinen Aufstandes auf die Zeit, wo der Krieg in Belgien und am Rhein die deutschen Mächte, der Angriff der Türkei im Süden das russische Reich verhindern werde, sich mit ungetheilter Kraft gegen Polen zu wenden.

So geheim indessen die Verschworenen in Polen ihren Plan auch gehalten hatten, — und daß unter so vielen Tausenden sich kein einziger Verräther fand, verdient in der That eine rühmliche Erwähnung, — so war der russischen Regierung doch nicht entgangen, daß sich im Lande etwas Ungewöhnliches vorbereite; eine lärmende Demonstration in Warschau, als man dort im Januar 1794 die Nachricht von dem Siege der Franzosen bei Toulon und ihren glücklichen Erfolgen bei Landau erhielt und im ersten Jubel die gewöhnliche Vorsicht vergaß, gab dem General Igelström, seit Sievers Abberufung der allmächtige Stellvertreter der Kaiserin, Veranlassung, eine große Zahl von Menschen verhaften und theils nach Sibirien transportiren zu lassen, theils einer peinlichen, wiewohl fruchtlosen Untersuchung zu unterwerfen.

Auf Igelström's Bericht an die Kaiserin befahl diese, das polnische und litthauische Heer auf die Hälfte ihres bisherigen Bestandes, jenes auf 9000 Mann, dieses auf 6000 Mann, zu reduciren und die Ausführung dieses Befehls, welcher in Warschau unter dem Drucke der russischen Streitmacht, wenn auch widerwillig und langsam, vollzogen wurde, in anderen Gegenden Polens, wie wir gleich sehen werden, aber auf offenen Widerstand stieß, beschleunigte den Ausbruch des Aufstandes, statt denselben, wie man gehofft hatte, im Keime zu ersticken.

In der That machte die bevorstehende Vernichtung des polnischen Heeres, — und die Entwaffnung der anderen Hälfte würde schwerlich haben lange auf sich warten lassen, — den Führern der Revolution einen weiteren Aufschub unmöglich. Ueberdem schienen die Umstände günstig. Zwar hatte die Türkei noch nicht an Rußland den Krieg erklärt, aber der Ausbruch desselben konnte jeden Augenblick erwartet werden und die russische Regierung hatte sich bereits genöthigt gesehen, zur Aufstellung eines großen Heeres gegen die Türkei ihre Streitkräfte in Polen so zu schwächen, daß

Igelström kaum noch 20,000 Mann in und um Warschau versammelt hatte und viele Gegenden des Landes, zumal das wichtige Krakau, fast gänzlich von russischen Truppen entblößt waren. Von allen Seiten drängten die Patrioten zum sofortigen Losschlagen.

Unter solchen Umständen zögerte denn auch Kosciuszko nicht länger, das Zeichen zum Kampfe zu geben. Er sendete am 6. März einen seiner Vertrauten, Piramovicz, nach Paris, ließ dem dort herrschenden Wohlfahrtsausschuß die Anzeige machen, daß bei der veränderten Sachlage der 24. März als Tag des allgemeinen Ausbruchs festgesetzt sei und bat um Unterstützung durch Geld und Offiziere, zwei wichtige Factoren für einen Krieg, an welchen es jedoch den Franzosen ebenso fehlte, wie den Polen. Inzwischen hatten schon vorher offene Feindseligkeiten stattgefunden. General Madalinski, welcher mit 10 schwachen Escadrons polnischer Reiter in Pultusk stand, weigerte sich, anfänglich unter dem Vorwande, daß seinen Soldaten vorher der rückständige Sold ausgezahlt werden müsse, geradezu, dieselben zu entlassen, und als der Befehl zur Entlassung von Warschau aus auf's Bestimmteste wiederholt wurde, brach Madalinski am 15. März mit seinen Reitern von Pultusk auf, marschirte längs der südpreußischen Grenze hin, belegte, wohin er kam, die preußischen Kassen mit Beschlag, hob mehrere kleine Abtheilungen preußischer Husaren auf und gelangte, ohne auf Widerstand zu stoßen, bis in die Gegend von Krakau, woselbst inzwischen das Signal zum Aufstande gegeben worden war.

Auf die erste Nachricht von den Vorgängen in Warschau und Pultusk waren Kosciuszko und seine Freunde von Dresden nach Krakau geeilt, welche Stadt mit leichter Mühe von einem polnischen Bataillon den wenigen russischen Compagnien in derselben entrissen worden war; von hier aus rief Kosciuszko in einer sehr ernst und feierlich gehaltenen Proclamation vom 24. März das ganze Volk zu den Waffen, zum Kampfe gegen seine Unterdrücker, zur Wiedereroberung der alten Grenzen des Reiches. Ein oberster Nationalrath ward errichtet, um die Erhebung des Volkes zu leiten, eine Polizeicommission und ein Criminalgericht wurden eingesetzt, um die öffentliche Ruhe und Ordnung zu sichern, Kosciuszko endlich wurde zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht ernannt, ihm mit der Gewalt eines Dictators die Bildung und Führung des neuen polnischen Heeres übertragen.

In dem Aufruf an das gesammte polnische Volk wird dasselbe aufgefordert, in allen Theilen des Landes dem Beispiele Krakau's zu folgen; nicht schwer aber ist aus dem Ton und Inhalt dieses Manifestes herauszulesen, daß die Führer der Insurrection schon beim ersten Ausbruch derselben ahnten, an welchen alten Uebeln und Erbfehlern der Polen die ganze Bewegung scheitern werde. Es heißt unter Anderem in dieser Proclamation:

> „Ich verspreche mir Alles von Eurem Eifer. Ihr werdet Euch gewiß von ganzem Herzen mit dem heiligen Bunde vereinigen, den nicht fremde Ränke, nicht Herrschsucht, sondern Freiheitsliebe gestiftet haben. Wer nicht mit uns ist, der ist wider uns. Wer sich nicht mit denen verbündet, die ihr Blut für's Vaterland zu vergießen geschworen haben, der hat entweder Pläne gegen das

Vaterland im Sinne oder er ist neutral und auch diese Denkungsart ist unter den jetzigen Umständen ein Verbrechen.“ —

Nur zu bald sollten die Führer des Aufstandes die bittere Erfahrung machen, wie wenig sie auf die einmüthige und nachhaltige Erhebung eines Volkes rechnen durften, welches sie selbst Jahrhunderte hindurch in roher Unwissenheit und entwürdigender Sclaverei niedergehalten hatten; mit Schmerzen sollten die polnischen Edelleute als Folgen ihrer eigenen Thorheit und Selbstsucht gewahr werden, daß Jahrhunderte lange Unterdrückung in dem größten Theile des niederen polnischen Volkes jedes Gefühl für Freiheit und Selbständigkeit erstickt hatte, daß es ihm gleichgültig geworden, wer seine Unterdrücker seien, ob es auf polnisch, russisch oder preußisch mißhandelt und geknechtet werde. Man höre, wie ein zu jener Zeit in Polen reisender Franzose*) die Zustände des Landvolks schildert:

> „Die Reisenden, welche Polen durchzogen sind, haben eine Anzahl Thiere bemerkt, die ebenso, wie die Polen, zwei Hände, zwei Füße, jedoch keine Federn haben und denen, um wahre Polen zu sein, nichts fehlt als Trägheit, Unverschämtheit und ein Säbel. Diese nützlichen Heerden, die für ihre Herren arbeiten, werden mit dem Namen polnische Bauern bezeichnet. Diese Menschenklasse scheint in alle Ewigkeit zum Arbeiten und Leiden verurtheilt; für die geringsten Fehler werden sie gemartert und geprügelt, für die kleinsten Vergehen sehen sie ihre Weiber und Kinder den ärgsten Mißhandlungen preisgegeben. Keine von den Annehmlichkeiten, die sonst überall die Bitterkeiten des Lebens versüßen, nähert sich den Hütten, welche sie gemeinschaftlich mit ihren Schweinen bewohnen. Ihr Leben ist ein immerwährender Todeskampf; ich habe nie einen polnischen Bauern lachen sehen. Wenn man ihnen begegnet, bleiben sie vor dem Vorübergehenden stehen und rufen: Gelobt sei Jesus Christ! Je mehr ich sie betrachte, desto weniger begreife ich, wofür sie Gott danken“ u. s. w. —

Thorheit war es, zu glauben, daß in dieser Weise herabgewürdigte Menschen noch die moralische Kraft in sich haben würden, sich für das Recht einer unterdrückten Nation zu erheben, daß sie, die selbst keine Rechte hatten, ihr Leben daran setzen würden, um im günstigsten Falle aus einer Tyrannei in die andere zu verfallen. In Wahrheit war es nur das polnische Heer, in welchem sich ein Gefühl für die Unterdrückung der polnischen Nation lebendig erhalten hatte und nur auf dieses konnten Kosciuszko und seine Freunde die Hoffnung des Gelingens setzen.

Im Anfange ging indessen Alles gut. Mit Begeisterung eilten ganze Schaaren entlassener polnischer Soldaten unter die Fahnen Kosciuszko's, Dombrowski's und Madalinski's; und als ein russisches Corps von 6—7000 Mann unter den Generalen Denisow und Tormasow, von Warschau aus zur Verfolgung Madalinski's entsendet, sich gegen Krakau in Bewegung setzte, eilte Kosciuszko den Russen entgegen, vereinigte sich mit Madalinski, erreichte sie bei Raslawice und schlug sie am 4. April nach heftigem, erbittertem Kampfe in die Flucht. Der errungene Sieg,

*) Méhé de la Touche, Geschichte der vermeintlichen Revolution Polens.

an und für sich von geringer Bedeutung, — denn Kosciuszko sah sich nach demselben genöthigt, wegen der gänzlichen Auflösung und Verwirrung, in welche sein Heer gerathen war, am folgenden Tage nach Krakau zurückzugehen; die adeligen polnischen Reiter aber hatten sich im Kampfe so feige benommen, daß Kosciuszko in seiner Entrüstung darüber fortan seine adelige Tracht mit einem Bauernkittel vertauschte und diesen zu tragen gelobte, bis der Adel die Scharte ausgewetzt habe, — verfehlte nicht, im ganzen Lande einen ungeheuren Enthusiasmus zu erregen, welcher unfehlbar zu großen Resultaten geführt haben würde, wenn er nicht, wie es im Nationalcharakter der Polen lag, bei der Mehrzahl derselben ebenso rasch verraucht wäre. In allen Theilen des Landes folgte man dem Beispiele Krakau's, die Conföderationen von Sandomir, Lublin, Chelm, Wlodimir, Lück riefen das Volk zu den Waffen; die polnischen Truppen, mit Ausnahme der 4000 Mann starken Besatzung in Warschau, schlossen sich überall der Insurrection an und diese verbreitete sich mit großer Schnelligkeit über das ganze Königreich Polen, bis nach Litthauen hinein. Eine Zeit lang schien die Sache der Polen wirklich die Oberhand zu gewinnen und die Lage der Russen wurde so gefährlich, daß General Igelström, das Schlimmste befürchtend, unterm 16. April an den Kriegsminister nach Petersburg meldete:

> „Die ganze, ungefähr noch 18,000 Mann starke polnische Armee befindet sich, mit Ausnahme der 4000 Mann, welche in Warschau stehen, im Aufruhr. Die Conföderationen von Krakau, Sandomir, Lublin, Chelm, Wlodimir und Lück sind ganz auf jacobinische Grundsätze gegründet. Die Insurrection verstärkt sich mit jedem Augenblicke, ihr Gang ist reißend schnell und ihre Fortschritte sind erschreckend. Ich bitte Sie daher um Gottes Willen, das, was ich Ihnen melde, ernsthaft in Erwägung zu ziehen, denn es ist durchaus nöthig, daß wir uns dieses neuen Feindes erledigen, ehe wir den Krieg mit der Türkei wieder beginnen. Auf die Preußen und Oesterreicher darf man nicht rechnen; Gott weiß, was aus ihren für bedeutend ausgegebenen Streitkräften geworden ist. Die Preußen sind nicht mehr, was sie unter Friedrich II. waren; sie scheinen sich nur auf die Defensive beschränken zu können, sie wollen methodisch zu Werke gehen und scheuen sich vor Allem; und was noch schlimmer ist, ein Bataillon zählt bei ihnen nicht mehr als 200 Mann und eine Escadron 50 Pferde. Erwägen Sie hiernach selbst die mißliche Lage, in der ich mich befinde, da ich, während ich Ruhe und Ordnung in einem so ausgedehnten Lande wieder herstellen soll, und meine Truppen unaufhörlich von Feinden und Spionen umringt sind, keine Hilfe und Unterstützung, weder von unseren Alliirten, noch von unseren anderen Truppen erhalten kann" u. s. w. —

Schon am folgenden Tage, am 17. April, sollten die Besorgnisse Igelström's eine entsetzliche Bestätigung finden. An diesem Tage brach, veranlaßt durch die harten Maßregeln des russischen Generals, in Warschau ein allgemeiner Aufstand des Volkes wie der polnischen Regimenter gegen die 8000 Mann starke russische Besatzung los. Die Russen wurden in

ihren Quartieren überfallen und ohne Mitleid hingeschlachtet; zwei Tage lang währte das Morden und mehr als 2000 Russen fielen der entfesselten Volkswuth zum Opfer; der Rest der russischen Truppen, der General Igelström, dessen Palast nach blutigem Kampfe erstürmt und geplündert worden, in ihrer Mitte, bahnte sich den Weg durch die erbitterten Volkshaufen und zog sich in ein Lager bei Lowicz zurück, sich dort mit einem preußischen Truppencorps vereinigend, welches unter dem General von Bonin von Wola aus gegen Warschau vorgerückt war.

Die Maßregeln Igelström's selbst hatten diesen blutigen Aufstand hervorgerufen. Weit entfernt, Besorgnisse vor den Polen blicken zu lassen, hatte er vielmehr die sämmtlichen Führer und Theilnehmer der Insurrection öffentlich als Verbrecher und Räuber bezeichnet, sie mit der schwersten Rache der Kaiserin bedroht, zu deren Vollziehung bereits ein großes russisches Heer im Anzuge sei und gegen 20 der vornehmsten Insurgentenführer Verhaftsbefehle erlassen. Das Verlangen des russischen Generals, auch den in Warschau befindlichen Rest des polnischen Heeres zu entwaffnen und aufzulösen, die wohlgefüllten Zeughäuser an die Russen zu überliefern, Maßregeln, zu deren Ausführung selbst mehrere polnische Große, längst durch russisches Geld erkauft, bereitwilligst die Hand boten*), versetzte die Häupter der Verschwörung in Warschau in die Nothwendigkeit, den Russen zuvorzukommen und durch offene Empörung die Ausführung von Maßregeln zu verhindern, welche ihrer Sache gänzliches Verderben drohte. —

Nach der Entfernung der Russen bildete sich nunmehr in Warschau eine provisorische Regierung unter dem vorläufigen Vorsitze des Grafen Ignaz Potocki, welche auf den noch immer im Schlosse befindlichen und fortwährend seine Anhänglichkeit an die Sache der polnischen Nation betheuernden König Stanislaus wenig oder gar keine Rücksicht nahm, ihm auch keine Theilnahme an der Regierung gestattete, dagegen aber Kosciuszko, welcher auf die erste Nachricht von den Ereignissen in Warschau, um in der Nähe der Hauptstadt zu sein, ein Lager bei Polaniec bezogen hatte, in seiner Würde als Dictator bestätigte.

Die Empörung verbreitete sich nun ohne weiteren bedeutenden Widerstand über das ganze Land und nicht ohne daß der Ausbruch derselben an vielen Orten mit Blutvergießen, wie in Warschau, ja mit Scenen der wildesten Volksrache verbunden gewesen wäre, welche an die schrecklichen Vorgänge in Paris erinnerten. So wurde in Wilna, in welcher Stadt die Empörung am 24. April ausbrach, ein vornehmer Pole, Simon Kossakowski, welcher im Verdacht stand, es mit den Russen zu halten, von dem erbitterten Volke als Verräther aufgehängt; in Warschau wurden die Krongroßfeldherren Zabiello und Ozorowski, der Marschall des immerwährenden Rathes, Graf Ankwitz, der Bischof Kossakowski von Liefland und noch einige andere vornehme Polen, für deren Verrätherei sich allerdings in den zurückgebliebenen Papieren der russischen Gesandtschaft die

*) Wir nennen unter den vielen polnischen Großen, die, durch russisches Geld bestochen, die Sache ihres Vaterlandes verließen und verriethen, die Krongroßfeldherren Zabiello und Ozorowski, den Bischof Kossakowski, Fürstbischof Massalski, Graf Ankwitz.

sprechendsten Beweise, nämlich Quittungen über erhaltene Geldsummen, vorgefunden hatten, vor das Criminalgericht gestellt, welches sie nach einem wenigstens sehr summarischen und übereilten Verfahren wegen Landesverrätherei zum Tode verurtheilte. Am 9. Mai wurden dieselben an besonders dazu errichteten Galgen vor dem Rathhause und vor dem Krakauer Thore aufgehenkt, der Bischof Kossakowski, um die Execution noch abschreckender zu machen, im bloßen Hemde und nachdem er zuvor unter dem Galgen seiner bischöflichen Würde entkleidet worden war.

Kosciuszko war ein zu edler und menschenfreundlich gesinnter Mann, als daß er diese traurigen Racheacte nicht mit unverhohlenem Mißfallen hätte aufnehmen sollen; ebenso erkannte der Dictator sehr wohl, daß die gute und gerechte Sache des Volkes durch solche Vorgänge nicht allein entwürdigt werden, sondern auch die schimpfliche Hinrichtung so vieler vornehmer Polen für einen großen Theil ihrer Standesgenossen im hohen Grade kränkend und schmerzlich sein, ihre Herzen der Erhebung des Volkes abwendig machen müsse.

In der Absicht, wenigstens die Wiederholung solcher Ereignisse, die er nicht hatte verhindern können, zu vermeiden, erließ der Dictator aus seinem Lager bei Polaniec eine Verordnung, durch welche an Stelle der bisherigen provisorischen Regierung ein Nationalrath für Polen und Litthauen trat, welcher am 28. Mai seine Amtsthätigkeit begann. König Stanislaus, welchem man mehr der äußeren Form, als der Sache halber, Nachricht hiervon gab, ertheilte den Verordnungen Kosciuszko's seine Zustimmung und betheuerte von Neuem seinen Entschluß, sich niemals von der Nation und dem Nationalrathe trennen zu wollen. Graf Ignaz Potocki, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, zeigte den fremden Gesandten in Warschau die getroffenen Anordnungen, die Zustimmung des Königs und seine Ernennung zum Minister an und ersuchte sie, sich fortan in allen den König und die Republik betreffenden Angelegenheiten an ihn zu wenden. Sämmtliche Vertreter der fremden Höfe, mit Ausnahme des preußischen Gesandten, Herrn von Buchholz, beantworteten die Mittheilung des neuen polnischen Ministers in der höflichsten Weise und erweckten dadurch in der revolutionären Regierung den ganz natürlichen Glauben, daß mit einer derartigen officiellen Erwiderung auch die Anerkennung der neuen Regierung ausgesprochen sei, die Republik mithin von der Einmischung fremder Mächte nichts zu besorgen und es nur mit Rußland und Preußen zu thun habe. —

Es sollte dieser Irrthum die verhängnißvollsten Folgen nach sich ziehen. Denn selbst der Nationalrath, von welchem alle Welt erwartet hatte, daß er nunmehr die unerhörtesten Kraftanstrengungen machen werde, um sich gegen die im Anmarsche befindlichen russischen und preußischen Heere zu rüsten, fing an, sich in eingebildeter Sicherheit zu wiegen, während der heller blickende Theil desselben seine Thätigkeit an dem geringen Patriotismus, welcher sich in der Nation zeigte, an der Widerwilligkeit, mit welcher Adel und Geistlichkeit die doch nothwendigen Opfer für das Vaterland zu bringen verweigerten, erlahmen fühlte. Sah doch ein großer Theil der polnischen Edelleute schon längst mit unverhohlenem Mißtrauen, daß Kosciuszko und andere hochherzige Führer der Revolution den bisher

wehrlosen Sclaven, den Bauer, bewaffneten und ihm eine Aussicht auf eine Besserung seiner bisherigen Lage eröffneten; war doch ein großer Theil des hohen polnischen Adels, durch ausschweifendes Leben und schlechte Wirthschaft verschuldet, schon längst auf russische Unterstützung angewiesen, um das gewohnte Leben fortsetzen zu können, daher der russischen Herrschaft im Geheimen zugethan, überdem durch die Frechheit, mit welcher das bisher gering geschätzte Volk kürzlich Hand an viele seiner Standesgenossen gelegt hatte, jetzt doppelt gereizt und erbittert.

Und auch diejenigen Mitglieder des hohen Adels, welche es nicht mit den Russen hielten, waren entweder von diesen selbst schon in ihrem Besitzthum so schwer geschädigt worden, daß sie ein Recht darauf zu haben vermeinten, mit ferneren Opfern, selbst wenn diese für das Vaterland bestimmt waren, verschont zu werden, oder sie lebten im Auslande, oder endlich ihre Güter lagen in den an die fremde Herrschaft übergetretenen Landestheilen. Der kleine Adel aber in seiner Selbstsucht und Eigennützigkeit, in seinem dummen Hochmuth und seiner grenzenlosen Ungebildetheit, er wollte zwar die Freiheit erringen helfen und für dieselbe fechten, aber nichts zahlen; er wollte in gewohnter Weise die nothwendig zu tragenden Lasten seinen Unterthanen aufbürden; verstand doch der größte Theil der kleinen polnischen Edelleute unter Freiheit eben nur das Freisein des Adels von allen Pflichten, das Recht, Gesetze zwar geben, aber nicht halten zu müssen, Abgaben zwar bewilligen, aber nicht selbst zahlen zu dürfen.

Noch widerwilliger zeigte sich die polnische Geistlichkeit, welche durch die in unwürdiger Weise erfolgte Hinrichtung eines ihrer Bischöfe im höchsten Grade gegen die Revolution empört war und die ihr in Gemäßheit der Krakauer Insurrectionsacte vom 24. März auferlegte sehr bedeutende Einkommensteuer fast überall verweigerte.

Daß von dem niederen polnischen Volke eine nachhaltige moralische Anstrengung — denn ein anderes Opfer als das eigene Leben konnte der polnische Bauer nicht wohl bringen — nicht zu erwarten war, haben wir schon erwähnt; in der That liefen schon jetzt, noch ehe die Entscheidung herantrat, die Sensenmänner schaarenweise nach Hause. —

So war es nur zu natürlich, daß bei den Polen Uneinigkeit und Mangel an den nothwendigsten Kriegsbedürfnissen, dazu Meinungsverschiedenheiten und Eifersucht unter den oberen Führern jede Thätigkeit des Generalissimus lähmten, während Rußland und Preußen sich anschickten, mit überlegener Macht die Empörung niederzuwerfen; so war es unausbleiblich, daß die Revolution schließlich trotz alles Heldenmuthes ihres Oberfeldherrn, trotz aller heroischen Anstrengungen unterliegen mußte. —

Auch die bei der zweiten Theilung an Preußen gefallenen ehemals polnischen Landestheile waren von der aufrührerischen Bewegung, welche das ganze polnische Reich durchzuckte, nicht frei geblieben. Die wohlgemeinten, aber übereilt zur Ausführung gebrachten Verwaltungsmaßregeln waren in ihrem straffen, altpreußischen Zuschnitt wenig geeignet gewesen, die Herzen der Polen für die neue preußische Herrschaft zu gewinnen. Der Bauernstand, welcher in seiner grenzenlosen Stupidität die Nothwendigkeit der neuen, vielfach pedantischen Geschäftsformen ohnehin nicht begreifen

konnte, fühlte sich durch dieselben in ungewohnter Weise beengt und belästigt; der Bürgerstand in den größeren Städten Posen, Gnesen, Kalisch, durch die heimlichen Bemühungen polnischer Agitatoren, unter welchen wir besonders Wybinski nennen, der schon im vorigen Jahre eine hervorragende politische Rolle gespielt hatte, gegen Preußen aufgereizt, wurde vollends durch den niederen katholischen Klerus zum Haß gegen die evangelische Herrschaft angeregt; der Adel des Landes hielt sich in scheuer Zurückgezogenheit von dem verhaßten preußischen Beamtenthum und saß entweder mißmuthig über die verloren gegangenen Herrlichkeiten des Standes und über Plänen zur Wiedererlangung derselben brütend, auf seinen Landsitzen oder betheiligte sich im Auslande an den weitverzweigten Fäden der Verschwörung.

Dennoch wollte König Friedrich Wilhelm, dessen ganzer früherer Eifer für eine glorreiche Beendigung des Krieges gegen die verhaßten Jacobiner von Neuem erwacht war, seitdem er in Verhandlungen, welche Haugwitz im Haag mit Lord Malmesbury führte, die Aussicht auf sehr bedeutende englische und holländische Subsidiengelder*) erblickte, anfänglich und trotz aller Warnungen seiner Minister an keine ernstliche Gefahr von Polen her glauben. Selbst als General Igelström in seiner Noth und Bedrängniß von Warschau aus dringend um preußische Hilfe bat, als Luchesini am 7. April, also noch vor der Katastrophe von Warschau, von Wien aus dem Könige eine Denkschrift einreichte, in welcher er dringend die Nothwendigkeit hervorhebt, womöglich den Aufstand in Polen niederzuwerfen und damit für Preußen eine entscheidende Stellung in Polen zu gewinnen, noch ehe Oesterreich Zeit gewinne, sich in die Sache zu mischen und die Kaiserin von Rußland die ihr unzweifelhaft zur gänzlichen Vernichtung Polens willkommene Veranlassung zu benutzen im Stande sei, in welcher Luchesini ferner die Unmöglichkeit darthut, zugleich an der Weichsel und am Rhein einen großen Krieg zu führen und daraus den Schluß zieht, daß Preußen sich nothwendiger Weise jetzt vom französischen Kriege gänzlich zurückziehen müsse, — selbst diese völlig wahrheits- und sachgemäße Darstellung, welcher übrigens außer dem im Haag befindlichen Haugwitz sämmtliche Minister beitraten, vermochte den König nicht zu einer ernsteren Auffassung der polnischen Angelegenheiten zu bewegen. Festhaltend an seiner Idee der energischen Kriegführung gegen Frankreich, begnügte sich Friedrich Wilhelm, die Mobilisirung einiger Regimenter in Schlesien und Ostpreußen zu befehlen, um die Verbreitung des Aufstandes nach den preußischen Landestheilen zu verhindern, und glaubte die russische Macht stark genug, alle aufrührerischen Bewegungen in Polen mit Leichtigkeit zu unterdrücken.

Erst der blutige Aufstand in Warschau, die bald darauf folgende Erhebung in Wilna, die ungeahnt rasche Verbreitung des Aufruhrs in ganz Polen, die unerwartete Niederlage der russischen Truppen und die gänzliche Räumung des Landes durch dieselben zeigten dem Könige die ganze

*) Diese Verhandlungen, auf welche wir noch ausführlicher zurückkommen werden, führten, wie der Leser nicht unbeachtet lassen wolle, am 19. April 1794 zum Abschluß eines Vertrages, welcher Preußen die Verpflichtung auferlegte, zum französischen Kriege ein Heer von 62,400 Mann zu stellen.

von Polen drohende Gefahr des preußischen Staates. Schleunigst wurden nunmehr Befehle gegeben, ein Heer von 64 Bataillonen und 8500 Pferden, in Summa 50,000 Mann, zusammenzuziehen, mit welchem General von Favrat die Grenzen Preußens gegen Polen zu decken und zugleich den Rückzug der wenigen noch in Polen befindlichen russischen Truppen, zusammen kaum noch 12,000 Mann, zu sichern beauftragt wurde.

Um dieselbe Zeit etwa war aber auch im Haag der Abschluß des Vertrages mit den Seemächten erfolgt; Preußen sah sich daher in die Nothwendigkeit versetzt, gleichzeitig auf dem westlichen Kriegstheater eine Armee von 62,000 Mann für eine Sache aufstellen und fechten lassen zu müssen, welche das eigentliche preußische Staatsinteresse gar nicht berührte und deren etwaiger glücklicher Ausgang nur England und Holland, oder gar Oesterreich zu gute kommen mußte, während im Osten ein fast ebenso starkes Heer, wie der Erfolg zeigte, kaum ausreichend erschien, der Gefahr des polnischen Aufstandes zu begegnen und die preußischen Interessen gegen die selbstsüchtige Politik der beiden Kaiserhöfe zu schützen. Denn daß Katharina von Rußland an den aufständischen Polen nicht blos eine blutige Rache nehmen, sondern bei dieser Gelegenheit auch den letzten Rest des polnischen Reiches gänzlich vernichten, daß Oesterreich mit Freuden seine Hoffnung wieder aufnehmen werde, auch für sich ein Stück von der polnischen Beute zu gewinnen, konnte Niemand zweifelhaft sein.

So befand sich der König in der That in einer üblen Lage. Seinen eben erst gegen die Seemächte eingegangenen Verpflichtungen untreu zu werden, erlaubte ihm weder seine rechtliche, loyale Denkungsweise, noch die ritterliche Vorliebe, welche er zur Zeit noch immer für den französischen Krieg hegte; auf der anderen Seite stand bei dem erschöpften Zustande der preußischen Finanzen die völlige Unmöglichkeit, den ganzen Sommer über ein zweites Heer von 50,000 Mann auf eigene Kosten gegen Polen zu unterhalten. In dieser Verlegenheit erschien dem Könige ein Antrag des polnischen Dictators Kosciuszko, mit Preußen Frieden halten und die augenblicklichen Grenzen des preußischen Gebietes respectiren zu wollen, wenn Preußen verspreche, in dem bevorstehenden Kampf gegen Rußland neutral zu bleiben und den russischen Truppen keine Aufnahme zu gewähren, als eine willkommene Aussicht, den polnischen Handel möglichst rasch zu beendigen und am Rhein freie Hand zu bekommen.

Er stieß indessen dabei auf den ernsthaftesten Widerstand der meisten Minister, sowie des in seinem besonderen Vertrauen stehenden Generaladjutanten von Manstein.

In der ganz richtigen Ansicht, daß die Unterhandlungen mit Kosciuszko doch zu keinem Resultate führen würden, daß der Dictator selbst schwerlich im Stande sein werde, den reißenden Fortschritten des Aufstandes an den Grenzen Preußens ein Halt zu gebieten, daß Rußland eine solche mittelbare Unterstützung der polnischen Revolution, vereint mit Oesterreich, schwer an Preußen ahnden würde, daß endlich Preußen unmöglich im Stande sei, sich gegen beide Kaiserstaaten zu behaupten, überredete Manstein nach vieler Mühe den König, daß allein ein energisches unaufhaltsames Vorgehen gegen den polnischen Aufstand der richtige Weg für die preußische Politik sei. Noch schwerer wurde es dem Generaladjutanten, den König von der

Nothwendigkeit zu überzeugen, gleichzeitig das Heer am Rhein bis auf 20,000 Mann zu verringern, wodurch allerdings der Haager Vertrag in der gröblichsten Weise verletzt werden mußte; von Haugwitz, der den Vertrag zu Stande gebracht, von Möllendorf, welcher seine Armee nur sehr ungern so empfindlich geschwächt sah, auf's Lebhafteste unterstützt, widersetzte sich der König, anfänglich im heftigsten Zorne aufbrausend, diesem Antrage Manstein's in der nachdrücklichsten Weise, um — endlich doch den Gründen und der Ueberredung desselben nachzugeben.

Demzufolge wurde der preußische Gesandte Buchholz, welchen die revolutionäre Regierung in Warschau gewaltsam festhielt, angewiesen, die Anträge Kosciuszko's abzulehnen und seine Pässe zu fordern; Möllendorf aber erhielt die vorläufige Benachrichtigung, daß er bei seinen ferneren Maßregeln auf die bevorstehende Abberufung von 20,000 Mann Rücksicht nehmen solle. Wir werden später darauf zurückkommen. Der König selbst entschloß sich, um möglichsten Nachdruck in den Gang des Krieges gegen Polen zu bringen, persönlich zur Armee zu gehen und setzte den 12. Mai zu seiner Abreise fest; als aber Graf Golz aus Petersburg meldete, daß die Kaiserin zwar zur nachdrücklichsten Niederwerfung des polnischen Aufstandes entschlossen sei und durch das ganze russische Reich nur ein Schrei der Rache über die blutige Katastrophe von Warschau ertöne, daß er aber andererseits durchaus nicht im Stande sei, Näheres über die endlichen Absichten der Kaiserin zu erfahren, zögerte der König abermals, die Abreise anzutreten. Noch einmal siegte indessen die Ueberredungsgabe Manstein's; am 14. Mai verließ Friedrich Wilhelm in Begleitung seiner beiden ältesten Söhne, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Ludwig, seine Hauptstadt, um in Person den Oberbefehl über die Armee zu übernehmen, welche inzwischen den Vormarsch auf Polen bereits begonnen hatte.

Bevor wir indessen die Ereignisse dieses ruhmlosen Feldzuges schildern, werfen wir zuvor einen kurzen Blick auf Petersburg und Wien, um zu sehen, welchen Eindruck daselbst die Nachrichten aus Polen hervorgebracht hatten.

Daß in der Seele der russischen Kaiserin vom Beginn der Revolution an der Gedanke feststand, mit der Republik nunmehr ein für allemal ein Ende zu machen, haben wir bereits hervorgehoben und in Wahrheit befand sich die Kaiserin bei diesem Entschlusse in vollster Uebereinstimmung mit dem gesammten russischen Volke, wie mit der Armee, welche, in ihrem Ehrgefühl durch die schmähliche Niederlage in Polen tief verletzt, durch die blutigen Ereignisse in Warschau und vielen anderen Orten zum wildesten Hasse aufgereizt, bis zum gemeinen Soldaten herab laut und einstimmig nach Rache an den verrätherischen Polen schrie. Die sich anfänglich in der Insurrection entwickelnde Energie, die schmähliche Niederlage ihrer für unüberwindlich gehaltenen Truppen und die nur zu auffällig zu Tage getretenen Mängel im russischen Heerwesen, endlich die immer noch nicht beseitigten Gefahren eines Krieges gegen die Türken und Schweden, brachten die klar die Lage übersehende Katharina zu der Ueberzeugung, daß Rußland allein schwerlich im Stande sein werde, den polnischen Aufstand zu unterdrücken, daß sie dazu der Hilfe ihrer deutschen Nachbarn bedürfe. Wohl wissend, daß mit der Betheiligung Oesterreichs und Preußens

diese Mächte auch Ansprüche auf Antheil an der Beute erheben würden, zögerte doch die Kaiserin, von der Nothwendigkeit getrieben, keinen Augenblick, von beiden die vertragsmäßige Hilfe zu fordern.

In welcher Weise Friedrich Wilhelm von Preußen dieselbe zu leisten bereit war, wie sein Gesandter in Petersburg aber vergeblich bemüht war, die Absichten Rußlands über das endliche Schicksal Polens zu erforschen, haben wir soeben erzählt. In der That hatte die Kaiserin die bundesfreundliche Hilfe Preußens gern und willig angenommen, hüllte aber ihre Pläne über Polen in undurchdringliches Geheimniß, bis erst die Einigung mit Oesterreich erfolgt war, und als Graf Golz einst geradezu auf die Einverleibung des Gebietes von Zakrozyn, welches Preußen schon bei der zweiten Theilung vergeblich erstrebt hatte, hindeutete, erwiderte der russische Minister Graf Ostermann geradezu, das sei ein Punkt, über welchen später zu verhandeln sei, man dürfe das Fell des Bären nicht eher theilen wollen, als bis man ihn erlegt habe. War somit auch von keinem der beiden Cabinete der Gedanke an eine abermalige und letzte Theilung Polens officiell verkündigt worden, so unterlag es doch keinem Zweifel, welches das endliche Schicksal des unglücklichen Landes sein werde.

Dem Wiener Cabinet gebührt die Ehre, das entscheidende Wort einer abermaligen Theilung Polens zuerst ausgesprochen zu haben. Kaiser Franz, zur Zeit des Ausbruchs der polnischen Revolution persönlich den Kämpfen in Belgien beiwohnend und von diesen vollständig in Anspruch genommen, andererseits durch sein kurz zuvor mit Rußland abgeschlossenes Bündniß eng an dasselbe gekettet, erkannte doch sofort die Nothwendigkeit, in der polnischen Sache einen raschen und kräftigen Entschluß zu fassen und sich so rasch wie möglich mit Rußland über die Theilung der allerdings noch zu erobernden Beute zu verständigen. Da indessen der österreichischen Regierung ein sofortiges entschiedenes Auftreten gegen die polnischen Aufständischen nicht wünschenswerth erschien, weil der Osten der Monarchie ziemlich von Truppen entblößt war und zur Zeit ein bedeutender Getreidetransport für die Armee in Belgien auf der Weichsel schwamm, welchen die Insurgenten im Falle feindseligen Auftretens Oesterreichs nicht gezögert haben würden, in Besitz zu nehmen, weil außerdem der Beginn des Feldzuges in Belgien bedeutende Erfolge zu versprechen schien, und weil man endlich auch in Wien so gut wie in Berlin über die Absichten der Kaiserin im Dunkeln war, so suchte man in Wien vor Allem Zeit zu gewinnen und begnügte sich, durch den Kaiserlichen Gesandten in Warschau, du Caché, feierlich erklären zu lassen, daß Oesterreich den Bewegungen in Polen ganz fremd sei. Daß jedoch der Lenker des österreichischen Staates, Thugut, keinen sehnlicheren Wunsch hatte, als bei den neuen Ereignissen in Polen den Vortheil Oesterreichs besser zu wahren, wie es ihm bei der zweiten Theilung hatte gelingen wollen, daß es ihm dabei vor Allem darauf ankam, eine abermalige Vergrößerung Preußens zu hintertreiben, beweist ein Schreiben Thugut's an den Gesandten in Petersburg, Grafen Cobenzl, vom 10. April, in welchem der Minister die Hoffnung ausspricht, daß die neuen polnischen Wirren zu einer abermaligen und vollständigen Theilung, zu einer ansehnlichen Gebietsvergrößerung führen würden, in welchem er zugleich darauf hinweist, wie es unerläßlich sei, daß Rußland

sich mit Oesterreich gemeinschaftlich jedem abermaligen Anwachsen Preußens widersetze.

Zu derselben Zeit aber, in welcher Rußland das Wiener Cabinet an die Hilfe mahnte, welche dasselbe nach dem Vertrage vom 23. Januar 1793 gegen den Aufstand in Polen zu leisten verpflichtet war, in dem Augenblicke, als der Erzherzog-Statthalter von Galizien dringend um Verhaltungsbefehle bat, weil Kosciuszko ihn beim Herannahen der preußischen Colonnen aufgefordert habe, Krakau mit österreichischen Truppen zu besetzen, — zu derselben Zeit war in Folge von Ereignissen, welche wir später noch zu schildern haben, das Kriegsglück völlig zu Gunsten der Franzosen umgeschlagen; Belgien schien für die Kaiserlichen Waffen so gut wie verloren und der Vorschlag Thugut's, Belgien gänzlich aufzugeben, nach Wien zurückzukehren und vor Allem in der vortheilhaften Beendigung des polnischen Streites das Interesse des Kaiserstaates zu wahren, gewann, so sehr sich auch der bedächtige Kaiser dagegen anfänglich sträubte, von Tage zu Tage größere Bedeutung.

Wie in Berlin der Generaladjutant von Manstein über die Abneigung seines Königs, sich vom französischen Kriege zurückzuziehen und den Schwerpunkt der preußischen Politik nach Osten zu legte, siegte, so überwand auch Graf Thugut alle Bedenklichkeiten des Kaisers; Kaiser Franz kehrte nach Wien zurück, die gänzliche Räumung Belgiens ward beschlossen, wenn auch die Ausführung derselben wegen des Protestes der Engländer und Holländer noch auf einige Zeit aufgeschoben wurde, und die Aufforderung des Petersburger Cabinets wurde dahin beantwortet, daß Oesterreich ohne Zögern bewaffnete Hilfe gegen Polen leisten werde, sobald man sich über eine passende Entschädigung desselben in Polen verständigt habe. Als eine solche aber hatte Graf Thugut seinem Gesandten die an Galizien grenzenden polnischen Bezirke Krakau, Sendomir, Lublin und Chelm bezeichnet. —

Bevor wir jedoch schildern, in welcher Weise zunächst das preußische Heer sich vergeblich bemühte, noch vor der Ankunft der zahlreichen, gegen Polen in Bewegung gesetzten russischen Heeresmassen und bevor Oesterreich handelnd in den Aufstand der Polen eingreifen konnte, der polnischen Revolution ein Ende zu machen, wie sodann, nach erwiesener Ohnmacht Preußens, Rußland dieselbe blutig niederschlug und, voll Schadenfreude über die nachtheilige Stellung, in welche sich Preußen unvorsichtiger Weise selbst versetzt hatte, dieselbe hinterlistig zu benutzen verstand, müssen wir des besseren Verständnisses halber zunächst die gleichzeitigen und ferneren Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz, die Begebenheiten des Feldzuges von 1794, erzählen.

§. 19.

Der Haager Vertrag zwischen Preußen und England.

Die Waffenruhe des Winters von 1793 zu 1794 war von allen am Kriege gegen Frankreich betheiligten Mächten auf's Eifrigste benutzt worden, ihre Streitkräfte von Neuem vollzählig zu machen oder zu vermehren

und die nöthigen Vorbereituugen für den Wiederausbruch des Kampfes zu treffen.

Aber alle Bemühungen der verbündeten Mächte erscheinen unbedeutend gegen die in Wahrheit außerordentlichen Anstrengungen, welche die französische Regierung entwickelte, um auf allen Punkten des Kriegsschauplatzes ihren Gegnern mit überlegenen Kräften entgegentreten zu können; wir betrachten aus diesem Grunde die Maßregeln der Franzosen zuerst. —

Die Decrete des Convents hatten, wie bereits erzählt, das ganze französische Volk zum Kampf gegen die Feinde Frankreichs verpflichtet und so dem Kriegsminister Carnot eine fast unerschöpfliche und selbst bei den schwersten Verlusten rasch und leicht wieder zu ersetzende Masse von Streitkräften zur Verfügung gestellt.

So konnte es der unermüdlichen Thätigkeit Carnot's denn auch gelingen, daß die Republik bei Eröffnung des Feldzuges von 1794 über ein Heer von 947,000 Mann gebot, von welchen etwa 720,000 Mann im Felde verwendet werden konnten.

Hiervon kamen auf die Infanterie 500,000 Mann, formirt in 196 Halbbrigaden Linieninfanterie und 14 Halbbrigaden leichter Infanterie, jede Halbbrigade bestehend aus 1 Bataillon Linientruppen und 2 Bataillonen Nationalfreiwilligen und mit 6 Bataillonsgeschützen versehen. Durch diese äußerst glückliche Verschmelzung der Freiwilligen mit den Linientruppen, durch die völlige Gleichstellung beider in Bezug auf Sold, Bekleidung, Verpflegung, Organisation und Beförderung hoffte der geniale Carnot in dem nächsten Feldzuge einer Wiederholung der zahlreichen Unglücksfälle vorbeugen zu können, welche die allein fechtenden, wenig disciplinirten und mangelhaft ausgebildeten Freiwilligen in den verflossenen Jahren zum Schaden der ganzen Armee erlitten hatten. In der That verdankten es die Franzosen dieser vortrefflichen Einrichtung, welche übrigens erst während der ersten Monate des Jahres 1794 vollständig in's Leben trat, daß das bedeutende moralische Uebergewicht, welches die deutschen, besonders die preußischen Truppen bisher über die französischen Soldaten behauptet hatten, von nun an mehr und mehr zu schwinden begann.

Die Reiterei des französischen Heeres zählte etwa 95,000 Mann, formirt in 29 Regimenter schwerer Cavallerie zu 4 Escadrons, 20 Dragoner-, 23 Chasseurs- und 11 Husarenregimenter zu 6 Escadrons. Die reitende Artillerie wurde bis auf 54 Batterien vermehrt.

Eine große Zahl neu formirter Bataillone, welche man nicht gleich mit den Linientruppen zu Halbbrigaden vereinigen konnte und vorzugsweise zu Besatzungen in den Festungen verwendete, brachten das Heer auf die oben angegebene, indessen fast beständig wechselnde Zahl von über 900,000 Mann.

Was die Vertheilung dieser ungeheuren Anzahl von Streitern betrifft, so hatten die französischen Machthaber, durch die Lauheit der Kriegführung am Mittelrhein in dem verflossenen Feldzuge belehrt, überdem bei der ihnen nicht unbekannt gebliebenen Mißstimmung zwischen Oesterreich und Preußen mit Recht schließend, daß man dort auch im nächsten Jahre weder einiger noch kräftiger auftreten werde, die Ueberzeugung gewonnen, daß die

Entscheidung des Kampfes der Hauptsache nach in den Niederlanden gesucht werden müsse.

Demgemäß wurde die französische Nordarmee, über welche an Jourdan's Stelle der uns vom Rhein her bekannte General Pichegru den Oberbefehl erhielt, auf eine Stärke von 245,000 Mann gebracht, unter ihnen 24,000 Reiter; die zwar für sich operirende, aber zur Armee des Nordens gehörige Ardennenarmee unter General Charbonnier zählte etwa 37,000 Mann mit über 8000 Reitern. Die angegebene Stärke erreichten die französischen Heere im Norden jedoch erst, als die Ereignisse am Rhein und an der Mosel es gestatteten, im Monat Mai 4 Divisionen der Moselarmee unter General Jourdan nach den Niederlanden heranzuziehen.

Den Befehl über die Moselarmee übernahm General Moreau; sie zählte nach dem Abmarsche Jourdan's nach den Niederlanden und nachdem sie durch einige Truppen der Rheinarmee verstärkt worden, etwa 30,000 Mann. Letztere endlich, unter dem Commando des Generals Michaud, hatte eine Stärke von 36,000 Mann.

Die Armee von Italien, nach der Eroberung von Toulon*) durch das 12,000 Mann starke zur Belagerung verwendete Corps verstärkt, zählte 40,000 Mann, die an der Walliser Grenze stehende Alpenarmee etwa 35,000 Mann.

Außerdem fochten an der Südgrenze Frankreichs etwa 50,000 Mann gegen die Spanier und endlich war ein Heer, dessen Stärke nicht genau angegeben werden kann, beauftragt, den Aufstand in der Vendée zu unterdrücken. —

Der übrig bleibende Theil der französischen Truppen lag als Besatzung in den zahlreichen Festungen des Landes vertheilt. —

Gegenüber so außerordentlicher Kraftentwickelung waren auch die verbündeten Mächte zu erhöhten Anstrengungen genöthigt. Ganz besonders war das englische Cabinet, obgleich der Krieg auf dem Festlande für England nur von untergeordneter militärischer Bedeutung erschien, unablässig bemüht, Preußen und Oesterreich zur energischen Fortsetzung des Krieges anzuspornen; hatte doch König Georg IV. bei Eröffnung des Parlaments am 21. Januar 1794 erklärt, daß von dem Erfolge des Krieges „die Aufrechterhaltung der Constitution, der Gesetze, der Religion Englands, sowie die Sicherheit der gesammten civilisirten Welt" abhänge; war es doch dem Minister Pitt gelungen, allen Angriffen seiner Gegner, Sheridan und Fox vor Allen, zum Trotz, von der Majorität des Unterhauses die nöthigen Summen zu kräftiger Fortsetzung des Krieges bewilligt zu erhalten, nachdem Pitt die Forderung der Opposition, Frieden mit Frankreich zu schließen, durch die Erklärung zurückgewiesen hatte: es sei eine Unmöglichkeit, mit den gegenwärtigen Machthabern Frankreichs zu verhandeln, indem ein Conventsdecret Jeden mit der Todesstrafe bedrohe, welcher den Vorschlag zu machen wagte, mit einer der feindlichen Mächte in Unter-

*) Bei der Belagerung von Toulon, welches mit dem Hafen und der Flotte am 28. August 1793 von den Behörden dem englischen Admiral Hood überliefert und von diesem im Namen Ludwig's XVII. in Besitz genommen worden, zeichnete sich ganz besonders der Artilleriecapitän Bonaparte aus. Der von ihm angerathenen Erstürmung des Fort Malbosquet verdankte General Carteaux den Fall von Toulon.

handlung zu treten, es sei denn, daß diese vorher die Unabhängigkeit der französischen Nation, die Einheit und Untheilbarkeit der Republik, gegründet auf Freiheit und Gleichheit, ausdrücklich anerkannt habe.

So verstärkte denn das britische Gouvernement seine in den Niederlanden stehenden Truppen bis auf 26,000 Mann, errichtete, hauptsächlich aus Emigranten, mehrere Corps, die aber, ohnehin sehr spät auf dem Kriegsschauplatz erscheinend, nur von geringem Nutzen waren, und nahm, was von größerer Wichtigkeit erscheint, schon mittelst Vertrages vom 7. Januar 1794, 5200 Mann hannöversche Truppen in seinen Sold. 2000 Braunschweiger, ebenfalls an England überlassen, erschienen erst im Anfange 1795 in Westphalen und nahmen daher an den kriegerischen Ereignissen des Jahres 1794 keinen Antheil. Daß übrigens England die Führung des Krieges auf dem Festlande der Hauptsache nach seinen Verbündeten überließ und, durch Vermehrung seiner Seemacht und Vernichtung der französischen Flotten, bestrebt war, die Alleinherrschaft auf dem Meere zu gewinnen, liegt theils zu sehr in der Natur der Sache, theils zu sehr in der allezeit selbstsüchtigen Politik dieses Landes, als daß es Befremden erregen könnte. —

Die Holländer sollten nach den getroffenen Verabredungen für die Eröffnung des Feldzuges etwa 16,000 Mann, 40 Bataillone und 24 Escadrons, stellen; aber die holländischen Truppen erreichten in Wirklichkeit diese Stärke nicht; ebenso waren die vor Menin anzulegenden Verschanzungen, sowie die begonnene Wiederbefestigung von Ypern und Niewport noch lange nicht vollendet, als der Wiederausbruch der Feindseligkeiten die Fortsetzung derselben verhinderte. —

Die größten Anstrengungen unter den alliirten Mächten hatte Oesterreich gemacht; trotz der im vorigen Jahre erlittenen sehr bedeutenden Verluste zählte das österreichische Heer beim Beginn des neuen Feldzuges nicht weniger als 240,000 Mann, von welchen der größere Theil in den Niederlanden, für kurze Zeit sogar unter dem persönlichen Oberbefehl des Kaisers Franz, wenn auch nur dem Namen nach, stand, während 71,000 Oesterreicher, vereinigt mit 15,000 Mann Reichstruppen und Emigranten, anfänglich unter dem Feldzeugmeister Browne, dann unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen, am rechten Rheinufer zwischen Basel und Mannheim cantonnirten; außerdem hatte ein 9000 Mann starkes österreichisches Corps unter General Blankenstein Trier besetzt, gehörte aber zum österreichischen Heere in den Niederlanden. —

Bei der immer deutlicher hervortretenden Abgeneigtheit des Königs von Preußen, für die fernere Kriegführung noch seinerseits erhebliche Opfer zu bringen, — worauf wir sogleich näher eingehen werden, — und beunruhigt durch die in der That riesenhaften Rüstungen Frankreichs, hielt der Kaiser indessen noch energischere Maßregeln zur Vertheidigung Deutschlands für nothwendig und eine allgemeine Volksbewaffnung, nach dem Beispiele der Franzosen, für das geeignetste Mittel hierzu.

Schon unterm 20. Januar 1794 forderte der Kaiser von der Reichsversammlung zu Regensburg ein Gutachten über die Frage, ob bei der veränderten Art der Kriegführung seitens der Franzosen es nicht nothwendig erscheine, eine allgemeine Bewaffnung sämmtlicher deutscher Grenz-

bewohner und aller getreuer Unterthanen zur Sicherung des Reiches eintreten zu lassen und in welcher Art diese Maßregel am zweckmäßigsten einzurichten sei.

Indessen dieser Gedanke stieß bei Preußen auf den lebhaftesten Widerspruch.

König Friedrich Wilhelm II. war in der That nach zwei erfolglosen Feldzügen des ganzen Krieges gegen Frankreich müde geworden. Die geringe Aussicht auf eine Besserung der vom Herzog von Braunschweig in seinem (mitgetheilten) Abschiedsbriefe so treffend hervorgehobenen Mängel in der gemeinschaftlichen Kriegführung und damit auf einen besseren Erfolg des nächsten Feldzuges, das dringende Abrathen der für Frankreich günstig gestimmten Partei am Hofe, unter welcher wir besonders die Minister Haugwitz, Luchesini, Schulenburg, den Cabinetsrath Lombard und auch, wenngleich dem Könige fern stehend, den Prinzen Heinrich nennen, ferner der Blick auf die Ereignisse in Polen, bei denen direct das Interesse des preußischen Staates auf dem Spiele stand, endlich und vor Allem die gänzliche Erschöpfung der preußischen Finanzen, welche die Führung eines neuen Feldzuges aus eigenen Mitteln geradezu unmöglich machte; Alles dies zusammen mußte nothwendiger Weise den König der Fortsetzung des ruhm- und fruchtlosen Krieges gegen Frankreich abgeneigt machen, seinen Eifer für ein Unternehmen erkalten, welches er mit so ritterlichem Enthusiasmus ergriffen hatte.

Demungeachtet würde man dem Könige sehr Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, derselbe habe schon jetzt persönlich die Neigung gehabt, sich auf gute Manier den gegen seine Verbündeten eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen; im Gegentheile wies der König noch im Anfange des Jahres 1794 Vorschläge, die auf einen Separatfrieden Preußens mit der französischen Republik gerichtet waren, mit lebhaftem Unwillen zurück; und nur die völlige Unmöglichkeit, den Krieg fernerhin aus den Mitteln des preußischen Staates zu bestreiten, konnte ihn, der einst so uneigennützig und in ritterlicher, wenn auch übertriebener Großmuth den reichen Holländern den Ersatz der Kriegskosten erlassen hatte, bewegen, sein ferneres Verbleiben bei dem Bündnisse gegen Frankreich an Bedingungen zu knüpfen, durch welche nicht *ihm allein* die Lasten und Opfer für einen Krieg aufgebürdet wurden, welcher schließlich selbst im glücklichsten Falle nicht ihm, sondern Oesterreich und England Vortheil bringen konnte. —

Noch im December 1793 erklärte Friedrich Wilhelm dem wegen Erhaltung der Allianz nach Berlin gesendeten Lord Malmsbury mit vieler Offenheit:

> „daß seine Zuneigung für England und sein Abscheu gegen die Grundsätze der in Frankreich herrschenden Faction unverändert sei, daß er aber auf sein Königliches Wort versichern könne, nicht die Mittel für die Bestreitung der Ausgaben eines dritten Feldzuges zu besitzen. Der verstorbene König habe die Hilfsquellen auf den höchsten Grad gespannt; er könne keine neuen Auflagen auf seine Unterthanen legen und ein desfallsiger Versuch würde die schlimmsten Folgen herbeiführen, ohne etwas zu bewirken. Das Wesen der preußischen Monarchie sei von der Art, daß eine

Anleihe nicht gemacht werden könne. Wenn die Bundesgenossen ihm nicht Unterstützung gewährten und seiner Geldverlegenheit abhülfen, so könne er nur einen kleinen Theil seiner Armee am Rhein lassen. Er trage kein Bedenken, diesen Stand seiner Finanzen offen mitzutheilen, denn er habe seinen Schatz nicht in eitlen und nutzlosen Unternehmungen verschwendet, und wenn auch zuweilen nicht gerade die strengste Sparsamkeit (!) beobachtet worden sei, so sei derselbe doch auf Abwehrungsmaßregeln verwendet worden, welche ebensowohl die allgemeinen Interessen Europa's als die besonderen Preußens berührten. Es könne nicht das Interesse Englands sein, ihn (den König) sinken zu lassen, und diese Gewißheit, verbunden mit seinem hohen Begriff von dem Nationalcharakter, habe ihm gestattet, ohne Besorgniß vor mißlichen Folgen die obige Erklärung abzugeben."*) —

Dem Wiener Hofe ließ der König durch Luchesini officiell erklären, daß er nicht im Stande sei, seine Armee am Rhein zu lassen, wenn nicht das Reich die Kosten und die Verpflegung desselben übernehmen wolle; er erreichte dadurch in der That, daß Commissarien ernannt wurden, welche die Kosten für die Unterhaltung der preußischen Truppen berechnen mußten und daß der Kaiser sich bereit erklärte, den größten Theil dieser Kosten auf seine Rechnung zu übernehmen, wenn die übrigen Reichsstände sich für den Rest verbindlich machen wollten. Ob es wahr ist, daß der ränkevolle Luchesini, ohnehin den Oesterreichern abgeneigt, die jährlichen Kriegskosten Preußens auf 30 Millionen Thaler festgestellt und als Pfand für die richtige Zahlung von dem Wiener Cabinet die einstweilige Ueberlassung des österreichischen Schlesiens gefordert habe, möge hier dahingestellt bleiben; gewiß ist nur, daß die zwischen beiden Cabineten herrschende Spannung und Mißstimmung bereits so tief geworden war, daß Lord Malmesbury**) in einem Schreiben an den englischen Staatsminister Grenville vom 1. März 1794 die ernsthaftesten Befürchtungen über die Folgen dieser Spannung, über das Mißtrauen und den Neid, welchen er an beiden Höfen gefunden habe, ausspricht.

Der Vorschlag des Kaisers zu einer allgemeinen Volksbewaffnung fand daher bei der preußischen Regierung den lebhaftesten Widerspruch; das gesammte Ministerium erklärte sich in mehreren Conferenzen einstimmig gegen eine Maßregel, welche Preußen die durch den Krieg geforderten Opfer in der That gar nicht erleichtert, schwerlich irgend einen nennenswerthen Erfolg gehabt und schließlich nur dazu gedient haben würde, Oesterreich die Verfügung der gesammten bewaffneten Macht des Reichs in die Hände zu spielen. König Friedrich Wilhelm erblickte vielmehr die

---

*) Dieselbe ist hier entlehnt aus dem Werke von Fr. Kugler und K. A. Menzel: „Neuere Geschichte des preußischen Staates und Volkes", und ist dort entnommen aus: Diaries of Harris III. p. 31. 32.

**) In demselben heißt es u. A.: „Der schwierigste und hoffnungsloseste Theil der jetzt obschwebenden Unterhandlung ist, die beiden Höfe von Wien und Berlin in einem auch nur einigermaßen leidlichen Vernehmen zu erhalten; Mißtrauen und Neid erfüllen sie beide im höchsten Grade; ihre gegenseitigen Vorurtheile sind so stark, daß es unmöglich ist, ihnen zu glauben, wenn sie von einander sprechen u. s. w."

einzige Möglichkeit eines glücklichen Ausganges des Krieges in der Fortsetzung desselben mit erhöhten Kräften, aber mit regelmäßigen, wohlgeschulten und disciplinirten Truppen und forderte nur, und zwar mit allem Rechte, daß auch die übrigen Fürsten des Reiches, von welchen bisher nur der Kurfürst von Sachsen und die beiden Landgrafen von Hessen ihr Contingent an Truppen zum Heere gestellt hatten, sich an den zu bringenden Opfern betheiligen und die Verpflegung und fernere Unterhaltung des preußischen Heeres übernehmen sollten.

Man kann bei unparteiischer Beurtheilung der Sachlage nicht umhin, dem Könige von Preußen in dieser Auffassung völlig Recht zu geben. So große Resultate die Bewaffnung der ganzen Nation bei den durch Freiheitstaumel begeisterten, durch die Schrecknisse der Revolution und durch die Furcht vor der Guillotine getriebenen Franzosen auch gehabt haben mochte, so wenig war bei den nüchternen, phlegmatischeren und überdem in ihrem eigenen Lande noch gar nicht bedrohten Deutschen von einer solchen Maßregel irgend ein Resultat zu erwarten; die Idee einer Vertheidigung des Volkes durch sich selbst und nicht durch stehende Heere allein, fand in Deutschland zunächst keinen Boden und konnte erst nach Jahren der Knechtschaft und Unterdrückung durch Fremde Wurzel in demselben fassen. Und daß das ganze Reich die Kosten eines Krieges zu tragen verpflichtet war, welcher der Interessen des Reiches (und des Reichsoberhauptes) halber geführt wurde, konnte vollends von Niemand bestritten werden.

So stellte denn König Friedrich Wilhelm an den Reichstag und an die verschiedenen Kreise des Reiches die Forderung, fortan die Verpflegung seines Heeres zu übernehmen. Ein sehr ausführliches Schreiben des Königs vom 31. Januar 1794, welches der Minister der fränkischen Fürstenthümer, von Hardenberg, dem Kurfürsten von Mainz, dem Erzkanzler des Reiches und Director des oberrheinischen Kreises, übergeben mußte, klärt uns am besten über die An- und Absichten Friedrich Wilhelm's auf; wir führen dasselbe daher im Auszuge hier an.

Nachdem der König im Eingange auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welchen die westliche Grenze Deutschlands durch einen „furchtbaren, wüthenden und verwüsterischen Feind" ausgesetzt sei, nachdem er das vorgeschlagene Aufgebot des Volkes in Waffen als das unzulänglichste, unwirksamste und gefährlichste Mittel zur Abwehr der Gefahr bezeichnet und dabei bemerkt hat, daß dasselbe die fernere Vertheidigung des Reiches durch preußische Truppen unmöglich machen und deren sofortige Abberufung zur Folge haben werde, fährt der Brief des Königs fort:

> „Da es mir gegenwärtig unmöglich ist, aus meinen eigenen Mitteln einen von den Grenzen meines Staates so entfernten Krieg fortzusetzen, welcher einen so großen Aufwand erfordert, habe ich mich bereits vor einigen Monaten gegen die bei dem Kriege betheiligten Hauptmächte offen ausgesprochen und mit denselben Unterhandlungen angeknüpft, welche noch nicht beendigt sind. Deshalb befinde ich mich nun in der Nothwendigkeit, von dem Reiche, für den Fall, daß meine Armee ihm fernerhin Schutz und Vertheidigung gewähren soll, zu verlangen, daß dasselbe

20*

ohne Verzug für die Verpflegung derselben sorge. Die nöthigen Eröffnungen über diesen Gegenstand sind bereits dem Reichstage vorgelegt worden; Ew. Hoheit werden indeß in Betracht ziehen, daß es unmöglich ist, auf die Entscheidung und Vollziehung der Decrete eines deutschen Reichstages zu warten (!).

„Demnach bleibt nichts Anderes übrig, als daß die sechs Kreise, welche der Hilfe am meisten bedürfen, in Erwartung eines Beschlusses des Reichstages, sich sofort mit der einstweiligen Verpflegung befassen und darüber zu Rath gehen.

„Ew. Hoheit ersuche ich daher in freundschaftlichster und dringendster Weise, um des Heiles des Vaterlandes willen sofort, in ihrer Eigenschaft als Erzkanzler und Director des oberrheinischen Kreises, die sechs vorderen Kreise zu einer Kreisversammlung auszuschreiben. Da es zu einer solchen Zusammenkunft nur der Einberufung der sechs bevollmächtigten Gesandten dieser Kreise bedarf, so würde der schnellen Vereinigung derselben nichts entgegen stehen. Ohne die Uebernahme der Verpflegung von Seiten der sechs vorderen Kreise würde es mir unmöglich fallen, meine Truppen noch fernerhin den Feinden gegenüber zu stellen. Ich würde dann, obschon mit Bedauern, mich genöthigt sehen, meine Truppen zur Vertheidigung meiner eigenen Landesgrenze zurückzurufen und das Reich seinem eigenen Schicksal überlassen. Ich lege hiermit das Wohl des Reiches in die Hände Ew. Hoheit und voll Vertrauen in Ihre Weisheit und Ihren Patriotismus erwarte ich, daß Sie diejenigen Mittel anwenden werden, welche Ihnen nach den Reichsgesetzen zustehen, so daß die auf das Wohl des Vaterlandes gerichteten Hoffnungen erfüllt werden und ich durch die Verpflegung meiner Truppen in den Stand gesetzt werde, dem in höchster Gefahr schwebenden Reiche wirksamen Schutz und Vertheidigung leisten zu können u. s. w." —

Erklärungen ähnlichen Inhalts waren auch den anderen Kreisen des Reiches übergeben worden; und dennoch weigerten sich die Stände des Reiches, die preußischen Vorschläge anzunehmen, wiesen bei der Berathung über dieselben darauf hin, daß es vornehmlich Preußen und nicht das Reich gewesen sei, welches zum Kriege getrieben habe und daß dieses daher auch vor Allen verpflichtet sei, die Opfer desselben zu tragen, — und erklärten sich schließlich für die vom Kaiser vorgeschlagene Volksbewaffnung, wohl aus keinem anderen Grunde, als weil Preußens Antrag Geld von ihnen verlangte, während der Kaiser nur Menschen forderte, welche höchst wahrscheinlich nicht einmal zur Verwendung kamen und daher nichts kosteten.

Es war eben einmal wieder ein prächtiges Stückchen von der Einigkeit und Opferbereitschaft deutscher Fürsten, welche bei dieser Gelegenheit zu Tage traten. —

In Wirklichkeit traf der Kurfürst von Mainz bereits ernstliche Anstalten zur Bewaffnung des Volkes am rechten Ufer des Rheins und zur Errichtung einer Landmiliz in den sechs vordersten Kreisen; andere Länder folgten diesem Beispiele und im Breisgau und in Schwaben, in Frankfurt und in Hessen rüstete sich das Landvolk, mit Beilen, Heugabeln und Sensen

bewaffnet, dem Feinde entgegenzutreten, der vorläufig gar nicht die Absicht hatte, den Krieg in diese Länder zu tragen. Auch in den Niederlanden versuchte die österreichische Regierung, den Plan eines Aufgebots des Volkes in Masse in's Leben zu rufen; die zusammenberufenen Massen betrugen indessen niemals mehr als einige Hundert Mann und liefen bei der Annäherung des Feindes jedesmal viel rascher auseinander, als sie gekommen waren. —

Eine Unvorsichtigkeit des längst als Anhänger der französischen Partei bekannten Generals Graf Kalkreuth erhöhte die gegenseitige Mißstimmung. Die zum mindesten auffallende Art, mit welcher der General am 16. Februar 1794 drei Deputirte des Wohlfahrtsausschusses in Frankfurt empfing, um mit ihnen über die Auswechselung von Gefangenen zu unterhandeln*), die Ostentation, mit welcher er ihnen preußische Ehrenwachen gab, sie mehrmals zur Tafel zog und endlich unter militärischer Escorte zur französischen Grenze zurückbringen ließ, gaben die Veranlassung zu dem sich schnell verbreitenden Gerüchte: der König von Preußen unterhandle insgeheim mit der französischen Regierung über den Abschluß eines Separatfriedens und beabsichtige, sich durch die Säcularisation einiger Bisthümer, sowie durch die Besitznahme einiger Preußen passend gelegener Reichsstädte Ersatz für die gehabten Kriegskosten zu verschaffen. Wohl möglich übrigens, daß bei den Berathungen in Frankfurt dergleichen Ideen von den Franzosen zur Sprache gebracht und von Kalkreuth und seiner Umgebung nicht gerade mit Mißfallen aufgenommen worden sind.

Jedenfalls war die weitere Verbreitung dieses Gerüchtes dem Könige zur Zeit so äußerst unangenehm, daß er in einem an die fränkische und an die oberrheinische Kreisversammlung gerichteten Schreiben vom 22. März 1794 demselben feierlichst entgegentrat. Es heißt darin:

> „Se. Majestät habe jene Verbreitung mit dem äußersten Mißfallen vernommen. Gleichwie er niemals die Absicht gehegt habe, bei dem lediglich zur Vertheidigung des Reichs unternommenen Kriege Eroberungen für sich allein zu machen, sondern, wenn sich solche erstreiten ließen, dieselben dem Reiche mit zu gute kommen zu lassen, so habe er noch viel weniger dem Gedanken Raum gegeben, seine Entschädigung auf Kosten des Reiches zu nehmen. Se. Majestät sei ebenso bereit als willig, die Verfassung desselben in allen Stücken zu erhalten und den einzelnen Ständen, geistlichen sowohl als weltlichen, ihre Rechte zu sichern, wenn anders das Reich und im gegenwärtigen Falle die zunächst exponirten Kreise dazu die Hand bieten und die Verpflegung der Armee übernehmen wollten." —

Der in dem Schlußsatz dieser Erklärung enthaltene, ziemlich zweideutige Vorbehalt raubte derselben in der That den größten Theil ihres Werthes und konnte immerhin die deutschen Stände darauf vorbereiten,

*) Die Gesandten des Wohlfahrtsausschusses erdreisteten sich, in einem aus den Marställen von Versailles entnommenen ehemals Königlichen Wagen, dessen Wappen man mit einer Jacobinermütze übermalt hatte, in Frankfurt einzufahren. Mit Mühe entriß sie Kalkreuth den Händen des erbitterten Pöbels, der sonst sowohl die Gesandten wie den Wagen in Stücke zerrissen haben würde.

daß der König von Preußen sich unter Umständen auch nicht mehr an seine Erklärung binden werde, wie es denn leider schon die nächste Folgezeit bewies.

Die nächste und ganz natürliche Folge der Weigerung der deutschen Reichsstände, die Verpflegung des preußischen Heeres zu übernehmen und zur Unterhaltung desselben Subsidien an den König von Preußen zu zahlen, war die sich täglich mehr und mehr steigernde Abgeneigtheit desselben, sich an dem Kriege ferner zu betheiligen.

Daß auch der Kaiser den preußischen Antrag auf Zahlung von Hilfsgeldern abgelehnt hatte, machte den Unwillen des Königs ganz besonders rege; Friedrich Wilhelm übersah dabei freilich, daß der Kaiser den Antrag Preußens auf Verpflegung seiner Truppen durch das Reich den Fürsten des Reiches in einer Circularnote selbst warm empfohlen und in derselben ausdrücklich gesagt hatte:

> „daß er (der Kaiser), angesehen die Nothwendigkeit einer sofortigen Verpflegung der preußischen Truppen und um einen neuen Beweis seiner freundschaftlichen Rücksicht für den König von Preußen zu geben, seine Zustimmung dazu ertheile, daß die Reichsstände dem Könige den Vorzug gäben."

Der König vergaß, in Betracht zu ziehen, daß ja auch Oesterreich weit mehr Truppen zur Vertheidigung des Reiches in's Feld stelle, als es nach dem Reichsgesetze verpflichtet war, ohne daß das Reich die Kosten derselben übernommen; er vergaß ferner, daß er so gut wie der Kaiser den Anlaß zum Kriege gegen Frankreich gegeben und das Reich mit hineingezogen habe; er vergaß endlich, daß, wenn in Folge seines Rücktritts vom Kriege Deutschland überwunden, die Stellung Preußens zu dem übermüthig gewordenen Feinde eine viel schwierigere werden und die Vertheidigung des eigenen Landes nothwendiger Weise mit bedeutend größeren Opfern verknüpft sein müsse, als im Verein mit Oesterreich und den anderen Alliirten.

In den zerrütteten preußischen Finanzen lag eben eine zwingende Nothwendigkeit, welche alle Schritte des Königs nach dem einen Ziele richten mußte, Geld zu bekommen.

So konnte denn auch der Entschluß des Wiener Hofes, die beschlossene und theilweise bereits in der Ausführung begriffene Bewaffnung des Volkes aufzugeben, dafür die Reichsstände zur Gestellung ihrer Reichscontingente anzuhalten und aus denselben unter dem Oberbefehl des Herzogs von Sachsen-Teschen am Oberrhein ein Reichsheer von 30—40,000 Mann zu bilden, an dem Vorsatz des Königs, seine Truppen bis auf das vertragsmäßig von Preußen zu stellende Reichscontingent (20,000 Mann) vom Kriegsschauplatze abzuberufen, nichts ändern. Eine gleichzeitig an den kurmainzischen Directorialgesandten in Regensburg, sowie an die Kreisversammlungen gerichtete Erklärung des Königs von Preußen macht den Entschluß desselben bekannt und entwickelt die Gründe, welche den König zu seiner Handlungsweise bestimmten. Es heißt darin:

> „Se. Majestät der König sehe sich gedrungen, seinen bisher nur durch Großmuth und Patriotismus bestimmten Antheil an dem gegenwärtigen Kriege nach denjenigen Rücksichten zu vermindern,

die er der Selbsterhaltung seiner eigenen Staaten und Unterthanen schuldig sei." —

Nachdem in der Erklärung auseinandergesetzt ist, welches die den Kaiser und den König, sowie später auch das Reich zum Kriege treibenden Beweggründe waren, nachdem darauf hingewiesen, daß dieser Krieg nicht „ein mit einem gesitteten Volke und ordentlichen disciplinirten Kriegsheeren" zu führender, sondern vielmehr „ein Krieg mit rasenden, nie zu mindernden Volksschwärmen, mit einer zahlreichen, überall zum Kriege gerüsteten, Alles zur Kriegsreserve machenden Nation im Rückhalte" sei, fährt dieselbe fort:

„Ein solcher Krieg habe die Staatskraft der preußischen Monarchie in weit stärkerem Maße angreifen müssen, als es bei anderen Krieg führenden Mächten der Fall gewesen und Se. Majestät sei endlich in die unbedingte Unmöglichkeit gekommen, an demselben ohne gänzliche Zerrüttung ihrer Staaten und ohne völlige Erschöpfung ihrer Unterthanen blos aus eigenen Mitteln einen weiteren, gleich thätigen Antheil zu nehmen."

Es wird ferner darauf hingewiesen, wie von Seiten mehrerer Reichsstände, sogar vom Kaiser selbst (siehe oben), die preußischen Vorschläge auf Verpflegung und Unterhaltung des Heeres abgelehnt worden, was „nach so reinen Verdiensten des Königs um die Rettung und Wohlfahrt des Reiches und nach den fast unerschwinglichen Aufopferungen, welche die Großmuth des Königs dieser Rettung gebracht, man nicht hätte erwarten sollen"; es werden nochmals die Bedenken gegen die vom Kaiser vorgeschlagene Volksbewaffnung hervorgehoben, welche als ebenso „unwirksam gegen einen Feind, der in großen Massen mit rasender Wuth, versuchter Kriegskunst und zahlreichem Geschütze herandringe", wie gefahrvoll für den gemeinen Mann selbst bezeichnet wird, welchen man „aus seiner häuslichen Ordnung bringen und bewaffnen wolle, zumal gegen einen Feind, der sein gefährlichster Verführer werden könne." Der König erklärt endlich:

„daß er den Entschluß gefaßt, dem deutschen Reiche seinen Schutz nicht aufzudringen, sondern sein Kriegsheer, mit Ausnahme des tractatenmäßigen Hilfscorps von 20,000 Mann, nach seinen Staaten zurückgehen zu lassen.

Indem er sich gedrungen sehe, solchergestalt einen Theil der gegen den gemeinschaftlichen Feind stehenden Truppen aus den Gegenden, wo sie zur Vertheidigung des Reiches mit so vielem Ruhme gefochten, abzuberufen, bezeuge er noch seine innigsten Wünsche, daß die von ihm gehegte und dem Reiche vorgestellte Besorgniß, der übermächtige rasende Feind werde unaufhaltsam in Deutschland hereinstürmen, den Boden deutscher Cultur verheeren und überschwemmen, die Verfassung mehrerer deutscher Staaten in anarchische Gräuel verkehren, Fürsten und Stände vernichten, die Kirche zertrümmern und in Deutschland anstatt Tugend und Ordnung, Gesetzlosigkeit und Immoralität pflanzen, nicht in Erfüllung gehen möge." u. s. w. —

Die Erklärung schließt mit den Worten:

„Dem Könige bleibe der Trost und der dauernde Ruhm, Alles, was zur Erhaltung und Sicherstellung des Reichs in der jetzigen

gefahrvollen Krisis geschehen konnte, seinerseits erschöpft und solche Opfer gebracht zu haben, wozu sich nicht leicht eine europäische Macht oder ein Mitglied des deutschen Staatskörpers entschließen dürfte." —

Der Ernst dieser Erklärung Preußens verfehlte um so weniger auf die Kreisversammlungen, besonders auf die Frankreich zunächst gelegenen Kreise, tiefen Eindruck zu machen, als gleichzeitig mit derselben ein Befehl des Königs von Preußen erschien, welcher den größten Theil seiner Truppen vom Rhein nach Hause berief, ein Befehl, welcher, wie ein Staatsmann jener Zeit bemerkt, ganz Europa in Erstaunen, das Reich aber in die größte Bestürzung versetzte.

Schleunigst stellte nunmehr der Kurfürst von Mainz am 18. März 1794 beim Reichstage zu Regensburg den Antrag, zur sofortigen Bezahlung der preußischen Truppen eine angemessene Summe bei großen Bankierhäusern auf Rechnung des ganzen Reiches anzuleihen, deren Tilgung durch eine allgemeine Vermögenssteuer in allen Ländern des Reiches und zwar in allen Ständen bewerkstelligt werden sollte.

Sowohl diese etwas spät sich zeigende Bereitwilligkeit, wie auch die inzwischen sich günstig gestaltenden Verhandlungen mit England gaben dem Könige Veranlassung, von Neuem zu zeigen, daß das Zurückziehen seiner Truppen für jetzt in Wahrheit nur eine aus finanziellen Gründen entstandene Nothwendigkeit gewesen war; der bereits begonnene Rückmarsch der Armee wurde sofort eingestellt und am 7. April erklärte der preußische Gesandte in Regensburg: „daß der König dem ihm von mehreren Seiten geäußerten Wunsche der Reichsstände, die preußische Armee zum Schutze des Reiches in ihren Stellungen zu belassen, bei der noch bestehenden Unterhandlung mit dem englischen Hofe wegen ihrer künftigen Mitwirkung nachgegeben habe, in der zuversichtlichen Erwartung, daß die Reichsstände sich schleunigst mit den nöthigen Berathschlagungen beschäftigen werden, die Armee ferner zum Schutze des Reiches zu erhalten." —

Am 19. April wurde nunmehr, hauptsächlich durch die unablässigen Bemühungen Lord Malmsbury's, welcher den preußischen Minister von Haugwitz absichtlich zu einer Conferenz im Haag überredet hatte, nur um ihn den Einflüssen der Franzosenpartei am Berliner Hofe zu entziehen, daselbst zwischen England und Holland auf der einen, Preußen auf der anderen Seite ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem sich Preußen verpflichtete, eine Armee von 62,400 Mann zu stellen, welche nach den Absichten der beiden Seemächte verwendbar sein und am 24. Mai auf den von diesen zu bestimmenden Punkten bereit stehen sollte; auch sollten alle von den preußischen Truppen zu machenden Eroberungen nur im Namen Englands und Hollands geschehen und diesen beiden Mächten die Verfügung über dieselben im Kriege wie beim Abschlusse des Friedens überlassen bleiben.

Dafür zahlten England und Holland sofort zur ersten Ausrüstung an Preußen die Summe von 300,000 Pfd. Sterling (etwa 2,100,000 Thlr.), monatliche Subsidiengelder von 50,000 Pfd., zur Beschaffung der Verpflegung pro Kopf monatlich 1 Pfd. und 12 Schillinge (etwa 10 Thlr.) und verpflichteten sich überdem noch, bei der Rückkehr der Armee noch

100,000 Pfd. nachzuzahlen. Wir haben diesen Vertrag bereits im §. 18 wiederholt erwähnt.

In finanzieller Beziehung war derselbe, wie man auf den ersten Blick erkennen kann, für Preußen ein außerordentlich vortheilhafter zu nennen; aber genauer betrachtet, wird man unschwer herausfinden, daß in dem Vertrage der Keim zu so vielen Mißhelligkeiten und Inconvenienzen aller Art verborgen lag, daß demselben schwerlich eine lange Dauer zugetraut werden konnte, wie es denn der Erfolg auch gezeigt hat.

In der That war Preußen, dessen König noch vor zwei Jahren der ritterliche Oberfeldherr des Krieges gewesen, durch diesen Vertrag in die untergeordnete Stellung einer Hilfsmacht zurückgetreten und mußte seine Armee den Befehlen und Anordnungen derjenigen Mächte unterwerfen, welche sie, wie man zugestehen muß, freigebig bezahlten; von den rücksichtslosen und übermüthigen Engländern aber konnte kaum erwartet werden, daß sie ein so überaus schwieriges und bei dem lebhaften Ehrgefühl des preußischen Offiziercorps doppelt delicates Verhältniß mit derjenigen Zartheit behandeln würden, welche allein demselben ein längeres Bestehen ermöglichen konnte.

So kann man es den Offizieren der am Rhein stehenden preußischen Armee kaum verargen, daß sie durch den abgeschlossenen Vertrag die Armee an England gewissermaßen verkauft, die Ehre Preußens beschimpft wähnten; eine Stimmung, die seitens der vielen Franzosenfreunde im Heere geflissentlich genährt wurde und die, zur Kenntniß des Feldmarschalls Möllendorf gekommen, diesem Veranlassung zu einem Parolebefehl gab, in welchem er zur Beruhigung der Armee bekannt machte, daß ebenso, wie es im siebenjährigen Kriege der Fall gewesen, der König zwar Subsidien erhalte, das Heer jedoch keineswegs im englischen Solde stehe.

Wir heben von diesem Vertrage hier noch besonders hervor, daß Lord Malmesbury bei den Verhandlungen mit Haugwitz die Verwendung des preußischen Heeres in den Niederlanden bestimmt gefordert hatte, daß es zwischen Beiden zu keiner Verständigung über diesen Punkt gekommen war und Haugwitz, obgleich persönlich der Ansicht des Engländers beipflichtend, doch ausdrücklich die Beschlußfassung über die Verwendung der Streitkräfte den Generalen gewahrt hatte. Die Engländer waren daher durchaus im Unrecht, wenn sie gleich beim Beginn des neuen Feldzuges wiederholt Aufforderungen an den preußischen Feldmarschall stellten, welche derselbe aus politischen wie aus militärischen Gründen zurückzuweisen genöthigt war; vollends aber, als im Anfange des Monats Juni der englische General Lord Cornwallis bei dem preußischen Heere erschien, um im Auftrage seiner Regierung eine Musterung über dasselbe zu halten, eine Zumuthung, die begreiflicher Weise von Möllendorf mit Entrüstung abgelehnt wurde.

Die Ungefügigkeit des Feldmarschalls, von welchem Lord Malmesbury der englischen Regierung schreibt, daß er zwar von tadelloser Rechtschaffenheit sei, aber bei nahezu 70 Jahren nicht mehr die nöthige Charakterstärke besitze, von einer Schaar von Rathgebern geleitet werde und ohne jeden höheren politischen Blick sich durch die kleinlichsten militärischen Rücksichten bestimmen lasse, eine Beurtheilung Möllendorfs, deren gänzliche Falschheit

wir noch nachweisen werden und die wohl nur aus dem Groll über seine hartnäckige Weigerung, den Befehlen der Engländer zu gehorchen, entstanden sein kann, — bewogen die englische Regierung zu dem Versuche, Möllendorf aus seiner Stelle zu entfernen und den Oberbefehl von Neuem dem Herzoge von Braunschweig zu übertragen; so groß war noch immer der Zauber, der sich aus dem siebenjährigen Kriege her an diesen Namen knüpfte, daß man über demselben die traurigen Erfahrungen der Feldzüge von 1792 und 93 völlig vergaß, daß man übersah, wie der Herzog von Braunschweig zwar jünger als Möllendorf, aber andererseits wenigstens ebenso kleinlich, vorsichtig und unschlüssig geworden war wie jener.

Der Herzog weigerte sich indessen ganz entschieden, noch einmal an die Spitze des preußischen Heeres zu treten, und, was er dem Könige gegenüber niemals zu thun gewagt hatte, sprach sich in einer Unterhaltung mit Lord Malmesbury ganz offen über seine Beweggründe und über die in der Umgebung des Königs befindlichen, ihm feindlich gesinnten Personen aus. Er brach hierbei in die heftigsten Klagen über den König selbst wie über seine Umgebung aus und äußerte u. A.:

> „Es ist unmöglich, daß ich mich aufs Neue all dem Ungemach ausgesetzt sehen sollte, welches ich am Rhein gehabt habe. Der König verliert die Hälfte des Tages auf der Wachtparade und bei der Tafel."

Ueber Bischofswerder, Luchesini und Andere sagte der Herzog:

> „Ich bin im vergangenen Jahre ihr Hampelmann (mannequin) gewesen, der Hampelmann von Leuten, die ich verachte. Ich will nichts mit ihnen zu schaffen haben, bis wir nicht ein anderes Bildniß auf der Münze sehen. Sie sind schlechter als der Convent und wenn sie nicht eben so viel Böses thun, so geschieht es, weil ihnen nicht dieselben Mittel zu Gebote stehen. Lieber will ich in einer Wildniß leben, als wieder dienen."

Wie schmerzlich mußte es der preußische Staat und Deutschland mit ihm zwölf Jahre später beklagen, daß der Herzog dem zuletzt ausgesprochenen Vorsatze untreu wurde. —

Somit war Preußen denn fürs Erste noch bei der Coalition gegen Frankreich erhalten und es möge, bevor wir den Antheil schildern, welchen die preußischen Truppen an den Kämpfen des Jahres 1794 nahmen, hier nur noch darauf hingewiesen werden, daß in Folge der zu gleicher Zeit in Polen stattfindenden Ereignisse die preußische Regierung bereits Schwierigkeiten in Erfüllung ihrer übernommenen Verpflichtung fand, das Heer auf 62,400 Mann zu verstärken. Man sah sich genöthigt, hierzu die Truppen der fränkischen Fürstenthümer Anspach und Baireuth, welche bisher, in eine Brigade formirt, in holländischem Solde gestanden hatten, zur Armee nach Mainz heranzuziehen und hier aus denselben ein Regiment zu 3 Bataillonen und 2 Jägercompagnien für den preußischen Dienst zu bilden. —

§. 20.

Der Feldzug von 1794.

Der Plan für den Feldzug des Jahres 1794 war von dem österreichischen Generalquartiermeister Mack, einem Manne von vielen Kenntnissen und großer Gelehrsamkeit, aber das Wesen der Kriegskunst in theoretischen Künsteleien und in Berechnungen suchend, welche durch jede unvorhergesehene Bewegung des Feindes über den Haufen geworfen werden mußten, entworfen und von der englischen Regierung genehmigt worden; Preußen hatte man hierbei gar nicht zu Rathe gezogen und dadurch von Neuem den Beweis geliefert, daß man von jetzt an diese Macht nur als eine vertragsmäßig zur Theilnahme am Kriege verpflichtete Hilfsmacht, die mit der oberen Leitung der Angelegenheiten nichts zu thun habe, ansehen wolle. Da der Feldzugsplan indessen auf die Mitwirkung der preußischen Armee rechnete, so war derselbe wenigstens dem Feldmarschall Möllendorf mitgetheilt worden und dieser hatte dem Prinzen von Coburg darauf erwidert:

> „es sei ihm unbekannt, welchen Antheil seine Regierung an dem Feldzugsplane, welchen er ihm mitgetheilt, genommen babe; der Plan enthalte viel Gutes und würde sich ausführen lassen; allein bei dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheiten enthalte derselbe manches Unpassende; außerdem könne er (Möllendorf) nicht auf Trier marschiren, ohne Mainz preiszugeben" — u. s. w.

Man erkennt aus dieser Antwort Möllendorfs schon leicht, wie wenig derselbe geneigt war, in eine von dem österreichischen oder englischen Obercommando abhängige Stellung zu gerathen.

Was nun den Plan selbst betrifft, so war derselbe ganz so verwickelter und künstlicher Art, wie man es von dem Theoretiker Mack erwarten mußte; obgleich derselbe niemals zur Ausführung gelangte, indem die Maßregeln des Gegners ihn sehr bald durchkreuzten, so theilen wir die Hauptzüge desselben wegen der großen Wichtigkeit, die man ihm allgemein beilegte, doch hier mit.

Es sollte danach eine Armee von 40,000 Mann, aus Engländern und deutschen Truppen in englischem Solde bestehend, Flandern decken und Lille beobachten, eine zweite Armee von 35,000 Mann, zum größten Theile Holländer, Maubeuge einschließen und belagern, eine dritte von 35,000 Oesterreichern die Maaslinie festhalten und Philippeville belagern oder Givet und Charlemont einschließen. Gedeckt durch diese Armeen sollte sodann ein österreichisches Heer von 90,000 Mann in 3 Colonnen in der Mitte auf Landrecies und Avesnes vordringen, diese Plätze und dann zunächst Cambray erobern und bis Arras sich auszudehnen versuchen, während die preußische Armee dazu bestimmt war, das österreichische Corps bei Trier abzulösen und die Festung Longwy zu erobern, zu welcher Operation der Belagerungstrain heimlich von Mainz nach Luxemburg geschafft werden sollte.

Hatte man Alles dieses erreicht, so wollte man je nach der Jahreszeit entweder mit drei großen Heeren direct nach Paris dringen oder aber in den gewonnenen Stellungen überwintern und mit dem nächsten Frühjahr den entscheidenden Marsch auf die Hauptstadt antreten.

So thätigen und rührigen Gegnern gegenüber, wie die französischen Generale jener Zeit es waren, und, wollten sie anders ihren Kopf nicht einbüßen, es sein mußten, hatte ein so künstlich combinirter und weitaussehend angelegter Feldzugsplan wenig Chancen des Gelingens und mußte an dem ersten energischen Schritte der Franzosen scheitern, auch wenn die Abgeneigtheit Möllendorfs, sich unter fremde Befehle zu stellen, die Ausführung desselben nicht unmöglich gemacht hätte.

Wir begnügen uns, von den militärischen Operationen des Feldzuges von 1794 in diesem Buche wiederum nur diejenigen ausführlicher zu beschreiben, an welchen die preußischen Truppen directen Antheil nahmen, alle anderen aber unserem Leser nur in allgemeinen Umrissen und so weit vorzuführen, als sie mit jenen im Zusammenhange stehen und als es zum Verständniß des Ganzen erforderlich ist.

Demgemäß wenden wir unsere Blicke zunächst nach den Ereignissen am Mittelrhein. Die Hauptmasse des preußischen Heeres cantonnirte, während die Unterhandlungen über die fernere Theilnahme desselben am Kriege im Gange waren, bis zum Monat Mai theils in Mainz, theils in der Gegend von Mainz auf dem linken Rheinufer; das Corps des Generals Graf Kalkreuth stand in und bei Kreuznach, eine schwächere Abtheilung unter General Köhler bei Simmern, eine dritte unter General Ruchel bei Alzey, das Corps des Prinzen von Hohenlohe endlich in der Gegend zwischen Guntersblum und Oppenheim. Die österreichische Armee unter Feldzeugmeister Browne, bald darauf aber unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen, stand in Quartieren auf dem rechten Rheinufer zwischen Basel und Mannheim vertheilt; zur Verbindung mit den österreichischen Heeren in den Niederlanden endlich diente das Corps des Generals Blankenstein bei Trier, welches im Anfange des Monats April bis Grevenmachern vorgerückt war und ein Seitendetachement unter General Mercandin bis Merzig entsendet hatte.

Diesen wenigstens 130- — 140,000 Mann zählenden Streitkräften gegenüber stand die französische Moselarmee, nach dem Abmarsche Jourdans nach den Niederlanden nur noch 30,000 Mann stark, unter General Moreau mit 10,000 Mann auf der Linie von Saarlouis über Thionville bis Longwy vertheilt, mit 20,000 Mann in den stark befestigten Stellungen bei Pirmasens und Kaiserslautern; endlich mit einem Seitendetachement bei Kusel. Die französische Rheinarmee unter General Michaud, nur 36,000 Mann stark, stand mit ihrer Hauptmasse, 18,000 Mann, am Rehbache zur Deckung des Rheinthales, woselbst die Befestigungen der Queichlinie wieder hergestellt wurden, 9000 Mann wurden verwendet, um den Rhein und seine Uebergänge zu beobachten und der Rest der Armee stand im Gebirge, um so viel als möglich die Verbindung mit der Moselarmee zu erhalten.

Abgerechnet einige ganz unbedeutende Vorpostengefechte hielten sich die sämmtlichen hier angeführten Corps bis in den Monat Mai hinein

völlig ruhig; die preußische Armee, weil überhaupt noch nicht entschieden war, welchen Antheil sie fernerhin am Kriege nehmen solle, die Oesterreicher, weil sie wie immer unschlüssig waren, was zu thun sei und weil sie jedenfalls nichts ohne die Mitwirkung der Preußen unternehmen wollten; die Franzosen endlich, weil sie, zu schwach, um gegen so überlegene feindliche Massen angriffsweise zu verfahren, froh darüber waren, daß diese ihre Ueberlegenheit nicht benutzten und ihnen Zeit ließen, von der Alpenarmee und aus dem Innern Frankreichs nicht unbeträchtliche Verstärkungen an sich ziehen.

Erst als der Vertrag vom 19. April das fernere Verbleiben Preußens bei der Coalition und die Mitwirkung des preußischen Heeres sicher gestellt hatte, entschloß sich der Feldmarschall Möllendorf, durch einen Angriff auf das bei Kaiserslautern stehende französische Corps, die Aufstellung der französischen Truppen zu sprengen und die deutschen Provinzen dadurch von ihnen zu befreien.

Die hierzu vom Feldmarschall getroffenen Anordnungen waren zwar einerseits sehr complicirter Art und bezeugten deutlich, daß Möllendorf ein ebenso vorsichtiger Feldherr als sein Vorgänger im Commando sei; andrerseits aber trugen sie um so mehr alle Chancen eines glücklichen Erfolges in sich, als durch sie sehr bedeutende Streitkräfte von den verschiedensten Seiten her gegen einen nur 5000 Mann starken Feind in Bewegung gesetzt wurden.

Während die bis Wadern vorgerückte Abtheilung des Generals Köhler starke Patrouillen in der Richtung auf Saarlouis vorsendete und auch General Kalkreuth, schon früher bis Kusel vorgerückt, Detachements gegen Saarlouis und Homburg entsendete, um bei den Franzosen den Glauben zu erwecken, man habe es auf die Einnahme dieser Festung abgesehen, marschirte General Kalkreuth mit den ihm übrig gebliebenen 11 Bataillonen und 18 Escadrons am 22. Mai nach Obermohr, am folgenden Tage nach Rammstein; eine zweite Colonne unter General Romberg ging an demselben Tage von Meisenheim nach Schelodenbach, überschritt am 23. Mai des Morgens ganz früh die Lauter bei Hirschhorn und vereinigte sich mit der ersten; der Feldmarschall selbst führte 19 Bataillone und 13 Escadrons vom Corps des Generals von Knobelsdorf am 22. Mai von Kirchheim-Poland nach Winweiler, am 23. früh über Lonsfeld gegen Moorlautern; fernerhin vereinigten sich 15 Escadrons von den Corps der Generale Romberg und Knobelsdorf am 23. Mai früh bei Otterberg und stellten sich Moorlautern gegenüber auf dem Geisberge auf; General Ruchel marschirte am 22. Mai bis in die Gegend von Alsenborn, erreichte die von Hochspeier nach Kaiserslautern führende Chaussee und drang am 23. mit 8 Bataillonen und 10 Escadrons, sowie 6 Bataillonen in Reserve auf erstgenannten Ort vor und Oberst von Blücher endlich sperrte mit 5 Bataillonen und 5 Escadrons, von Leiningen aus über Alsenborn vorgehend, an demselben Tage die Chaussee von Neustadt nach Kaiserslautern, hauptsächlich um zu verhindern, daß von dort aus den bei Kaiserslautern stehenden Franzosen, 5000 Mann unter General Ambert, Unterstützung geschickt werde.

Um endlich die französische Rheinarmee zu verhindern, den Angriff

des preußischen Heeres auf Kaiserslautern zu stören, mußte der Prinz von Hohenlohe am 22. Mai mit 16 Bataillonen und 35 Escadrons von Pfeddersheim aus gegen Neustadt vorgehen und die Franzosen durch Scheinangriffe festzuhalten und zu beschäftigen suchen; nur, wenn die Gelegenheit sich günstig zeigen sollte, hatte der Prinz die Ermächtigung, etwa errungene Vortheile weiter zu verfolgen. Zur Unterstützung des Prinzen gingen an demselben Tage 12 Bataillone und 22 Escadrons österreichischer Truppen unter dem Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg bei Mannheim über den Rhein, um am folgenden Tage die französische Stellung hinter dem Rehbache anzugreifen.

Der Angriff auf Kaiserslautern, am 23. Morgens von den verschiedenen Colonnen gleichzeitig und mit vieler Entschlossenheit ausgeführt, glückte vollständig, wie es denn auch bei so umfassenden Anordnungen und überlegenen Streitkräften nicht anders zu erwarten gewesen.

Mit leichter Mühe vertrieben die Generale Kalkreuth und Romberg die links der Lauter stehenden französischen Abtheilungen und warfen sie nach kurzem Gefechte und mit Verlust mehrerer Geschütze nach Pirmasens zurück; ebenso wichen die Franzosen aus den Stellungen von Moorlautern und Kaiserslautern vor dem Angriffe der Generale Knobelsdorf und Ruchel; und wenngleich General Ambert für einen Augenblick entschlossen schien, auf dem südwestlich der Stadt gelegenen Galgenberge ernsthafteren Widerstand zu leisten, so nöthigte ihn doch das gleichzeitige Vordringen der verschiedenen preußischen Corps in der Front und in beiden Flanken sehr bald zum eiligen Rückzuge auf Pirmasens, wobei seine Nachhut nicht unbeträchtliche Verluste erlitt.

Noch glücklicher focht an diesem Tage der tapfere, als kühner Reiterführer bereits zu hohem Ansehen gelangte Oberst von Blücher. Unter fortwährendem heftigen Gefechte trieb derselbe mit 2½ Bataillonen und 3 Escadrons die Franzosen bis Weidenthal zurück, eroberte dieses Dorf und nahm daselbst Stellung, weil es ihm zu gefährlich erschien, den zurückweichenden Franzosen noch weiter in das Gebirge zu folgen und er überdem schon genöthigt gewesen war, einen Theil seines Detachements vor dem noch stark besetzten Frankenstein stehen zu lassen. Als nach einigen Stunden der von Frankenstein aus zurückgehende General Siscé mit 2 Bataillonen, 100 Pferden und 2 Geschützen bei Weidenthal im Rücken Blüchers erschien, um sich den Rückweg nach Neustadt zu bahnen, stürzte sich derselbe rasch entschlossen mit seinen Reitern auf die Colonne, sprengte sie nach kurzem Gefechte völlig auseinander und warf sie mit bedeutendem Verluste, wozu auch die Geschütze gehörten, in wilder Flucht in das Gebirge.

Das Gefecht von Weidenthal mit eingerechnet, fielen am 23. Mai nicht weniger als 67 Offiziere, über 2000 Mann und 17 Geschütze in die Gewalt der Preußen.

Weniger glücklich fielen die an diesem Tage gegen die Rheinarmee stattfindenden Gefechte aus. Der Erbprinz von Hohenlohe verjagte zwar mit leichter Mühe beim Vorrücken von Dürkheim auf Neustadt die französischen Vorposten, stieß dann aber auf die sehr vortheihaft gewählte Hauptstellung der Division Ferino hinter dem Marlachbache und begnügte

sich, seinem Auftrage gemäß, eine lebhafte Kanonade gegen die Gegner zu unterhalten, und die Erfolge des österreichischen Angriffes auf die Stellung der Franzosen hinter dem Rehbache abzuwarten.

Aber dieser Angriff, in 3 Colonnen von Mutterstadt, Maudach und Rheingenheim aus unternommen, scheiterte vollständig an der Tapferkeit, mit welcher die Franzosen ihre Stellungen vertheidigten; und als General Desaix selbst zum Angriffe überging und seine Division mit heldenmüthiger Entschlossenheit persönlich zum Angriffe auf die Colonne des Generals Grafen Erbach führte und derselben die bereits errungenen Vortheile wieder entriß, da wichen die vom Kampfe ermatteten Oesterreicher auf allen Punkten zurück und bezogen, vom Feinde unbelästigt, eine Stellung zwischen Mundenheim und Oggersheim; 25 Escadrons, welche der Prinz von Hohenlohe dem geschlagenen rechten Flügel der Oesterreicher zu Hilfe sendete, fanden dieselben schon in vollem Rückzuge und konnten das Schicksal des Tages nicht mehr wenden.

Was indessen der Angriff der Oesterreicher am 23. Mai mit Verlust von mehr als 500 Mann vergeblich zu erreichen versucht hatte, that der französische Obergeneral schon am folgenden Tage freiwillig; er räumte die Stellung hinter dem Rehbache und zog sich hinter die Queich zurück, seine Verbindung mit der Moselarmee, welche in Folge der Ereignisse vom 23. bis Bitsch und bis hinter die Saar zurückgegangen war, durch die in Pirmasens aufgestellte Division Meynier sichernd.

Preußischerseits dachte man, obgleich bereits zum dritten Male Sieger auf dem mit Blut gedüngten Boden von Kaiserslautern, auch diesmal so wenig wie früher daran, die errungenen Vortheile energisch zu verfolgen; die preußische Hauptarmee bezog Cantonnirungsquartiere in und um Kaiserslautern, 3 Bataillone wurden nach Landstuhl vorgeschoben, um die Verbindung mit General Kalkreuth bei St. Wendel aufrecht zu halten, noch weiter rechts bei Wadern stand die Abtheilung des Generals Köhler; das Corps des Erbprinzen von Hohenlohe zwischen Venningen und Edenkoben sicherte den Zusammenhang mit dem bis auf 31 Bataillone und 43 Escadrons verstärkten österreichischen Corps in der Gegend von Speier; 11 Bataillone besetzten mehrere wichtige Punkte im Gebirge, besonders das sogenannte Schänzel, den höchsten Punkt eines Gebirgsrückens, auf welchem die Straße von Neustadt nach Trippstadt führt, sowie das Johanniskreuz, den Hauptpunkt für die vorgeschobenen Posten auf dem Eschenkopf, Saukopf, Schnapphahnpfahl und andere; eine 15 Meilen lange Vorpostenkette endlich sicherte die dahinter cantonnirenden Truppen vor unerwarteten Angriffen.

Aber auch die Franzosen hielten sich, nachdem General Desaix am 28. Mai einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, Neustadt wieder zu besetzen, von dem tapferen Oberst von Blücher aber in einem glänzenden Reitergefecht mit großen Verlusten zurückgeworfen worden war, von nun an ruhig in ihren Stellungen hinter der Queich und hinter der Saar; ihr Obergeneral benutzte die ihm gegönnte Ruhezeit aufs Thätigste, seine Truppen auszubilden und zu verstärken, und erst als gegen Ende des Monats Juni die längst erwartete Division der Alpenarmee eintraf und die inzwischen aus dem Innern Frankreichs ebenfalls verstärkte Moselarmee

die Stellungen bei Pirmasens wieder besetzte, eröffneten beide französische Heere von Neuem die Feindseligkeiten. —

Die Unthätigkeit Möllendorfs erregte indessen in hohem Grade die Unzufriedenheit der verbündeten Seemächte, welche aus dem mit Preußen abgeschlossenen Subsidienvertrage die Berechtigung herleiteten, die preußische Armee nun auch nach ihren eigenen Absichten verwenden zu dürfen. Diese Unzufriedenheit steigerte sich aufs Höchste, als der Feldmarschall es geradezu verweigerte, ihrer Aufforderung, nach den Niederlanden abzumarschiren und die an der Sambre fechtenden Truppen zu unterstützen, Folge zu leisten, eine Weigerung, welche derselbe durch sehr triftige militärische Gründe motivirte, und welche sich unzweifelhaft auf die geheimen Instructionen stützte, die Möllendorf von seinem König erhalten.

Wie bitter besonders die englische Regierung die Unthätigkeit und den vermeintlichen Ungehorsam des preußischen Feldmarschalls empfand, geht recht deutlich aus einem Berichte des schon vielfach genannten Lord Malmsbury an das englische Ministerium hervor; es heißt darin:

> „Das preußische Heer ist in Folge der Schwäche der Regierung ein imperium in imperio (Staat im Staate) geworden. Das Hauptquartier besteht theils noch aus Anhängern des Herzogs von Braunschweig, theils aus Leuten, die von den kleinen rheinischen Fürsten bestochen, alle eifrig bemüht sind, die Armee am Rheine festzuhalten, um unter keine höhere Controle zu kommen.
>
> Der Marschall Möllendorf, gegen dessen Rechtschaffenheit nichts zu sagen ist, dessen Geschicklichkeit aber sich auf die Linie seines Geschäftes beschränkt, ist nahe an 70 Jahr. Er besitzt die nöthige Charakterstärke nicht mehr und da er allein steht, wird er von einer Schaar von Rathgebern geleitet. Abgesehen davon, daß er gänzlich unfähig ist, sie mit politischen Gründen zu bekämpfen, läßt er sich von den kleinlichsten militärischen Rücksichten bestimmen. Die preußische Armee liegt heute noch (27. Juni) in Cantonnirung, kein Regiment ist ins Lager gerückt, wodurch die Zelte geschont, die Mundvorräthe gespart und die Truppen so gut gehalten werden, als ob sie in ihren Standquartieren lägen. Den Baron Hardenberg, dessen Benehmen in dieser Angelegenheit das ehrenhafteste gewesen, habe ich ersucht, dem Feldmarschall Möllendorf und dem Grafen Schulenburg zu schreiben, daß Preußen, wenn es auf dem eingeschlagenen Wege fortgehe, und, nachdem es beinahe die Hälfte der Hilfsgelder bezogen, die dafür übernommenen Verpflichtungen nicht erfülle, in einer isolirten Lage ohne Bundesgenossen und ohne Aussicht, auch nur einen einzigen zu erhalten, dahin gelangen werde, alles Gewicht im Kriege und im Frieden zu verlieren und daß dies ihnen beiden (Schulenburg und Möllendorf) zur Last fallen werde, da man zuverlässig wisse, daß der König selbst ganz anders denke und fühle, und daß auch seine Minister andere Gesinnungen und Ueberzeugungen hätten, daher dieser unselige

Verlauf nur Wirkung der Veranstaltungen und Intriguen jener beiden Militärs sein könne.“ —

Der Engländer irrt, wenn er in diesem Schreiben behauptet, Preußen habe bereits die Hälfte der Ausrüstungsgelder erhalten. In Wahrheit war die dazu bestimmte Summe, 300,000 Pfd., erst am 25. Mai von London abgesendet worden, traf in der Mitte Juni in Hamburg und zu Anfang Juli in Berlin ein; vertragsmäßig konnte England daher erst die Kriegsbereitschaft des preußischen Heeres zu Anfang August fordern.

Was endlich die Weigerung Möllendorf's, nach den Niederlanden zu rücken, betrifft, so war dieselbe durch die triftigsten militärischen wie politischen Gründe vollkommen gerechtfertigt und Möllendorf hatte in seiner Ansicht, daß nach seinem Abzuge vom Rhein das Reichsheer die Franzosen nicht acht Tage lang abhalten werde, vollständig Recht, wie denn seine Ansicht auch von den Prinzen von Coburg und Oranien, ja selbst von dem besten englischen General Lord Cornwallis getheilt wurde.

Nur der Eigensinn Lord Malmesbury's, welcher hartnäckig an dem Gedanken festhielt, daß die Seemächte allein und nach ihrem Gutdünken über die preußische Armee zu verfügen hätten, konnte den durchaus zweckmäßigen Vorschlag des Feldmarschalls, mit dem preußischen Heere einen Angriff durch die Vogesen hindurch auf die Saar und obere Mosel zu machen und so die französischen Heere in Belgien im Rücken zu bedrohen, — wie wir uns erinnern derselbe Plan, welcher schon im Sommer 1793 zwischen dem Prinzen von Coburg und Herzog von Braunschweig verabredet worden — abweisen.

Der Unmuth der Verbündeten über Preußen erklärt sich einfach dadurch, daß inzwischen in den Niederlanden, sowohl bei den österreichischen als bei den englisch-holländischen Truppen Alles schief gegangen war; man suchte, wie in solchen Fällen gewöhnlich, die Ursache der erlittenen Unfälle nicht in den Fehlern, die man selbst begangen, nicht in dem Ungeschick der österreichischen und anderer Generale, nicht in den kriegskünstlerischen Theorien eines Mack, welcher das Heer in viele kleine Abtheilungen zersplitterte und dadurch jede einzelne einer Niederlage aussetzte, sondern man schrieb ganz einfach dem Ausbleiben der Preußen zu, was man selbst verschuldet hatte und klagte offen Preußen der Saumseligkeit und sogar des Verrathes an der gemeinsamen Sache an.

Selbst Kaiser Franz, welcher im April persönlich den Oberbefehl über das österreichische Heer in den Niederlanden übernommen hatte, verschmähete es nicht, sich gegen die im Hauptquartier anwesenden Engländer in diesem Sinne zu äußern.

Uebrigens wurde der Kaiser, von Natur durchaus nicht kriegerisch gebildet, nachdem er anfänglich der Belagerung von Landrecy beigewohnt, dann aber am 18. Mai bei Tourcoing von den Franzosen gänzlich geschlagen worden, obgleich das an Zahl und innerem Werthe dem Gegner sehr überlegene österreichische Heer mit großer Tapferkeit focht, nachdem er endlich am 1. Juni in der größten Gefahr gewesen war, gefangen zu werden, sehr bald des ganzen Krieges überdrüssig, übergab dem Prinzen von Coburg den Oberbefehl und kehrte in seine Staaten zurück. Auch General Mack wurde von der Armee abberufen und durch den Prinzen

von Waldeck ersetzt, ohne daß durch diesen Wechsel eine Aenderung in dem verderblichen System der österreichischen Kriegführung eingetreten wäre. Die Gründe, mittelst welcher Graf Thugut den Kaiser erst zum Verlassen seines Heeres, schließlich aber zur gänzlichen Aufgabe Belgiens überredete, sind uns aus §. 18 bereits bekannt. Wie auf den König von Preußen, wirkten die Verhältnisse in Polen auch auf Kaiser Franz ein und bewogen ihn allmählich, den Schwerpunkt seiner ganzen Politik nach Osten zu verlegen.

Am 26. Juni griff der Prinz von Coburg die Franzosen bei Fleurus an, um durch eine Schlacht die von diesen belagerte Festung Charleroy zu befreien; daß dieselbe, durch ein siebentägiges verheerendes Feuer aufs Aeußerste gebracht, schon am Tage zuvor capitulirt hatte, war dem österreichischen Obergeneral gänzlich unbekannt. Er erfuhr es erst am Mittage des 26. Juni, als bereits seine Colonnen auf allen Punkten des Schlachtfeldes siegreiche Fortschritte gemacht hatten und die Schlacht so gut wie gewonnen war. Daß sich der Prinz von Coburg dadurch bestimmen ließ, alle errungenen Vortheile aufzugeben und den Rückzug anzutreten, obgleich dieser nothwendiger Weise für ihn alle nachtheiligen Folgen einer verlornen Schlacht haben mußte, bestätigt die Annahme, daß in Folge der Ereignisse in Polen schon bei der Abreise des Kaisers die Räumung der Niederlande eine beschlossene Sache gewesen ist und der Angriff auf Fleurus nur als letzter Versuch und gleichsam ehrenhalber unternommen wurde.

So wich das österreichische Heer, in Folge einer eigentlich gewonnenen Schlacht, in den nächsten Tagen bis nach Mastricht und Lüttich zurück, damit den größten Theil der Niederlande, für welche nun schon so viel Blut vergeblich geflossen war, den nachdringenden Franzosen überlassend, welche übrigens in ihrer Hoffnung, von der Bevölkerung mit Jubel und Begeisterung empfangen und als Befreier begrüßt zu werden, sich gar arg getäuscht sahen.

Nicht besser wie dem österreichischen Heere in den Niederlanden, war es der vereinigten englisch-holländischen Armee unter dem Oberbefehle des Herzogs von York in Flandern ergangen; und etwa zu derselben Zeit, als der Prinz von Coburg sich hinter die Maas zurückgedrängt sah, befand sich der englische Obergeneral in die Nothwendigkeit versetzt, bis hinter die Schelde in die Gegend von Breda zurückzuweichen und fortan sich nur noch auf die Vertheidigung Hollands zu beschränken.

Gegen Ende des Monats August legte der Prinz von Coburg das Commando nieder und verließ, an der Möglichkeit eines glücklichen Ausganges verzweifelnd, die Armee; an seine Stelle trat der feurige und thatkräftige General Clairfait. Aber auch dieser war nicht im Stande, den Siegeslauf der französischen Heere aufzuhalten; ein Plan Clairfaits, nach welchem der Herzog von York auf Antwerpen marschiren, dieses erobern und sich dann mit den gleichzeitig von der Maas aus vordringenden Oesterreichern vereinigen sollte, kam gar nicht zur Ausführung, da die ungestümen Angriffe des an Zahl überlegenen französischen Heeres Clairfait selbst in den Tagen vom 15. bis 18. September von der Maaslinie bis hinter die Roer zurückdrängten. Vergeblich stellte Clairfait sich nochmals

in der Gegend von Jülich am 2. October den Franzosen entgegen; er wurde trotz tapferen Widerstandes geschlagen, zog sich, ohne große Verluste erlitten zu haben, nach Cöln zurück und ging, nur den Rheinstrom für eine sichere Schutzwehr gegen die feindliche Uebermacht haltend, in der Nacht zum 6. October auf das rechte Ufer dieses Flusses über; noch an demselben Tage besetzte die französische Armee Cöln.

Die übrigen, durch die Gefechte an der Maas, Ourthe und Roer von der Hauptarmee abgekommenen österreichischen Corps suchten ebenso wie jene ihr ferneres Heil in dem eiligen Rückzuge auf das rechte Rheinufer. So gelangte das Corps des Generals Kerpen am 6. nach Düsseldorf und General Werneck, welcher noch am 3. October den Franzosen hartnäckigen Widerstand geleistet, und sich dann über Grevenbroich zurückgezogen hatte, mußte sofort nach Düsseldorf marschiren, um diese wichtige Stadt, welche allein noch die Möglichkeit einer ferneren Verbindung mit der Armee des Herzogs von York gewährte, gegen die Franzosen zu decken. Schon am 7. October erschien ein von Cöln aus entsendetes französisches Corps auf dem linken Rheinufer, Düsseldorf gegenüber und begann die Stadt zu bombardiren, wurde indessen von dem bedeutend verstärkten General Werneck zurückgewiesen.

General Haddick war mit seinem Corps auf Bonn zurückgegangen, mußte indessen diese Stadt bereits am 10. October der andringenden französischen Division Marceau überlassen und ebenfalls den Rhein überschreiten. General Melas endlich hatte Coblenz besetzt; als aber die Franzosen von Bonn und gleichzeitig eine Division der Moselarmee von Bingen aus sich gegen Coblenz in Bewegung setzten, zog auch er sich in der Nacht zum 22. October über den Rhein zurück und übergab die Stadt mittelst Capitulation.

Somit war denn hier das ganze Land bis an den Rheinstrom in die Hände der Franzosen gefallen und am Schlusse des 3., gegen die Republik gerichteten Feldzuges sahen sich die Verbündeten nicht allein weiter von ihrem Ziele entfernt als je, sondern mußten auch jeden Augenblick gewärtig sein, die französischen Heere über den Rhein dringen, das Banner der Revolution auch in den Gauen Deutschlands aufpflanzen zu sehen.

Mit dem Beginn des Monats November sehen wir das noch etwa 78,000 Mann starke österreichische Heer hinter dem Rhein in der Ausdehnung von dem dicht bei Mainz gelegenen Bieberich bis Düsseldorf Winterquartiere beziehen; das Corps des Generals Werneck war sogar bis in die Gegend von Emmerich vorgeschoben, um die Verbindung mit dem Herzoge von York zu erhalten, für den Fall der Noth auch um zu seiner Unterstützung zu dienen.

Gegenüber auf dem linken Rheinufer bezog das französische Heer sehr ausgedehnte Winterquartiere, nachdem am 4. November die Festung Mastricht hauptsächlich aus Mangel capitulirt hatte.

Ebenso glücklich wie General Jourdan gegen die österreichische Hauptarmee, focht General Pichegru gegen den Herzog von York. In einer Reihe von glücklichen Gefechten, deren Beschreibung wir uns indessen in diesem Buche des mangelnden Raumes halber versagen müssen, trieb Pichegru die englisch-holländische Armee in der Mitte des Monats Septem-

der über die Maas zurück, welcher Fluß bei Grave überschritten wurde. Nach kurzer Beschießung und in für die Holländer nicht gerade ehrenvoller Weise fielen am 28. September die Festung Crevecoeur, am 10. October die große, reichlich mit Vertheidigungsmitteln versehene, aber nur ungenügend besetzte Festung Herzogenbusch in die Hände der Franzosen; am 26. ergab sich Venlo an das Corps des General Laurent, welches bei Roermonde die Maas überschritten hatte, obgleich gegen die Festung noch nicht ein Kanonenschuß abgefeuert worden war.

Am 18. October bereits hatten 30,000 Franzosen bei Teffelen die Maas überschritten und warfen die zwischen der Maas und der Waal stehenden Truppen nach tapferem Widerstande auf Nymwegen zurück; am 7. November fiel auch dieser wichtige Punkt in die Gewalt des Feindes, nachdem der Herzog schon in der Nacht vom 19. zum 20. October auf das rechte Ufer der Waal übergegangen war und in der Gegend von Gorkum Quartiere bezogen hatte. Vergeblich hatte der bei Emmerich stehende österreichische General Werneck von dort aus einen Versuch gemacht, Nymwegen zu retten; ein durch nichts zu erklärender Befehl des Kriegsrathes rief ihn, als er bereits in die Nähe Nymwegens gelangt war, bis Wesel zurück, um dort den Rhein zu überschreiten; inzwischen ergab sich die Festung.

Die Lage der englisch-holländischen Armee wurde noch bedenklicher, als in der Mitte des Monats December bei immer zunehmender Kälte sowohl die Maas wie auch zum Theil die Waal fest zufroren, was die Franzosen nicht säumten, sich zu Nutze zu machen. Am 27. December eroberte General Delmas das sogenannte Bommeler Waard, eine waldige Insel zwischen der Maas und der Waal; am folgenden Tage ergab sich nach vierwöchentlichem ununterbrochenem Bombardement die Festung Grave, deren heldenmüthige Vertheidigung ihrem 74jährigen Commandanten, General de Bons, zu unvergänglichem Ruhme gereicht. In der Mitte des Monats Januar 1795 überschritt die gesammte französische Armee auf verschiedenen Punkten die Waal; die Reste der englischen, hannöverschen und holländischen Truppen, von welchen die ersteren schon im Anfange des Jahres von ihren Generalen als nicht mehr schlagfähig bezeichnet worden, zogen sich über die Yssel zurück und hiermit war die völlige Eroberung Hollands, dessen einzelne Provinzen rasch nach einander besetzt wurden, entschieden. Bereits am 18. Januar schiffte sich der Erbstatthalter mit seiner Familie nach England ein; am 20. besetzte Pichegru ohne Widerstand Amsterdam, in den folgenden Tagen Dortrecht und Rotterdam, am 23. den Haag, den bisherigen Sitz der Regierung. Mit der neu eingesetzten holländischen Regierung schloß die Republik Frankreich ein enges Freundschaftsbündniß und erlangte dadurch den doppelten Vortheil, daß die republikanische Regierung nicht allein fortan über die reichen Hilfsmittel und Streitkräfte des bisher ihr feindlich gegenüber gestandenen Landes verfügen konnte, sondern auch, daß die ganze Kriegführung auf dem Festlande durch das Bündniß Hollands mit Frankreich eine veränderte Gestaltung erhielt.

Von jetzt ab suchte die englische Regierung, und zwar von ihrem Standpunkte aus mit Recht, ihren Vortheil mehr in der Eroberung der

Colonien Frankreichs und Hollands, als in der Fortsetzung eines Kampfes auf dem Festlande, der nur die traurigsten Resultate gehabt und dabei große Opfer an Menschen und Geld gekostet hatte; die wenigen noch auf dem Continent befindlichen englischen Truppen wurden denn in der That auch bald nach England zurückgeholt.

Wir müssen indessen unsere Blicke wieder nach dem mittleren Rhein und der Moselgegend richten, wo wir die beiderseitigen Heere zu Ende des Monats Juni unthätig und der Ruhe pflegend verlassen haben.

Am 2. Juli eröffneten beide inzwischen bedeutend verstärkte französische Heere die Feindseligkeiten mit einem allgemeinen gleichzeitigen Angriff auf sämmtliche Stellungen der Preußen und Oesterreicher, der indessen, bei unglaublich fehlerhafter Anordnung den Keim des Mißlingens in sich tragend, auf allen Punkten mit beträchtlichen Verlusten für die Republikaner abgewiesen wurde.

Im Rheinthale griff General Desaix in 2 Colonnen die Oesterreicher an, drängte im Anfange die österreichischen Vortruppen zurück, wurde dann aber seinerseits, als diese Verstärkung erhielten, nach lebhaftem Gefechte geworfen und bis hinter Lingenfeld zurückgetrieben. Das Centrum der Rheinarmee, unter General St. Cyr, griff das Corps des Prinzen von Hohenlohe und des Oberst von Blücher bei Edenkoben an, vermochte aber nicht, das von Blücher mit großer Tapferkeit vertheidigte Edenkoben zu erobern, und kehrte, nachdem auf beiden Seiten bis zum Abend hin eine ziemlich wirkungslose Kanonade unterhalten worden, in seine Stellung bei Landau zurück.

Keinen günstigeren Erfolg hatte ein mit nur geringen Kräften unternommener Angriff auf die preußische Stellung am Johanniskreuz, welcher vom General von Kleist mit leichter Mühe zurückgewiesen wurde.

Ernsthafter gestaltete sich dagegen der Angriff, welchen die französische Division Taponnier von Pirmasens aus gegen die Stellung bei Trippstadt richtete; doch gelang es den rechtzeitig von Kaiserslautern zur Unterstützung herbeigeeilten Truppen auch hier, die anfänglichen Fortschritte des Feindes aufzuhalten; als dieser am 3. Morgens den Angriff mit großer Heftigkeit wiederholte, erschien General von Kleist vom Johanniskreuz her in seiner rechten Flanke und er wurde mit Verlust von 2 Geschützen zum Rückzuge genöthigt.

Der Angriff zweier in den Lagern von Hornbach und Bliescastel stehenden französischen Divisionen, welche sich am 2. Juli Morgens bei Zweibrücken vereinigt hatten und auf die Stellung des Generals Ruchel bei Käshofen vordrangen, geschah mit so wenig Energie, daß es kaum zu einem ernsthaften Gefechte kam; als General Graf Kalkreuth mit seinem Corps an demselben Tage bei Homburg eintraf, wollten beide preußische Generale eben vereint zum Angriff auf die Franzosen übergehen, wurden aber durch einen Befehl des Feldmarschalls, welcher die sämmtlichen hier verfügbaren Truppen bis auf 3 Bataillone und 5 Escadrons nach Kaiserslautern berief, daran verhindert.

Dennoch wagten die Franzosen auch am 3. keinen Angriff, zogen sich vielmehr an demselben Tage noch hinter den Erbachfluß und am folgenden Tage in ihre Lager zurück.

Vergeblich ersuchte der Feldmarschall nach diesem glücklich abgeschlagenen Angriff den Herzog von Sachsen-Teschen, durch ein Detachement österreichischer Truppen Neustadt zu besetzen. Er fühlte sehr richtig, daß der schwächste Punkt der ganzen ausgedehnten preußischen Aufstellung im Gebirge liege und daß ein concentrirter und überlegener Angriff des Feindes mit großer Wahrscheinlichkeit zum Durchbrechen der ganzen Stellung führen werde; besetzten indessen die Oesterreicher nach dem Wunsche Möllendorfs Neustadt, wozu sie ohne alle Schwierigkeit im Stande waren, so wurde dadurch das Hohenlohe'sche Corps für den Feldmarschall disponibel und konnte entweder mit im Gebirge verwendet oder zu starken Entsendungen gegen Trier hin benutzt werden, zu welchen der Feldmarschall wiederholt und dringend aufgefordert worden.

Die Ansicht Möllendorfs sollte sich sehr bald als völlig richtig bewähren.

Am 12. Juli wiederholten die französischen Generale, durch bestimmte Befehle des Convents getrieben, den Angriff auf die preußische Stellung und zwar, wie Möllendorf vorausgesehen, im Gebirge, und diesesmal hatten sie zweckmäßigere Anordnungen getroffen.

Die Divisionen Desaix und Vachot mußten, ohne sich in ein ernsthaftes Gefecht einzulassen, am Morgen des 12. Juli die Stellung der Oesterreicher angreifen, während 2 andere Divisionen unter den Generalen St. Cyr und Frientzholz, zusammen 16,000 Mann stark, die Stellungen des Erbprinzen von Hohenlohe und des Generals von Blücher bei Edenkoben bedrohten. Besonders die Abtheilung Blüchers hatte hier ein sehr blutiges Gefecht zu bestehen, indem es der feindlichen Infanterie von Roth aus gelungen war, sich unter dem Schutze der Weinberge Edenkoben zu nähern; aber die preußischen Bataillone wiesen den ungestümen Angriff des französischen Fußvolkes mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit ab und General Blücher selbst stürzte sich an der Spitze seines Husarenregiments auf die französische Reiterei, jagte sie in die Flucht und verfolgte sie bis hinter Edesheim, bei diesem schönen Reitergefechte zugleich 3 Geschütze erobernd. Auch der heldenmüthigen Tapferkeit des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, welcher, nachdem die Infanterie verstärkt worden, an der Spitze derselben zum Angriff vorging und den Feind mit großen Verlusten in seine erste Stellung zurückwarf, müssen wir bei dieser Gelegenheit gedenken. Gegen das Centrum und den linken Flügel des Hohenlohe'schen Corps wurde von den Franzosen nur eine lebhafte Kanonade gerichtet, welche, wie alle diese Angriffe, nur den Zweck hatte, eine Unterstützung der angegriffenen Posten im Gebirge zu verhindern.

In derselben Absicht erschienen vom linken Flügel der Franzosen am Nachmittage des 12. Juli 2 Divisionen der Moselarmee vor der Stellung des Generals Kalkreuth auf der Martinshöhe, ohne etwas Ernsthaftes gegen die Preußen zu unternehmen und, als die Corps von Kalkreuth und Ruchel in der Nacht nach Kaiserslautern abrücken mußten, woselbst der Feldmarschall die Schlacht anzunehmen entschlossen war, begnügten sich jene, am 13. die verlassene Stellung zu besetzen und wagten nicht weiter zu folgen.

Gleichzeitig am 12. Juli stattfindende Angriffe der Division Taponnier auf den Posten bei Trippstadt, des Generals Sibaud auf die Stellung

am Johanniskreuz und des Generals Degranges auf den Kesselberg, nicht weit von dem sogenannten Schänzel, wurden von den Preußen mit glänzender Tapferkeit abgeschlagen.

Aber die Angriffe auf die Posten im Gebirge wiederholten sich am 13. Juli; abermals schlugen sich die nur unbedeutend verstärkten preußischen Truppen am Horderkopf, Sauerkopf und am Johanniskreuz, am Schänzel und auf dem Kesselberge mit der rühmlichsten Ausdauer; als aber am Abend alle Munition verschossen war, die Generale von Kleist und von Kunitzki verwundet waren, mußten die drei ersten Posten bei einem erneuerten Angriff dem Feinde überlassen werden; mit ihnen fielen, zum ersten Male in diesem Kriege, auch mehrere Geschütze, deren Bespannung und Bedienung erschossen war, in die Hände der Sieger.

Ein mit großer Ueberlegenheit unternommener allgemeiner Angriff der Franzosen nöthigte nunmehr auch die 4 Bataillone auf dem Schänzel und dem Kesselberge unter großen Verlusten, worunter 9 Geschütze, zum Rückzuge, theils auf Neustadt, theils auf St. Martin; der hier befehligende General Pfau war tödtlich verwundet in Gefangenschaft gerathen.

Mit dem Verlust der Posten im Gebirge hielten der preußische wie der österreichische Oberbefehlshaber die Stellungen ihrer Armeen nicht länger für haltbar und beschlossen, ohne eine Schlacht verloren zu haben, den allgemeinen Rückzug.

Demzufolge ging die preußische Armee in der Nacht vom 15. zum 16. Juli aus der Stellung von Kaiserslautern über Winweiler in die Gegend von Kirchheim-Poland zurück, woselbst sie hinter der Pfriem eine neue Stellung bezog; General Kalkreuth blieb mit seinem Corps hinter der Alsenz bei Rockenhausen stehen, der Erbprinz von Hohenlohe wich in den Tagen vom 14. bis 19., nachdem das österreichische Corps seine Stellungen im Rheinthale geräumt und in der Nacht zum 16. bei Mannheim auf das rechte Ufer des Rheins zurückgegangen war, in die Stellung hinter dem Eisbache bei Pfeddersheim zurück, ohne daß der ihm in bedeutender Stärke folgende Feind es wagte, ihn anzugreifen.

Am 23. Juli bezog die preußische Armee, um die nur unvollkommen ausgerüstete Festung Mainz besser decken und nöthigenfalls eine Schlacht zu diesem Zwecke annehmen zu können, eine neue und mehr concentrirte Stellung. Das Gros der Armee bezog ein Lager bei Monzenheim, das Corps des Prinzen von Hohenlohe, zu welchem 10,000 Oesterreicher unter General Benjowski stießen, stellte sich bei Osthofen, in unmittelbarer Verbindung mit dem Gros auf; General Kalkreuth stand eine Meile davon entfernt bei Fürfeld, General Köhler endlich wurde bis in die Gegend von Kusel vorgeschickt. —

Die Armee war indessen kaum in diese neuen Stellungen eingerückt, als bei derselben die Nachricht von dem Zurückweichen des Prinzen von Coburg auf das rechte Ufer der Maas eintraf. Hiermit wurde die Aufgabe der preußisch-österreichischen Truppen unter Möllendorf und dem Herzoge von Sachsen-Teschen, nämlich das linke Ufer des Mittelrheins und mit diesem Mainz zu decken, zugleich aber auch das rechte Ufer der Mosel und Trier zu sichern und über Luxemburg die Verbindung mit dem Heere in den Niederlanden zu erhalten, eine ungleich schwierigere und besonders

der zweite Theil derselben forderte zu seiner Erfüllung wesentlich andere Maßregeln.

In einem am 26. Juli zu Schwetzingen abgehaltenen Kriegsrathe wurde daher der Beschluß gefaßt, das Corps des Erbprinzen von Hohenlohe, im Verein mit dem bis auf 18,000 Mann zu verstärkenden Corps des Generals Benjowski solle die Deckung von Mainz, der Feldmarschall Möllendorf mit dem übrigen Theile des preußischen Heeres die Sicherung des rechten Moselufers übernehmen und besonders auf den Schutz von Trier bedacht sein. Zur Deckung dieses von den Verbündeten mit Recht für überaus wichtig erachteten Punktes stand, wie bereits erwähnt, der österreichische Feldmarschallieutenant Blankenstein mit nur 7000 Mann in der Gegend vorwärts Trier, und zwar mit 1 Bataillon und 1 Escadron bei Remich, mit 4½ Bataillonen und 5 Escadrons bei Merzkirchen, mit 3 Bataillonen und 2 Escadrons bei Mettloch und mit 1 Bataillon und 1 Escadron bei Birkenfeld; die überaus gefährliche Nähe der französischen Moselarmee, welche einen Angriff auf Trier von den verschiedensten Richtungen her möglich machte, hatte den österreichischen General zu einer so nachtheiligen Vereinzelung seiner ohnehin ungenügenden Streitkräfte genöthigt. Zur Aufnahme Blankensteins wurde nunmehr noch ein Corps von Reichstruppen in der festen Stellung bei Wittlich auf dem linken Moselufer aufgestellt und Blankenstein die Weisung ertheilt, im Falle er zur Räumung Triers gezwungen werden sollte, in diese Stellung zurückzugehen und sie zu behaupten.

Der Feldmarschall Möllendorf trat den vom Kriegsrath gefaßten Beschlüssen bei, erklärte aber ganz ausdrücklich, daß er sich nur so lange an dieselben gebunden erachten werde, als die Armee des Prinzen von Coburg sich auf dem linken Ufer des Rheins halten könne. Ueberschreite dagegen dieser den Rhein, so sei er, Möllendorf, verpflichtet, zur Sicherstellung der westphälisch-preußischen Provinzen ebenfalls unverzüglich auf das rechte Rheinufer zurückzugehen; wie wir wissen, war der Feldmarschall zu dieser Erklärung durch Weisungen des Königs ermächtigt, und hatte bereits den Befehl erhalten, bei allen ferneren Operationen darauf Rücksicht zu nehmen, daß die Armee zu jeder Zeit vollständig zu seiner Verfügung stände und in jedem Augenblick ein Theil derselben abberufen werden könne.

Daß indessen noch über eine Woche vergehen konnte, ehe der Feldmarschall die Armee zur Rettung Triers in Bewegung setzte, obgleich ihm bekannt sein mußte, daß die Franzosen sehr bedeutende Streitkräfte bei Thionville und Saarlouis zusammenzogen, welche füglich keinen anderen Zweck haben konnten, als Trier zu erobern, würde völlig unbegreiflich erscheinen, wenn man nicht in Erwägung ziehen wollte, wie dieses unselige Zaudern und Zögern leider einmal im Geiste der damaligen preußischen Kriegführung lag, und jede Maßregel Möllendorfs so gut, wie die seines Vorgängers, des Herzogs von Braunschweig, charakterisirte.

Erst am 7. August setzte sich die Armee in der Richtung auf Trier in Bewegung; General Ruchel erreichte an diesem Tage Kirn, das Gros, vom Feldmarschall selbst geführt, die Gegend von Kreuznach. General Graf Kalkreuth dagegen war auf die ersten Nachrichten von den drohenden Bewegungen der Franzosen schon am 5. August aus dem Lager aufge-

brochen und hatte am 8. Gonnesweiler, neun Meilen von Fürfeld, erreicht, als ihm dort am Abende vom General Blankenstein gemeldet wurde, daß er durch die große Uebermacht der Franzosen genöthigt worden sei, Trier zu räumen und sich auf Wittlich zurückzuziehen.

Gegen die vorhin erwähnte Stellung Blankensteins hatten sich bereits am 6. August zahlreiche Streitkräfte der Franzosen in verschiedenen Colonnen in Bewegung gesetzt. General Moreau selbst führte 24,000 Mann von Thionville aus auf dem linken Moselufer gegen Trier, drängte das schwache Detachement in Remich mit leichter Mühe zurück und erreichte am 7. August Grevenmachern, wodurch auch die in Merzkirchen stehende Abtheilung der Oesterreicher zum Rückzuge auf Consarbrück genöthigt wurde. An demselben Tage drang die Division Desbureaux von Saarlouis aus zwischen der Mosel und Saar auf Trier vor und drängte die bei Mettloch stehenden Oesterreicher zurück; gleichzeitig marschirte General Renaud, bisher bei Brücken stehen geblieben und durch einige Bataillone von Saarbrücken aus verstärkt, über Mettnich, Wadern und Zerf ebenfalls nach Trier.

Einem mit so ungeheurer Ueberlegenheit unternommenen und so umfassend angeordneten Angriff vermochte General Blankenstein um so weniger dauernden Widerstand zu leisten, als er auf höheren Befehl noch in der Nacht zum 7. August 3 Bataillone seines Detachements zur Besatzung des ebenfalls bedrohten Luxemburgs hatte abrücken lassen müssen.

Unter so schwierigen Verhältnissen gereicht es den österreichischen Truppen und ihren Führern zu um so höherer Ehre, daß sie die vereinten Angriffe der französischen Colonnen auf die Verschanzungen bei Pellingen, Emmel und Consarbrück wiederholt abschlugen und ihre Stellungen bis zum Nachmittage behaupteten. Erst dann gelang es den Franzosen, die Schanzen bei Pellingen nach rühmlichem Widerstande zu erobern; das österreichische Corps trat nunmehr, auf den Höhen der Karthause bei Trier gesammelt, in großer Ordnung und ohne vom Feinde verfolgt zu werden, den Rückzug nach Wittlich an, welches am 9. August erreicht ward. Wenig übereinstimmend mit der bei Trier bewiesenen Energie war es dagegen, daß General Blankenstein, obgleich bei Wittlich durch 4 Bataillone verstärkt, am 14. August die sehr vortheilhafte Stellung bei dem bloßen Erscheinen eines starken französischen Recognoscirungsdetachements aufgab und bis Kaiseresch zurückging.

Der Fall von Trier, durch welchen die Verbindung des preußischen Heeres mit den Oesterreichern in den Niederlanden auf bedenkliche Weise gefährdet wurde, verfehlte nicht, die Eifersucht und Mißgunst zwischen beiden Heeren von Neuem aufs Lebhafteste zu entflammen. Man überhäufte sich gegenseitig mit den bittersten Vorwürfen; die Oesterreicher beschuldigten die Preußen, nicht rasch genug zur Rettung Triers herangerückt zu sein, ja wohl gar der absichtlichen Zögerung, wo nicht des Verraths; diese wieder gaben den Oesterreichern Schuld, Trier zu früh verlassen zu haben, welcher Vorwurf wenigstens ebenso ungegründet war.

Besonders der preußische General Graf Kalkreuth war es, auf welchen sich, wir werden gleich erörtern, ob mit Recht oder Unrecht, der allgemeine Unwillen der Verbündeten richtete; schrieb doch der Engländer

Malmesbury ganz öffentlich den Verlust von Trier: „einzig und allein der absichtlichen Nachlässigkeit Kalkreuths zu". Wir sind der Meinung, mit dem entschiedensten Unrechte.

Es trifft den General in Wahrheit weder der Vorwurf, zu spät zur Unterstützung Triers sich in Marsch gesetzt zu haben, denn der Befehl zum Abmarsch wurde selbstredend vom Feldmarschall ertheilt, noch der Tadel, zu langsam marschirt zu sein; er hatte mit seinem Corps in etwas über drei Tagen eine Entfernung von neun Meilen, das Detachement des Generals Köhler sogar über 10 Meilen zurückgelegt, und endlich würden beide preußische Abtheilungen, selbst zur rechten Zeit bei Trier angekommen, bei der ungeheuren Ueberlegenheit der Franzosen, schwerlich im Stande gewesen sein, diesen Punkt zu retten.

Eine andere Frage ist es allerdings, in wie weit General Graf Kalkreuth bei seinem großen Einfluß auf den Feldmarschall Möllendorf diesen, wie vielfach behauptet wird, auch hierbei benutzt hat, und so durch die Verspätung und Verzögerung der nothwendigen Maßregeln dennoch die Schuld an dem Falle Triers trägt. Galt doch der General von jeher und jetzt in höherem Maße wie je als Anhänger der Franzosen und dem Kriege gegen dieselben in so hohem Grade abgeneigt, daß der damalige Generalquartiermeister Massenbach in seinen Memoiren geradezu den Verdacht ausspricht, von der französischen Partei im Hauptquartier Möllendorfs seien mit den Franzosen insgeheim Unterhandlungen gepflogen und denselben vertrauliche Mittheilungen gemacht worden, freilich, ohne den Namen des Generals gerade zu nennen.

Mit viel weniger Umschweifen äußert sich Stein über die im preußischen Hauptquartier herrschenden Umtriebe und Intriguen, als deren Urheber er geradezu den General Kalkreuth nennt, indem er sagt:

> „Durch Kalkreuth verleitet, knüpfte Möllendorf insgeheim Unterhandlungen mit den französischen Generalen und Conventsdeputirten an, wozu er sich eines Kreuznacher Weinhändlers Schmerz bediente. Friedrich Wilhelm II. war so sehr entfernt, seine Bundesgenossen zu verlassen, daß er noch im August mit Unwillen und Lebhaftigkeit den Antrag seines Ministers von Alvensleben zum Frieden verwarf; erst als im Winter 1796 der Weinhändler Schmerz sich bei ihm beschwerte, die ihm von Möllendorf für seine Bemühungen versprochene Pension nicht erhalten zu haben, erfuhr er das Geheimniß und äußerte gegen den Staatsminister von Hardenberg mit Heftigkeit: „er wolle Möllendorf den Kopf abschlagen lassen." —

Vor solchem Zeugniß müssen in der That alle Zweifel daran schwinden, daß selbst in den höchsten Stellen des preußischen Heeres sich ein höchst verderblicher, allen Anschauungen von militärischen Pflichten widersprechender Geist eingeschlichen hatte, der nicht verfehlte, seinen zersetzenden Einfluß auf alle Glieder des Heeres auszuüben. Sowohl hierüber, wie über die mannichfachen Einflüsse, welche scheinbar ganz unbedeutende Nebenrücksichten auf die Verwendung des Heeres, vielleicht ohne Vorwissen des Feldmarschalls ausübten, finden wir ebenfalls einen interessanten Auf-

schluß in dem Werke: „Das Leben Steins von Pertz.“ Dort heißt es im I. Theile, pag. 84:

„Der Geist des preußischen Heeres wurde durch den Einfluß des Hauptquartiers immer verkehrter, die Entfernung von den Oesterreichern, die Neigung zu den Franzosen und selbst bei vielen jüngeren Offizieren, zu den republikanischen Meinungen, der Wunsch nach Frieden nahmen immer zu und eine, durch den Generalcommissar Graf Schulenburg-Kehnert bei der Verpflegung getroffene Einrichtung äußerte einen höchst nachtheiligen Einfluß. Eine zahlreiche aus allen Classen von Menschen, Prinzen und Juden, dem Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt und den Juden Erelinger und Philippsohn bestehende Gesellschaft hatte die Verpflegung der preußischen Truppen in den Quartieren für bestimmte Preise übernommen. Ihr Vortheil erforderte also, das Heer am Rhein festzuhalten, um kostbare Landtransporte zu vermeiden; ihr Einfluß war mannichfaltig und weitgreifend, der Generaladjutant (Generalcommissar?) war ganz in ihren Händen und zugleich ein thätiges Werkzeug bei den Friedensverhandlungen“ u. s. w.

Es klingt in der That kaum denkbar, und ist jedenfalls ein im hohen Grade trauriges Zeugniß von der in allen, selbst den bisher bewährtesten Kreisen der preußischen Staatsmaschine eingetretenen Stockung und Fäulniß, wenn ein im Felde stehender commandirender General ohne Vorwissen seines Königs insgeheim mit dem Feinde über den Frieden unterhandeln kann, wenn die Rücksicht auf den Vortheil von Juden und gewinnsüchtigen Lieferanten maßgebend gewesen ist auf die Verwendung einer Armee, und damit auf das Geschick des ganzen Krieges.

Wir verfolgen indessen nach dieser Abschweifung die kriegerischen Begebenheiten weiter.

Im Hauptquartier Möllendorfs so gut wie in dem des Herzogs von Sachsen-Teschen fühlte man die Nothwendigkeit, die Verbindung mit Luxemburg und durch diesen Platz mit der Armee in den Niederlanden wieder herzustellen und zu diesem Zwecke Trier wiederzuerobern, mit gleicher Lebhaftigkeit; und dennoch vergingen in nutzlosen Verhandlungen über die Art, wie dies zu bewerkstelligen sei, fast sechs Wochen. Erst im September, nachdem der Feldmarschall mehrere höchst complicirte Operationsentwürfe des Herzogs zurückgewiesen hatte, kam man zu dem Entschluß, am 16. September sich gegen Trier in Bewegung zu setzen und am 23. den Angriff auf diese Stadt zu unternehmen; der Prinz von Hohenlohe, welcher seit dem 1. August seine alte Stellung bei Pfeddersheim gegenüber der französischen Rheinarmee wieder bezogen hatte, sollte in Verbindung mit dem Benjowski'schen Corps, 18,000 Mann stark bei Pfifflichheim stehend, in dieser Zeit die Rheinarmee beschäftigen und verhindern, das Unternehmen auf Trier zu stören. Eine Abtheilung von der niederländischen Armee, 8000 Mann unter General Nauendorf, war dazu bestimmt, den Angriff auf Trier von Norden her zu unterstützen.

Indessen das Unternehmen gelangte gar nicht zur Ausführung. Als am 19. September die Avantgarde des preußischen Heeres Birkenfeld, das

Gros desselben die Gegend von Kirn und Meisenheim und General Nauendorf von Norden her Schönecken, noch $6\frac{1}{2}$ Meilen von Trier, erreicht hatten, erhielt der Feldmarschall die Nachricht, daß General Clairfait in Folge des unglücklichen Treffens an der Ourthe das rechte Maasufer geräumt habe und bis hinter die Roer zurückgewichen sei. Hiermit mußte das ganze Unternehmen als nutzlos aufgegeben werden, denn selbst die Wiedereroberung Triers würde nach dem Zurückweichen der niederländischen Armee die Verbindung zwischen den Heeren nicht wieder hergestellt haben; demgemäß kehrten die Corps wieder in ihre alten Stellungen zurück, nur General Kalkreuth blieb näher an Trier bei Stumpfenthurm stehen und General Nauendorf bezog eine verschanzte Stellung bei Blankenheim, um die linke Flanke des hinter der Roer stehenden Clairfait'schen Heeres zu decken.

Um so glänzender hatte inzwischen der Erbprinz von Hohenlohe seine Aufgabe, die Rheinarmee zu beschäftigen, zu lösen gewußt; ihm gebührt die Ehre, die preußischen Truppen da, wo sie zum letzten Male in diesem unseligen Kriege ihren Gegnern entgegentraten, zum glänzendsten Siege geführt zu haben, wenn schon der Sache selbst aus diesen neuen Lorbeeren kein Vortheil mehr erblühen sollte.

Am 17. September versammelte der Prinz den größten Theil seines Heeres bei Göllheim, nachdem an demselben Tage General Wartensleben mit 8 Bataillonen und 18 Escadrons Oesterreichern bei Worms eingetroffen war. Noch in der Nacht mußte General von Blücher den Feind aus seiner Stellung zwischen Leystadt und Wattenheim vertreiben, General von Voß den Schorleberg wegnehmen und General Wolfradt den Heuberg besetzen. Der nächtliche Angriff glückte auf allen Punkten vollständig; überall sahen sich die Franzosen theils in das Gebirge, theils nach Kaiserslautern zurückgeworfen und bemühten sich am 18. und 19. vergeblich und unter großen Verlusten, das verlorene Terrain wiederzuerobern.

Am 20. September beschloß der Prinz eine große Recognoscirung der französischen Stellungen in der Richtung auf Hochspeier zu unternehmen; da aber der französische Obergeneral für denselben Tag eine Wiederholung des Angriffs auf die preußischen Truppen bei Alseborn, Neukirchen und Sembach angeordnet hatte, so trafen beide Heere sehr rasch und unvermuthet auf einander und in rascher Benutzung des günstigen Augenblicks, als die französische Brigade Sibaud beim Dorfe Fischbach von preußischer Cavallerie eingeholt und völlig auseinandergesprengt worden war, verstand es der Erbprinz, die beabsichtigte Recognoscirung in einen allgemeinen Angriff zu verwandeln. Das schnell herbeieilende Gros der preußischen Armee rückte zum Angriff auf Kaiserslautern vor, während General Blücher die Eselsfurth forcirt und die dort stehenden 3 Bataillone gänzlich aufgerieben hatte; vergeblich suchte der französische General, durch diesen unvermutheten Angriff völlig außer Fassung gebracht und jeden Gedanken an Widerstand aufgebend, seine Truppen aus dem Gefechte zu ziehen; es gelang ihm nur theilweise. Noch vor dem Dorfe Hohenecken wurde die von Kaiserslautern zurückweichende Infanterie, besonders die Brigade Cavrois, von der preußischen Reiterei eingeholt und größtentheils niedergehauen oder gefangen genommen. Nicht weniger als 100 Offiziere, 3000 Mann,

3 Fahnen und 4 Geschütze fielen in die Hände der Preußen, welche ihrerseits den glänzenden Sieg, welchen sie erfochten, nur mit dem Verluste von 11 Offizieren und 390 Mann an Todten und Verwundeten erkauft hatten.

Leider sollte der dritte Sieg des preußischen Heeres bei Kaiserslautern noch weniger Folgen für den Gang des Krieges haben, als die beiden vorhergehenden, indem der Feldmarschall, nachdem die Wiedereroberung Triers als nutzlos aufgegeben worden, auch für das Corps des Prinzen von Hohenlohe den Rückmarsch in die alte Stellung anordnete. Der Prinz ließ daher die bei Kaiserslautern aufgeworfenen Verschanzungen zerstören und lagerte bereits am 28. September wieder bei Pfeddersheim; das österreichische Corps des Generals Wartensleben aber ging an demselben Tage auf das rechte Rheinufer zurück. —

Von Neuem begannen nunmehr zwischen dem Feldmarschall Möllendorf und dem Herzoge von Sachsen-Teschen Verhandlungen über die zunächst zu treffenden Maßregeln und ebensowenig wie früher konnte man sich über die weiteren Operationen verständigen, als die aus den Niederlanden eintreffende Nachricht, Clairfait sei am 2. October bei Jülich geschlagen und im Begriff, über den Rhein zurückzugehen, plötzlich aller Unschlüssigkeit und Uneinigkeit ein Ende machte.

Da der Erfolg in den Niederlanden gleichzeitig für alle an der Nordost- und Ostgrenze Frankreichs fechtenden französischen Heere das Signal zum allgemeinen Vorrücken war, da der Feldmarschall in der That befürchten mußte, das österreichische Heer werde auch das rechte Rheinufer nicht mit Erfolg zu vertheidigen im Stande sein und ein weiteres Vordringen des siegreichen französischen Heeres werde Westphalen in die äußerste Gefahr versetzen, so mußte Möllendorf, wollte er das völlig isolirte preußische Heer nicht in die übelste Lage versetzen, sich nothwendiger Weise der allgemeinen rückgängigen Bewegung anschließen.

Das Vordringen der verstärkten Moselarmee, mit welcher sich die Trümmer der bei Kaiserslautern auseinandergesprengten Division Meynier vereinigt hatten, in der Richtung auf Meisenheim und Lauterecken, das gleichzeitige Vorgehen der Rheinarmee auf Göllheim und Frankenthal, machten die Lage des preußischen Heeres von Tage zu Tage gefährlicher; der Feldmarschall vereinigte daher die langsam vor der Uebermacht des Feindes zurückweichenden Corps, als schon am 15. October eine Masse von 80,000 Franzosen mit ihrem linken Flügel Kreuznach, mit dem Centrum Göllheim und Grünstadt, und mit dem rechten Flügel Oggersheim erreicht hatte, am 18. October in einer Stellung hinter der Selz und ging in den Tagen vom 21. bis 23. mit dem gesammten Heere über den Rhein zurück. Die preußischen Truppen bezogen Quartiere längs des Rheins in der Ausdehnung von Caub bis Gernsheim; das Corps des Generals Benjowski, von welchem einige Bataillone die Garnison von Mainz verstärkten, in der Linie von Gernsheim bis Nordheim.

Wenn schon strategische Gründe einerseits den Rückzug des preußischen Heeres hinlänglich rechtfertigten, so wirkten doch auch noch andere Umstände bestimmend auf den Entschluß des Feldmarschalls ein. Bereits am 11. October hatten die Seemächte, deren Gesandte vergeblich gegen die Unthätigkeit

und jetzt gegen den Rückzug des preußischen Heeres protestirt hatten, dem preußischen Cabinet erklärt, daß sie fernerhin keine Subsidien mehr zahlen würden, welche Erklärung dem Feldmarschall die willkommene Gelegenheit bot, sich fortan gänzlich dem englisch-holländischen Einflusse zu entziehen. Schon am 14. October, also noch bevor ihm bekannt sein konnte, welchen Entschluß der König fassen werde, machte Möllendorf der Armee in einem Parolebefehl bekannt, daß der Subsidienvertrag mit England nicht mehr existire und fortan Alles, was noch unternommen würde, nur noch dazu dienen solle, die Ehre und den alten Ruhm der preußischen Waffen aufrecht zu erhalten. Sollte der Feind die Armee angreifen, so werde sie sich um so besser schlagen, als ihr gute Winterquartiere und ein naher Friede verheißen werden könne.

Auch ließ der König am 25. October durch den Baron Hardenberg den Seemächten erklären, daß er, in Folge ihres ihm mitgetheilten Entschlusses, den im Haag geschlossenen Vertrag als aufgehoben betrachte und sich fortan nicht mehr an denselben binden werde. —

Von diesem Zeitpunkte an, mit welchem auch gleichzeitig die Preußen feindselige Gesinnung der beiden Kaiserhöfe, besonders in der polnischen Angelegenheit, zu Tage trat, wie wir später noch ausführlicher zu schildern haben, datirt sich die größere Geneigtheit des Königs, mit den Machthabern Frankreichs Unterhandlungen über den Abschluß eines Separatfriedens anzuknüpfen. Hatte schon der traurige Ausgang dreier Feldzüge gegen Frankreich den König verstimmt und dem Bündnisse mit Oesterreich abgeneigt gemacht, hatten schon die gehässigen Urtheile, welche die eigenen Bundesgenossen über die Art der preußischen Kriegführung, über die Unfähigkeit und Unthätigkeit Möllendorfs öffentlich aussprachen, den König erbittert und gereizt, hatte endlich vor Allem die kränkende Art und Weise, in welcher Oesterreich und Rußland die polnische Angelegenheit mit Ausschluß Preußens zu regeln Miene machten, den Stolz und Ehrgeiz Friedrich Wilhelms auf's Tiefste verletzt, so setzte ihn das Aufhören der Subsidienzahlungen bei der Nothwendigkeit, gleichzeitig auch in Polen ein starkes Heer zu unterhalten, geradezu in die Unmöglichkeit, den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen, wie dies der König ja auch schon im Anfange des Jahres 1794 offen und ohne allen Rückhalt erklärt hatte.

Dazu kam noch, daß der König um diese Zeit bestimmtere Kenntniß erhielt von geheimen Intriguen des Wiener Cabinets, deren Spitze wie gewöhnlich gegen Preußen gerichtet war und über welche schon während des Sommers 1794 allerlei beunruhigende Gerüchte bei dem am Rhein stehenden Heere im Umlauf gewesen waren. Schon im Mai oder Juni erzählte man sich in der preußischen Armee, die österreichische Regierung habe geheime Emissäre nach Paris gesendet, um mit dem zur Zeit an der Spitze der französischen Republik stehenden Robespierre Unterhandlungen über den Abschluß eines für Oesterreich vortheilhaften Friedens, selbstredend auf Kosten des deutschen Reiches und zur Schädigung Preußens anzuknüpfen; man versicherte sogar, was indessen durch nichts bewiesen ist, es hätten viele Offiziere von der österreichischen Rheinarmee ihren Abschied genommen, um in die Dienste der polnischen Aufständischen zu treten und in Polen gegen Preußen fechten zu können.

Wir erwähnen hier nur beiläufig, daß schon im Juni 1794 in Valenciennes durch einen Agenten Robespierre's, den Pseudo-Grafen Montgaillard (eigentlich ein Bauer Namens Jacob Roques aus dem Dorfe Montgaillard), eine der zahlreichen abenteuerlichen Erscheinungen, welche die Revolution tief aus dem Schlamme an die Oberfläche der menschlichen Gesellschaft emporgewirbelt hatte, Verhandlungen mit dem österreichischen Hauptquartier angeknüpft worden waren, welche Möllendorf sofort dem Könige gemeldet hatte. Wir bemerken ebenso hier nur beiläufig, daß das Wiener Cabinet in der That zwischen dem Wunsche hin und her schwankte, entweder durch einen Separatfrieden mit Frankreich seine alten Pläne auf die Erwerbung Baierns zu verwirklichen, oder durch einen aufrichtigen Anschluß an Rußland sich vortheilhaftere Erwerbungen in Polen zu sichern, daß es zu diesem Behufe sogar nicht abgeneigt war, den Lieblingsplan der revolutionären französischen Regierung, die Erwerbung des linken Rheinufers, zu begünstigen, und kommen darauf noch ausführlicher zurück.

In der That war der am Widerstande Preußens so oft gescheiterte Lieblingsgedanke Kaiser Josephs II., die österreichische Hausmacht durch den Erwerb Baierns zu vergrößern und dafür die stets aufsässigen und für Oesterreich unbequem gelegenen Niederlande abzugeben, sei es nun durch Tausch oder durch Gewalt, auch auf den ehrgeizigen Minister Kaiser Franz II. übergegangen; und dieser Gedanke trat um so lebendiger hervor, als sich im Verlaufe des unglücklichen Feldzuges bei dem Minister die Ueberzeugung befestigte, daß die Niederlande für Oesterreich trotz aller Opfer und Anstrengungen dennoch verloren gehen würden.

Schon unterm 14. Juli brachte das in Wien erscheinende politische Journal für 1794, in ganz Europa bekannt als das Organ der österreichischen Regierung, einen längeren und unzweifelhaft vom Minister Thugut inspirirten Artikel, in welchem mit bemerkenswerther Offenheit der Entschluß des Wiener Cabinets, die Niederlande aufzugeben, angedeutet wird. Es heißt darin:

> „Man betrachtet in Wien die Niederlande als verloren; man will auch für jene für ihre Vertheidigung so unthätigen Menschen*) keine braven Krieger mehr opfern. Von jeher sind die Niederlande, wie die Geschichte es beweist, dem Hause Oesterreich mehr schädlich als nützlich gewesen. Was sie einbrachten, wurde stets und noch mehr dazu in den Kriegen um sie wieder zugesetzt. Die entfernte Lage dieser Länder macht ihren Besitz wenig fruchtbar und ihre Vertheidigung kostspielig. Es soll daher bereits vor einigen Wochen dem Prinzen von Coburg der Befehl zugefertigt worden sein, jene Provinzen ohne Aufopferung von Menschen nach und nach zu verlassen und mit der Armee bei Cöln über den Rhein zu gehen. Man versichert, daß der Prinz noch mit mehr als 100,000 Mann zurückkomme, von denen er die Hälfte am Rhein stehen lassen, mit der anderen in die Kaiser-

*) Es muß hierbei bemerkt werden, daß die Stände von Brabant dem Kaiser bei seiner Anwesenheit in den Niederlanden die zur Vertheidigung des Landes von ihm geforderten Hilfsgelder verweigert hatten.

lichen Staaten zurückkehren soll. Man spricht bei dieser Gelegenheit wiederum stark von einer Besetzung Baierns und von neuen Verbindungen, welche der Hof mit dem Cabinet von St. Petersburg eingegangen sein soll. Die Angelegenheiten im Norden scheinen seit einiger Zeit das Cabinet mehr als die französischen zu beschäftigen.“ —

Und das Mittel, für das Haus Oesterreich Baiern zu erwerben, glaubte der erste Minister des Kaisers von Deutschland in einem geheimen Bündnisse mit dem republikanischen Frankreich, mit welchem Oesterreich wie das Reich selbst noch im heftigsten Kampfe begriffen war, zu finden; um diesen Preis scheute der geschworenste Feind der Revolution nicht, mit den Führern derselben, mit dem blutbefleckten Robespierre in Verbindung zu treten.

In diesem Manne, einer der schreckensvollsten Erscheinungen in der Gräuelzeit der französischen Staatsumwälzung, seit dem 3. December 1793 gleichzeitig mit dem nicht minder entsetzlichen Couthon und dem blutigen St. Just an der Spitze des französischen Volkes stehend und mit ihnen gemeinschaftlich unumschränkt über Leben, Freiheit und Eigenthum desselben gebietend, glaubten die Cabinete Europa's für eine Zeit lang den dereinstigen alleinigen Beherrscher Frankreichs, den Einzigen zu erblicken, welcher geneigt zu sein schien, der Schreckensherrschaft ein Ziel zu setzen und wenigstens eine Art von gesetzlicher Ordnung wieder herzustellen. In ihm erblickte besonders der Minister Thugut, an die Dauer der Herrschaft Robespierre's glaubend*), den Einzigen, mit welchem man in Unterhandlungen über einen Frieden oder wenigstens über einen Waffenstillstand eintreten könne; denn der Abschluß eines solchen lag, wie bereits auseinandergesetzt worden ist und wie ein in die Cabinetspolitik jener Zeit eingeweihter Staatsmann versichert, in den Berechnungen Thuguts und mithin des Kaiserlichen Cabinets.

Es ändert im Ganzen an der Sache wenig, ob die mit Robespierre im Geheimen angeknüpften Unterhandlungen wirklich zum Abschluß gekommen sind oder nicht; ob der Kaiser, wie Viele behaupten, wirklich seine Einwilligung zur freiwilligen Räumung der Niederlande gegeben und Robespierre sich dagegen verpflichtet habe, dem Hause Oesterreich zur Besitznahme Baierns behilflich zu sein, oder ob der plötzliche Sturz Robespierre's die Unterhandlungen noch vor ihrem Abschluß unterbrochen haben mag; gewiß ist nur, daß Oesterreich mit dem Reichsfeinde unterhandelte über die Erwerbung von Ländern auf Kosten des Reiches, und daß Preußen, von diesen Verhandlungen in Kenntniß gesetzt, von Neuem sehen konnte, was es von der Treulosigkeit Oesterreichs zu erwarten habe. —

Der König von Preußen gab nunmehr den Vorstellungen seiner Minister, welche schon längst der Verständigung mit Frankreich das Wort

---

*) Thugut und mit ihm viele Andere täuschten sich über die Dauer dieser Herrschaft. Auch Robespierre entging seinem wohlverdienten Schicksale nicht, nachdem er in nicht ganz vier Monaten seiner Dictatur über 2300 Personen auf's Schaffot gesendet hatte, und endete am 27. Juli 1794 unter der Guillotine, nachdem er bei seiner zweiten Verhaftung einen vergeblichen Versuch, sich zu erschießen, gemacht, sich aber nur die Kinnlade zerschmettert hatte. —

geredet hatten, ein geneigteres Gehör, obgleich er noch kurz zuvor die zwar wohlgemeinten, aber, weil sie nicht gefordert waren, dem Könige aufdringlich erscheinenden Rathschläge des ehemaligen Ministers Grafen Hertzberg in sehr ungnädiger Weise abgelehnt hatte.

Die Wendung der Angelegenheiten in Polen, wohin wir nunmehr zurückkehren, brachte endlich den Entschluß des Königs zur Reife.

§. 21.

Der Kampf Preußens gegen die polnische Revolution 1794.

Während der diplomatischen Verhandlungen über das endliche Schicksal des im Aufstande begriffenen und anfänglich siegreichen Polens, auf welche wir später ausführlicher zurückkommen werden, war im Anfang des Monats Mai ein preußisches Heer von 50,000 Mann an den verschiedenen, zum Einrücken in Polen bestimmten Punkten versammelt worden, und befand sich somit in der äußerst günstigen Lage, jeden Augenblick zur Unterdrückung des Aufstandes schreiten zu können, zu einer Zeit, in welcher Rußland mit seinen Rüstungen noch weit im Rückstande war und Oesterreich eben erst den Entschluß faßte, seine Truppen aus Belgien zurück nach dem östlichen Kriegsschauplatz zu ziehen.

Zwar war die russische Regierung in hohem Grade thätig, um so rasch als möglich achtunggebietende Streitkräfte gegen Polen in Bewegung zu setzen; aber noch in der Mitte des Monats Mai befand sich von russischen Truppen nur die ehemalige Garnison von Warschau, kaum 7000 Mann, in einem Lager bei Lowicz in der Nähe der preußischen Grenze, das bei Raclawice geschlagene Corps des Generals Denisow, etwa 8500 Mann, bei Opatow mit dem Befehl, sich ebenfalls der preußischen Grenze zu nähern und mit den Truppen des Generals von Favrat zu vereinigen, während Fürst Repnin, an Igelström's Stelle zum Oberbefehlshaber ernannt, von Riga aus 6000 Mann zur Verstärkung der wenigen noch in Litthauen stehenden Abtheilungen heranführte und General Derfelden mit einem Corps von kaum 8000 Mann, von der Armee des Fürsten Soltikow, von der Ukraine aus im Anmarsche auf Brzesc begriffen war.

Erwägt man ferner, daß Oesterreich zu derselben Zeit nur ganz geringe Truppenabtheilungen in Galizien stehen hatte, daß die Mittel Polens zum Widerstande bei der geringen Opferwilligkeit der Nation, bei der traurigen Uneinigkeit der Führer in der That nur sehr unbedeutend waren, daß Kosciuszko noch im Anfang Mai kaum 12,000 Mann schlecht organisirter und wenig zuverlässiger Truppen in der Gegend von Krakau versammelt hatte und von dem mit 7000 Mann zwischen Lublin und Chelm stehenden General Grochowski durch die Weichsel und durch das Corps des Generals Denisow getrennt war, so liegt die Wahrscheinlichkeit auf der Hand, daß es der großen preußischen Armee unschwer möglich geworden wäre, den ganzen Aufstand zu erdrücken, Warschau und Krakau einzunehmen und das polnische Gebiet wenigstens bis an die Weichsel zu besetzen, noch ehe die russischen Heeressäulen zur Entscheidung herangerückt waren.

In solcher Lage hätte es dem Könige wohl gelingen mögen, sich der Eifersucht und der Mißgunst der beiden Kaiserhöfe gegenüber im Besitze derjenigen polnischen Landestheile zu erhalten, welche allein seinen Staaten eine günstige Abrundung gegen den russischen Koloß geben konnten, das Land bis zum Niemen, dem Narew und der Weichsel; offenbar wenigstens hätte das Preußen, welches soeben den Aufstand mit siegreicher Hand und fast allein niedergeworfen hatte, ganz andere Bedingungen fordern können, als ihm später seine Verbündeten mit Widerwillen gestatteten.

In Wahrheit neigte sich im ganzen preußischen Heere Niemand mit größerer Vorliebe einem Plane zu, welcher eine rasche und vortheilhafte Beendigung der polnischen Sache in Aussicht stellte, als König Friedrich Wilhelm selbst. Wie im Feldzuge von 1792 in der Champagne, wurde auch jetzt in Polen der König selbst das unaufhörlich vorwärts und zur Entscheidung treibende Element der preußischen Armee; dennoch sollte, theils aus Ursache mehrerer durch diplomatische Verhandlungen eintretender Stockungen, theils wegen der vom General Igelström in seinem Schreiben vom 16. April ganz richtig beurtheilten mangelhaften Beschaffenheit des Heeres, besonders in den oberen Führerstellen, das Resultat des preußischen Feldzuges ein überaus trostloses sein.

Im Anfange des Monats Mai hatte sich Kosciuszko, zuversichtlich auf die Langsamkeit und Unschlüssigkeit des bei Czenstochau im Ansammeln begriffenen preußischen Corps unter General Favrat rechnend, entschlossen, nur 3000 Mann vor Krakau zurückzulassen und mit dem übrigen Rest seines Heeres die Vereinigung mit Grochowski zu erstreben; zu demselben Zwecke hatte sich dieser General gegen die Weichsel in Bewegung gesetzt, diese nach mehreren angestrengten Märschen überschritten und dadurch den bei Opatow stehenden General Denisow, welcher befürchten mußte, zwischen die beiden polnischen Heere zu gerathen, bewogen, eiligst in der Richtung nach Nordwesten sich der preußischen Grenze zu nähern. Die Vereinigung Kosciuszko's und Grochowski's fand nunmehr bei Polaniec an der Weichsel, woselbst Kosciuszko, bei der schlechten Beschaffenheit seiner halb aus Sensenmännern bestehenden Truppen sich unfähig fühlend, die Russen anzugreifen, bis in die Mitte des Mai unthätig in einer festen Stellung gestanden hatte, ohne weiteres Hinderniß statt; beide Corps, zusammen etwa 17,000 Mann stark, von denen jedoch fast die Hälfte aus frisch ausgehobenen und nur mit Sensen bewaffneten Bauern bestand, folgten unter dem Oberbefehl Kosciuszko's selbst den russischen Truppen.

In derselben Zeit hatte jedoch auch General von Favrat mit 10,000 Mann von Czenstochau aus das Gebiet der polnischen Republik betreten, während ein zweites preußisches Corps von 8000 Mann unter General von Brünneck die Grenzen Ostpreußens gegen Litthauen deckte, ein drittes von 11,000 Mann unter General von Schönfeld die südliche Grenze dieser Provinz gegen den Narew hin schützen, und endlich eine vierte Abtheilung von 8000 Mann unter General von Bonin zwischen Zakrozyn und Rawa die Garnison von Warschau beobachten mußte; mit letzterem Detachement hatten sich nach der blutigen Katastrophe in Warschau die von dort verjagten russischen Truppen, wie bereits erzählt worden ist, vereinigt.

Wie richtig Kosciuszko die Langsamkeit seines preußischen Gegners berechnet hatte, zeigte sich, als dieser, in kleinen Tagemärschen und mit äußerster Vorsicht vorrückend, erst am 18. Mai sich entschloß, die zum Schutz Krakau's zurückgelassene kleine polnische Schaar von 3000 Sensenmännern anzugreifen. Nachdem dieselbe durch wenige Kanonenschüsse auseinandergesprengt worden, wäre es dem General Favrat ohne Zweifel mit leichter Mühe gelungen, sich im ersten Anlaufe der ganz unbeschützten Stadt Krakau zu bemächtigen. Eines solchen Entschlusses aber war der bedächtige und zaudernde, sich streng an die pedantischen Formen einer veralteten Kriegstheorie bindende General nicht fähig; er blieb am 19. Mai ruhig bei Scala stehen, ging am folgenden Tage, durch einen zufälligen Kanonenschuß in Krakau erschreckt, sogar bis hinter die Pilica zurück, woselbst er unthätig verweilte und dem herbeieilenden General Denisow, welcher ihn zu einem gemeinsamen Angriff auf Kosciuszko bestimmen wollte, die classische und unübertreffliche Antwort gab, daß er sich nicht erlauben dürfe, den Krieg zu beendigen, ehe sein Monarch bei der Armee eingetroffen wäre.

Zum Glücke langte Friedrich Wilhelm am 3. Juni, begleitet von Manstein und Luchesini und nicht unbedeutenden Verstärkungen, im Hauptquartier des Generals an und es kam mit diesem Ereigniß sofort neues Leben in die militärischen Operationen.

Als am 5. Juni General Denisow meldete, daß seine Vorposten bei Szczekoczyn von den Polen zurückgedrängt würden, befahl der König den sofortigen Aufbruch der Armee und vereinigte sich noch an demselben Abend dicht an der Pilica und kaum zwei Stunden von dem polnischen Heere entfernt, welches von dem Anmarsch der Preußen gar keine Kenntniß hatte, mit den Russen; russische und preußische Truppen zusammen zählten etwa 25,000 Mann, waren also nicht blos an Bewaffnung, Kriegszucht und Dressur, sondern auch an Zahl den polnischen Schaaren bei Weitem überlegen.

Um so größere Ehre gebührt der Tapferkeit, mit welcher sich die letzteren schlugen. Als der König am Morgen des 6. Juni die vereinigten Corps zum Angriff auf die polnische Stellung führte, — welche fehlerhafter Weise in der Ebene, eine Meile hinter einem langen morastigen und völlig unbesetzt gelassenen Defilé gewählt war, — wobei die Russen den linken, die Preußen den rechten Flügel der Schlachtordnung bildeten, lösten sich zwar die polnischen Reiter wie bei Raclawice vor dem Anprall der russisch-preußischen Reiterei in wilder Flucht auf; um so rühmlicheren Widerstand leistete dagegen das polnische Fußvolk und selbst die schlecht bewaffneten Schaaren der Sensenmänner wiesen mit heldenmüthiger Tapferkeit den wiederholten Anprall der feindlichen Reiter ab. Kosciuszko benutzte sogar die Gelegenheit zum Angriff, als die preußische Linie durch ihr ungestümes Vordringen sich von den Russen getrennt hatte; er stürzte sich mit großer Tapferkeit auf den gefährdeten linken Flügel der Preußen, ein preußisches Infanterieregiment wich bestürzt und in Unordnung zurück und nur der Zuruf des herbeieilenden Königs: „Seid Ihr Preußen, seid Ihr Pommern?“ konnte dasselbe wieder zum Stehen bringen und verhindern, daß die ganze Schlachtlinie in der gefährlichsten Weise durchbrochen wurde.

Als jedoch auch die russische Infanterie, welche bisher von weiter Entfernung her eine heftige Kanonade unterhalten hatte, zum Angriffe auf die polnische Stellung vorging, die preußischen Bataillone aber mehr und mehr den linken Flügel der Polen, deren Linientruppen eine Stellung hinter dem Dorfe Rawka genommen hatten, umgingen, und schon preußische Dragoner im Rücken des polnischen Heeres erschienen, als der Tod der Generale Grochowski und Wodzicki, sowie ein Verlust von über 1000 Mann die Reihen der Polen zu entmuthigen begann, gab Kosciuszko den Befehl zum Rückzuge. Anfänglich in guter Ordnung angetreten, artete derselbe jedoch bald in eine wilde Flucht aus und nur der heldenmüthigen Aufopferung der polnischen Brigade Sanguszko, welche durch hartnäckige Vertheidigung eines auf der Rückzugslinie gelegenen Waldes die Verfolgung des Feindes hemmte, rettete das polnische Heer vor gänzlicher Vernichtung. Kosciuszko selbst konnte es trotz aller Anstrengungen nicht hindern, daß ganze Schaaren des tief entmuthigten Landsturms die Sensen wegwarfen und sich in ihre Heimath zerstreuten; an einen ferneren Widerstand im offenen Felde war nicht mehr zu denken.

Nur in Warschau selbst, wo Kosciuszko hoffen durfte, die Begeisterung der polnischen Nation beim Anblick der äußersten Gefahr zu erregen, schien eine weitere Vertheidigung des Vaterlandes möglich; Kosciuszko faßte daher den Entschluß, Krakau seinem Schicksal zu überlassen und sich, noch bevor die preußische Armee ihm den Weg dahin völlig verlegte, mit den spärlichen Trümmern seines Heeres auf Warschau zurückzuziehen. Er ernannte zu diesem Ende den jungen, feurigen, aber unerfahrenen Winiawski, nachdem mehrere ältere Offiziere seiner Umgebung diesen Posten als hoffnungslos abgelehnt hatten, zum Commandanten von Krakau mit einer Besatzung von nur 800 Mann und 8 Geschützen mit dem Auftrage, die Stadt auf's Aeußerste zu vertheidigen, zugleich aber mit der geheimen Weisung, dieselbe im Falle der Noth lieber den in der Nähe befindlichen Oesterreichern zu übergeben, als in die Hände der Preußen fallen zu lassen.

Die preußische Armee folgte dem nach Norden abziehenden polnischen Obergeneral nicht, so augenscheinlich es auch war, daß eine energische und unausgesetzte Verfolgung des geschlagenen polnischen Heeres wahrscheinlich sehr bald dem ganzen Kampfe ein Ende gemacht und selbst die Möglichkeit einer Vertheidigung Warschau's ausgeschlossen haben würde. Unthätig blieb das preußische Heer drei Tage lang bei Rawka stehen, um sodann in ganz kleinen Tagemärschen bis nach Michalow zu rücken und dort abermals bis zum 23. Juni, also volle 14 Tage, in aller Ruhe zu verbleiben und so Kosciuszko vollauf Zeit zu lassen, seine zersprengten Schaaren wieder zu sammeln, so gut als möglich zu ordnen und ihren gänzlich entschwundenen Muth von Neuem zu beleben. Nur den General von Elsner hatte der König sofort nach der Schlacht mit 2000 Mann gegen Krakau entsendet, um diesen altpolnischen Königssitz einzunehmen; der General, unterwegs durch den General Rüts mit 5 Bataillonen und 2 Reiterregimentern aus Schlesien bis auf 6000 Mann verstärkt, vollzog diesen Auftrag in überraschend glücklicher Weise und ohne alles Blutvergießen. Als er am 14. Nachmittags in der Nähe der Stadt erschien, knüpfte der

polnische Commandant Winiawski bei der Unmöglichkeit, Krakau gegen solche Uebermacht zu vertheidigen, seiner Instruction gemäß Verhandlungen mit dem Befehlshaber der in Podgorze, geradeüber von Krakau, stehenden österreichischen Truppen an; dieser aber befand sich zur Zeit noch ohne Verhaltungsbefehle wegen der Uebernahme, verweigerte dieselbe und demzufolge übergab Winiawski am 15. Juni die Stadt ohne Kampf an den preußischen General; er selbst zog sich mit dem größten Theil der kleinen Garnison über die Weichselbrücke nach Podgorze zurück und wurde dort von den Oesterreichern entwaffnet.

Zwar faßte die Bürgerschaft Krakau's den kühnen Entschluß, die Stadt und das Schloß auch ohne Garnison gegen die verhaßten Preußen zu vertheidigen; aber als die preußischen Regimenter mit klingendem Spiel in Krakau einrückten, schwand dieser Entschluß rasch dahin, die Bürgermilizen wurden ohne Widerstand entwaffnet und General Elsner sah sich ohne Kampf im Besitze der alten polnischen Hauptstadt, des Wohnsitzes altpolnischer Herrlichkeit, ebenso wichtig für die preußische Regierung in militärischer, wie in politischer und commercieller Beziehung. —

Wir sind indessen genöthigt, auf die Ursachen der unter den geschilderten Umständen so äußerst auffallenden langen Unthätigkeit der preußischen Armee zurückzukommen.

Gleichzeitig mit dem Könige war auch ein besonderer Abgesandter der russischen Kaiserin, der dem preußischen Interesse sehr ergebene Prinz von Nassau-Siegen, im preußischen Hauptquartier eingetroffen, beauftragt, mit dem Könige sich über einen gemeinsamen Feldzugsplan zu verständigen, nebenbei aber auch in Erfahrung zu bringen, wie der König über eine abermalige und gänzliche Theilung Polens denke und welchen Antheil er zu beanspruchen beabsichtige. Der Prinz von Nassau sollte besonders den ersten Theil seines Auftrages sehr leicht finden; der von ihm aus Petersburg mitgebrachte Operationsplan, nach welchem die russische Regierung vorschlug, die Eroberung des ganzen polnischen Gebietes westlich der Weichsel ausschließlich der preußischen Armee zu überlassen, während die Wiedereroberung Litthauens den russischen Truppen anheimfallen sollte, entsprach vollkommen den militärischen An-, wie den politischen Absichten des Königs und wurde bereitwillig genehmigt. Was die schließliche Theilung des wieder eroberten Polens betrifft, so erklärte der Prinz zwar, daß er in diesem Punkte ohne jeden officiellen Auftrag sei, versicherte aber auf's Bestimmteste, daß das Petersburger Cabinet völlig einverstanden mit der gänzlichen Vernichtung Polens sei, und daß nur Suboff*), der allmächtige Günstling der Kaiserin, den Wunsch ausgesprochen habe, einen schmalen Streifen Land zwischen Preußen und Rußland zur Vermeidung unmittelbarer Nachbarschaft bestehen zu lassen, auch deutete der Prinz darauf hin, wie erfreut er sowohl wie Suboff sein würde, wenn man aus diesem Streifen Land zwei für sie bestimmte Herzogthümer machen wolle.

Auch diese, wenngleich jeder officiellen Basis entbehrenden, Vorschläge

*) Platon Suboff, auch Zubow genannt, ehemaliger Gardelieutenant, war der letzte in der langen Reihe der officiellen Liebhaber der Kaiserin, welche, als sie ihn wählte, bereits 60 Jahre zählte.

des Prinzen von Nassau entsprachen vollkommen den Wünschen des Königs; sie schienen ihm eine seinen Absichten entsprechende Erledigung der polnischen Frage zu versprechen und mit Ungeduld sehen wir den König wenige Tage nach seiner Ankunft beim Heere zum Kampfe treiben, nur die gewünschte Entscheidung möglichst rasch herbeizuführen.

Indessen der Eifer des Königs kühlte sich merklich ab, als die Berichte des Grafen Golz aus Petersburg die Lage der Dinge doch wesentlich anders schilderten, als es der Prinz von Nassau gethan; nach seinen Briefen benahm sich die Kaiserin wie Suboff äußerst zurückhaltend gegen ihn, während ein sehr lebhafter Verkehr mit dem österreichischen Botschafter Grafen Cobenzl es fast außer Zweifel stellte, daß Rußland, getreu seinem System, die eine der beiden deutschen Mächte stets durch die andere in Schranken zu halten, für diesmal die Absicht habe, bei der Theilung Oesterreich auf Kosten Preußens zu bevorzugen.

Dazu kam ferner die bald nach dem Siege von Rawka eintreffende Nachricht von dem Entschluß des Kaisers Franz, sein Heer in Belgien zu verlassen, die Niederlande den Franzosen preiszugeben und mit Frankreich einseitig Frieden zu schließen; war zwar an der Unrichtigkeit dieser letzten Behauptung nicht zu zweifeln, so mußte doch unter allen Umständen nach der Aufgabe Belgiens ein selbständiges und energisches Auftreten des Kaisers in Polen jeden Augenblick erwartet werden.

Dazu kam endlich, daß sich mit jedem Tage die Anzeichen von der mißgünstigen Gesinnung des russischen Cabinets gegen Preußen mehrten, daß der im Anfang Mai zum Befehlshaber der russischen Truppen im südlichen Polen ernannte General von Fersen, welcher um diese Zeit im preußischen Hauptquartier eintraf, nicht die geringste Neigung zeigte, mit den Preußen gemeinschaftlich zu operiren, daß endlich der russische General Derfelden, welcher, von der Ukraine kommend, am 8. Juni ein polnisches Corps unter General Zajonczek bei Chlem besiegt hatte und demnach näher an Warschau stand, als die preußische Armee, die Aufforderung des Königs, gemeinsam auf die Einnahme der Hauptstadt zu operiren, zwar höflich, aber entschieden unter dem Vorwande zurückwies, daß er angewiesen sei, ohne Aufenthalt nach Litthauen zu marschiren.

Alles dies zusammen erzeugte im preußischen Hauptquartier die Meinung, daß Preußen, bisher die einzige wirklich im Felde stehende Macht, keinen weiteren Schritt thun dürfe, ehe es nicht mit Rußland über die Entschädigung einig geworden sei, welche ihm für seine Anstrengungen mit Recht gebührte. —

So kam es, daß das preußische Heer, erst am 23. Juni aus der Gegend von Michalow aufbrechend, um den Schritt vor Schritt zurückweichenden und sorgfältig jedes Gefecht vermeidenden Kosciuszko von Warschau abzuschneiden oder zur entscheidenden Schlacht zu nöthigen, in dem unfruchtbaren und unwirthlichen Lande, in welchem oft Meilen weit kein Baum und kein Strauch zu sehen war und weder Wasser noch Lebensmittel zu finden waren, an allem Nothwendigen Mangel leidend und Tausende von Leuten verlierend, zu den angestrengtesten Märschen genöthigt war und endlich am 13. Juli im elendesten Zustande vor Warschau ankam, woselbst die Russen den südlichen Theil vor der Stadt besetzten, wäh-

rend die preußischen Truppen, im weiten Bogen um die Stadt marschirend, dieselbe von der Nordseite her einschlossen.

In erschreckender Weise trat sowohl bei diesem Vormarsche, wie während der Cernirung Warschau's, die Mangelhaftigkeit der preußischen Verpflegungsanstalten hervor; schreibt doch wenige Wochen nach der Einschließung Warschau's ein Augenzeuge über dieselben wie folgt:

„Das Feldkriegscommissariat unter der Direction eines Flesch schien auch nur deshalb vorhanden zu sein, damit die Armee schlecht verpflegt, die Lieferanten bereichert und die Commissariatsbedienten erkauft wurden. Eigentlich dirigirte der Jude Itzig aus Berlin die Geschäfte, und sein Einfluß bei Hofe war so stark, daß, wie die Juden Herz, Kuhn und Gottzeiner den Scheffel Hafer um 4 Groschen billiger liefern wollten, wie jener, ihr Gesuch abgeschlagen wurde. Diese Schändlichkeiten bewogen Jemanden, in Petrikau in die südpreußische Zeitung zur nämlichen Zeit, wie das Commissariat von Petrikau nach Posen translocirt wurde, einrücken zu lassen: „daß eine große Räuberbande, die sich bisher in dortiger Gegend aufgehalten, nunmehr ihren Weg nach Posen genommen habe.“ —

Der König selbst, welcher alle Entbehrungen und Anstrengungen seines Heeres auf diesem traurigen Marsche in der echten Weise Hohenzollernscher Fürsten getreulich theilte, litt oft genug für seine Person Mangel an den gewohnten, wie an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen; noch in den letzten Jahren seines Lebens erinnerte sich Friedrich Wilhelm mit tiefem Ekel des schmutzigen Wassers, welches er häufig genug zu trinken genöthigt gewesen, und schob nicht ohne Grund die Ursachen der Krankheit, welche wenige Jahre später seinem Leben ein Ende machte, auf die Rechnung des polnischen Feldzuges von 1794. —

Vor Warschau angelangt, in welcher Stadt mit dem gewöhnlichen Enthusiasmus der Polen im Angesicht einer drohenden Gefahr sich etwa 15,000 Bürger zur Vertheidigung bewaffnet hatten, während Kosciuszko etwa 17,000 Mann Linientruppen und 15,000 Mann bewaffnete Bauern daselbst versammelt, die Stadt selbst aber durch in der größten Eile und unter der eifrigsten Betheiligung aller Stände des Volkes, selbst die Person des Königs Stanislaus nicht ausgenommen, aufgeworfene Verschanzungen befestigt hatte, wäre es der preußischen Armee bei einem sofortigen Sturm auf der Nordseite, auf welcher diese Verschanzungen am mangelhäftesten waren, wahrscheinlich gelungen, sich ohne Weiteres der Stadt zu bemächtigen. Auch war der König anfänglich dazu entschlossen und selbst der vorsichtige und bedächtige Favrat stimmte seiner Ansicht bei.

Abermals waren es politische Bedenklichkeiten, welche im entscheidenden Augenblicke die militärischen Operationen hemmten. Hatte die Kaiserin von Rußland das Vorgehen Preußens gegen den polnischen Aufstand anfänglich sehr gern gesehen, weil ihr dasselbe die nöthige Zeit zu den umfassendsten Rüstungen gewährte, so war doch jetzt die Zeit gekommen, in welcher man sich in Petersburg stark genug fühlte, die Insurrection bei ihrer deutlich hervorgetretenen inneren Schwäche in jedem beliebigen Augenblicke selbst zu unterdrücken; damit aber wurde folgerichtig auch in Peters-

burg der Wunsch rege, den König von Preußen in seinem Siegeslaufe aufgehalten zu sehen. Man begriff auch dort sehr wohl, daß Preußen, wenn es den Aufstand mit eigenen Kräften erdrückt und Warschau erobert hatte, eine wesentlich günstigere Stellung bei der Theilungsfrage einnehmen mußte, als man ihm zu gestatten berechtigt war, wenn der Triumph über Polen durch die russischen Waffen errungen worden war.

Dazu aber war gegenwärtig alle Aussicht vorhanden. Durch den günstigen Abschluß der Verhandlungen in Constantinopel am 26. Juni waren alle Verwickelungen, welche zum Kriege mit der Türkei führen konnten, vollständig beseitigt; das ganze große Heer unter General Suworow, dem berühmtesten Feldherrn Rußlands, welches bisher an der türkischen Grenze gestanden hatte, war hierdurch disponibel geworden und Suworow selbst hatte sofort den Befehl erhalten, mit dem größten Theile desselben sich nach Polen in Bewegung zu setzen; ebenso waren von anderen Seiten die russischen Colonnen im Anmarsche oder zum Theil schon auf dem Kriegsschauplatz angelangt, jeder Tag der Zögerung von Seiten Preußens erhöhte die Wahrscheinlichkeit, daß Rußland selbst der polnischen Sache ein Ende machen werde.

Ein um so größerer, politischer wie militärischer Fehler war es, daß der König sich durch das Zureden des russischen Bevollmächtigten, Prinzen von Nassau, bewegen ließ, den bereits befohlenen Angriff auf Warschau aufzugeben, daß es den unheilvollen Einflüsterungen des Generals von Bischofswerder, welcher schon einmal den unseligsten Einfluß auf das politische System Preußens ausgeübt hatte, auch diesmal gelang, den König umzustimmen und zu dem Entschlusse zu bringen, zu einer förmlichen Belagerung Warschau's zu schreiten, dadurch die eigenen Kräfte zu schonen, die Belagerung selbst aber in die Länge zu ziehen und während dieser Zeit die Russen ihre Kräfte in Angriffen auf die südlichen Verschanzungen Warschau's erschöpfen zu lassen. Mehr als alles Andere hatte auf den König die Vorstellung Bischofswerder's gewirkt, daß man mit dem bei einem Sturm auf Warschau unausbleiblich verbundenen Unheil eine in Zukunft preußische Stadt in's Verderben stürzen werde.

Vergeblich versuchte Luchesini, in politischen Dingen heller blickend wie sein Schwager, diese in jeder Beziehung irrige Ansicht Bischofswerders zu bekämpfen; vergeblich stellte er dem Könige vor, daß gerade jetzt, wo Kaiser Franz offen mit seinen Forderungen der vier Palatinate Krakau, Sendomir, Chlem und Lublin hervorgetreten war, wo Rußland diese Forderung immer mehr zu begünstigen scheine und in seinem Auftreten gegen Preußen sich immer feindseliger zeige, für Preußen doppelte Energie in der Kriegführung nothwendig sei. Erst wenn man Warschau erobert habe, wenn auch Litthauen von preußischen Truppen besetzt sei, werde man in der Lage sein, bei der Unterhandlung über die Theilung das polnische Gebiet bis zur Weichsel, mit Einschluß von Krakau und Warschau, für Preußen fordern zu können. Der Erfolg sollte nur zu deutlich zeigen, wie sehr Luchesini Recht hatte und wie es zum größten Schaden Preußens gereichte, daß er mit seinen Ansichten nicht durchzudringen vermochte.

So bezog denn nach dem ausdrücklichen Willen des Königs, welcher bei der täglich sich steigernden Schroffheit des russischen Obergenerals

Fersen, vollends aber bei der Nachricht, daß der österreichische General Harnoncourt mit 5000 Mann in das Lublin'sche und Sendomir'sche Gebiet eingerückt sei, immer mehr die Lust zu entscheidenden Unternehmungen verlor, die preußische Armee auf der Nordseite Warschau's ein Lager, woselbst sie unter mancherlei Ungemach und Entbehrungen aller Art wochenlang unthätig stehen bleiben mußte, ehe nur das aus Graudenz requirirte Belagerungsgeschütz, sowie die nöthige Munition vor Warschau eintrafen. Kosciuszko aber benutzte auf's Eifrigste diese Zeit, um die Gräben vor den flüchtig aufgeworfenen Verschanzungen zu vertiefen und mit Pallisadirungen zu versehen.

Erst am 26. Juli in der Nacht rückte das zur eigentlichen Belagerung bestimmte Corps unter dem General von Schwerin bis nach dem Dorfe Wola vor, erbaute in der Nacht und am folgenden Tage einige Batterien und begann in der Nacht vom 27. zum 28. Juli die Beschießung der Stadt.

Einen so prächtigen Anblick aber auch der feurige Kugelregen dem Zuschauer und dem Hauptquartier des Königs im Dorfe Odelang bieten mochte, seine Wirkung auf die Stadt verfehlte er gänzlich, weil die preußischen Ingenieure die Batterien in so weiter Entfernung von der Stadt angelegt hatten, daß nur sehr wenige Geschosse dieselbe erreichten. Dagegen wurde es den preußischen Truppen überaus lästig, daß schon nach wenigen Tagen die Polen in der linken Flanke der preußischen Aufstellung neue Schanzen erbauten, deren Feuer den Laufgraben der Länge nach bestrich und sogar eine Zurücklegung des Hauptquartiers des Königs nach dem Vorwerk Wlochy nothwendig machte.

Selbstredend war es unter solchen Umständen eine vergebliche Mühe, daß General von Schwerin am 2. August, in der eitlen Hoffnung, die Polen würden bei dem drohenden Anblick der preußischen Belagerungsanstalten und in der Besorgniß, ihre prächtige Hauptstadt in Trümmer geschossen zu sehen, sich zur Uebergabe bereit finden lassen, die Stadt zur Capitulation aufforderte. Dieselbe wurde abgelehnt und vergeblich hatte man sich im preußischen Hauptquartier mit der Hoffnung geschmeichelt, daß man den Geburtstag des Kronprinzen durch einen feierlichen Einzug in Warschau werde feiern können. Kein besseres Schicksal hatte ein eigenhändiger Brief Friedrich Wilhelms an den König von Polen, worin er die Aufforderung zur Uebergabe mit dem Hinweise auf das unvermeidliche Schicksal der Stadt, wenn sie mit Sturm genommen werden müsse, wiederholt; so gern vielleicht König Stanislaus für seine Person, um sich aus seiner demüthigenden Lage zu ziehen, der Aufforderung des Königs nachgekommen sein würde, so war er doch, in Warschau von der Revolutionspartei eifersüchtig bewacht und fast als Gefangener betrachtet, dazu nicht in der Lage. Er mußte, ein willenloses Werkzeug in der Hand seines Ministers Potocki, den Brief des Königs ablehnend beantworten. —

Am 3. August theilte der General von Fersen dem Könige in amtlicher Weise mit, daß er Befehl habe, mit dem russischen Corps nach Litthauen abzumarschiren, wenn die Preußen sich nicht zu einem entschiedeneren Vorgehen auf Warschau entschlössen; auch forderte der Russe, getreu seinen Weisungen aus Petersburg folgend, im hochfahrendsten Tone, zu den Berathungen im preußischen Hauptquartier über jede gemeinsame

Maßregel hinzugezogen zu werden, da er durchaus nicht unter die Befehle des Königs gestellt und Rußland in dem gegenwärtigen Kriege keineswegs bloße Hilfsmacht, sondern vielmehr die Hauptmacht sei.

Als aber der über dieses Auftreten äußerst erzürnte König in augenblicklicher, leider ebenso rasch wieder vorübergehender Aufwallung den russischen General zu einem gemeinschaftlichen Sturm auf Warschau auffordern ließ und ihm einen Entwurf zu demselben zur Begutachtung übersendete, lehnte Fersen diese Aufforderung mit dem Bemerken ab, daß er mißverstanden worden sei und daß auch er nicht daran denke, einem übereilten Sturm den Vorzug vor einer regelmäßigen Belagerung zu geben. Klar genug ging wenigstens aus alle diesem die übelwollende Gesinnung Rußlands gegen Preußen hervor, denn die Kaiserin zögerte nicht, alle Schritte ihres Feldherrn ausdrücklich zu billigen.

Die materielle Lage des preußischen Heeres vor Warschau wurde inzwischen mit jedem Tage schwieriger. Bei dem schlecht organisirten Verpflegungswesen litten die Soldaten Mangel an Lebensmitteln, der Cavallerie besonders fehlte es an der nöthigen Fourage. Dabei umschwärmten leichte polnische Streifcorps das preußische Lager von allen Seiten, verhinderten die Verbindungen nach rückwärts, schnitten die Zufuhren ab und fügten der Armee durch Aufheben kleinerer vereinzelter Posten, durch Wegnahme von Transporten u. s. w. die empfindlichsten Verluste bei. Auch in dem neu erworbenen preußischen Polen erhob die Insurrection ihr Haupt; Banden von 80—100 Mann, ebenso rasch und unvermuthet erscheinend, wie bei dem Herannahen größerer Truppenmassen spurlos in den dichten Waldungen verschwindend, plünderten die preußischen Kassen und hoben kleinere Abtheilungen auf, ohne daß dem Unwesen gesteuert werden konnte. Am 22. August gelang es sogar den kühnen Parteigängern Mniewski und Niemejowski, bei Wroclawec sich eines großen, von Graudenz auf der Weichsel kommenden Transports von Artilleriemunition zu bemächtigen und dieselbe in das Wasser zu werfen, dadurch dem preußischen Belagerungscorps einen immerhin empfindlichen Schaden zufügend, wenngleich es eine durchaus irrige, obwohl weit verbreitete Annahme ist, daß hauptsächlich der Verlust dieses Transportes den König zur Aufhebung der Belagerung veranlaßt habe.

Diese sollte vielmehr durch ganz andere Umstände herbeigeführt werden.

Am 19. August hatte der russische Gesandte Alopeus in Berlin die Mittheilung gemacht, daß nach dem Wunsche der Kaiserin Katharina nunmehr unverzüglich in Petersburg zwischen der russischen, österreichischen und preußischen Regierung die Unterhandlungen über das endliche Schicksal Polens stattfinden und zum Abschluß gebracht werden sollten. Daß Rußland bei diesen Verhandlungen sich bemühen werde, den größten Theil Polens für sich selbst zu nehmen, Oesterreich auf Kosten Preußens zu bevorzugen und den preußischen Antheil an der Beute auf ein Minimum herabzudrücken, daß Oesterreich mit Freuden die günstige Stimmung Rußlands benutzen werde, um für sich selbst die vier Palatinate des südlichen Polens zu erwerben und Preußen des für diesen Staat unschätzbar werthvollen Gebietes von Krakau und Sendomir zu berauben, konnte keinem

Zweifel unterliegen; Graf Tauenzien, welchem der König die schwere Aufgabe übertrug, bei den Verhandlungen Preußen zu vertreten, wurde demgemäß angewiesen, vor allen Dingen die preußischen Interessen gegenüber den Forderungen Oesterreichs zu wahren. Wir werden sogleich auf diese Unterhandlungen und ihr schließliches Resultat ausführlich zurückkommen.

Zunächst war es die Wendung des Krieges gegen Frankreich, welche einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der kriegerischen Operationen in Polen ausüben und Preußen zu dem unheilvollen Schritte treiben sollte, den Kampf gegen die polnische Insurrection gänzlich aufzugeben, denselben fernerhin den Russen zu überlassen und nur auf die Sicherheit des eigenen polnischen Landestheils bedacht zu sein.

Die unglückliche Wendung, welche im Juni 1794 der Krieg in Flandern für die österreichischen und englischen Waffen genommen hatte, überlieferte, wie bereits im §. 20 geschildert worden ist, in der ersten Hälfte des Monats Juli ganz Belgien den Händen der Franzosen; die österreichische Armee wich, ohne in ihrem Rückzuge wesentlich durch die mit der Besitznahme des Landes beschäftigten französischen Generale belästigt zu werden, bis hinter die Maas zurück, wo sie zwischen Roermonde, Mastricht und Lüttich Stellung nahm, während das Heer des Herzogs von York, aus Engländern, Holländern und deutschen Truppen in englischem Solde stehend, sich langsam und ebenfalls kaum verfolgt nach Norden zurückzog, um die Grenze Hollands zwischen der Schelde und Herzogenbusch zu decken.

Es war, wie wir bereits wissen, nicht das Glück der französischen Waffen allein, welches den Kaiser Franz zu dem verhängnißvollen Entschluß brachte, auf die Wiedereroberung Belgiens gänzlich zu verzichten; es hatte auf denselben wesentlich die Aussicht auf eine sichere und gefahrlose bedeutende Erwerbung in Polen influirt und wenn Kaiser Franz nicht gleich definitiv die gänzliche Verzichtleistung auf Belgien ausgesprochen hatte, so war dies nur aus Rücksicht auf seine englischen und holländischen Bundesgenossen geschehen, welche nichtsdestoweniger die laute Klage erhoben, daß sie von den Oesterreichern so gut wie von den Preußen verrathen und verkauft seien. Schon Ende Juni hatte der König von Preußen von seinen Agenten am Rhein und in Belgien die bestimmte Nachricht erhalten, daß der Kaiser die Räumung der Niederlande verfügt, sein Heer in Belgien verlassen habe und der Abschluß eines Separatfriedens zwischen Oesterreich und Frankreich jeden Augenblick erwartet werden dürfe. Zu der Zeit nun, in welcher der König mit der vergeblichen Belagerung von Warschau beschäftigt war, kam die Räumung Belgiens wirklich zur Ausführung und mit täglich wachsender Besorgniß sah Friedrich Wilhelm den Zeitpunkt herannahen, in welchem der Kaiser mit Frankreich wirklich Frieden machen und dann seine ganze Kraft in Polen entwickeln werde.

In dieser ungewissen Lage war es dem Könige doppelt unangenehm, daß auch sein am 4. April mit den Seemächten im Haag abgeschlossenes Bündniß zu derselben Zeit bedenkliche Störungen erlitt. Der König hatte sich mittelst dieses Vertrages zur Gestellung eines Heeres von 62,400 Mann im Interesse Englands und Hollands gegen eine Ausrüstungssumme von 300,000 Pfd. Sterling und eine monatliche Subsidie von 50,000 Pfd. verpflichtet und sollte dieses Heer vier Wochen nach Zahlung der erst-

genannten Summe, wie angenommen wurde, also zum 24. Mai, zu den kriegerischen Operationen bereitstehen. Aber über die Verwendung dieses Heeres war bei den Verhandlungen im Haag nichts Definitives beschlossen worden; Haugwitz hatte vielmehr der ausdrücklichen Forderung Lord Malmesbury's, das preußische Heer in Belgien zu verwenden, zwar für seine Person zugestimmt, dabei jedoch besonders hervorgehoben, daß über die Art der militärischen Operationen eine Verständigung der Generale herbeizuführen sei.

Ueberdem war von Hause aus seitens der englischen Regierung der Vertrag nicht präcise erfüllt worden; die zur Ausrüstung des preußischen Heeres bestimmten Gelder, deren dasselbe um so dringender bedurfte, als es zur Zeit ohne Magazine, ohne Munitionsvorräthe, ohne Brückentrains, ja nicht einmal im Besitz der nöthigen Pferde war, trafen erst im Anfang Juli in Berlin ein und Preußen war daher dem Vertrage gegenüber im vollständigsten Rechte, wenn es bestimmt erklärte, daß von seiner Armee vor dem Anfange des Monats August keine militärische Operation gefordert werden könne.

Noch größere Zwietracht gab es, als der Feldmarschall von Möllendorf sich auf's Bestimmteste weigerte, der englischen Forderung gemäß die Rheinlinie aufzugeben und nach Belgien abzumarschiren, als er darauf hinwies, daß die inzwischen in's Feld getretene, in der kläglichsten Beschaffenheit befindliche Reichsarmee unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen keine Woche lang im Stande sein werde, ohne das preußische Heer den Rhein gegen die Franzosen zu vertheidigen, daß somit von Neuem Mainz und auch Coblenz und Trier in die Hände der Franzosen fallen und die verbündeten Heere in Flandern dann von dem übrigen Deutschland abgeschnitten sein dürften, eine Ansicht, welche in politischer wie militärischer Hinsicht vollkommen begründet war, welcher übrigens auch der Prinz von Oranien wie der Prinz von Coburg vollkommen beistimmten und welche endlich den deutlichen Beweis dafür abgiebt, daß der preußische Feldmarschall, obwohl 70 Jahre alt, durchaus nicht der zwar gerade und offene, aber stumpf gewordene und leicht lenkbare Mann, für welchen ihn Lord Malmesbury, wahrscheinlich zu Möllendorfs eigener nicht geringer Belustigung, zu halten beliebte, sondern vielmehr ein Mensch von rastlosem Ehrgeiz, von angeborenem Hange zu politischen Intriguen gewesen ist.

Möllendorf gehörte vor Allem zu den alten Offizieren der preußischen Armee aus der Schule Friedrichs des Großen, welche, gewohnt, in Oesterreich den Erbfeind des preußischen Staates zu erblicken, mit unverhohlenem Widerwillen die in Reichenbach vollzogene Wendung der preußischen Politik, das Einlenken Preußens in ein österreichisches Bündniß betrachtet hatten; wie viele der älteren Offiziere des Heeres, hätte er viel lieber seine Waffen gegen die Bundesgenossen gerichtet, an deren Seite und für deren Interesse die politischen Verhältnisse ihn zu fechten gezwungen, als gegen die Franzosen. So theilte denn der Feldmarschall auch jetzt aus vollster Seele die Ansicht Luchesini's, Manstein's und der meisten Minister, daß das wahre Interesse des preußischen Staates die möglichst schleunige Beendigung des französischen Krieges auf der einen, die größte Anspannung aller Kräfte aber in Bezug auf Polen auf der anderen Seite erfordere.

Die immer steigende Uneinigkeit zwischen dem österreichischen und preußischen Hauptquartier, die Vorwürfe, mit welchen man sich gegenseitig überhäufte und welche besonders nach dem Falle Triers einen unglaublichen Grad von Erbitterung annahmen, die schlechterdings nicht zu erfüllenden Anforderungen der Engländer, schließlich aber die sichere Ueberzeugung, daß Oesterreich keinen sehnlicheren Wunsch habe, als auf gute Art sich dem französischen Kriege zu entziehen und mit voller Kraft in Polen aufzutreten, und daß vorbereitende Schritte hierzu im Werke seien, dies Alles machte die Lage des Marschalls, wie wir bei Darstellung der kriegerischen Ereignisse in Frankreich bereits gezeigt haben, zu einer in Wahrheit unerträglichen.

Schon im Anfang Juli hatte der Feldmarschall nach Berlin gemeldet, daß Unterhandlungen zwischen dem österreichischen Hauptquartier in Valenciennes*) und Agenten der französischen Republik über einen Separatfrieden im Gange seien, und dringend um Vollmacht gebeten, in gleichem Sinne anzuknüpfen. Damals vom Könige derb zurückgewiesen, weil sich dieser noch im ersten Feuereifer für eine rasche und glückliche Beendigung des Kampfes in Polen und für eine nachherige doppelt kräftige Wiederaufnahme des französischen Krieges befand, wiederholte der Marschall schon nach wenigen Wochen seinen Antrag, zu der Zeit, in welcher sich der Monarch in tiefer Mißstimmung über den schlechten Fortgang der Warschauer Belagerung befand und überdem Oesterreichs feindliche Gesinnung gegen Preußen zweifellos zu Tage getreten war.

Diesmal fanden die Vorstellungen Möllendorfs wenigstens bei den Ministern Finckenstein, Alvensleben, Geusau, sowie bei Luchesini die lebhafteste Unterstützung; um so schwieriger fand es Luchesini dagegen auch jetzt, denselben beim Könige Eingang zu verschaffen. Friedrich Wilhelm brauste im heftigsten Zorne über den Gedanken auf, daß man ihm zumuthen könne, mit den königsmörderischen Jacobinern ohne seine Bundesgenossen, die Seemächte, welche ihm Subsidien zahlten und denen er dann nicht mehr in die Augen sehen zu dürfen vermeinte, Frieden zu schließen, ehe dieselben die Schärfe des preußischen Schwertes gefühlt hätten; daß dieses Schwert inzwischen bedeutend abgestumpft, wo nicht eingerostet war, machte sich der König in seiner ritterlichen Aufwallung allerdings nicht klar.

Nur mit großer Mühe konnte der schlaue Luchesini es durchsetzen, daß der damalige Minister für Anspach-Baireuth, Baron Hardenberg, angewiesen wurde, mit Lord Malmesbury darüber in Verhandlung zu treten, daß England auf seine Forderung, das Möllendorf'sche Heer nach Belgien zu ziehen, Verzicht leiste, daß Luchesini selbst aber nach Wien gesendet wurde, um dort der in der allernächsten Zeit zu erwartenden Ent-

*) In der Zeit, wo das Petersburger Cabinet Oesterreich officiell zur Hilfeleistung in Polen auffordern ließ, wurden in Valenciennes, dem Hauptquartier des Kaisers, Unterhandlungen mit einem Agenten Robespierre's, welcher sich Graf von Montgaillard nannte, über einen Separatfrieden mit der Republik angeknüpft. Letztere bot die Rückgabe aller ihrer Eroberungen auf dem Continent, also Savoyens, Nizza's, Belgiens, an und forderte nur Corsica und die westindischen Inseln wieder zurück. Kaiser Franz hatte in der That den Vorschlag nicht zurückgewiesen, den französischen Agenten vielmehr zu weiteren Verhandlungen nach London gesendet.

wickelung näher zu sein, mit der bestimmtesten Weisung, kein Wort, selbst von einem gemeinsamen Frieden zu sprechen. Tiefen Eindruck hatte es dagegen auf den König gemacht, als Lucchesini erwähnte, daß eine große Menge anderer Staaten, wie Spanien, Neapel und die große Mehrzahl der deutschen Fürsten, sich mit Freuden einem Frieden zwischen Preußen und Frankreich anschließen und mit dem größten Bedauern das Scheitern dieser Hoffnung betrachten würden; unter dem Eindruck dieser Vorstellung war es, daß Lucchesini vom Könige die Erlaubniß erhielt, für sich persönlich, und ohne den Namen des Königs zu nennen, in Wien die Stimmung für einen allgemeinen Frieden mit Frankreich zu sondiren.

Vor Warschau war indessen Alles schief gegangen. Das Wiener Cabinet hatte die am 22. August erlassene Aufforderung um Hilfstruppen zur Belagerung zur geheimen Freude Lucchesini's ablehnend beantwortet; die preußischen Truppen hatten zwar am 26. August die oben erwähnten, auf ihrem linken Flügel liegenden polnischen Schanzen mit großer Tapferkeit erobert und am 28. einen großen Ausfall der Polen glänzend abgewiesen, so daß der König in der ersten Freude für den 1. September einen allgemeinen Sturm auf Warschau anbefohlen hatte.

Aber bevor es zu demselben kam, liefen die betrübendsten Nachrichten über die Verbreitung der Insurrection in Südpreußen ein, in welchem Lande man bei der völligen Erschöpfung der preußischen Finanzen nur wenige Truppen hatte zurücklassen können, — auf der ganzen Strecke zwischen der vor Warschau stehenden Armee und Berlin, also auf 70 Meilen Entfernung, standen in der That nur 4 schwache Bataillone in Posen und Frankfurt —; dazu erhielt General von Fersen in derselben Zeit aus Petersburg den bestimmten Befehl, sich von der preußischen Armee zu trennen und nach Litthauen abzumarschiren.

Unter solchen Umständen und in Abwesenheit Lucchesini's hatten die übrigen Rathgeber des Königs ein leichtes Spiel mit der Schilderung von der Gefahr, welcher 25,000 Mann Preußen, allein vor Warschau stehend, mitten im insurgirten Lande und dabei von allen Hilfsquellen abgeschnitten, ausgesetzt sein würden, von der Nothwendigkeit, zunächst die Insurrection im eigenen Lande zu unterdrücken, von der Unbilligkeit, daß Preußen allein Alles thun solle, von dem Undanke, den es für seine Aufopferung haben werde u. s. w.

Im tiefsten Mißmuth über das gänzlich verunglückte Unternehmen, über die auf allen Seiten unseligen politischen Verhältnisse, dabei körperlich erkrankt, befahl der König am 5. September die Aufhebung der Belagerung, den Cabineten von Petersburg und Wien gegenüber den Verlust jenes am 22. August bei Wroclaweck in die Hände der Polen gefallenen Munitionstransportes, durch welchen der Armee die Fortsetzung der Belagerung unmöglich gemacht werde, als Grund dieser Maßregel vorschützend. Am 5. Abends wurden die Geschütze aus den Laufgräben zurückgezogen; am 6. bezog die Armee bei Chrzonowice, einige Meilen südwestlich von Warschau, ein Lager. Der König selbst, welcher alle Strapazen und Gefahren des Feldzuges, wie wir später sehen werden, nicht ohne bleibenden Nachtheil für seine Gesundheit, mit der Armee getheilt hatte, verließ am 18. September dieselbe und kehrte über Breslau nach Berlin zurück.

Den Oberbefehl über das Heer übertrug der König dem Generallieutenant Grafen Schwerin mit der bestimmten Weisung, das Lager von Chrzonowice so lange als möglich zu behaupten, unter allen Umständen aber den nach Südpreußen vorgedrungenen Insurgentenschaaren unter Dombrowski und Madalinski den Rückweg nach Warschau zu verlegen. Die Dämpfung des Aufstandes hatte man sich entschlossen jetzt durch verschiedene kleinere Corps, sogenannte fliegende Colonnen, zu bewerkstelligen, welche nach allen Richtungen das Land durchziehen, die Streifcorps der Insurgenten aufsuchen und vernichten und überall, wo sie erschienen, die gesetzliche Ordnung wieder herstellen sollten.

Zu diesem für einen Krieg gegen Insurgentenschaaren ganz richtigen Verfahren gehört indessen als unerläßliche Bedingung, daß die einzelnen Colonnen stark genug gemacht werden, um jede für sich einen Angriff selbst mehrerer rasch vereinigter feindlicher Corps abwehren zu können, daß sie nach einem gemeinschaftlichen Operationsplane verfahren, daß sie von intelligenten, eines raschen Entschlusses fähigen Offizieren befehligt werden, und endlich, daß außer den abgesendeten Detachements noch ein Corps von achtunggebietender Stärke in einer richtig gewählten Stellung zurückbleibt, auf welches sich jene im Fall der Noth zurückziehen können.

Gegen alle diese Regeln wurde gefehlt und die Armee sollte bald die nachtheiligen Folgen davon erfahren.

Unter dem Befehle des Generallieutenants Graf Schwerin blieben nur 10 Bataillone und 16 Escadrons im Lager von Chrzonowice zurück, und auch diese waren durch die Strapazen des Feldzuges und die vor Warschau erlittenen Verluste so schwach an Zahl geworden, daß die Bataillone kaum noch 400 Mann, die Escadrons kaum 50—60 Pferde zählten; man hatte sich daher genöthigt gesehen, um nicht selbst im Hauptcorps einen Echec zu erleiden, das Lager mit Verschanzungen zu versehen. Ein Angriff des polnischen Heeres auf dasselbe würde höchst wahrscheinlich die Vernichtung der preußischen Armee herbeigeführt haben, doch war zum Glück für dieselbe die Aufmerksamkeit der polnischen Generale auf das drohende Herannahen Suworow's gerichtet; sie durften nicht wagen, sich gegen die Preußen zu wenden, ohne Gefahr, Warschau den Russen preiszugeben. —

Fünf kleinere Colonnen, jede nur etwa 2=—3000 Mann stark, wurden unter dem Befehle der Generale Schwerin, Elsner, Polenz, Manstein und des Obersten Szekuly zur Dämpfung des Aufstandes nach verschiedenen Richtungen entsendet; aber die Führer zeigten sich ihrer Aufgabe in keiner Weise gewachsen, handelten planlos und ohne Zusammenhang, marschirten im Lande umher, ohne den Feind finden zu können, während dieser, durch das Landvolk stets rechtzeitig benachrichtigt, ihnen leicht ausweichen konnte, wenn ein Zusammentreffen nicht in seiner Absicht lag und andererseits sie plötzlich überfiel, wenn sie ihn am wenigsten in der Nähe vermutheten.

So überfielen am 13. September die Generale Madalinski und Dombrowski mit 6000 Mann die zum Schutze der preußischen Magazine bei Kamion und Wilkowice aufgestellten Abtheilungen, schlugen sie mit großen Verlusten zurück und ließen die gefundenen reichen Vorräthe

theils nach Warschau schaffen, theils an ihre Truppen und das Landvolk vertheilen.

So ließ sich am 2. October der Oberst Szekuly, der in der preußischen Armee eines hohen, wohl nicht ganz gerechtfertigten Rufes als Parteigänger genoß, in Bromberg von den Polen überfallen; sein ganzes Corps wurde aufgerieben oder zersprengt, er selbst fiel tödtlich verwundet in die Hände des Feindes.

In ähnlicher Weise wurde General von Manstein in Kosten unerwartet angegriffen und mit großen Verlusten zurückgeworfen. —

Zwei anderweitige größere preußische Corps, das eine unter dem General von Favrat auf dem rechten Weichselufer in Westpreußen, das andere unter dem General von Brünneck in Ostpreußen, standen leider nicht unter den Befehlen des Generals Schwerin, durch welchen Uebelstand ein gemeinsames Wirken ganz unmöglich gemacht wurde und lediglich von dem guten Willen der drei Generale abhängig war.

Die großen Lücken, welche Strapazen und Gefechte, Hunger und Krankheiten in den Reihen der Armee verursacht, die vielen Niederlagen und Unglücksfälle der einzelnen kleinen Detachements hatten allmählich die Lage der preußischen Armee zu einer so mißlichen gestaltet, daß der König, bei der finanziellen Unmöglichkeit, noch mehr Truppen aufzustellen, überdem veranlaßt durch die bereits erzählten Ereignisse am Rhein, bereits den Befehl ertheilt hatte, das Corps des Fürsten von Hohenlohe von der Rheinarmee ab- und nach Polen zu rufen, als endlich, noch ehe diese Maßregel vollzogen war, die Entscheidung durch die Russen herbeigeführt wurde. Auf diese wenden wir für jetzt unsere Blicke. —

§. 22.

Die Niederwerfung der polnischen Revolution durch die Russen.

In Warschau herrschte nach dem Blutbade des 17. April, welches die Stadt von der russischen Herrschaft befreit hatte, ähnlich wie in Paris in den berüchtigten Septembertagen des Jahres 1793, ja wie nothwendiger Weise überall, wo ein rohes, ungebildetes, bisher in Knechtschaft und Unterdrückung gehaltenes Volk seine Fesseln fallen sieht und plötzlich die ihm innewohnende Riesenkraft kennen lernt, für eine Zeit lang, und ohne daß die edelsten und gemäßigsten Führer der Revolution im Stande waren, die entfesselten Leidenschaften sofort zu hemmen, Anarchie und Schrecken. Der wilden Volkswuth waren, wie wir bereits erzählt haben, am 9. Mai mehrere vornehme Polen aus den ersten Geschlechtern, zum Theil ohne erwiesene Schuld, zum Opfer gefallen und nur den kräftigen und weisen Maßregeln Kosciuszko's und seiner Freunde war die schnelle Rückkehr zur gesetzlichen Ordnung zu danken; die mit dem preußischen Heere herannahende Gefahr hatte sogar vorübergehend alle Klassen und Stände des Volkes zu gemeinsamen Vertheidigungsmaßregeln vereinigt.

Leider nur für kurze Zeit. Die Aufregung des niederen Volkes schwoll von Neuem empor, als die preußischen Truppen die Stadt einschlossen, geschickt genährt durch bei solchen Gelegenheiten niemals fehlende

Aufwiegler, welche bei ruhigen Zeiten nichts zu verlieren haben, unter der Pöbelherrschaft aber Alles zu gewinnen hoffen; der aufgestachelten Volkswuth wurden von Neuem Männer aus den vornehmsten Familien, und theilweise gänzlich unschuldig, als Vaterlandsverräther bezeichnet und die Vorgänge des 9. Mai sollten am 28. Juli eine traurige Wiederholung finden. An diesem Tage stürmte der Pöbel, durch die in der Nacht begonnene Beschießung der Stadt und durch wüthende Reden von Volksverführern bis zum Wahnsinn aufgeregt, das Gefängniß, in welchem mehrere als Anhänger Rußlands verdächtige Personen der Untersuchung ihrer Sache harrten, schleppte viele derselben, unter ihnen auch einen Beamten des Gefängnisses, welcher sich standhaft weigerte, die in seinem Gewahrsam befindlichen Proceßacten herauszugeben, unter Mißhandlungen auf die Straße und hing sie an eigens dazu aufgerichteten Galgen auf. Unter den so schmählich Ermordeten befanden sich unter Anderen der Bischof von Wilna, der Fürst Massalski, der Fürst Czetvestneski, der Fürst Lassopolski und noch viele den vornehmsten und reichsten Familien angehörende und theilweise gänzlich unschuldige Personen. —

Daß auf die dringenden Vorstellungen des Dictators der Nationalrath die Rädelsführer festnehmen ließ und einige Wochen darauf sieben von ihnen den wohlverdienten Tod erlitten, konnte zwar die Wiederholung solcher Gräuelscenen verbieten, aber nicht verhindern, daß in dem hohen Adel und der Geistlichkeit die Revolution und ihre Folgen mit immer größer werdendem Abscheu betrachtet wurde, daß man in immer weiteren Kreisen sich danach sehnte, zur alten Ordnung der Dinge zurückzukehren.

Und das Ende der mit so großem Enthusiasmus begonnenen Revolution sollte bald und auf ungeahnt schreckliche Weise eintreten.

Der Kaiserin Katharina von Rußland war es, wie bereits hervorgehoben, ganz willkommen gewesen, daß zunächst Preußen seine Kräfte in ebenso nutz- wie ruhmlosen Anstrengungen, die Erhebung der Polen niederzuwerfen, vergeudet hatte; erhöhte es doch den Ruhm Rußlands, wenn dieses erst auf dem Kampfplatz erschien, nachdem Preußen ohnmächtig davon zurückgetreten; mußte doch Preußen in dem Streite gegen Polen so geschwächt werden, daß Rußland, nachdem es der Sache ein Ende gemacht, um so größeren unbestrittenen Vortheil daraus ziehen konnte.

Jetzt aber, nach vollständig erwiesener Ohnmacht Preußens, war es die höchste Zeit, den polnischen Aufstand niederzuwerfen und General Suworow, der unbeugsame Vollstrecker des Kaiserlichen Willens, ein vielfach erprobter Feldherr, welcher, entgegengesetzt den Ansichten der damaligen Kriegskunst, das Mittel zum Siege nur im Angriffe mit der blanken Waffe und mit überlegenen Massen suchte und, — da er die Opfer nicht zählte, auch fand, — er erhielt den Befehl, seinen Marsch nach Polen zu beschleunigen und Polen von Neuem zu unterwerfen.

Am 19. September traf Suworow bei Brzescz an der polnischen Grenze auf ein polnisches Heer unter General Sierakowski, vernichtete dasselbe nach blutigem Kampfe fast gänzlich und eilte dann geraden Weges auf Warschau los, bemüht, auf dem Marsche dahin das Corps des Generals Fersen, welches noch während der Belagerung Warschau's, an der es ohnehin keinen Antheil genommen, sich nach Lublin gewendet hatte, an sich zu ziehen.

Der polnische Obergeneral, längst am glücklichen Ausgange verzweifelnd, erblickte das einzig mögliche Mittel der Rettung in dem Versuche, eine der russischen Armeen noch vor geschehener Vereinigung zu schlagen; er wendete sich daher mit der Hauptmacht des polnischen Heeres gegen das Corps des Generals Fersen und ertheilte dem General Poninski den Befehl, sich dem unter Suworow heranrückenden Heere entgegenzustellen und im Verein mit den Trümmern des geschlagenen Sierakowski'schen Corps dasselbe so lange aufzuhalten, bis der Sieg über jenen erfochten sei.

Das Unglück Polens wollte es indessen, daß Poninski das russische Heer gar nicht traf; das Ungeschick Poninski's aber war Schuld daran, daß dieser Kosciuszko nicht zu Hilfe kam, als er am 10. October auf die Corps der Generale Fersen und Denisoff stieß und sie beim Dorfe Maczieowice trotz ihrer großen Ueberlegenheit angriff. Alle Tapferkeit der Polen, alle verzweifelten Anstrengungen ihres Feldherrn und vieler ihrer Führer vermochten nicht, den Sieg an die polnischen Fahnen zu fesseln, und als Kosciuszko selbst, schwer verwundet (wie man erzählt mit dem Ausrufe: Finis Poloniae), vom Pferde sank und in russische Gefangenschaft gerieth, verbreitete sich Bestürzung in den Reihen des polnischen Heeres und dasselbe erlitt mit dem Verluste von fast 6000 Todten und vielen, meist schwer verwundeten Gefangenen, eine vollständige Niederlage.

Die Reste des geschlagenen Heeres erreichten, von den Russen lebhaft verfolgt, die Verschanzungen von Praga, der Vorstadt Warschau's auf dem rechten Ufer der Weichsel; aber tiefe Muthlosigkeit herrschte fortan in den Reihen desselben, jede Hoffnung auf Sieg schien mit dem Falle Kosciuszko's verschwunden, das Ende Polens in der That nahe zu sein. Daß es den Generalen Madalinski und Dombrowski gelang, mit ihren Schaaren glücklich Warschau zu erreichen, obgleich der preußische General Schwerin den bestimmten Befehl hatte, ihnen den Rückzug dorthin zu verlegen, konnte in der Lage der Sache nichts ändern, den Fall Warschau's nicht einmal verzögern.

Am 24. October erschien das nunmehr vereinigte russische Heer, etwas über 30,000 Mann stark, vor dem stark verschanzten Praga. Ein dreifacher Gürtel von starken Verschanzungen, armirt mit mehr als 100 schweren Geschützen und vertheidigt von einer fast 30,000 Mann starken Armee, schien die Eroberung unmöglich zu machen; um so mehr, als die Russen nur Feldgeschütze bei sich führten. Aber Suworow bebte vor keiner Schwierigkeit zurück; überdem wußte er, daß die besten Truppen der Polen bei Brzescz und Maczieowice vernichtet worden, daß das Heer in der Person Kosciuszko's seines genialsten und kühnsten Feldherrn beraubt sei und hoffte endlich, daß die Polen seiner Art, den Feind anzugreifen, nämlich einem rücksichtslosen entschlossenen Ansturm mit blanker Waffe, ebenso wenig Widerstand würden leisten können, wie vordem die Türken. Wie viel Opfer ein solcher Angriff selbst im glücklichsten Falle kosten mußte, danach fragte der russische Feldherr wenig, wenn nur der Wille der Kaiserin erfüllt, d. h. Warschau erobert wurde.

So stürmte denn am 24. October das russische Heer das verschanzte Lager, in welchem die polnische Armee zum Schutze Praga's bereit stand; und der todesverachtenden Tapferkeit, mit welcher die russischen Bataillone

trotz des verheerenden Geschützfeuers sich auf die polnischen Linien warfen, verdankte Suworow in der That den glücklichen Erfolg seines kühnen Planes. Nach hartnäckigem Kampfe wurde das polnische Lager erobert, die Armee mit schweren Verlusten in die eigentlichen Verschanzungen zurückgeworfen; 2000 Polen lagen todt oder verstümmelt auf dem Schlachtfelde, ebenso viele wurden gefangen genommen und gegen 1000 wurden durch den unwiderstehlichen Ansturm der Russen in die Weichsel gedrängt, woselbst der größte Theil elend ertrank.

Aber die eigentliche Blutarbeit sollte noch kommen. Nachdem die Russen mehrere Nächte hinter einander das unglückliche Praga mit einem Hagel von glühenden Kugeln überschüttet hatten, ordnete Suworow am 4. November den Sturm auf die Verschanzungen an, und nach fünfstündigem mörderischem Kampfe waren die Russen Herren derselben, obgleich zu ihrer Vertheidigung sämmtliche waffenfähige Männer in Warschau herbeigeeilt waren. In dem sich nun entspinnenden Kampfe in den Straßen von Praga entfalteten die von Branntwein, Rachedurst und Siegesrausch gleichmäßig trunkenen russischen Schaaren eine so entsetzliche Mordgier, daß der Geschichtschreiber gern über die hier vorgekommenen, alles menschliche Gefühl empörenden Gräuelscenen hinweggeht. Mehr als 8000 Polen fielen im Kampfe; selbst Weiber, Kinder und Greise wurden hingeschlachtet und zuletzt noch ganze Schaaren von Menschen, welche sich über die in Brand gerathene Weichselbrücke nach Warschau retten wollten, von den wüthenden Soldaten in den Fluß gestoßen. Es war in der That eine entsetzliche Rache, welche die Russen an diesem Tage für ihre am 17. April in Warschau ermordeten Kameraden nahmen; daß aber der russische Obergeneral mit kaltem Blute das Entsetzliche zuließ und auch nicht einmal den Versuch machte, dem Morden so vieler friedlicher Einwohner Einhalt zu thun, wird für ewige Zeiten seinen sonstigen Feldherrnruhm beflecken und seinen Namen denen eines Tilly und Attila beigesellen. Noch während des Blutvergießens meldete Suworow mit wahrhaft empörender Kaltblütigkeit, aber in seiner charakteristisch-lakonischen Weise, sowohl seiner Kaiserin wie auch dem Könige von Preußen nur die wenigen Worte:

„Praga brennt, Warschau zittert.“ —

Ja, Warschau hatte wohl Ursache zu zittern, denn schwer war das Schicksal, welches die unglückliche Stadt traf, wenn sie auch so furchtbarer Strafe entging, wie sie Praga erlitten hatte.

Noch am Abend des 4. November erschien eine Deputation aus der Stadt vor Suworow, um günstige Bedingungen für die Uebergabe derselben zu erlangen; sie mußte unverrichteter Sache abziehen, weil der russische General erklärte, mit Insurgenten nicht unterhandeln zu wollen. Man mußte nunmehr des Aeußerste befürchten; denn an ferneren Widerstand wagte Niemand mehr zu denken, obgleich sich in Warschau noch immer gegen 45,000 Mann mit 200 Geschützen und einer Kriegskasse von 20 Millionen Gulden befanden.

Aber so groß und allgemein war bereits die Muthlosigkeit, daß die polnischen Generale, Wawrzecki, an Stelle Kosciuszko's Obergeneral, Dombrowski, Madalinski und Andere, um nicht die Wuth des Siegers noch mehr zu reizen, es vorzogen, mit der ganzen polnischen Armee Warschau

zu verlassen und es dem Könige wie dem Magistrat der Stadt zu überlassen, möglichst günstige Bedingungen von Suworow zu erlangen. Ein kühner Vorschlag Dombrowski's, sich mit dem gesammten noch vorhandenen polnischen Heere durch die preußischen Staaten nach Frankreich durchzuschlagen, ein Plan, welcher, so abenteuerlich er beim ersten Anschein klingen mag, doch viele Chancen glücklichen Gelingens hatte, scheiterte an dem Widerspruche Wavrzecki's und Anderer.

Suworow zeigte sich nunmehr günstiger für die Stadt gestimmt, wie man sagt, nicht ohne daß reiche Goldanerbietungen einen Einfluß auf ihn ausgeübt hätten; am 5. November kam eine Capitulation zu Stande, in welcher der russische Oberbefehlshaber Leben und Eigenthum der Bürger Warschau's zu schonen versprach; am folgenden Tage besetzten die Russen die Stadt, aus welcher sich zuvor die am meisten durch die Revolution compromittirten Personen unter dem Schutze des abziehenden polnischen Heeres entfernt hatten. Wir bemerken hierbei gleich, daß die Ueberreste der polnischen Armee sich nach längerem, völlig planlosem Umherziehen, und nachdem ganze Schaaren derselben auf eigene Hand nach Hause gegangen waren, am 18. November bei Radoszice den Russen ergaben; leider geriethen hierbei noch viele der aus Warschau geflüchteten Theilnehmer der Insurrection in Rußlands Hände und mußten das harte Schicksal erdulden, welches zu allen Zeiten die russische Regierung denjenigen bereitet hat, welche sich gegen ihre Autorität auflehnen.

Mit der geträumten polnischen Selbständigkeit und Herrlichkeit war es mit diesen Ereignissen wieder völlig zu Ende; König Stanislaus mußte auf Befehl der russischen Kaiserin seinen Aufenthalt vorläufig in Grodno nehmen, die Verwaltung des Königreichs wurde zunächst dem russischen General von Buxhövden übertragen.

Der Erhebung folgte nunmehr die Demüthigung, dem Vergehen die Strafe.

§. 23.

Die dritte Theilung Polens.

Schwerlich hat die Weltgeschichte ein betrübenderes und abstoßenderes Bild voller Selbstsucht und Habgier, voller Mißgunst und Eifersucht, voller Neid und berechneter Treulosigkeit, aber auch voll unentschiedener Halbheit und ängstlicher Unschlüssigkeit aufzuweisen, als der Anblick der drei großen nordischen Mächte in ihrem Ringen um möglichst große und vortheilhafte Antheile an dem zu Boden geworfenen und aus tausend Wunden blutenden Polen darbietet.

Auf der einen Seite Rußland, seit länger als 30 Jahren systematisch an der gänzlichen Vernichtung Polens arbeitend, dabei aber ängstlich beflissen, in den Augen der Welt die Schuld der Theilung von sich auf Preußen und Oesterreich zu wälzen; tief bedauernd, daß die Verhältnisse ihm nicht gestatteten, das ganze Polen für sich zu nehmen, mit großer Gewandtheit aber die gegenseitige Mißgunst der beiden deutschen Mächte benutzend, um sie in der Spannung und Abneigung gegen einander zu erhalten und so den Antheil, welchen es mit Oesterreichs Zustimmung an

Preußen überließ, möglichst unbedeutend und unvortheilhaft zu gestalten, durch seine Bevorzugung Oesterreichs aber dessen Einwilligung und Mitwirkung zu dem großen, durch das Auftreten Preußens in Reichenbach wie durch den französischen Krieg und den polnischen Aufstand nur verschobenen, keineswegs aber aufgegebenen großen Plane der russischen Politik, der Eroberung Constantinopels und der Zertrümmerung des osmanischen Reiches zu erkaufen.

Rußland treulich zur Seite stehend erblicken wir Oesterreich, keinen anderen Gedanken kennend, als sich mit allen Mitteln dem Wachsthum seines verhaßten Bundesgenossen Preußen zu widersetzen und für sich selbst, sei es im Westen oder im Osten, möglichst große und werthvolle Erwerbungen zu machen; bald von dem Wunsche beseelt, mit Frankreich Frieden zu schließen, um möglichst wirksam in Polen auftreten zu können, bald wieder zur energischsten Kriegführung gegen die Republik entschlossen, um Belgien wiederzuerobern und das Project des baierisch-belgischen Tausches von Neuem aufnehmen zu können, schließlich, wie wir noch zu erzählen haben werden, so durch Habsucht über seine Pflichten als mächtigster Staat des deutschen Reiches verblendet, daß es sich bereit finden ließ, Frankreich die Abtretung des linken Rheinufers und Belgiens zu bewilligen, wofern es nur Baiern für sich nehmen durfte.

Beiden Kaiserhöfen, an deren feindlicher Gesinnung er nicht mehr zweifeln durfte, gegenüber sehen wir den verhältnißmäßig kleinen, aber einst mächtigen Staat Friedrich's des Großen, erschöpft in seinen Finanzen, den König ausgenommen widerwillig den Krieg gegen Frankreich führend, der ohne Aussicht auf Erfolg nur die Kräfte Preußens immer mehr vergeuden mußte, hin und her schwankend zwischen dem Wunsche, sich diesem unseligen Kriege zu entziehen und seine Stärke in Polen zu concentriren, und der Besorgniß, sich dadurch den Unwillen Rußlands und Oesterreichs, um von den Seemächten ganz zu schweigen, zuzuziehen und in Folge dessen bei der Theilung der Beute nur um so mehr verkürzt zu werden, dabei aber doch nicht die Möglichkeit eines mannhaften Entschlusses nach einer oder der anderen Richtung hin zu finden im Stande. —

Als Graf Tauenzien mit dem Auftrage, die preußischen Interessen besonders gegen die Forderungen Oesterreichs zu wahren und für Preußen alles Gebiet der polnischen Republik zwischen Schlesien, Südpreußen und der Weichsel in Anspruch zu nehmen, am 19. August in Petersburg anlangte, fand er daselbst anfänglich die zuvorkommendste Aufnahme und es schien fast, als ob die Wünsche des Königs sich in unerwartet leichter Weise verwirklichen lassen würden. Je mehr sich indessen die Erfolglosigkeit des preußischen Angriffs auf Warschau herausstellte, um so kälter und zurückhaltender zeigten sich sowohl die Kaiserin wie die russischen Diplomaten gegen ihn und als Tauenzien endlich, ungeduldig über die Zögerungen, deren Absichtlichkeit ihm nicht entging, und gereizt über die höfliche Kälte der Russen, am 7. October in vertraulicher Weise Suboff die Absichten und Pläne seines Herrn geradezu entwickelte, sprach dieser ebenso rückhaltlos sich über die Unausführbarkeit des ganzen Planes, welchen wir im vorigen Paragraphen durch den Prinzen von Nassau haben entwickeln sehen, aus.

Am 21. October konnte endlich Tauenzien, obgleich ihm die äußerste Vorsicht und Zurückhaltung anbefohlen war, dem Drängen des russischen Kanzlers Ostermann nach einer offenen Darlegung der preußischen Forderungen, welche den Conferenzen zu Grunde gelegt werden sollten, nicht länger widerstehen; er verlangte in der Denkschrift, welche er Ostermann überreichte, über die eigentlichen Forderungen des Königs hinausgehend, alles westlich vom Narewfluß, zwischen Zakroczyn und Tycoczyn liegende Land, von da ab aber den Niemen zwischen Grodno und Kauen als künftige Grenze Preußens gegen Rußland, mithin ein Gebiet von etwa 1300 Quadratmeilen. Inzwischen aber hatte die Kaiserin bereits die uns bekannten Forderungen Oesterreichs genehmigt, der Theilungsvertrag mit Oesterreich war sogar vollzogen; inzwischen war in Petersburg die Nachricht von dem Siege bei Brzescz, bei Maczieowice, von der Gefangennahme Kosciuszko's, von dem siegreichen und, wie mit Sicherheit anzunehmen war, unaufhaltsamen Vordringen Suworows auf Warschau, dessen endlicher Fall nicht zweifelhaft erschien, eingetroffen und in demselben Grade steigerte sich die stolze und zuversichtliche Sprache der russischen Diplomaten.

So erhielt denn Tauenzien am 30. October die officielle Antwort, daß auch Oesterreich die Erwerbung der Palatinate Krakau und Sendomir, welche es für die Vertheidigung Galiziens als wesentlich nothwendig betrachte, als Antheil an Polen mit Bestimmtheit fordere und niemals zugeben werde, daß dieselben in preußische Hände kämen, daß daher die Kaiserin an den König von Preußen die dringende Bitte richten müsse, auf jene Bezirke zu Gunsten Oesterreichs zu verzichten; ebenso erklärte die Kaiserin, daß sie die von Preußen beanspruchte Grenze im Norden nicht zugeben könne, da Rußland in den beiden ersten Theilungen Polens keine Handels- oder Seestadt an der Ostseeküste erhalten habe, und demnach das Herzogthum Kurland für sich selbst nehmen werde.

Demzufolge betrug der Antheil an Polen, welchen die beiden Kaiserhöfe an Preußen überlassen zu wollen erklärten, das Land westlich der Pilica und Weichsel, sowie ein Landstrich am Narew und Niemen, nur wenig über 700 Quadratmeilen, während Oesterreich etwa 1000, Rußland sogar über 2000 Quadratmeilen in Anspruch nahmen.

Daß Preußen nach diesem Theilungsplan zugleich Warschau, die glänzende Hauptstadt des Landes, erhielt, wie die Kaiserin, die schwache Seite des Königs sehr wohl kennend, ausdrücklich hervorheben ließ, schmeichelte in der That der Eitelkeit Friedrich Wilhelms, in Wahrheit aber war diese Erwerbung nur als eine Last zu betrachten; die Stadt war durch den Krieg in ihrem Wohlstand auf lange Zeit ruinirt, das unglückliche Praga nur ein Haufe von Trümmern. Ueberdem forderte die unruhige Bewohnerschaft Warschau's eine ständige große Garnison und der Umstand, daß die österreichische Herrschaft bis beinahe an die Thore von Warschau heran reichen sollte und somit die Hauptstadt zu einer einfachen Grenzstadt herabdrückte, erschien dem Könige vollends unerträglich. Empfindlicher noch, als Alles, war aber der Verlust Krakau's, da die Stadt, welche überdem von preußischen Truppen eingenommen und besetzt gehalten wurde, für den preußischen Staat nicht allein ein starker und wichtiger Vertheidigungs-

punkt gegen Süden, sondern auch als Handelsplatz ganz besonders für die Provinz Schlesien von unberechenbarem Werthe erschien.

Vergeblich suchte indessen Tauenzien gegen die beabsichtigte Art der Theilung zu protestiren; er fand die russischen Minister unzugänglich für jede Aenderung, und als bald darauf in Petersburg die Nachricht von der Einnahme Warschau's durch Suworow, sowie gleichzeitig von dem befohlenen Rückzuge der preußischen Armee vom Rhein einging, welches letztere Ereigniß wir bereits erzählt haben, trat die Feindseligkeit des russischen Cabinets offener wie je zu Tage. Der Kanzler Ostermann erklärte dem Abgesandten des Königs geradezu, daß die Kaiserin den Rückzug Preußens vom französischen Kriege, zu dessen Fortführung bis zur Besiegung der Revolution sich Preußen in dem Vertrage von 1793 ausdrücklich verpflichtet habe, entschieden mißbillige, daß die russische Regierung nicht begreifen könne, wozu und gegen wen Preußen jetzt noch in Polen, nachdem dasselbe besiegt, vermehrter Streitkräfte bedürfe, und daß der Antheil an Polen, welchen Preußen bei der zweiten Theilung erhalten habe, als eine hinreichende Entschädigung nicht für einen, sondern für vier bis fünf Feldzüge anzusehen sei.

Am Rhein hatten indessen die österreichischen Truppen in der Nacht vom 5. zum 6. October das linke Rheinufer, vor der Armee Jourdans langsam zurückweichend, gänzlich geräumt. General von Möllendorf hielt ein so entscheidendes Ereigniß für den geeigneten Zeitpunkt, um den Versuch, den König für einen im Namen des Reiches abzuschließenden Frieden günstig zu stimmen, zu wiederholen; im vollsten Einverständniß mit Luchesini sendete er seinen Adjutanten, den Major von Meyerinck, nach Berlin und ließ dem Könige vorstellen, daß sich gerade jetzt alle Umstände günstig zeigten, für Preußen wie für das deutsche Reich, — und Niemand sehnte sich mehr nach Beendigung des Krieges, als die Mehrzahl der deutschen Reichsstände, — einen vortheilhaften Friedensschluß von Frankreich zu erlangen. Meyerinck hob die Nothwendigkeit für Preußen hervor, in Polen mit stärkerer Macht als bisher aufzutreten, zeigte aus der Unmöglichkeit, am Rhein und in Polen zugleich starke Heere zu unterhalten, wie wünschenswerth es für Preußen sein müsse, den französischen Krieg, zumal bei dessen jetzigem beklagenswerthem Stande, in vortheilhafter Weise zu beendigen, und wies nach, wie auch Frankreich bei seiner völligen Erschöpfung unzweifelhaft gern auf einen Frieden mit dem Reiche und Preußen auf Grund des alten Besitzstandes vor dem Kriege eingehen werde.

Nach Möllendorfs und Luchesini's Meinung sollte auch Holland in diesen Frieden mit eingeschlossen werden, England und Oesterreich aber überlassen bleiben, das in den Händen der Franzosen befindliche Belgien entweder gegen die Rückgabe der von den Engländern eroberten französischen Colonien wieder zu erlangen, wie dies schon Montgaillard in Valenciennes vorgeschlagen hatte, oder aber an Frankreich abzutreten und für Oesterreich eine andere Entschädigung zu suchen. Auch auf Oesterreichs Billigung eines solchen Systems durfte man rechnen, da der Minister Thugut damit seinen Lieblingsplan, Baiern mit Oesterreich zu vereinigen, wieder aufnehmen konnte.

Der König, durch die Mißerfolge am Rhein wie in Polen, durch den unglücklichen Gang der Verhandlungen über die polnische Theilung in die

tiefste Mißstimmung versetzt, zeigte sich diesmal den Anträgen seines Feldmarschalls günstiger gesinnt. Den Vorschlag, einen Separatfrieden für Preußen abzuschließen, würde Friedrich Wilhelm bei seiner ängstlichen Besorgniß, in Petersburg und Wien noch weiteren Anlaß zu feindseliger Gesinnung zu geben, überdem bei seiner gewissenhaften Ansicht über die von ihm vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen, unzweifelhaft auch jetzt noch entrüstet von sich gewiesen haben; der Gedanke aber, als Vermittler zwischen dem Reiche und Frankreich beiden Ländern den ersehnten Frieden wiedergeben zu können, entsprach in jeder Beziehung seiner persönlichen Neigung, seiner Ansicht über den hohen Beruf Preußens in Deutschland, über seine Pflichten als mächtigster Fürst des Reiches.

So gab der König die Erlaubniß, daß der Major von Meyerinck mit dem französischen Gesandten in der Schweiz, Barthelemy, einem ehemaligen Marquis und von gemäßigter Gesinnung und den gefälligen Formen des alten Edelmannes, Unterhandlungen zunächst nur über die Auswechselung von Kriegsgefangenen anknüpfen und, falls sich Barthelemy der Wiederherstellung des Friedens geneigt zeigen sollte, seine Ansichten über die Art derselben erforschen solle. Zu einer förmlichen Verhandlung mit der jacobinischen Regierung in Paris konnte sich der König in seinem Abscheu vor den Königsmördern auch jetzt noch nicht entschließen, wie er denn überhaupt mehr geneigt war, mit den Franzosen einen großen Waffenstillstand, als einen förmlichen Friedensschluß einzugehen.

General von Möllendorf beeilte sich, dem zur Zeit in Baden bei Zürich residirenden Gesandten der Republik durch einen von ihm schon mehrfach als politischer Agent benutzten Kaufmann Schmerz aus Kreuznach die ersten Eröffnungen über den Zweck der Sendung Meyerincks zu machen; gleichzeitig aber erlaubte sich der nur zu gern in politischen Intriguen thätige Marschall ohne Vorwissen des Königs, den Kurfürsten von Mainz als den ersten Würdenträger des Reiches und zugleich am meisten geschädigt durch den Krieg gegen die Franzosen, mit den Absichten Friedrich Wilhelms bekannt zu machen und ihn zu einem Antrage auf dem Reichstage im Sinne der preußischen Absichten aufzufordern.

Ueber die Verhandlungen Meyerincks mit Barthelemy möge an dieser Stelle nur gesagt werden, daß dieser schon nach wenigen Tagen über die Bereitwilligkeit Frankreichs, in den Frieden mit Preußen auch das deutsche Reich einzuschließen, nach Berlin berichten konnte, daß in Folge jenes Antrages des Kurfürsten von Mainz mehrere der deutschen Reichsfürsten dringend sich für die Vermittelung des Friedens durch Preußen aussprachen, daß selbst Holland wiederholt nach Berlin die Bitte richtete, entweder das holländische Gebiet gegen den Angriff der Franzosen zu schützen oder Holland mit in den allgemeinen Frieden aufzunehmen. Wir kommen noch ausführlicher darauf zurück und bemerken des Verständnisses halber nur noch, daß England, unzufrieden mit dem ganzen Verhalten und der Unthätigkeit des preußischen Oberbefehlshabers, am 11. October dem preußischen Cabinet erklären ließ, fernerhin keine Subsidien mehr zahlen zu wollen, daß demnach das preußische Heer in den Tagen vom 21. bis 23. October auf das rechte Rheinufer zurückging und dort zwischen Caub und Germersheim Winterquartiere bezog, endlich daß der König am

25. October den Seemächten eröffnen ließ, daß er in Folge jener Erklärung den Haager Vertrag als aufgehoben ansehe und schließlich im Februar 1795 den größten Theil seines Heeres vom Rhein nach Westphalen abrief.

Während so im Westen die große Coalition gegen Frankreich ihrer Auflösung entgegenging und Preußen die vorbereitenden Schritte that, sich und das Reich der ferneren Theilnahme am Kriege zu entziehen, fanden zwischen den Cabineten von Petersburg und Wien nicht weniger bedeutungsvolle Verhandlungen statt.

Es handelte sich bei denselben für Rußland um nichts Geringeres, als die Wiederaufnahme des alten Planes der russischen Eroberungspolitik, die Einnahme des türkischen Reiches, für Oesterreich aber um die Eroberung des Gebietes der Republik Venedig, deren italienische Besitzungen einst zum deutschen Reiche gehört hatten, auf deren dalmatinische Provinzen aber die Krone Ungarn alte Ansprüche besaß, für beide endlich um die Erweiterung des im Jahre 1792 abgeschlossenen Vertheidigungsbündnisses, nach welchem sich beide Mächte im Falle eines Angriffs gegenseitig mit 20,000 Mann und nur für den Fall eines Türkenkrieges mit gesammter Macht zu Hilfe zu kommen verpflichtet hatten, nämlich um Ausdehnung dieses letztgenannten Punktes auch für einen Krieg gegen Preußen.

In dem gegenwärtigen Zeitpunkt, in welchem Polen besiegt und blutend zu ihren Füßen lag, in welchem Preußens Ohnmacht und Erschöpfung deutlicher wie je zu Tage getreten war und von England und Frankreich, mit einander im erbittertsten Kampfe begriffen, eine Störung ihrer Pläne nicht zu befürchten stand, konnte die Kaiserin ihre nur in Folge des polnischen Aufstandes einstweilen verschobene Absicht, sich in Constantinopel und an der Donau festzusetzen, ohne Gefahr von Neuem aufnehmen.

Dazu gehörte jedoch vor allen Dingen, daß der Krieg gegen Frankreich keine Unterbrechung erleide, daß durch denselben die Aufmerksamkeit Englands und Frankreichs vom Orient abgelenkt, daß endlich Oesterreich von Neuem für die Pläne, welche schon Kaiser Joseph II. mit der Kaiserin gemeinschaftlich verfolgt hatte, gewonnen werde.

Zu diesem Zwecke hauptsächlich war es, daß die Kaiserin Katharina sich in der polnischen Theilungssache Oesterreich so überaus günstig gesinnt gezeigt hatte, daß der österreichische Minister Graf Thugut, als er die beabsichtigte Einverleibung Venedigs in Petersburg zur Sprache brachte, hier das bereitwilligste Entgegenkommen fand.

Zu diesem Zwecke aber arbeitete das russische Cabinet auch auf's Eifrigste für die Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich und wollte das Zurücktreten Oesterreichs von demselben, wozu, wie wir wissen, Graf Thugut eine Zeit lang nur zu sehr geneigt war, unter keinen Umständen dulden; die von Oesterreich beanspruchte Landerwerbung wurde sogar in Petersburg nur unter der ausdrücklichen Bedingung gut geheißen, daß Oesterreich den Krieg mit erhöhtem Eifer erneuere.

Was das Wiener Cabinet betrifft, so hatte diese letzte, gegen Ende September ausgesprochene Forderung anfänglich gar nicht in das politische System Oesterreichs gepaßt; man hatte sich zur Zeit mehr und mehr mit dem Gedanken befreundet, mit Frankreich einen einseitigen Frieden einzu-

gehen und Belgien aufzuopfern; ganz bestimmt hatte Graf Thugut in Petersburg erklären lassen, daß das politische Interesse Oesterreichs einen solchen Rückzug zur Nothwendigkeit mache und daß Oesterreich nur dann in der Lage sei, fernerhin am Kriege Theil zu nehmen, wenn auch Rußland seinerseits mit einem Heere in denselben thätig eintreten wolle und bereit sei, Oesterreich noch über die geforderten vier Palatinate hinaus, welche man nur als die Entschädigung für den bereits verflossenen Feldzug ansehen könne, weitere Erwerbungen zu verschaffen. Als Antwort darauf hatte die Kaiserin das Wiener Cabinet auffordern lassen, die von ihm gewünschten Erwerbungen näher zu bezeichnen; Rußland sei gern bereit, die österreichischen Wünsche so weit als möglich zu berücksichtigen, an dem Kriege gegen die französische Republik, welcher der Kaiserin sehr am Herzen liege, habe sie sich bis jetzt nur wegen des polnischen Aufstandes nicht betheiligen können.

Auf diese Weise waren die Wege zu weiteren Verhandlungen gebahnt und schon im November hatten sich beide Mächte dahin geeinigt, daß der Krieg mit allen Kräften im Frühjahr zu erneuern sei; auch über die oben berührten Entwürfe Kaiser Josephs und Katharina's, Serbien und Bosnien mit der österreichischen, die Wallachei, die Moldau und Bessarabien aber mit der russischen Monarchie zu vereinigen und Venedig der österreichischen Herrschaft zu unterwerfen, gelangten beide Cabinete mit jedem Tage mehr zur Verständigung.

Das Gelingen so kühner Pläne würde, wie leicht ersichtlich, das Schicksal Europa's in kaum näher zu bezeichnender Weise verändert haben; die gänzliche Vernichtung des türkischen Reiches wäre damit nur noch eine Frage der Zeit und Rußland thatsächlich schon damit der wirkliche Beherrscher des Pontus und des Bosporus wie der Donau geworden, während Oesterreich seiner Herrschaft zweifellos ganz Italien unterworfen und dann, so mächtig erstarkt, nicht verfehlt haben würde, seine Hand auch nach Baiern auszustrecken.

Die letzte und größte Besorgniß des Ministers Thugut, die Furcht vor einem Bündnisse Preußens mit Frankreich, zu welchem der Berliner Hof, wie man sich in Wien nur zu wohl bewußt war, wegen der feindseligen Gesinnung des Wiener und Petersburger Cabinets in Polen, gegründete Ursache genug hatte, schwand auch dahin, als Rußland sich geneigt zu der oben erwähnten Erweiterung des geschlossenen Vertrages auch auf Preußen zeigte.

Erst als beide Cabinete nunmehr über alle Punkte ihres Verfahrens im völligsten Einverständniß waren, als in der Mitte des Monats December die letzte abschließende Erklärung Thugut's in Petersburg eingetroffen war, ließ die Kaiserin, nunmehr ihrer Sache sicher, am 18. December die Conferenzen über das Schicksal Polens durch ihren Kanzler Ostermann mit Tauenzien und Cobenzl eröffnen. Leicht wird der Leser erkennen, wie wenig Aussichten Preußen unter solchen Umständen haben konnte, Aenderungen des Theilungsvorschlages zu seinen Gunsten durchzusetzen. —

In Berlin hatte am 14. November eine Conferenz der Minister, zu welcher auch die Generale von Manstein, von Zastrow und von Knobloch zugezogen waren, über den von Tauenzien eingesendeten russischen Theilungs-

vorschlag berathen. Einstimmig war man zu der Meinung gelangt, daß es für Preußen vortheilhafter sein werde, gegen die ganze Theilung zu protestiren, das Polen von 1793 wieder herzustellen und höchstens jeder der drei angrenzenden Mächte eine bessere Regulirung ihrer Grenzen zu gestatten, als auf einen Vorschlag einzugehen, nach welchem Oesterreich im Besitze von Krakau und eines ansehnlichen Gebietes auf dem linken Weichselufer eine stetige Bedrohung Preußens, insbesondere der auf allen Seiten von österreichischem Gebiete umklammerten Provinz Schlesien werden mußte. Allerdings schien mit der Weigerung Preußens der Ausbruch eines Krieges gegen die beiden Kaiserstaaten fast unvermeidlich zu sein; um so dringenderes Bedürfniß wurde es aber für das Berliner Cabinet, den französischen Krieg so rasch als möglich zu beendigen.

Eine lebhafte Unterstützung ihrer Ansicht fanden die am 14. November vereinigten Minister und Generale in dem Onkel des Königs, dem in völliger Zurückgezogenheit von den Staatsgeschäften in Rheinsberg, im Groll über seine erzwungene Unthätigkeit lebenden Prinzen Heinrich von Preußen, dem bewährten Feldherrn und Bruder Friedrichs des Großen. Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich selbst halb französirt, hatte der unleugbar geniale Prinz die durch Bischofswerders Einfluß bewirkte Aenderung des preußischen politischen Systems, die steigende Annäherung Preußens an Oesterreich, endlich den Abschluß des Bündnisses zwischen beiden Staaten mit um so größerem Widerwillen betrachtet, als er sich durch den persönlichen Willen seines Neffen auch von dem geringsten Einfluß auf den Gang der Staatsangelegenheiten ausgeschlossen sah. Völlig überzeugt davon, daß der Krieg Preußens gegen Frankreich nur das Interesse des zu jeder Zeit gegen Preußen feindselig gesinnten Oesterreichs befördern könne und als eine Art von politischem Selbstmorde zu betrachten sei, ergriff der Prinz mit brennendem Eifer die Gelegenheit, dem Könige ausführlich vorzustellen, daß das Interesse des preußischen Staates dringend erfordere, die abermalige Theilung Polens zu verhindern und in Gemeinschaft mit Frankreich, mit welchem sofort Frieden und sogar ein aufrichtiges Freundschaftsbündniß abgeschlossen werden müsse, sich den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Plänen der beiden Kaiserhöfe entgegenzusetzen.

Der Prinz sprach damit nur eine Ansicht aus, welche der halb in Ungnade entlassene und seitdem in ländlicher Zurückgezogenheit lebende Minister Friedrichs II. aus vollster Seele theilte und in wiederholten Schreiben an den König im Sommer 1794 leider vergeblich zur Geltung zu bringen versucht hatte, ohne damit etwas Anderes zu erreichen, als daß der zu jener Zeit noch in der freudigsten Hoffnung auf die baldige Besiegung Polens befangene König seine nicht geforderten Rathschläge äußerst ungnädig zurückwies.

Im jetzigen Zeitpunkt machten die Vorstellungen des Prinzen, welchen überdem die Minister und die vertrautesten Personen seiner Umgebung beistimmten, auf den König um so tieferen Eindruck, als auch in den letzten Tagen des Monats November der holländische Gesandte die Mittheilung machte, daß seine Regierung in London den förmlichen Antrag auf Eröffnung

von Friedensverhandlungen gestellt und zur Anknüpfung derselben bereits Agenten in das Hauptquartier des französischen Obergenerals Pichegru gesendet habe.

Jetzt zauderte der König nicht länger; der Beschluß der Minister, die bisherigen Forderungen Preußens in Polen aufrecht zu erhalten und mit Frankreich in definitive Friedensverhandlungen einzutreten, wurde von ihm bestätigt; Graf Tauenzien in Petersburg wurde angewiesen, fest auf seinen Forderungen zu beharren und sich auf keine Weise von dem vorgezeichneten Wege ablenken zu lassen, Graf Golz, der bisherige Gesandte Preußens in Paris, erhielt am 1. December den Befehl, in Berlin die nähere Instruction für die Friedensunterhandlungen mit Frankreich in Empfang zu nehmen.

Vorläufig haben wir es hier nur mit der schwierigen Aufgabe des Ersteren zu thun. —

Schon bei der ersten Conferenz wurde Graf Tauenzien in sehr unangenehmer Weise durch die Mittheilung Ostermanns überrascht, daß die russische Regierung gesonnen sei, in Folge eines Anerbietens des zu dieser Zeit zusammengetretenen Kurländischen Landtages dieses Herzogthum mit dem russischen Reiche zu vereinigen. Sein Protest gegen diese Maßregel blieb ebenso unbeachtet, wie seine wiederholte und nachdrückliche Forderung des Gebietes von Krakau und Sendomir an dem vereinten Widerspruche der Russen und Oesterreicher wirkungslos verhallte.

Als nach einem ebenso vergeblichen Versuche, den Grafen Cobenzl persönlich für die preußische Forderung günstiger zu stimmen, Graf Tauenzien sodann, seiner Instruction gemäß, gegen das ganze Theilungswerk protestirte, erklärte der österreichische Gesandte geradezu, daß Rußland und Oesterreich in allen Punkten einig seien und den Theilungsvertrag unterzeichnen und vollziehen würden, Preußen möge demselben beistimmen oder nicht.

Graf Tauenziens abermaliger Protest blieb ebenso unbeachtet wie früher, die Conferenzen wurden abgebrochen und Rußland im Verein mit Oesterreich schritt nunmehr ohne fernere Zuziehung Preußens zur definitiven Regelung der polnischen Theilungsangelegenheit.

Am 3. Januar 1795 wurden in Petersburg zwei Verträge zwischen den beiden Kaiserhöfen unterzeichnet, von denen der erste die polnische Theilung selbst behandelte.

In demselben wurde mit gegenseitiger Uebereinstimmung beider Mächte festgesetzt, daß Rußland alles Land östlich vom Laufe des Bug bis Brzesc-Litewski, von da in gerader Linie bis Grodno, sowie östlich des Niemen bis zu seinem Eintritt in das preußische Gebiet, endlich Alles, was weiter östlich bis Polangen hin seither zu Polen gehört hatte, im Ganzen 2030 Quadratmeilen mit etwas über eine Million Einwohner sich aneignen solle, während Oesterreich das Gebiet zwischen dem Bug, der Weichsel und der Pilica etwa 1000 Quadratmeilen in Besitz zu nehmen habe. Beide Mächte garantirten sich gegenseitig ihre Erwerbungen und erklärten, zu einer noch näher zu vereinbarenden Zeit den König von Preußen von dem Inhalt dieses Vertrages in Kenntniß zu setzen und ihn aufzufordern, den Rest des polnischen Gebietes, das Land östlich bis zur Weichsel, südlich

bis zur Pilica, im Ganzen etwas über 800 Quadratmeilen mit etwa 900,000 Einwohnern mit seinen Staaten zu vereinigen, selbstredend unter der Bedingung, daß er sich verpflichte, die russischen und österreichischen Erwerbungen anzuerkennen und zu gewährleisten.

Ungleich wichtiger noch war der zweite, sorgfältig geheim gehaltene Vertrag der beiden Kaiserstaaten, über dessen für die Geschicke Europa's verhängnißvollen Inhalt wir schon weiter oben Andeutungen gemacht haben. In demselben verpflichten sich beide Höfe im Falle eines Krieges mit Preußen, sich gegenseitig mit ihrer vollen Macht zu unterstützen, im Falle eines erneuerten gemeinsamen Türkenkrieges aber mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die zwischen der Kaiserin Katharina und Kaiser Joseph II. im Jahre 1782 getroffenen Verabredungen zur Ausführung kommen, d. h. daß aus der vom türkischen Reiche loszureißenden Moldau und Wallachei, sowie der Provinz Bessarabien ein neues, von der Pforte unabhängiges Fürstenthum für einen russischen Prinzen geschaffen werden, daß Kaiser Franz aber Serbien und Bosnien für Oesterreich in Besitz nehmen solle. Rußland erklärte sich ferner damit einverstanden, daß der Kaiser, falls der Gang des französischen Krieges ihm keine Gebietserwerbungen in Frankreich gestatte, das Gebiet der Republik Venedig mit Oesterreich vereinige oder sonst wo eine passende und ausreichende Erwerbung suche; Oesterreich aber trat ausdrücklich dem russisch-preußischen Vertrage vom 23. Januar 1793 bei, soweit er die Interessen der beiden Kaiserhöfe betraf, verpflichtete sich also zur kräftigen Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich und garantirte die russischen Erwerbungen in Polen, hielt sich aber andererseits die Möglichkeit der Wiederaufnahme des baierisch-belgischen Tauschplanes, gegen welchen Rußland nichts einzuwenden erklärt hatte, offen. —

So war das Schicksal Polens entschieden und selbst wenn Preußen den kühnen Entschluß gefaßt hätte, mit Frankreich ein Bündniß zu schließen, zu welchem die Wege völlig gebahnt waren, und im Verein mit diesem die Unabhängigkeit Polens, wie es vor der Revolution bestanden, zu erklären, das polnische Volk zu den Waffen zu rufen und mit allen seinen Kräften den Kampf gegen die maßlose Habsucht und ehrgeizige Politik der Kaiserhöfe aufzunehmen, so wäre das Resultat eines solchen Kampfes doch in hohem Grade zweifelhaft gewesen; der Krieg hätte die ganze Existenz des preußischen Staates aufs Spiel gesetzt.

Als am 7. Januar 1795 der russische Gesandte Alopeus in Berlin eine Note der Kaiserin überreichte, in welcher dieselbe die Unmöglichkeit eines ferneren Bestehens der Republik Polen, wie Preußen dies ja selbst früher anerkannt habe, auseinandersetzt, in welcher sie die Mäßigung und Billigkeit der russischen und österreichischen Ansprüche in der Theilungsfrage hervorhebt, dabei zum ersten Male offen ausspricht, daß die gänzliche Vernichtung Polens das Resultat einer mühevollen, mehr als 30jährigen Arbeit Rußlands sei, in welcher ferner die Kaiserin mit schlecht verhehltem Hohne das Berliner Cabinet darauf hinweist, wie Rußland und Oesterreich jetzt bei der Theilung Polens nur dieselbe Regel von der nicht zu verändernden Machtstellung der Staaten befolgten, welche Preußen im letzten Türkenkriege mit so vieler Schärfe gegen Oester-

reich durchgeführt habe, in welcher die Kaiserin endlich Preußen mit beleidigender Höflichkeit den guten Rath giebt, sich durch Nachgiebigkeit gegen Rußland dessen Freundschaft und guten Willen zu erhalten, — da stand König Friedrich Wilhelm und mit ihm der ganze preußische Staat in der That der verhängnißvollsten Entscheidung gegenüber, welche sich irgend denken läßt.

Ein Krieg gegen Rußland und Oesterreich, selbst wenn es Frankreich mit seinen Versprechungen aufrichtig meinte, selbst wenn es gelang, das zu Boden geworfene Polen nochmals in nachhaltiger Weise unter die Waffen zu rufen, erschien bei der damaligen Weltlage, überdem bei der trostlosen Erschöpfung der preußischen Finanzen nicht allein im höchsten Grade gefährlich, sondern geradezu unmöglich; um so deutlicher trat die Nothwendigkeit hervor, wenigstens mit Frankreich Frieden zu schließen.

Als jedoch die mit verdoppeltem Eifer geführten Friedensverhandlungen, von welchen noch die Rede sein wird, endlich am 5. April 1795 zum Friedensschlusse zu Basel führten, mit welchem die preußische Regierung in jenes unheilvolle System der Neutralität nach allen Seiten eintrat, durch welches sie schließlich alles Ansehen und jeden Einfluß auf die politischen Ereignisse einbüßen sollte, — da zeigte sich nicht allein sehr bald, daß die französische Regierung,*) unzufrieden mit der neutralen Haltung Preußens und getäuscht in ihrer Hoffnung, daß dem Frieden alsbald ein Freundschaftsbündniß folgen werde, alles Vertrauen auf Preußen verloren hatte, sondern auch in den lebhaftesten Verhandlungen mit dem Kaiser über einen Friedensschluß begriffen sei und das Zustandekommen desselben jeden Augenblick zu besorgen stand.

Dennoch schwankte man in Berlin mit der Entscheidung hin und her. Erst als im Sommer 1795 über den Eintritt Oesterreichs in das russisch-englische Bündniß verhandelt ward, als Oesterreich auf der vorherigen Erledigung der polnischen Angelegenheit mit Preußen bestand und in Folge dessen die Gesandten Rußlands und Oesterreichs am 8. August in Berlin den zwischen ihren Cabineten abgeschlossenen Vertrag über Polen — und selbstredend nur diesen Theil des Vertrages — vom 3. Januar 1795 vorlegten und eine bestimmte Erklärung Preußens forderten, erst als Tauenzien wiederholt aus Petersburg über die umfassenden Rüstungen und Vorbereitungen zu einem Kriege gegen Preußen berichtete, kam man in Berlin zu dem Entschluß nachzugeben, jedoch nicht ohne einen nochmaligen Versuch zur Erlangung besserer Bedingungen zu machen.

Am 15. August beschwerte sich der König in einem persönlichen Briefe an die Kaiserin, daß man, ohne seine Mitwirkung und Betheiligung, inmitten der noch schwebenden Verhandlungen, mit Oesterreich einen Separatvertrag geschlossen habe; er erklärte sich jedoch bereit, dem Vertrage beizutreten, wenn man ihm den westlichen Theil des Gebietes von Krakau, welcher zur Vertheidigung Schlesiens durchaus nothwendig sei, sowie

*) Ein Pariser Agent des Baron von Hardenberg gelangte in den Besitz einer Denkschrift, verfaßt vom Abbé Siéyès, in welcher über die Vertauschung Baierns gegen Belgien und Mailand die Rede ist und tiefer Aerger über Preußen ausgesprochen wird, welches durch den Baseler Frieden nur die Neutralität habe erreichen wollen.

den zwischen dem Bug und der Weichsel um Warschau herumliegenden Landstrich, ohne welchen Warschau dicht an der österreichischen Grenze liegen würde, überlassen wollte.

In den zu Petersburg in den ersten Tagen des Monats September neu eröffneten Conferenzen beharrte indessen Graf Cobenzl fest auf dem vollen Inhalte des Vertrages vom 3. Januar 1795 und erst den eifrigen Bemühungen des russischen Kanzlers gelang es, ihn zur Ueberlassung des kleinen Landstrichs zwischen Bug und Weichsel an Preußen zu bewegen. Graf Tauenzien aber, die Unmöglichkeit erkennend, Krakau zu gewinnen, entschloß sich am 19. October, schweren Herzens und wohl fühlend, daß ihn die Ungnade des Königs dafür treffen werde, zur Unterschrift des Theilungsvertrages.

Es dauerte indessen noch lange Zeit, ehe sich die beiden deutschen Mächte völlig über die Grenzen der beiderseitigen Gebietstheile zu einigen vermochten. Preußische und österreichische Commissarien, denen als Schiedsrichter ein russischer beigesellt war, konnten sich trotz langer Verhandlungen nicht über die eigentlichen Grenzen der Woiwodschaft Krakau verständigen; ein provisorisch abgeschlossener Vergleich aber, nach welchem die Preußen binnen sechs Wochen die Stadt Krakau räumen, einen Theil des Gebietes von Krakau aber besetzt halten sollten, bis die ganze Angelegenheit definitiv erledigt sei, was spätestens nach drei Monaten stattgefunden haben müsse, erlitt eine bedenkliche Störung und drohte zu neuer Uneinigkeit der Höfe von Wien und Berlin zu führen, als der König von Preußen mittelst Patents vom 25. December 1795, welches indessen erst im Juni 1796 erschien, die sofortige Huldigung in den sämmtlichen neuerworbenen Landestheilen, auch in denjenigen, über welche eine Einigung zur Zeit noch gar nicht erfolgt war, anbefahl.

Schon am 9. Januar 1796 waren zu diesem Behufe 4 preußische Infanterieregimenter, 1 Husaren-, 1 Dragonerregiment und eine Abtheilung reitender Artillerie, zusammen etwa 12,000 Mann, in Warschau eingerückt und am 6. Juli nahm der Staatsminister Graf Hoym, bisher mit der Verwaltung Schlesiens betraut, im Namen des Königs in dem ehemaligen Reichstagssaale von den Bevollmächtigten des Adels, der Geistlichkeit, der Bürgerschaft und der Landgemeinden den Huldigungseid entgegen. Daß die Abgeordneten des mit dem Namen: Neuostpreußen belegten Landes bei der Huldigung „nur Gefühle der Freude und der Zufriedenheit über das Glück, dem Scepter Preußens unterthan geworden zu sein", ausgedrückt haben sollen, versichern die amtlichen Berichte jener Zeit; man wird indessen wohl thun, dieselben mit einiger Vorsicht aufzunehmen. Gewiß ist nur, daß die Huldigung ohne alle Weigerung und Störung vor sich ging,*) und daß die Stadt Warschau insbesondere es

*) Wie viele Polen über ihr Schicksal, an Preußen gefallen zu sein, zu jener Zeit dachten, geht u. A. aus einer Unterhaltung des Königs mit den Generalen Dombrowski und Madalinski hervor, welche Friedrich Wilhelm in Berlin bei Hofe und zwar in ihrer polnischen Generalsuniform empfing. Auf die Frage, ob die Polen mit ihm zufrieden seien, antwortete Dombrowski: „Seine Landsleute hätten nichts zu wünschen und der König könne ihrer vollkommenen Ergebenheit gewiß sein, wenn er einen seiner Söhne zu ihrem Könige machen und die Verfassung vom Mai 1791 wiederherstellen wolle." — Der König soll einige Augenblicke geschwiegen, dann aber der Unterhaltung eine andere Wendung gegeben haben. —

mit großer Befriedigung aufnahm, als der König ihr bei dieser Gelegenheit die Zahlung einer Schuld von 150,000 polnischen Gulden (5 Sgr.), welche er selbst für die Stadt an die Russen geleistet hatte, in Gnaden erließ. — Erst im Jahre 1797 kam endlich eine Einigung zwischen Oesterreich und Preußen zu Stande; Preußen bequemte sich, die streitigen Gebietstheile im Krakau'schen mit den Städten Olkuß, Chrzanow, Boleslaw und Czarnowice, im Ganzen 20 Quadratmeilen, an Oesterreich zu überlassen; wichtiger, als dieser geringe Länderverlust war es für Preußen, daß es mit dem Städtchen Olkuß zugleich die dort befindlichen damals sehr ergiebigen Silbergruben verlor.

Was endlich das Schicksal des letzten Königs von Polen, Stanislaus, betrifft, so gestaltete sich dasselbe zur völligen Zufriedenheit dieses eitlen, genußsüchtigen und charakterlosen Fürsten. Er war herzlich froh darüber, einer Krone ledig geworden zu sein, die ihm nur Verdruß und Sorgen bereitet hatte; er entsagte derselben mit großer Genugthuung mittelst Urkunde vom 25. November 1795, und erklärte darin ausdrücklich:

> „daß er in dem Besitze des Thrones nie einen anderen Vortheil, als den, seinem Vaterlande zu nutzen, gesucht habe und immer bereit gewesen sei, ihn zu verlassen, wenn er hierdurch zum Glück seiner Landsleute oder wenigstens zur Milderung ihres Unglücks etwas hätte beitragen können."
>
> „Er habe sich entschlossen, aus freien Stücken und ohne irgend einen Vorbehalt die Krone niederzulegen, und übergebe dieselbe hierdurch der Kaiserin von Rußland mit derselben Redlichkeit, welche sein ganzes Leben hindurch die Richtschnur seines Verhaltens gewesen sei. Indem er vom Throne steige, entledige er sich der letzten Pflichten des Königthums dadurch, daß er die Kaiserin beschwöre, ihr' mütterliches Wohlwollen auf alle diejenigen zu übertragen, deren König er gewesen und diese Wirkung ihrer Seelengröße auch ihren hohen Verbündeten mitzutheilen" u. s. w.

Erhaben und schön klingende Worte, die nur leider mit den Thaten seines ganzen Lebens im schreiendsten Widerspruch stehen. Schließlich sei hier gleich erwähnt, daß der entthronte König, froh darüber, von den verbündeten Mächten seine nicht unbeträchtlichen Schulden bezahlt zu sehen, sich auf den Befehl der Kaiserin gerne nach Petersburg begab, woselbst er von einem ihm ausgesetzten Jahrgelde von 200,000 Ducaten in gewohnter Gemächlichkeit lebte und am Hofe der Kaiserin eine ganz seiner würdige Rolle spielte. Er starb daselbst am 12. Februar 1798. —

So war denn mittelst dieser dritten Theilung Polens der letzte Rest eines einst großen und mächtigen Reiches unter seine habsüchtigen Nachbaren vertheilt, eine weltberühmte und tapfere Nation aus den Reihen der europäischen Völker gestrichen worden, — ohne daß in ganz Europa auch nur Eine Hand sich regte, um der begangenen Gewaltthat sich zu widersetzen. Die Theilung Polens führte nicht einmal zu diplomatischen Verhandlungen mit anderen Mächten, deren Zustimmung einzuholen man für ganz überflüssig hielt; kaum daß im englischen Oberhause einige Mitglieder der Opposition Polens Erwähnung thaten und den Wunsch aus-

sprachen, daß das brave polnische Volk recht bald seine verlorene Selbständigkeit wieder erhalten und die begangene Gewaltthat ihre gerechte Strafe finden möge.

Noch gleichgültiger als England zeigte sich die republikanische Regierung Frankreichs. Ihr war die durch Polens Theilung entstandene Vergrößerung Rußlands, Oesterreichs und Preußens nur ein willkommener Vorwand, um bei den im November 1796 zwischen England und Frankreich angeknüpften Friedensverhandlungen auf diese Vergrößerung hin ihrerseits Ansprüche auf gleiche Entschädigung zu begründen und diese könnte Frankreich, wie sich der französische Minister Delacroix ausdrückte, selbstredend nur durch die Ausdehnung seiner natürlichen Grenzen bis an den Rhein finden, ein Anspruch, welcher indessen von Lord Malmesbury, dem britischen Bevollmächtigten, mit Erstaunen und Unwillen zurückgewiesen wurde. —

So stieß, — denn von den anderen Mächten war selbstverständlich gar nicht die Rede — die Theilung Polens nirgends auf Widerstand, und erregte sogar nur vereinzelte und vorübergehende Kundgebungen von Sympathie mit dem unglücklichen Schicksal der polnischen Nation; sollte in diesem Mangel an Theilnahme, in dieser allgemeinen gänzlichen Gleichgültigkeit nicht ein ernster Richterspruch der europäischen Völker über die polnische Nation, sollte darin nicht der Beweis zu finden sein, daß man überall das Schicksal der Polen als ein, wenn auch hartes, doch wohl verdientes und durch eigene Schuld herbeigeführtes ansehe?

Das deutsche Reich war, wunderlich genug, die einzige Macht, welchem die Höfe von Petersburg, Wien und Berlin eine förmliche Mittheilung von der geschehenen Vernichtung Polens zu machen für gut erachteten; noch wunderlicher klingt in dieser, dem Regensburger Reichstage am 25. Juli 1797 übergebenen gleichlautenden Erklärung der drei Mächte der Zusatz: „daß es nicht nöthig erscheine, alle aus dem Drange der Umstände geschöpften Betrachtungen zu bezeichnen, welche die beiden Kaiserhöfe und den König von Preußen zu dem Beschluß bestimmt hätten, zur Vernichtung dieses Staatskörpers mitzuwirken" u. s. w.

Das preußische Cabinet machte außerdem noch dem Reichstage die Anzeige:

> „daß, da die Provinzen, welche dem Könige von Preußen bei dieser Auflösung des Königreichs Polen zugefallen, keine andere Benennung erhalten hätten, als diejenigen, welche von ihrer geographischen und örtlichen Lage herrührten, so seien sie nun unter den allgemeinen Namen „Königreich Preußen" mit einbegriffen, ohne daß es nöthig sei, sie in dem Titel Sr. Majestät noch besonders aufzuführen. Doch müsse hierbei bemerkt werden, daß, da Se. Majestät König Friedrich II. im Jahre 1773 alle Ländereien, welche den Namen von Preußen getragen, zusammen vereinigt habe, derselbe seit diesem Zeitpunkt eine Veränderung in seinem Titel angenommen und anstatt König in Preußen sich König von Preußen genannt habe. Diese an sich selbst so gerechte und so leicht zu bemerkende Unterscheidung sei bis jetzt nicht immer beobachtet worden. Se. Königliche Maje-

stät schmeichle sich aber, daß es den auswärtigen Höfen, welche sich in dem Falle befänden, mit Höchst Ihm eine deutsche Correspondenz zu führen, nun gefällig sein werde, sich in Zukunft danach zu richten."

Der übertrieben hohe Werth, welchen der König nach Inhalt dieser Erklärung auf die Beobachtung einer anscheinend so geringfügigen Förmlichkeit legt, kann nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man erwägt, daß in der That schon Friedrich II. officiell den Titel eines Königs von Preußen angenommen hatte, daß demungeachtet aber die Reichskanzlei fortfuhr, ihn als König in Preußen anzureden und Friedrich Wilhelm II. daher bei dem ohnehin sehr gespannt gewordenen Verhältnisse mit dem Kaiser wohl einige Berechtigung hatte, hierin eine geflissentliche Herabsetzung des preußischen Königstitels zu erblicken. —

Nannte sich doch schon seit der ersten Theilung Polens der Kaiser auch König von Galizien und Lodomirien, nahm doch auch das russische Kaiserhaus in seine Titel die eines Großfürsten von Podolien und Volhynien auf!

Preußen hatte durch die dritte Theilung Polens, nachdem es die bisher inne gehabten Theile des Krakauer Gebietes trotz der bereits entgegen genommenen Huldigung derselben wieder an Oesterreich abgetreten hatte, einen Gebietszuwachs von 800 Quadratmeilen mit etwa 900,000 Einwohnern erhalten.

Leider sollte sich der Staat des mit so großen Opfern und nicht geringen Schwierigkeiten erworbenen Besitzes nur kurze Zeit erfreuen; in dem mit großer Selbstüberschätzung und zu unrechter Zeit unternommenen Kampfe gegen Napoleon, den Ueberwinder fast der ganzen Welt, ging nicht allein Neuostpreußen wieder verloren, Preußen selbst wurde in demselben, von seinem Bundesgenossen verlassen und aufgeopfert, in Trümmer zerschlagen und fast auf ein Drittel seines ehemaligen Besitzstandes reducirt.

So war es natürlich, daß in der kurzen Zeit der preußischen Herrschaft (kaum 10 Jahre) in Neuostpreußen der Segen der geordneten preußischen Verwaltung nicht so deutlich hervortrat, als es in den bereits früher zu Preußen geschlagenen polnischen Landestheilen der Fall war. Dennoch gereicht es der Regierung Friedrich Wilhelms II. zum hohen Ruhme, daß sie die kräftigsten und weisesten Maßregeln ergriff, um das materielle Wohl der neuen Unterthanen zu fördern, und diese so ihr schweres Schicksal vergessen, der neuen Herrschaft geneigt zu machen suchte, vor Allem aber, daß sie mit großer Milde gegen diejenigen verfuhr, welche, bereits preußische Unterthanen, sich in der Hoffnung auf die Wiederherstellung des gesammten Polenreichs, dem Aufstande angeschlossen hatten.

In der That verfuhr die zur Bestrafung der Insurgenten eigens niedergesetzte Insurrectionscommission unter dem Vorsitze des Ministers von Buchholz, eines Mannes von außerordentlicher Gewandtheit und feinem Benehmen, von hoher persönlicher Liebenswürdigkeit und körperlicher Schönheit, welchen schon Friedrich der Große wegen dieser seiner Eigenschaften nach Warschau an den Hof des Königs Stanislaus gesendet hatte, mit großer Milde gegen die Polen; nur wenigen der am schwersten Gravirten

wurden die Güter weggenommen, die große Mehrzahl ging entweder gänzlich straflos aus oder wurde mit verhältnißmäßig leichten Geldstrafen belegt.

Wie vortheilhaft stach die Humanität der preußischen Regierung gegen die grausame Strenge ab, mit welcher Rußland die in seine Hände gefallenen Insurgenten zu Hunderten nach Sibirien schickte oder zu langjähriger schwerer Kerkerhaft verurtheilte,*) ihre Güter einzog und die Flüchtigen ohne Mitleid im Elende schmachten ließ! —

Die Verwaltung Polens, bisher dem Minister von Voß übertragen, dessen fehlerhafte, übereilte Maßregeln und rücksichtsloses Verfahren wir am Schlusse des §. 15 bereits erwähnt haben, wurde nunmehr dem bisherigen Minister für Schlesien, Grafen Hoym, einem hochverdienten Manne voller Lebensklugheit und Feinheit, anvertraut, der bereits genannte ehemalige Gesandte von Buchholz in Warschau demselben zur Seite gestellt. Beide verstanden es vortrefflich, die vornehmen, durch Aeußerlichkeiten leicht zu blendenden Polen durch glänzende Festlichkeiten an sich zu ziehen, durch entgegenkommende Höflichkeit mit dem neuen Zustande der Dinge auszusöhnen; dabei aber erwiesen sie, was wichtiger war, dem Lande durch die Einführung einer Reihe von zweckmäßigen Maßregeln wirkliche Wohlthaten. So wurde die vom Minister von Voß eingeführte Classificationscommission, welche mit rücksichtsloser Strenge die Steuern nach dem zuvor abgeschätzten Grund und Boden vertheilt und den Unwillen der Polen aufs Höchste erregt hatte, abgeschafft, die Steuerzahlung nach einem erträglicheren System geordnet; die überaus verhaßte Verpachtung der bei den Polen so beliebten Musik der Dudelsäcke wurde aufgehoben, auf strenge Handhabung einer prompten Justiz hingewirkt und die strammen Formen der vom Minister von Voß eingeführten Verwaltung in allen Zweigen derselben milder und weniger fühlbar gemacht.

Die wohlthätigen Wirkungen dieses humaneren Regiments wurden bald sichtbar.

Schon im Jahre 1797 konnte der bereits citirte Augenzeuge der Zustände in Polen schreiben,**) wie ihm bei seiner Reise durch die neuen preußischen Provinzen sich die Bemerkung aufgedrängt habe:

> „daß die Südpreußen in der Wirklichkeit sehr viel gewonnen, in der Idee Alles verloren haben, seit sie die Regierung gewechselt“ u. s. w.
>
> „Kein Mensch,“ fährt derselbe Verfasser fort, „wußte in Polen, was sein war. Die Preußen fixirten das Eigenthum des Grund und Bodens durch das Hypothekenwesen, wodurch ebenfalls die Güterpreise auf eine enorme Weise stiegen.

---

*) Auch der edle Kosciuszko, der bei Maczieowice in russische Gefangenschaft gerathen war, wurde, obgleich verwundet, von Kaiser Paul I. in ein Staatsgefängniß geworfen, im Jahre 1796 aber frei gegeben. Er trat im Jahre 1798 in die Dienste der nordamerikanischen Regierung, lehnte, nach Europa zurückgekehrt, alle Aufforderungen Napoleons, Polen von Neuem zu revoltiren, standhaft ab, da er die selbstsüchtigen Absichten des Kaisers richtig durchschaute und starb 1817 in der Schweiz.

**) Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe 2c.

Die Städte waren Mist- und Kothhaufen; die Preußen räumten sie aus und verschönerten sie auf alle Weise. Man sehe Posen vor und nach der Occupation. Die Processe hatten in Polen kein Ende; der Mächtigste hatte immer Recht; die Preußen führten die Justiz ein. Der Bauer war ein Ackerinstrument; die Preußen gaben ihm einen Stand in der Societät und sicherten ihm seine Rechte."

„Im Wesentlichen hat also Polen gewonnen, nicht so Preußen. Verloren haben die Polen die Idee ihrer Selbständigkeit, die sie nie zu realisiren vermochten. Hätte Preußen nur diese (die Idee) geschont und jene Thörichten glauben lassen, sie regierten sich selbst, es wäre nie eine Insurrection entstanden." —

Die zu jener Zeit übrigens vielfach verbreitete Ansicht des Verfassers jener Briefe, Preußen handle am klügsten, wenn es die nationale Selbständigkeit der Polen schone, wenn es aus den ihm zugefallenen Theilen des polnischen Gebietes ein Vicekönigreich oder Königreich mit der Verfassung vom Mai 1791 und einem Prinzen des preußischen Königshauses an dessen Spitze bilde, vermögen wir nicht zu der unsrigen zu machen; wir sind vielmehr der Meinung, daß bei einer solchen Einrichtung die zu Preußen gefallenen polnischen Landestheile weder die Segnungen preußischer Verwaltung gewonnen, noch die den polnischen Institutionen erb- und eigenthümlichen Fehler und Gebrechen jemals aufzugeben gelernt haben würden, daß ein bestehen gebliebenes Königreich Polen, wenn auch noch so klein, beständig ein Herd politischer Intriguen und Freiheitsbestrebungen geblieben, für Preußen aber nur eine fortlaufende Kette von Verlegenheiten und und Schwierigkeiten geworden wäre.

Die Prophezeihung aber:

„Preußen werde in Polen einst untergehen, zur Strafe für die begangenen Fehler"

hat, wie wir in der gegenwärtigen Zeit mit vollem Recht sagen können, sich in ihr Gegentheil verwandelt:

„Polen ist in Preußen aufgegangen."

§. 24.

Die Friedensverhandlungen mit Frankreich.

Schon im §. 23 und früher haben wir ausführlicher geschildert, wie der König von Preußen, auf allen Seiten von den politischen Verhältnissen bedrängt und von der einstimmigen Meinung seiner Minister, Generale und persönlichen Vertrauten überredet, — selbst Bischofswerder, der einstige Stifter des unheilvollen Bündnisses mit Oesterreich rieth jetzt dringend, um jeden Preis Frieden mit den Franzosen zu machen, da man keine Mittel habe, den Krieg fortzusetzen, und von dem bösen Willen der Oesterreicher, wie von dem Uebermuthe der Russen Alles zu fürchten sei, — sich endlich schweren Herzens entschlossen hatte, in Friedensverhandlungen mit den immer noch bitter von ihm gehaßten Jacobinern einzutreten, daß zu dem Ende mit seiner Genehmigung der Major von Meyerinck

nach Baden gegangen war, um mit dem zur Zeit dort residirenden französischen Gesandten bei der Schweiz, Barthelemy, officiell über die Auswechselung von Kriegsgefangenen, insgeheim aber über die Möglichkeit der Anknüpfung von friedlichen Beziehungen zu unterhandeln.

Dem im Monat December in Baden eingetroffenen Major von Meyerinck erklärte Barthelemy indessen schon bei der ersten Gelegenheit, bei welcher derselbe auf Frieden hindeutete, daß zwar die französische Regierung einem Frieden mit Preußen durchaus nicht abgeneigt sei und ohne Zweifel auch bereit sein werde, das deutsche Reich in den Friedensschluß mit aufzunehmen, daß er aber ohne Vollmacht seiner Regierung nicht in der Lage sei, Verhandlungen dieser Art anzuknüpfen.

Demgemäß sah sich das Berliner Cabinet, so sehr es den Stolz des Königs verletzte, einen Gesandten mit Friedensanträgen nach Paris senden zu müssen, nachdem man sich im Anfange der Revolution in so hochfahrender Weise geweigert hatte, in Berlin einen Gesandten Frankreichs zu empfangen,*) doch jetzt genöthigt, den Legationsrath Harnier zu dem angedeuteten Zwecke nach Paris zu schicken.

Harnier fand die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, mit welchem er am 7. Januar 1795 die Verhandlungen eröffnete, im vollsten Siegestaumel über die Eroberung Hollands wie über die siegreichen Fortschritte der französischen Waffen auf allen Punkten, und fest entschlossen, mit echt republikanischer Energie die dadurch geschaffene günstige Situation gegen Preußen auszubeuten; schon in den ersten Conferenzen entwickelte der Wohlfahrtsausschuß einstimmig die Ansicht, daß Frankreich und Preußen bei gleichen Interessen nicht blos auf F r i e d e n m i t e i n a n d e r, sondern auf den A b s c h l u ß e i n e s e n g e n B ü n d n i s s e s angewiesen seien, daß dieses Bündniß durch die Zuziehung von Schweden und Dänemark, der Türkei und des von Neuem zu revolutionirenden Polens hinreichend verstärkt werden müsse, um dem Ehrgeiz Rußlands, welches nach der Weltherrschaft strebe, der Feindseligkeit Oesterreichs, welches die Freiheit und Selbständigkeit der Reichsstände bedrohe, einen Damm entgegenzusetzen. Man erkennt leicht die Aehnlichkeit zwischen der Ansicht des Pariser Wohlfahrtsausschusses und den Vorschlägen des Prinzen Heinrich, sowie des Ministers Graf Hertzberg. —

Weiter wurde entwickelt, daß Preußen unter allen Umständen auf seine linksrheinischen Besitzungen verzichten müsse, da Frankreich den Rhein als seine natürliche Grenze betrachte, daß man es dafür durch Hannover, welches die Franzosen mit Leichtigkeit zu erobern gedachten, entschädigen wolle und daß endlich von einem Waffenstillstand, wie er im Wunsche des Königs lag, unter keinen Umständen, sondern nur von einem definitiven Friedensschlusse die Rede sein könne.

Vergeblich protestirte Harnier gegen so extravagante Forderungen, welche Preußens Hoffnungen auf einen baldigen und ehrenvollen Friedensschluß in der That von Grund aus vernichteten. Der Wohlfahrtsausschuß blieb fest auf seiner Forderung der Rheingrenze bestehen, nahm die

*) Wir verweisen unsere Leser auf den im §. 10 geschilderten Empfang des Grafen Ségur.

Erklärung Harniers, daß für Preußen, welches den Frieden mit dem Reiche zu vermitteln beabsichtige, aus diesem Grunde der Abschluß eines Bündnisses mit Frankreich unmöglich sei, mit Bedauern auf, weil man dem zum Freundschaftsbündnisse mit der Republik geneigten Preußen viel vortheilhaftere Bedingungen würde gewähren können, als einem blos neutralen, lehnte die angebotene officielle Vermittelung Preußens für den Frieden mit den deutschen Reichsständen mit dem höflichen Zusatze ab, daß man Preußens gute Dienste in dieser Sache gerne anerkennen werde, aber jedem Reichsstande eine unmittelbare Verhandlung überlassen müsse, und ließ sich endlich nach langem Unterhandeln und auf die nachdrücklichen Vorstellungen Harniers, daß somit die Fortsetzung des Krieges unvermeidlich sei, zu der Erklärung bereit finden, daß Preußen für seine verlorenen Rheinprovinzen die Entschädigung auch auf dem rechten Ufer des Rheins, d. h. im deutschen Reiche selbst suchen könne und daß Frankreich sogar dazu bereit sei, ihm zu einem entsprechenden Ländergebiete zu verhelfen. —

Die ganz unerwarteten Schwierigkeiten, welche sich dem Abschlusse des Friedenswerkes gleich beim Beginn der Unterhandlungen entgegenstellten, verbitterten vollends die Stimmung des seit dem polnischen Feldzuge beständig kränklichen, im höchsten Grade verdrießlichen Königs. Vor Allem sich nach Ruhe sehnend, betrachtete der König doch einerseits ein Bündniß mit der ihm seit den Schrecken der Revolution tief verhaßten französischen Nation mit zu unverhohlenem Abscheu, um an die Möglichkeit eines solchen denken zu können; andererseits konnte sich Friedrich Wilhelm noch immer und trotz aller trüben Erfahrungen, die er über Oesterreichs Feindseligkeit und Rußlands Treulosigkeit gemacht hatte, nicht entschließen, die Hoffnung auf die Wiederherstellung eines guten Verhältnisses mit den beiden Kaisermächten völlig aufzugeben.

Aber nicht blos der König stand der Entscheidung, welche man von ihm verlangte, und welche das politische System Preußens für viele Jahre regeln mußte, unschlüssig gegenüber; auch im Cabinet, wie unter den vertrauten Rathgebern Friedrich Wilhelms traten die Ansichten über den einzuschlagenden Weg einander schroff gegenüber.

Während der greise Minister Finckenstein die Meinung aussprach, Preußens Ehre erfordere die Ablehnung der französischen Vorschläge und die französische Regierung, welcher am Frieden ebenso viel gelegen sein müsse, wie Preußen selbst, werde bei entschlossenem Auftreten Preußens seine Forderungen fallen lassen oder doch wesentlich modificiren, vertrat der Minister Alvensleben die gerade entgegengesetzte Ansicht.

Nicht ohne Grund wies Alvensleben darauf hin, daß man auf dem von Finckenstein vorgeschlagenen Wege Gefahr laufe, sich gegen Frankreich wie gegen die beiden Kaiserhöfe gleich feindlich zu stellen, daß Preußen inmitten dieser feindlichen Mächte so gut als wehrlos erscheine, die preußischen Cassen mit dem Monat März vollständig leer sein würden, eine neue Anleihe, nach dem traurigen Erfolge, welchen schon die letzte gehabt habe, nicht rathsam sei. Nach der wohl etwas düster gefärbten Schilderung des Ministers würde sogar eine stärkere Rekrutirung im Lande höchst bedenklich erscheinen, und eine Fortsetzung des unseligen Krieges selbst leicht

die erprobte Treue der preußischen Unterthanen, welche dem Kriege im höchsten Grade abgeneigt seien, erschüttern; überdem sei endlich zu befürchten, daß Oesterreich mit Frankreich Frieden abschließe, und, während Preußen für die Erhaltung der Rheinlande seine Existenz aufs Spiel setzte, dieselben den Franzosen als Preis für die französische Einwilligung in Oesterreichs anderweitige Pläne überliefere. Aus alledem folgerte der Minister die Nothwendigkeit, die Vorschläge Frankreichs anzunehmen, die rheinischen Besitzungen gegen die in Aussicht gestellte Entschädigung abzutreten, unter der Bedingung, daß Frankreich den gesammten übrigen Besitzstand des preußischen Staates mit Einschluß des polnischen Gebietes bis an die Weichsel garantire; von diesem Standpunkte war in der That bis zum Abschluß eines Bundesvertrages zwischen beiden Staaten nur noch ein Schritt zu thun.

Den Ausschlag in diesem Meinungsstreite gab endlich der Minister Graf Haugwitz, welcher sich durch sein geschmeidiges Eingehen auf die persönlichen Wünsche des Königs, sowie durch die große Gewandtheit, mit welcher er die widerstreitendsten Ansichten wenigstens scheinbar zu vereinigen verstand, um diese Zeit das vollste Vertrauen Friedrich Wilhelms erworben hatte. Auch Haugwitz sprach sich für die Nothwendigkeit des sofortigen Friedens mit Frankreich aus und hielt die geforderte Abtretung des linken Rheinufers für keineswegs bedenklich, sofern Preußen nur ein entsprechender und angemessener Zuwachs an anderweitigem Gebiete in Aussicht gestellt werde; aber der schlaue Haugwitz wollte sich auf der einen Seite ebenso wenig (wie auch Finckenstein) in die Abhängigkeit eines preußisch-französischen Bündnisses begeben und bei einem doch immerhin möglichen Siege der Oesterreicher und Russen Preußen der Beschämung aussetzen, seine rheinischen Besitzungen unnütz an den Reichsfeind abgetreten zu haben, als er andrerseits geneigt war, durch schroffe Weigerung die Unterhandlungen gänzlich abzubrechen.

Am 28. Januar 1795 unterzeichnete der König eine von Haugwitz in dem angedeuteten Sinne abgefaßte Instruction für den Grafen von Golz, welcher vom Könige zur Eröffnung der Friedensverhandlungen nach Basel gesendet worden war und dort zunächst eine Erklärung des Königs vom 24. Januar übergeben hatte, worin der König der französischen Regierung die Aufrichtigkeit seiner friedlichen Gesinnung versichert. Es heißt darin unter Anderem:

> „daß es dem Könige mit den Friedensverhandlungen wahrhafter Ernst sei, daß er stets Zuneigung für die französische Nation empfunden und ihr während des Krieges mehrmals Beweise davon gegeben habe. Die Entsetzlichkeiten, die unter der Herrschaft Robespierre's begangen worden, hätten allerdings auch ihn mit Abscheu erfüllen müssen, aber, weit entfernt, dieselben der französischen Nation zur Last zu legen, und sie unterjochen oder über ihre Entschlüsse entscheiden zu wollen, habe er nur gewünscht, sie ihr Glück wieder finden zu lassen. In dieser guten Meinung sei der König seit dem Sturze Robespierre's und der Schreckensherrschaft der Jacobiner noch mehr bestärkt worden, indem er hierin ein glückliches Vorzeichen für die Wiederkehr

der Ruhe erkenne. Er selbst wünsche aufrichtig die Herstellung des Friedens, er strebe nach der Rolle des Friedensstifters von Europa und halte sich für dieselbe durch die Gefühle der Billigkeit und Gerechtigkeit, welche ihn beseelten, berufen" u. s. w.

Wie man zugestehen muß, ist der Contrast zwischen der Sprache in dieser Erklärung und der jenes berüchtigten Kriegsmanifestes, welches der Herzog von Braunschweig im Juni 1792 nach Frankreich hineinschleuderte, seltsam genug. —

Was nun die Instruction des Grafen von Golz, welche wir soeben erwähnten, betrifft, so war derselbe angewiesen, in Basel das Erstaunen der preußischen Regierung über die plötzlich hervortretenden Eroberungsgelüste Frankreichs auszudrücken, im Uebrigen aber an der Erklärung festzuhalten, daß eine bestimmte und förmliche Abtretung der preußischen Rheinprovinzen, die Ausdehnung Frankreichs bis an das linke Rheinufer, bei welcher auch noch andere Stände des Reiches in Schaden versetzt würden, niemals Gegenstand einer Friedensverhandlung zwischen Preußen und Frankreich werden, sondern darüber nur bei Abschluß des künftigen allgemeinen Friedens verhandelt werden könne.

Zwei Tage, bevor der König diese Instruction für den Grafen von Golz unterzeichnet hatte, am 26. Januar, war dieser bereits mit Barthelemy überein gekommen, daß während der Dauer der Friedensunterhandlungen Waffenruhe herrschen solle. Der Wohlfahrtsausschuß gab auf die desfallsige Anfrage des französischen Bevollmächtigten die Antwort, man solle die Sache nicht durch Verhandlungen über einen Waffenstillstand in die Länge ziehen, sondern so rasch als möglich zum definitiven Friedensschluß zu gelangen suchen; zeige sich dazu eine günstige Aussicht, so sei die französische Regierung nicht allein gerne bereit, keine weiteren Feindseligkeiten gegen Preußen, besonders gegen die äußerst bedrohte Festung Wesel und die preußische Provinz Westphalen mehr zu unternehmen, sondern wolle auch, um dem preußischen Cabinet Oesterreich gegenüber einen willkommenen Vorwand zur Abberufung seiner Armee vom Rhein zu geben, gerne einen nur scheinbaren Angriff gegen diese letztere richten. Dies war indessen nicht mehr nöthig; bereits am 29. Januar hatte man nach Wien mitgetheilt, daß nach dem Verluste Hollands der Abmarsch des Möllendorf'schen Heeres zur Deckung Westphalens nothwendig geworden sei; der Feldmarschall selbst hatte in den ersten Tagen des Februar den Befehl erhalten, nur etwa 10,000 Mann unter dem Erbprinzen von Hohenlohe zur unmittelbaren Deckung von Mainz zurückzulassen und mit dem übrigen Theil des Heeres nach Westphalen abzumarschiren.

Aber die Bereitwilligkeit der französischen Regierung, die Wege zum Frieden mit Preußen zu bahnen, ist darum nicht minder bemerkenswerth. Sie zeigt deutlich, wie sehr zur Zeit auch die französischen Machthaber von dem Wunsche nach Frieden beseelt waren, wie dringend der trotz aller glänzenden Siege doch elende Zustand der französischen Heere, der immer erschreckender hervortretende Mangel an Geld und Menschen, mit welchen beiden Artikeln man in den letzten Jahren eine unerhörte Verschwendung getrieben, endlich der allgemeine Wunsch der Bevölkerung nach Ruhe, für Frankreich die Wiederherstellung des Friedens nothwendig gemacht hatte.

Selbst die Majorität im Wohlfahrtsausschusse neigte sich allmählich immer mehr einer gemäßigten und friedliebenden Politik zu; bereits wurden Reden im Convent, welche von kriegerischem Ruhm und von Eroberungen sprachen, vom Volke wie von der Presse mit Verwünschungen begrüßt und nicht ohne Grund konnte einer der scharfsichtigsten Beobachter jener Zeit die Aeußerung thun, daß wenn die Regierung nicht bald Frieden mache, das Volk unzweifelhaft binnen zwei Monaten die Monarchie wieder herstellen werde.

Unter solchen Umständen, — denn auch Preußen war, wie der Minister von Alvensleben zur Ueberzeugung nachgewiesen hatte, dringend auf die Wiederherstellung des Friedens hingewiesen, — würde das Zustandekommen des Friedenswerkes noch ungleich schneller erfolgt sein, wenn die Verhandlungen nicht durch verschiedene Zwischenfälle unterbrochen worden wären.

Zunächst starb der preußische Unterhändler Graf Golz ganz plötzlich am 6. Februar, noch ehe die Instruction seines Königs vom 28. Januar in seine Hände gelangt war; mit seiner einstweiligen Vertretung wurde zunächst der Legationsrath Harnier beauftragt und der bisherige Minister für Ansbach-Baireuth, Baron von Hardenberg, ein gebildeter und geistreicher Mann von liebenswürdigen Formen, freiem Sinne und lebhaftem Temperament, und wenn auch keine besonders hervorragende geistige Größe, doch vollkommen dazu geeignet, die vorliegende Aufgabe würdig und kräftig durchzuführen, zum Nachfolger des Grafen von Golz ernannt.

Bevor jedoch Hardenberg in Basel eintraf, was erst am 28. Februar geschah, hatte Harnier die für den Grafen Golz bestimmt gewesene Instruction empfangen und in Gemäßheit derselben Barthelemy erklärt, daß das Berliner Cabinet die Bestimmung über die künftigen Grenzen von der jetzigen Friedensverhandlung gänzlich ausgeschlossen und bis auf die Unterhandlungen über den künftigen allgemeinen Frieden aufgeschoben wissen wolle. Barthelemy erklärte sich damit einverstanden, und forderte nur, daß bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens die Rheinlande im Besitz der französischen Truppen verbleiben sollten und durch eine zu vereinbarende Demarcationslinie auf dem rechten Rheinufer alle diejenigen Länder zu bezeichnen seien, welche von jetzt ab sich in dem weiteren Kriege neutral verhalten wollten.

Als Harnier auch zu dieser neuen Forderung die Zustimmung des Ministers Haugwitz erhalten hatte, schienen in der That alle Schwierigkeiten beseitigt.

Aber in Paris hatte man sich Hoffnung auf die sofortige und förmliche Abtretung der Rheinprovinzen gemacht und verhehlte sich keinen Augenblick, daß der bloße Hinweis auf die durch einen künftigen Frieden zu erlangende Erwerbung derselben nur ein schlechter Ersatz für diese Hoffnung war, ja daß Preußen, so bereitwillig es sich jetzt auch zur Abtretung der rheinischen Besitzungen zeigen mochte, doch jeden Augenblick, wenn die künftigen Friedensverhandlungen nicht nach seinem Sinne ausfielen, zu einer anderen Entschließung gelangen könne. Die französische Regierung erklärte daher, fortan die abgeschlossene Waffenruhe nicht mehr respectiren zu können und machte Miene, die Feindseligkeiten durch Einschließung der Festung Wesel zu erneuern.

Das Ganze erwies sich jedoch sehr bald nur als ein Versuch, die preußischen Diplomaten in Basel einzuschüchtern; als diese unbeirrt durch die drohende Sprache der französischen Regierung auf ihrer Forderung bestehen blieben, gelang es Barthelemy sehr bald, auch dieses letzte Hinderniß zu entfernen und am 11. März sah er sich in der Lage, dem Baron von Hardenberg den Entwurf seiner Regierung zu dem abzuschließenden Friedensvertrage zu übersenden.

In dem Vertragsentwurf der französischen Regierung fanden sich jedoch, obgleich er im Allgemeinen den von Haugwitz aufgestellten Gesichtspunkten entsprach, einige abweichende Punkte von so wesentlicher Bedeutung, daß Baron Hardenberg, ohnehin für seine Person der Meinung des Ministers Finckenstein beipflichtend, daß man jedes Bündniß mit Frankreich von der Hand weisen müsse und der Frieden mit Frankreich, sowie die aus demselben hervorgehende Neutralität Preußens sich bei der französischen Regierung auch ohne alle Abtretungen durchsetzen lassen werde*), sich nicht entschließen konnte, denselben ohne Weiteres anzunehmen, obgleich der Wohlfahrtsausschuß den Entwurf am 16. März sehr hochfahrend als sein Ultimatum bezeichnet hatte. Baron Hardenberg war, wie zu seinem Ruhme hier bemerkt werden möge, um so weniger geneigt, den Franzosen auch nur einen Schritt über seine Instruction hinaus nachzugeben, als er dieselbe bei seiner persönlichen politischen Anschauung ohnehin nur mit Bedauern ausführte.

Ueberdem aber fand sich, daß in dem französischen Vertragsentwurf von einem festen Versprechen, Preußen für die Rheinlande zu entschädigen, von der Feststellung einer Demarcationslinie, wie sie Haugwitz gewünscht hatte, von einer angemessenen Entschädigung für das Haus Oranien wegen Hollands, welche der König mit Bestimmtheit zur Bedingung gemacht hatte, gar keine Rede war, daß dagegen der Wohlfahrtsausschuß den Vorschlag erneuerte, Preußen solle sich entweder zu einer bewaffneten Neutralität oder zu einem Bündnisse mit Holland, Schweden und Dänemark verpflichten, was bei den obwaltenden Verhältnissen einem Bündniß mit Frankreich selbst vollständig gleichkam.

Hardenberg erklärte daher am 21. März dem französischen Bevollmächtigten, daß seine Regierung fest entschlossen sei, das linke Rheinufer entweder gar nicht abzutreten, oder die künftige Abtretung nur in einem geheimen Artikel auszusprechen; nach einigem Zögern und heftigem Aufbrausen wurde diese preußische Forderung bewilligt.

Größere Schwierigkeiten entstanden bei der Berathung über die zu vereinbarende Demarcationslinie, welche allen hinter ihr liegenden Ländern fortan Neutralität sicherte. Preußen hielt die Feststellung einer solchen für durchaus nothwendig, um denjenigen Reichsständen, welche gern bereit waren, in Friedensverhandlungen mit der Republik einzutreten, zu welchen dieselbe Preußens gute Dienste annehmen zu wollen erklärt hatten, den sofortigen Nutzen eines solchen Verhaltens zeigen zu können; zu diesem

---

*) Bei dem dringenden Bedürfnisse Frankreichs nach Frieden hat die Ansicht, daß Preußen bei einiger Festigkeit auch ohne das Opfer der Rheinlande den Frieden erlangt haben würde, einige Wahrscheinlichkeit für sich.

Zwecke hatte das Berliner Cabinet den Wunsch ausgesprochen, die Demarcationslinie entweder durch den Lauf des Rheinstromes selbst, oder doch wenigstens durch eine Linie von Frankfurt über Limburg, Altenkirchen, Elberfeld an der Ruhr und von deren Mündung in den Rhein wieder dem Lauf dieses Stromes folgend, festzusetzen, allen hinter dieser Linie liegenden Reichsständen aber, welche die Vermittelung Preußens in Anspruch nehmen würden, eine dreimonatliche Neutralität zu gewähren.

Berücksichtigt man, daß hinter dieser Linie auch Hannover lag, daß der Kurfürst von Hannover gleichzeitig auch König von England und als solcher im heftigsten Kriege gegen Frankreich begriffen war, so wird die Weigerung des Wohlfahrtsausschusses, welcher durch einen solchen Zusatz die ganze französische Kriegführung auf dem rechten Rheinufer gelähmt sah, leicht erklärlich. Als jedoch das Berliner Cabinet seine Bereitwilligkeit erklären ließ, Hannover einstweilen selbst zu besetzen und so seine Neutralität sicher zu stellen, als Baron Hardenberg im Uebrigen fest auf seiner Forderung beharrte, da gab der Wohlfahrtsausschuß auch in diesem Punkte nach und am 5. April 1795 wurde zu Basel der Friedensvertrag zwischen Preußen und Frankreich unterzeichnet.

Bevor wir jedoch den Inhalt dieses Friedensinstrumentes, sowie seine nächsten Folgen einer näheren Betrachtung unterziehen, sind wir genöthigt, für einige Augenblicke bei den Bemühungen sowohl der österreichischen wie der englischen Regierung, durch welche das Zustandekommen des Friedenswerkes verhindert werden sollte, zu verweilen.

Das Wiener Cabinet war mit der diplomatischen Gewandtheit, welche dasselbe zu allen Zeiten auszeichnete, von Anfang an bemüht gewesen, die Schuld an den erlittenen Unglücksfällen von sich selbst abzuwälzen und Preußen und den anderen Ständen des Reiches aufzubürden.

Schon am 14. August 1794, also zur Zeit, als der Prinz von Coburg bei Fleurus geschlagen nach Mastricht und Lüttich zurückgewichen war, als der Feldmarschall Möllendorf bis Kirchheim-Poland zurückgedrängt, das österreichische Heer am Mittelrhein auf das rechte Rheinufer übergegangen war und der Verlust Triers die Verbindung der alliirten Heere völlig unterbrochen hatte, erschien ein an die fränkische Kreisversammlung, sowie an die rheinischen und anderen Reichskreise gerichtetes Kaiserliches Promemoria, in welchem die Verdienste Oesterreichs um die Vertheidigung des Reichs in das hellste Licht gesetzt werden.

Es wird hervorgehoben, wie der Kaiser mit der größten Bereitwilligkeit ein bei Weitem über seine Verpflichtung starkes und wohl ausgerüstetes Heer gestellt und selbst unterhalten habe, wie er auf alle Weise bemüht gewesen sei, den anderen Reichsständen die Gestellung ihrer vertragsmäßigen Contingente zu erleichtern, wie endlich die gesammte österreichische Hausmacht, ohne Rücksicht auf die Erblande des Kaisers, zur Vertheidigung des Reiches berufen worden sei und wie der Kaiser über dem Schutze Deutschlands die Privilegien seines Hauses völlig hintenangesetzt habe.

So großen Verdiensten Oesterreichs gegenüber werden die Stände des Reiches daran erinnert, wie wenig bisher vom Reiche selbst geleistet worden und besonders wird Preußen der Vorwurf gemacht, daß es seine mit

englischem Gelde bezahlte Armee nicht zur Unterstützung der in den Niederlanden fechtenden alliirten Heere habe abrücken lassen, obgleich diese Unterstützung dringend nöthig und Preußen nach dem Inhalte des Subsidienvertrages überdem verpflichtet gewesen wäre, seine Armee der Verfügung der Seemächte zu überlassen. Wie ungegründet diese Behauptung ist, wissen wir bereits.

In dem etwas lamentablen Schlusse dieses Kaiserlichen Schreibens heißt es:

„Jetzt seien die Fortschritte des Feindes so groß, daß, wenn nicht das Reich dem Eindringen desselben eine gleich fürchterliche Masse entgegenstelle und den Kaiser in dem ermüdenden Kampfe schnell unterstütze, letzterer ganz sicher zurückweichen und sich an seine eigenen Grenzen zurückziehen müsse, um nicht die letzten Kräfte in fruchtlosen Unternehmungen zu zersplittern. Der Gesandte sei angewiesen, den Kreisständen diese Betrachtungen zu Gemüthe zu führen und zugleich feierlich zu erklären, daß, wenn man den Kaiser in diesem entscheidenden Augenblicke verlasse, derselbe das Reich nicht zu retten vermöge und sich sodann mit dem Gedanken, für das Vaterland Alles gethan zu haben, würde trösten, diejenigen aber, die aus Sorglosigkeit, Unthätigkeit oder gar aus eigennützigen Nebenabsichten das Ihrige zur allgemeinen Rettung gewissenhaft beizutragen unterlassen hätten, vor Gott und der Nachwelt für alles Unheil, das über Deutschland und Europa durch die anarchischen Grundsätze kommen werde, verantwortlich machen müsse." —

Und solche Sprache wagte der Wiener Hof zu führen, obgleich er bereits selbst heimlich mit dem Reichsfeinde über den Frieden verhandelte und sich bereit erklärt hatte, den Franzosen die Niederlande mit dem deutschen Rhein abzutreten, wenn diese ihm helfen wollten, Baiern, ein Glied des deutschen Reiches, für den Kaiser zu erobern! —

Der weitere traurige Verlauf des Krieges, die durch denselben unmittelbar an die Grenzen Deutschlands gerückte Gefahr hatten bei der großen Mehrzahl der deutschen Reichsfürsten und Stände mehr und mehr das Verlangen nach Frieden geweckt; am 20. October 1794 stellte der Gesandte des Kurfürsten von Mainz, ohne, wie dies bisher üblich gewesen, vorher den Kaiser zu Rathe gezogen zu haben, den Antrag, der Reichstag möge den Kaiser ersuchen, sich in Gemeinschaft mit dem Könige von Preußen um Wiederherstellung des Friedens mit Frankreich auf der Basis des westphälischen Friedensschlusses zu bemühen und zunächst einen Waffenstillstand herbeizuführen. Ungeachtet des Widerspruchs von Seiten Oesterreichs und (des zu England gehörigen) Hannovers wurde der gedachte Antrag am 22. December wirklich zum Beschlusse erhoben und als solcher dem Kaiser mitgetheilt, dabei aber zugleich die Bereitwilligkeit der Stände ausgesprochen, falls überspannte Forderungen Frankreichs oder andere nicht vorherzusehende Ereignisse den Abschluß eines annehmbaren und billigen Friedens unmöglich machen sollten, ihrerseits mit allen Mitteln zur ferneren Vertheidigung des Reiches einzutreten.

So wenig dieser Reichstagsbeschluß, wie die demselben folgenden Schritte Oesterreichs, konnten die bereits eingeleiteten Unterhandlungen Preußens über den Abschluß eines Separatfriedens unterbrechen; um so weniger, als der Minister von Haugwitz den vollen Beifall des Königs durch die Vorstellung erhielt: es werde sich dem einmal mit Preußen abgeschlossenen Frieden ohne Zweifel ein großer Theil der deutschen Reichsstände mit Freuden anschließen und der König durch die so erworbene hervorragende politische Bedeutung Genugthuung für die Kränkungen erhalten, welche ihm der Wiener Hof durch sein Benehmen in der polnischen Angelegenheit zugefügt hatte. —

Ueberdem schien der Kaiser wenig geneigt, auf die Bitte der Reichsstände einzugehen; denn wenn er gleich den Antrag derselben nicht geradezu ablehnte, so sprach er in seiner Antwort an den Reichstag, vom 10. Februar 1795, großen Zweifel an dem Erfolge seiner Friedensbemühungen in Gemeinschaft mit dem Könige von Preußen aus und ermahnte die Stände um so dringender zu eifrigen Vorbereitungen für den nächsten Feldzug. Noch einmal beschwor der Kaiser die Stände des Reiches „vor Gott und dem Vaterlande, sich durch entfernte Hoffnungen nicht einschläfern zu lassen, sondern den in verschiedenen Kreisen schon getroffenen Anstalten zur Bewaffnung der Unterthanen und noch zweckmäßiger zur Aufstellung einer starken Landmiliz mehr Wirksamkeit und Zusammenhang zu geben.“ —

> „Außerordentliche Umstände“, heißt es weiter, „erheischen außerordentliche Anstrengungen, und ein Staat muß bei steigender Gefahr selbst das Aeußerste wagen. Noch sind Deutschlands innere Kräfte nicht erschöpft und eher würden wir Alles aufbieten, als die Schande Deutschlands und den Umsturz der deutschen Verfassung in einem Friedensschlusse zu unterzeichnen.“ —

Wir wissen bereits, durch welchen Einfluß der Kaiser zu dem Entschlusse gekommen war, den Krieg gegen Frankreich energisch fortzusetzen; aber an hochtönenden Phrasen fehlte es, wie man sieht, dem Wiener Hofe nie, wenn schon derselbe gänzlich vergessen zu haben schien, daß er noch soeben bereit gewesen, die glänzend hervorgehobene Unabhängigkeit des Reiches und die Verfassung desselben in Gemeinschaft mit dem Reichsfeinde und auf Kosten seiner Verbündeten anzutasten.

So wenig auch das Verfahren des Berliner Cabinets in den Unterhandlungen über den Frieden das Wohl des gesammten deutschen Vaterlandes im Auge gehabt haben mag, so manchen Tadel auch vom deutschen Standpunkte aus das einseitige Vorgehen Preußens verdienen mag und, wie wir gleich hinzusetzen wollen, über die Gebühr gefunden hat, — wir werden darauf im nächsten Paragraphen noch ausführlicher eingehen, — so erscheint es doch gegen das Verhalten des Wiener Hofes wahrlich noch in hellem Lichte. —

Zwar war es nicht ehrlich und offen, aber folgerichtig, daß die preußische Regierung auf eine von Wien aus ergehende Anfrage über die preußischen Friedensverhandlungen in Basel einfach antwortete:

> „der König habe allerdings dem Grafen von der Golz, als er ihn vor einiger Zeit wegen Auswechselung der Gefangenen nach

Basel gesendet, zugleich aufgetragen, die Gesinnungen der französischen Regierung in Absicht des Friedens und der Mittel, ihn zu erzielen, zu erforschen. Durch seine Krankheit und sein Absterben seien indessen die weiteren Aeußerungen gehemmt worden. In Ansehen des deutschen Reiches sei hierbei nichts geschehen, habe auch nichts geschehen können, da des Königs Majestät die Allerhöchste Ratification des den Friedensantrag enthaltenden Reichsgutachtens und die gefällige Eröffnung Sr. Kaiserlichen Majestät abzuwarten habe." —

Zwar zeigte es nicht die wahren Absichten des Berliner Hofes, war aber diplomatisch richtig und fein, daß der Minister von Haugwitz, als ihm der Kaiserliche Gesandte Fürst Reuß die Antwort des Kaisers auf das Reichsgutachten vom 22. December mittheilte und hierbei bemerkte, der Kaiser sei bereit, die laut des verbreiteten Gerüchtes vom Könige bereits getroffenen Einleitungen zum Frieden nach Kräften zu unterstützen, in seiner Antwort vom 21. Februar einfach „den Dank des Königs für den abermaligen Beweis reichsväterlicher patriotischer Sorgfalt für das Wohl des Reiches" aussprach, und somit höflich, aber deutlich die Einmischung des Wiener Cabinets zurückwies. —

Noch mehr wie das österreichische Cabinet sich bemühte, die auf den Frieden gerichteten Pläne Preußens zu durchkreuzen, weil es dieser Macht die Vortheile nicht gönnte, welche ihr aus einem Separatfriedensvertrag erwachsen mußten, noch mehr bestrebte sich die zur Zeit in England herrschende Kriegspartei, den König von Preußen bei dem Bunde gegen Frankreich zu erhalten.

Auf die erste Nachricht davon, daß Preußen mit Frankreich in Basel unterhandle, wies die englische Regierung nicht nur ihren Gesandten in Berlin, Sir Arthur Paget, an, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um das Berliner Cabinet anders zu stimmen, sondern ertheilte auch ihrem Gesandten in Stockholm, Lord Spencer, den Befehl, sich sofort nach Berlin zu begeben und dort an Ort und Stelle dem Einfluß der Friedenspartei entgegenzuarbeiten. Beider Bemühungen blieben vergeblich. Umsonst versuchte Lord Spencer in Folge der vom Minister von Haugwitz erhaltenen Mittheilung, daß die Einstellung der Subsidienzahlungen von Seiten Englands den König auf's Aeußerste gegen dieses Land gereizt habe, durch die Gräfin Lichtenau den König zu einem anderen Entschlusse zu bewegen. Diese selbst, zu jener Zeit schon längst nur noch die allerdings vielvermögende Freundin Friedrich Wilhelms, erzählt, sie habe dem Lord auf seine lange politische Auseinandersetzung geantwortet, daß sie sich niemals in Staatsangelegenheiten mische und als der Engländer sie gebeten habe, ihm eine Audienz beim Könige zu verschaffen und diesen für seine Wünsche günstig zu stimmen, als er hinzufügte, daß er im Falle glücklichen Gelingens bevollmächtigt sei, ihr seitens der englischen Regierung ein Geschenk von 100,000 Guineen auszuzahlen, habe sie ihm unwillig erwidert, sie werde sowohl seine Bitte um eine Audienz, wie auch das Anerbieten eines Geldgeschenks dem Könige mittheilen. Der König ertheilte darauf dem Lord zwar die verlangte Audienz, ließ sich jedoch von seinem Entschlusse nicht abbringen; was die erwähnte Geldsumme betrifft, so fehlen darüber jede

bestimmten Nachrichten, indessen hat die Versicherung der Gräfin Lichtenau, welche bei allen ihren Fehlern nie den Vorwurf der Habsucht verdient zu haben scheint, daß sie von der in Aussicht gestellten Summe weder etwas erhalten, noch jemals verlangt habe, viele Wahrscheinlichkeit für sich.

Daß der sonst streng von allem Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausgeschlossene Prinz Heinrich bei dieser Wendung des politischen Systems Preußens mitgewirkt und nicht wenig dazu beigetragen hat, den König bei seinem Entschlusse festzuhalten, haben wir schon erzählt. Lord Malmesbury irrte sich wieder einmal ganz bedeutend, wenn er in einer Depesche an seine Regierung schreibt:

> „er habe noch nicht erfahren können, wie der Prinz zu diesem Einflusse gekommen sei und ob er ihn behaupten werde. Aller Wahrscheinlichkeit nach sei er nur ein vorübergehend vorgeschobenes Werkzeug der verdorbenen und verrätherischen Menge, welche den König von Preußen umgiebt." —

Gleich nach dem Eintreffen Lord Spencers in Berlin hatte sich Sir Arthur Paget nach London begeben, um seiner Regierung mitzutheilen, daß an ein Verbleiben Preußens bei der Allianz gar nicht zu denken sei, wenn England sich nicht entschließe, die seit dem October rückständig gebliebenen Subsidiengelder nachzuzahlen und den Subsidienvertrag entweder zu erneuern oder einen neuen, den Verhältnissen mehr angepaßten Vertrag abzuschließen. Der Eindruck, welchen Sir Paget empfangen, als er auf dieser Reise auf die im vollen Rückzuge begriffene und in der traurigsten Verfassung befindliche britische Armee stieß, spiegelt sich recht deutlich in einem Schreiben desselben an die Gräfin Lichtenau, mit welcher Sir Paget in sehr freundschaftlichen Beziehungen stand.*) Es heißt darin:

> „Die Wendung, welche die Angelegenheiten nehmen, ist außer aller Berechnung. Um Gottes Willen, treiben Sie den König zum Handeln. Die allgemeinen und besonderen Uebel, denen wir unterworfen sind, sind zu groß. Mir bleibt immer der eine Trost: auf Sie rechnen zu können. Adieu, theure Wilhelmine, ich bin ganz erschöpft."**) —

Sir Paget fand indessen in London größere Schwierigkeiten, als er erwartet hatte. War zwar das Cabinet selbst durchaus geneigt, durch Abschluß eines neuen Subsidienvertrages die preußische Regierung von Neuem für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen, so hatte der Minister Pitt doch bei Gelegenheit des ersten Vertrages im Unterhause zu heftigen Widerstand erfahren, die prophetischen Worte einiger Oppositionsredner waren zu genau in Erfüllung gegangen, um nicht dem Minister um so mehr die größte Vorsicht zu empfehlen, als die Kriegführung Preußens am Rhein, seine gegen Polen ausgeübte Politik und endlich sein gänzliches Lossagen von der Sache der Verbündeten die Stimmung gegen Preußen in England auf's Aeußerste gereizt hatte. Hatten doch Fox und Sheridan im Unterhause, der Marquis von Landsdown im Oberhause den Traktat mit Preußen

*) Die sogar zu einem von der Gräfin zurückgewiesenen Heirathsantrage führten.

**) Hiernach scheint Gräfin Lichtenau den politischen Intriguen doch nicht so ganz ferngestanden zu haben.

auf's Bitterste getadelt und alle schwachen, England nachtheiligen Punkte desselben schonungslos verurtheilt, hatte doch der letztere im Oberhause geradezu geäußert:

„Preußen habe sich an die Spitze des Krieges gestellt, Oesterreich dazu verleitet und das Obercommando übernommen (1792). An England habe es nicht einmal gedacht, sich gar nicht vorstellen können, daß dasselbe so unsinnig sein werde, sich ohne alle Verbindlichkeit, ohne Interesse und entfernt von jeder Gefahr, in diesen Krieg zu stürzen. Und nun trete England an die Spitze und bezahle die Hilfe desjenigen, der eigentlich den Krieg angefangen. Nach den ausschweifenden Bedingungen des Tractates werde der König schon nach zwei Monaten für Fouragegelder, und um seine Truppen in Bewegung zu setzen, 600,000 Thaler englisches Geld in seinem Säckel haben. Vielleicht wird er uns dann auslachen und keinen Mann in Bewegung setzen, unter dem Vorwande, daß das Interesse seines Volkes anderswo seine Anstrengungen fordere" u. s. w. —

So war den englischen Ministern denn einige Zurückhaltung in ferneren Verhandlungen mit Preußen in der That nicht zu verargen.

Inzwischen war Baron von Hardenberg, mit den nöthigen Instructionen und Vollmachten zum definitiven Abschlusse des Friedens versehen, nach Basel abgereist und hatte dem Lord Malmesbury, mit welchem er in Braunschweig*) zusammentraf, vertrauliche Eröffnungen über den ihm ertheilten Auftrag gemacht. Lord Malmesbury beschwor den preußischen Gesandten, Alles aufzubieten, um den endgültigen Abschluß mit Frankreich so lange zu verzögern, bis er ihm von England aus, wohin er sich sofort begeben wolle, etwas Bestimmtes über die Fortzahlung der englischen Hilfsgelder mitgetheilt habe. Baron Hardenberg ließ sich durch die dringenden Vorstellungen des Briten wenigstens zu einer halben Zusage bewegen; indessen die Ankunft Malmesbury's in London verzögerte sich bis zum 5. April und erst am 10. April schrieb der Lord an den englischen Geschäftsträger in Frankfurt zur sofortigen Mittheilung an Hardenberg, daß er noch keine ausführlichen Mittheilungen über die von den englischen Ministern beabsichtigten Maßregeln geben könne, weil bis jetzt nur die Umrisse davon entworfen seien; doch sei bereits ein so hinlänglicher Grad von Gewißheit eines günstigen Ausganges vorhanden, daß er (Crawfurd) unbedenklich dem Baron Hardenberg das wiederholen könne, was er ihm schon selbst gesagt habe. Er solle denselben auf das Nachdrücklichste an sein Versprechen erinnern und beschwören, nicht eher den Friedensvertrag abzuschließen, bis er unmittelbar vom Könige selbst den Befehl dazu erhalten habe; er solle dem Baron Hardenberg vorstellen, wie er durch angelegentliche Betreibung dieser Angelegenheit sowohl den Kronen Englands

---

*) Lord Malmesbury war von seinem Hofe nach Braunschweig gesendet worden, um daselbst für den Prinzen von Wales, den nachmaligen König Georg IV., um die Hand der später durch einen berüchtigten Scandalproceß zu trauriger Berühmtheit gelangten Prinzessin Caroline zu werben; obgleich der Prinz bereits neben zahllosen Geliebten eine ihm angetraute Frau, Mistreß Fitz-Herbert, besaß und dies öffentlich bekannt war! —

und Preußens, wie dem gesammten Europa einen wesentlichen Dienst leisten werde.

Aber alle diese Schritte kamen zu spät. Bereits am 5. April 1795 hatte, wie wir wissen, Baron Hardenberg den Frieden unterzeichnet, wie man wohl mit Recht annehmen kann, weil seine Instructionen ihm ein längeres Zögern, für welches außerdem kein irgend haltbarer Grund vorlag, nicht gestattete und die erwarteten Gegenbefehle aus Berlin bis zu diesem Tage nicht eingetroffen waren. Die Annahme, daß Baron Hardenberg den Abschluß eiliger betrieben habe, als es nachher dem Berliner Cabinet genehm gewesen, scheint uns ebenso müßige Erfindung zu sein, als die Behauptung, er habe das Interesse Preußens und nebenbei Hannovers besser durch den Abschluß des Friedens mit Frankreich, als durch die Fortsetzung des Krieges selbst mit englischem Golde gewahrt erachtet. Wäre der König wirklich noch anderen Sinnes geworden, wozu die mancherlei Machinationen Englands genügend Veranlassung gegeben hatten, so brauchte derselbe dem Friedensschlusse ja nur einfach die Genehmigung zu versagen; dies geschah indessen aller Bemühungen Lord Spencers und Anderer ungeachtet nicht, und bereits am 15. April 1795 wurde der zu Basel abgeschlossene Friedensvertrag in Berlin ratificirt.

§. 25.

Der Friede zu Basel. Seine nächsten Folgen.

Der zu Basel am 5. April 1795 abgeschlossene Friedensvertrag zwischen Preußen und Frankreich hatte, wie alle derartigen politischen Instrumente und wie oben bereits entwickelt ist, einen doppelten Inhalt; einen Theil, welcher, für die Oeffentlichkeit bestimmt, die allgemeinen Umrisse des abgeschlossenen Vertrages enthielt und einen zweiten, in welchem allerlei geheime Artikel Bestimmungen festsetzten, welche man für gut befand, überhaupt nicht oder wenigstens nicht gleich zur Kenntniß der ganzen Welt zu bringen.

So hatte denn auch in diesem Falle das preußische Cabinet eine leicht begreifliche Scheu, vor ganz Europa bekannt zu machen, daß es seine Besitzungen am linken Rheinufer so gut wie definitiv an Frankreich habe abtreten müssen und daß es nicht Bedenken getragen habe, auf den Vorschlag der Republik einzugehen und für seine Verluste bei dem demnächst abzuschließenden Reichsfrieden Entschädigung im Reiche selbst zu suchen, wo es ja so viele längst als herrenlose Beute betrachtete Bisthümer, Abteien und geistliche Güter gab. Die preußische Regierung that ja im Grunde, wenn sie einen Theil derselben mit dem preußischen Staate vereinigte, nichts Anderes, als was Oesterreich schon wiederholt gethan hatte und, wie wir gesehen haben, bei günstiger Gelegenheit in viel größerem Maßstabe zu thun jeden Augenblick bereit war; und wenn man bei der Beurtheilung ihrer Handlungsweise den damaligen Geist politischer Selbstsucht, welcher die Richtschnur aller Staaten war, mit in Erwägung zieht, so wird das Tadelnswerthe dieses Verfahrens nicht nur in milderem Lichte erscheinen, sondern auch die Ansicht zur Geltung gelangen, daß wenigstens

der Wiener Hof vor Allen nicht zu den gehässigen Vorwürfen berechtigt war, mit welchen er Preußen überschüttete.

Wunderbarer und fast komisch erscheint es übrigens, daß auch die republikanische Regierung Frankreichs, welche es so sehr liebte, die Einfachheit, Strenge und Tugend republikanischer Institutionen gegen die Hinterlist und Tyrannei der Fürsten in ein glänzendes Licht zu stellen, doch kein Bedenken trug, auf das diplomatische Gaukelspiel eines Friedensvertrages mit doppeltem Inhalte einzugehen. Wie seltsam stachen gegen diese Handlungsweise die Worte ab, welche noch vor Kurzem in einer Sitzung des Convents, am 4. December 1794, mit Hindeutung auf die mit Preußen angeknüpften Verhandlungen gesprochen wurden:

> „Das französische Volk werde, stets gerecht und voll Gefühl seiner Ehre wie seiner Freiheit, zwischen seinen Feinden und den Beweggründen ihres Angriffs einen Unterschied zu machen wissen; es werde in den Gesetzen, welche vorzuschreiben es durch seine Siege berechtigt sei, nie die kleinen Anmaßungen der Schwäche und Eitelkeit mit dem Stolze und der hinterlistigen Macht der Tyrannen verwechseln, und während es mit triumphirender Hand die Linien vorzeichne, innerhalb deren es sich zu begrenzen für gut finden werde, doch nie ein mit seiner Würde und seinem Vortheil, seiner Ruhe und Sicherheit verträgliches Anerbieten von sich weisen. Offen, wie der Schritt seiner Waffen, sei auch seine Politik!" —

Man sieht, daß schon zu jener Zeit und noch ehe der berühmte Satz wirklich ausgesprochen wurde*), bei republikanischen so gut wie bei Kaiserlichen und Königlichen Diplomaten die Worte sehr häufig nur dazu dienten, um das zu verbergen, was man dachte. —

In der Hauptsache setzte der für die Oeffentlichkeit bestimmte Theil des Baseler Friedensvertrages fest: daß fortan Friede, Freundschaft und gutes Einvernehmen zwischen dem Könige von Preußen, sowohl als solchem wie auch in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Brandenburg und Fürst des deutschen Reiches, einerseits und der französischen Republik andererseits stattfinden solle. Demgemäß verpflichtete sich der König von Preußen, seine Truppen mit Einschluß des von ihm zu stellenden Reichscontingents sofort zurückzuziehen und seine auf dem linken Rheinufer gelegenen Besitzungen, deren Schicksal nicht eher als bei dem allgemeinen Friedensschlusse zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche endgültig entschieden werden sollte, bis zu diesem Zeitpunkt in den Händen der Franzosen zu lassen. Für alle Fürsten und Stände des deutschen Reiches, welche, wie Preußen, in unmittelbare Friedensunterhandlungen mit Frankreich zu treten wünschten, bot der König von Preußen seine Vermittelung an, wogegen die französische Regierung allen auf dem rechten Rheinufer gelegenen Ländern des deutschen Reiches einen dreimonatlichen Waffenstillstand zusicherte.

Der wichtigste der diesem Friedensvertrage beigefügten geheimen Ar-

*) Der bekannte Ausspruch Talleyrands: „Les mots ne sont faits, que pour cacher les pensées."

tikel (Artikel 2) bestimmt Näheres über das Schicksal der ehemaligen preußischen Besitzungen auf dem linken Rheinufer. Es heißt darin:

„Wenn bei dem allgemeinen Friedensschlusse zwischen dem deutschen Reiche und Frankreich dem letzteren der absolute Besitz des linken Rheinufers verbleibt, so werden Se. Majestät der König von Preußen und die französische Republik sich über den Austausch der auf dem linken Rheinufer gelegenen preußischen Provinzen gegen andere Gebiete von gleichem Umfange verständigen. In diesem Falle wird der König die Gewährleistung der Republik für die ihm zugestandenen Entschädigungen annehmen.“ —

Das hieß allerdings ganz deutlich, nur mit anderen Worten sagen: wenn die Franzosen beim Friedensschlusse mit dem Reiche die preußischen Rheinprovinzen nicht wieder zurückgeben wollen, — und dazu war wenig Aussicht vorhanden, — so wird sich Preußen mit Frankreich darüber verständigen, welches ebenso große Stück deutschen Gebietes am passendsten zur Entschädigung Preußens dienen kann und Frankreich verpflichtet sich, Preußen bei dieser Erwerbung, im Nothfalle selbst mit Waffengewalt, behilflich zu sein.

In einem zweiten geheimen Artikel verpflichtete sich der König von Preußen, weder gegen Holland, noch gegen ein anderes von den Franzosen besetztes Land Feindseligkeiten auszuüben.

In einem dritten Geheimartikel wurde verabredet, daß eine Demarcationslinie festgestellt werden solle, welche die Franzosen selbst für den Fall der Fortdauer des Krieges mit dem Reiche niemals zu überschreiten versprachen, so daß alle hinter dieser Demarcationslinie liegenden deutschen Länder sich selbst vor erfolgtem Reichsfrieden voller Ruhe und Sicherheit erfreuen konnten.

Ein besonderer am 17. Mai 1795 abgeschlossener Vertrag regelte diese Demarcationslinie in der Art, daß der größte Theil des westphälischen Kreises, der ganze ober- und niedersächsische Kreis und ein Theil des oberrheinischen Kreises hinter derselben lagen; alle diese Länder sollten unter dem Schutze Preußens als vollkommen neutral betrachtet werden, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie innerhalb dreier Monate sich dem Baseler Frieden anschließen und ihre Contingente von der Reichsarmee zurückrufen würden.

Endlich verpflichtete sich die französische Regierung noch für den Fall, daß der Herzog von Zweibrücken beim Friedensschluß sein auf dem rechten Rheinufer belegenes Fürstenthum verlieren sollte, die Gewährleistung für eine Summe von $1\frac{1}{2}$ Millionen Thalern, welche der König von Preußen dem Herzoge geliehen, zu übernehmen.

Mit dem Abschluß des Friedens zu Basel hatte Preußen von Neuem das Band der Abhängigkeit von Oesterreich, welches Friedrich der Große einst in blutigen und langwierigen Kämpfen mit so glänzendem Erfolge durchschnitten hatte, welches aber durch den Vertrag von Pillnitz abermals geknüpft worden war, in selbständigem Auftreten, mit welchem es sich, ohne Kaiser und Reich zu fragen, einem Kriege entzog, welcher ihm nur Kosten und Opfer auferlegte, während Oesterreich sich nicht scheute, im Osten dem

Bundesgenossen auf das Feindseligste entgegenzutreten, energisch zerrissen, und der alte Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen trat mit diesem Friedensschlusse schroffer wie je hervor.

Während einerseits die große Mehrzahl der norddeutschen Fürsten den Frieden von Basel freudig begrüßte und es besonders dankbar anerkannte, daß durch die Fürsorge Preußens der Krieg, selbst wenn er fortdauern sollte, ihre Länder wenigstens nicht mehr direct berührte, daß Preußen ihnen selbst den Anschluß an den Frieden offen gehalten hatte, mußte das Berliner Cabinet andererseits gewärtig sein, vom Wiener Hofe für sein eigenmächtiges Auftreten um so heftiger angefeindet zu werden, als der Kaiserliche Stolz sich durch die von Preußen angemaßte Rolle des Friedensvermittlers auf's Empfindlichste verletzt sah; um so empfindlicher, je mehr sich die Fürsten und Stände des nördlichen Deutschlands beeilten, Preußen ihre Anerkennung auszusprechen.*) Das selbständige Auftreten Preußens war dem Kaiserlichen Hofe ebenso ein Dorn im Auge, wie der Beifall, den dasselbe fand, wie die hervorragende Bedeutung, welche Preußen dadurch gewann; glaubte doch das Wiener Cabinet noch immer fest an seinen historischen Beruf, im Reiche die allein gebietende Stellung einzunehmen und sah sich nun in seiner Freude, den mächtigsten und zugleich widerwilligsten seiner Vasallen durch die Conventionen zu Reichenbach und Pillnitz von Neuem in seine abhängige Stellung zurückgebracht zu haben, nicht allein auf's Bitterste getäuscht, sondern mußte auch noch den Schmerz erleben, daß das gehaßte Preußen sich eine Rolle zu spielen anmaßte, welche nur dem Kaiser zustand, daß es auf diese Weise alles Ansehen des Kaisers im Reiche zu untergraben und auf sich zu übertragen drohte. —

Es hat ohne Zweifel in der Geschichte des preußischen Staates niemals einen Zeitpunkt gegeben, welcher günstigere Gelegenheit geboten hätte, den größten Theil wenigstens des nördlichen Deutschlands um das Banner Preußens zu schaaren und die durch die Siege und weise Mäßigung Friedrich des Großen einst gegründete, durch eine schwache, hin und her schwan-

*) Der Gedanke, durch eine Demarcationslinie einen großen Theil der deutschen Länder vor den Verwüstungen des Krieges sicher zu stellen, ist in der That nicht von Preußen, sondern von Hannover ausgegangen. Schon am 2. März 1795, also vor dem Abschluß des Friedens, übergab der hannöversche Gesandte in Berlin ein Schreiben, in welchem es heißt:

> „Die ruhmwürdige Vorsorge, welche Ihre Königl. Majestät von Preußen während des gegenwärtigen Krieges so ununterbrochen für die Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes gezeigt haben, erweckt das gerechte Vertrauen, daß Allerhöchstdieselben, wenn sich bei den in Basel angefangenen Unterhandlungen die Gelegenheit dazu bieten sollte, dem Blutvergießen und so manchem anderen, den Krieg begleitenden Elende durch den Frieden ein Ende zu machen, besonders geneigt sein werde, auch anderen Ständen des Reiches den Weg zu eröffnen, um an diesem Glücke Theil nehmen zu können. Dieser, der edlen Denkungsart Ihrer Königl. Majestät so ganz angemessene Zweck würde erreicht werden, wenn es Allerhöchstdenselben gefällig wäre, in den abzuschließenden Tractat oder in die Friedenspräliminarien eine solche Klausel einrücken zu lassen, wie der §. 58 des Ryßwicker Friedensinstruments enthält, nämlich daß diejenigen Stände des Reichs in den Frieden mit einbegriffen werden sollen, welche vor der Auswechselung der Ratificationen oder binnen einer Zeit von drei Monaten nachher dazu benannt sich melden werden." —

kende Politik aber verloren gegangene hervorragende Stellung Preußens in Deutschland von Neuem zu gewinnen, als den gegenwärtigen. Daß dieser Gedanke auch in dem Berliner Cabinet zum Bewußtsein gekommen war, daß die Leiter der preußischen Staatsgeschäfte wenigstens in dem Glauben standen, durch den selbständigen Abschluß des Baseler Friedens eine Bahn betreten zu haben, auf welcher es ihnen nicht schwer fallen konnte, einen großen Theil der Reichsmitglieder dem österreichischen Einflusse zu entziehen und zu Preußen hinüberzuführen, mithin für dieses eine Oesterreich überlegene Stellung zu gewinnen, wie sie der mächtigste Staat des zu Grabe getragenen Fürstenbundes einst unbestritten gehabt hatte, das geht recht deutlich aus vielen preußischen Staatsschriften jener Zeit, besonders aber aus der Anweisung hervor, welche am 18. April 1795 der preußische Reichstagsgesandte, Graf Görz, von seiner Regierung erhielt. Es wird demselben darin aufgetragen, den übrigen reichsständischen Gesandtschaften in Betreff des zu Basel abgeschlossenen Friedens gelegentlich bemerkbar zu machen:

> „daß der König in Ermangelung einer bestimmten und directen Autorisation des Reiches und einer in den Augen der französischen Regierung hinreichenden Legitimation zwar nicht im Stande gewesen sei, dem ganzen deutschen Reiche einen unmittelbaren und förmlichen Frieden auszuwirken, daß er jedoch nach seiner eigenen patriotischen Beherzigung, bei der kritischen und höchst bedauerlichen Lage des Reiches und für die von mehreren Ständen ihm dargebrachten Wünsche, Alles, was von ihm abhänge, gethan und erschöpft zu haben glaube, indem in dem Tractate ausdrücklich bedungen worden, daß auch allen denjenigen Ständen die Wohlthat des Friedens zu Theil werden solle, welche sich deshalb an ihn anschließen und binnen drei Monaten sich an Frankreich wenden würden. Außerdem habe er noch eine allgemeine Neutralitätslinie stipulirt, welche allen hinterliegenden Ständen und Landen ohne Ausnahme die vollkommenste Ruhe und Sicherheit gewähre. Er müsse freilich erwarten, daß eben diese Stipulation von Seiten des Kaiserlichen Hofes oder auch anderer Stände, welche wegen ihrer Lage an dieser Neutralitätslinie nicht Antheil nehmen könnten oder wegen ängstlicher Rücksicht für gedachten Hof an dem ihnen Allen eröffneten Friedenswege nicht Theil nehmen möchten, einiges Mißtrauen erwecken werde; indessen sei er bei dem unbefangen denkenden und größeren Theile der Reichsstände der dankbarlichen Anerkennung seiner abermaligen Verdienste um die Rettung des deutschen Vaterlandes gewiß, da es nur bei ihnen stehe, auf der vom Könige gebrochenen Bahn die Früchte des Friedens sich zuzueignen." —

Das Berliner Cabinet begnügte sich indessen nicht mit dieser gelegentlichen Insinuation. Nachdem in der Sitzung des Nationalconvents vom 10. April der Abschluß des Friedens mit Preußen in der den Republikanern eigenen pomphaften und ruhmredigen Weise bekannt gemacht worden war, erachtete es auch die preußische Regierung für nothwendig, in einer vom 1. Mai datirten officiellen Erklärung an „die Reichsmitstände" sowohl

den Abschluß des Friedens, als auch die Beweggründe, welche Preußen zu demselben genöthigt hatten, öffentlich bekannt zu machen.

Der Abschluß des Friedens selbst wird darin den Ständen des Reiches als eine Begebenheit bezeichnet, deren frohe und glückliche Folgen das gesammte deutsche Vaterland sehr nahe angingen; der glückliche zwischen Preußen und der Republik zu Stande gekommene Frieden gewähre nicht nur den preußischen Staaten wieder Ruhe und ungestörtes Wohlergehen, sondern eröffne auch zugleich allen Reichsständen einen Weg, gleichfalls der Wohlthaten des Friedens theilhaftig zu werden.

> „Se. Königl. Majestät", heißt es in dieser Erklärung, „sind sich mit reinem Gefühle bewußt, daß, wenn Ihre Beweggründe hauptsächlich durch den Drang gebietender Umstände bestimmt worden, auch hierbei, sowie bei dem bisherigen Gange der großen Angelegenheit, welche Europa beschäftigt, Ihre Gesinnungen immer lauter, Ihre Absichten wohlgemeint gewesen sind. Sie können es den beobachtenden Zeitgenossen und der richtenden Nachwelt zu würdigen mit Beruhigung überlassen, daß Ihr Interesse bei diesem ganzen Kriege kein unmittelbares, kein eigenes war, daß Sie an demselben ohne Rücksicht auf Ihren Vortheil und Nutzen, nur aus reinem Eifer für das Wohl allgemeiner Angelegenheiten, nur aus reinem Patriotismus für die Sicherstellung und Vertheidigüng des bedrängten deutschen Vaterlandes Theil genommen haben konnten." —

Es wird sodann ausführlich nachgewiesen, welche enormen und weit über seine Verpflichtungen hinausgehenden Opfer Preußen für die Fortführung des Krieges in drei Feldzügen gebracht habe, während ein großer Theil der Reichsstände im höchsten Grade lässig bei Erfüllung seiner Reichspflichten gewesen, wie sich das Reich geweigert habe, Preußen die gehabten Kosten zu ersetzen und die doch unentbehrliche Verpflegung der preußischen Armee zu übernehmen, wie der Krieg allmählich einen immer unglücklicheren Verlauf genommen habe und jetzt nach dem Verluste des an Hilfsmitteln so reichen Hollands und Belgiens auf einen glücklichen Fortgang gar nicht mehr gerechnet werden könne.

> „Selbst Se. Kaiserliche Majestät", heißt es ferner, „als auf Höchstwelchem bei einem mehrfachen dringenden und unmittelbaren Interesse und bei der leichteren Anwendung einer großen Macht die Hauptkriegführung beruhte, hätten schon in der Mitte des vorigen Jahres es dem deutschen Reiche nicht verhehlt, daß Sie dasselbe ohne hinlängliche und unverweilte Unterstützung mit Mannschaft und Geld nicht zu retten vermöchten." —

Dem Kaiser wird es zum Vorwurf gemacht, daß er trotz der Bitte des Reichstages keine Einleitungen zu Friedensunterhandlungen getroffen, vielmehr die Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges, welcher das ganze Reich mit der größten Gefahr bedrohe, nur um so eifriger betrieben habe.

Der König könne nach den bisherigen Erfahrungen auch von diesen verstärkten Rüstungen keinen besseren Erfolg erwarten, er könne nach so großen Opfern nicht den eigenen Staat gänzlich der Zerrüttung preisgeben und ferner an einem Kriege Theil nehmen, der selbst bei günstigem Er-

folge ihm nicht die Vortheile verschaffen werde, welche ihm der Abschluß des Friedens gesichert habe u. s. w.

Am Kaiserlichen Hofe, welcher den König von Preußen immer noch als einen vom Kaiser abhängigen und zum unbedingten Gehorsam verpflichteten Vasallen betrachtete und in dem eitlen Wahne stand, mit der längst zum Schatten herabgesunkenen Kaiserlichen Würde Preußen gegenüber eine gebietende Stellung annehmen zu können, erregten die Schritte des Berliner Cabinets einen Sturm von Unwillen. In einer an den Reichstag gerichteten Verbalnote führt der Kaiser bittere und ernstliche Beschwerde über das selbständige Vorgehen Preußens; „ob der König von Preußen das Recht dazu habe, mittelst eines Separatfriedens sich von dem Kriege gegen Frankreich loszusagen und selbst die fernere Erfüllung seiner Verpflichtung als Reichsfürst zu verweigern", darüber, heißt es in sehr gebieterischer Weise, „werde Kaiser und Reich zu entscheiden haben. So viel scheine indessen richtig zu sein, daß, wenn andere Stände mit Verlassung des verfassungsmäßigen Ganges der Dinge und des einmal eingeschlagenen gesetzmäßigen Weges gleichen Schritt zu halten sich erlauben sollten, hierbei die Feinde des deutschen Reiches solche Vortheile zu erzielen sich bemühen würden, wodurch das deutsche Reich sammt seiner Reichsverfassung im Ganzen sowohl, als in ihren einzelnen Theilen mancherlei Gefahren laufen würden." —

Ganz unzweifelhaft befand sich das Kaiserliche Cabinet hierbei formell in vollem Rechte. Der König von Preußen war als Fürst des deutschen Reiches nach der Verfassung desselben nicht berechtigt, mit dem Reichsfeinde einseitig Frieden zu schließen; er war in dieser Eigenschaft verpflichtet, wenn er sich zu weiteren Opfern nicht verstehen wollte, wenigstens das gesetzlich vorgeschriebene Reichscontingent dem Kaiser zur Verfügung zu stellen und mußte an der Fortsetzung des Krieges den gesetzlichen Antheil nehmen, mochte ihm auch der Ausgang desselben noch so hoffnungslos erscheinen und sein eigener Staat darüber zu Grunde gehen oder nicht. Man darf indessen nicht übersehen, daß, wo es sich um das Geschick von Völkern und Staaten handelt, das formelle Recht sehr häufig der Gewalt und der zwingenden Nothwendigkeit der Thatsachen weichen muß, daß weder in älterer noch in neuerer Zeit ein Beispiel davon vorhanden ist, daß eine Nation die ihr zu Theil gewordene Aufgabe erfüllt habe, ohne die Schranken des formellen Rechtes, nur zu oft die hemmende Fessel der freien Entwickelung, zu brechen. Betrachten wir überdem, ob Oesterreich auch moralisch wirklich berechtigt war, von Preußen so gebieterisch die Erfüllung seiner Bundespflichten zu fordern.

Seit Jahrhunderten hatten die Beherrscher Oesterreichs, in der mit ihrem Hause verbundenen Kaiserwürde nur ein willkommenes Mittel zu persönlicher Machterweiterung, zur Beförderung hoch gehender, auf die Gründung eines österreichischen Universalreiches gerichteter Pläne erblickend, niemals Bedenken getragen, die Interessen des ihrer Führung anvertrauten heiligen römischen Reiches dem Vortheile ihrer Hausbesitzungen unterzuordnen; die Geschichte liefert dafür zahlreiche, hier und da auch in unserem Werke hervorgehobene Beweise.

So entwickelte sich folgerichtig das politische Bestreben der Fürsten

des Hauses Habsburg nach zwei verschiedenen, aber doch eng mit einander verbundenen Richtungen hin:

einmal, um die höchst verschiedenartigen, durch Abstammung, Sprache, Gesittung und materielle Interessen mehr oder weniger fremd nebeneinander-, oft sogar bis zur Gefahr des gänzlichen Abfalls einander feindlich gegenüberstehenden Bestandtheile ihrer Hausbesitzungen, denen ja sogar bis zum Jahre 1804 der gemeinschaftliche Name fehlte, ein festes Band zu schlingen und aus den wohlverwalteten, innerlich gekräftigten österreichischen Erbländern die Mittel zur Behauptung der europäischen Machtstellung des Habsburgischen Fürstenhauses ziehen zu können; andererseits aber

diese Machtstellung, die mehrhundertjährige Verbindung der römisch-deutschen Kaiserwürde mit dem Hause Habsburg, bei allen europäischen Welthändeln nach Möglichkeit und ohne Rücksicht auf das deutsche Reich, zum Vortheil der Habsburgischen Hausmacht auszunutzen.

Von diesen Gesichtspunkten ging schon das Bestreben Kaiser Carls VI. aus, durch das für unzerreißbar gehaltene Band der pragmatischen Sanction die österreichischen Erbländer „untrennbar und unauflöslich" mit einander zu verbinden, durch allerdings oft genug verkehrt ausfallende und wenig praktische Maßregeln die innere Wohlfahrt der Provinzen zu befördern, Handel und Industrie zu beleben und so eine Vermehrung der Volkskräfte, welche schon die nächste Zeit stark in Anspruch nahm, zu erzielen. Eine engere Annäherung der einzelnen Provinzen, deren besondere Rechte und Privilegien sämmtlich bestehen blieben und durch die pragmatische Sanction sogar besonders gewährleistet wurden, war damit allerdings vor der Hand noch nicht erreicht; war gleich durch die Maßregel des Kaisers die Gefahr des Auseinanderfallens der österreichischen Provinzen vorläufig beseitigt, so war doch andererseits von einer Verschmelzung derselben zu einem gemeinsamen Staatskörper noch keine Rede und die verschiedenen Volksstämme Oesterreichs blieben, wie sie es ja theilweise noch heutigen Tages sind, nur gezwungene und oft genug einander feindlich widerstrebende Nachbarn, welche nur durch das Band eines gemeinsamen Fürstenhauses zusammengehalten wurden.

Auch unter der in ihrem Anfange vielfach von kriegerischen Begebenheiten erschütterten Regierung Maria Theresia's war zunächst von einer Verschmelzung der verschiedenen ihrem Scepter unterworfenen Nationalitäten zu einem einzigen, lebendigen und kräftigen Volke keine Rede. Daraus hauptsächlich erklärt sich auch die Leichtigkeit, mit welcher das durch Friedrich den Großen von Oesterreich losgerissene Schlesien sich in den Wechsel der Herrschaft fügte und die dem Lande allerdings in jeder Beziehung zum Segen gereichende Umwandlung in eine preußische Provinz sogar freudig begrüßte; nur der Wechsel des Kriegsglückes war es, welcher im zweiten schlesischen Kriege dasselbe Schicksal von Böhmen abgewendet hatte, denn ein großer Theil der Stände des Landes hatte sich ohne allen Zwang bereitwillig finden lassen, dem als König von Böhmen gekrönten Kurfürsten von Baiern, als Kaiser Carl VII. genannt, die Huldigung zu leisten. —

Noch deutlicher als in der Regierungszeit seiner Mutter, welche erst nach den trüben Erfahrungen des Krieges Zeit gewonnen hatte, die neuernde

und bessernde Hand an die während des Krieges zu Tage getretenen Schwächen und Schäden Oesterreichs zu legen, und durch eine schärfere und umfassendere Verwaltung, durch eine feste und genaue Ordnung der Geschäfte die Provinzen in größere Abhängigkeit von der gemeinsamen Regierung zu bringen, drückt sich das Streben des Habsburgischen Fürstenhauses nach Errichtung einer österreichischen Universalmonarchie in dem Verfahren Kaiser Josephs II. aus.

Nach seinen eigenhändig niedergeschriebenen Worten, welche in der schärfsten und bezeichnendsten Weise sein ganzes Regierungsprogramm ausdrücken, sollten

> „alle Provinzen der Monarchie nur ein Ganzes ausmachen, in allen die Kräfte des Volkes auf ein gemeinsames Ziel — auf Oesterreichs Macht gerichtet sein.“

Für ihn war der leitende Gesichtspunkt der österreichischen Politik lediglich die Vergrößerung der Macht Oesterreichs und selbst seine oft mit Recht bewunderten, oft mit noch größerem Recht getadelten, weil sich überstürzenden und damit ihren Zweck verfehlenden liberalen Bestrebungen und Reformen waren dem ehrgeizigen, nach dem Ruhme eines großen Staatsmannes wie nach dem eines Feldherrn dürstenden Kaiser nur wesentlich ein Mittel, die Macht Oesterreichs zu erhöhen. —

Daher die im Bunde mit Rußland gegen die Türkei gerichteten Eroberungspläne des Kaisers, daher sein Lieblingsplan, Baiern mit den österreichischen Erbländern zu vereinigen und somit seiner eigenen Macht nicht blos eine bessere Abrundung, sondern auch ein die ganze Selbständigkeit Deutschlands bedrohendes Uebergewicht zu verschaffen, — daher endlich der tiefe Haß Kaiser Josephs gegen Preußen, welches ihm auf allen Seiten hindernd in den Weg trat, sich jeder Vergrößerung Oesterreichs ernstlich und mit dem größten Erfolge widersetzte, und dessen großen Fürsten er überdem um die hohen Eigenschaften seines Geistes persönlich beneidete.

Kaiser Leopolds II. Klugheit und weiser Mäßigung gelang es, wie wir zu seiner Zeit erzählt haben, die in Folge der Ueberstürzungen seines Vorgängers im Auseinanderfallen begriffenen Theile der Monarchie wieder zu einem Ganzen zu vereinigen und sogar den gefürchteten Nebenbuhler der österreichischen Macht, Preußen unter seinem offenen und vertrauenden, den Ränken Habsburgischer Politik in keiner Weise gewachsenen Könige Friedrich Wilhelm II., wenn auch nur vorübergehend, an das Schlepptau des österreichischen Staatsschiffes zu fesseln. Der Versuch Kaiser Leopolds, die in Uebereilung geschaffene und darum in vielen Punkten der Verbesserung im höchsten Grade bedürftige, überdem stärker, als es dem Kaiser wünschenswerth erschien, liberal gefärbte Gesetzgebung Kaiser Josephs durchgreifend und, so weit die Provinzialstände solche auszusprechen vermochten, nach den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes umzugestalten, wurde durch seinen unerwarteten Tod (1. März 1792) unterbrochen, noch ehe die Absicht Leopolds sich zur eigentlichen That hatte entwickeln können und mit der Regierung Franz II., welcher der in demselben Jahre beginnende und mit geringen Unterbrechungen 23 Jahre dauernde Krieg gegen Frankreich, so widerwillig und fast gezwungen Oesterreich in denselben eingetreten war, nur den willkommenen Vorwand bot, alle inneren

Reformen bis auf spätere Zeiten zu vertagen, schwand für die Völker Oesterreichs auf lange Zeit die Hoffnung dahin, ihre inneren Verhältnisse einer stetigen und ruhigen Entwickelung entgegengeführt zu sehen.

Aber von einer Wahrung der Interessen des deutschen Reiches war in der österreichischen Politik unter Kaiser Franz II. so wenig irgend die Rede, wie unter der Herrschaft seiner Vorfahren; vielmehr zeigte sich der Minister Thugut, welchem der Kaiser die Leitung der auswärtigen Politik Oesterreichs übertragen hatte, als ein Staatsmann, an welchem zwar auch seine Gegner Geist, Scharfsichtigkeit, diplomatische Routine und zäh ausdauernde Willenskraft anerkannt haben, äußerst befähigt, Kriege im alten Styl zu führen, Bündnisse und Subsidienverträge geschickt einzufädeln, dessen ganzes politisches Streben aber in der That kein höheres Ziel kannte, als durch seine diplomatischen Künste, in denen der Minister allerdings Meister war, aus der durch die französische Revolution über alle Staaten Europa's verbreiteten Gährung Erwerb und Vergrößerung für die österreichische Hausmacht zu gewinnen.

Nur um Oesterreichs Macht einen Zuwachs an Land und Leuten zu verschaffen, und im schroffsten Gegensatz zu der am Wiener Hofe noch immer sehr zahlreichen, meistens aus Mitgliedern der höheren, selbständigen und ehrliebenden Aristokratie bestehenden Partei, welche an dem Glauben festhielt, daß die Interessen des deutschen Reiches mit denen Oesterreichs identisch und unauflösbar verbunden seien, richtete Thugut seine ganze Thätigkeit nur auf diese letzteren ausschließlich, trug keine Bedenken, alle Kräfte des Staates in Bewegung zu setzen, nur um der Habsburgischen Hausmacht einen Zuwachs zu verschaffen, durchkreuzte den ernsthaften Kampf, welchen Europa gegen die französische Revolution unternommen hatte und bei welchem die heiligsten Interessen der Völker wie der Fürsten auf dem Spiel standen, mit rücksichtsloser Leichtfertigkeit und sehr zur unrechten Zeit durch seine heillosen Intriguen und Ränke wegen Baierns und Polens, und schärfte, in seinem Haß gegen Preußen, anstatt diesen Staat, wie es so leicht geschehen konnte, zu einem aufrichtigen und dauernden Verbündeten Oesterreichs zu machen, die ohnehin zwischen beiden bestehende Spannung durch seine Kabalen bis zum feindlichsten Gegensatze.

Eifersüchtig auf die dem verhaßten Bundesgenossen bereits zu Theil gewordene Vergrößerung in Polen und nur um zu verhindern, daß bei der bevorstehenden dritten Theilung Polens nicht abermals Preußen einen Machtzuwachs erfahre, gab der selbstsüchtige Minister lieber Belgien freiwillig den Franzosen preis, um mit desto größerer Macht Preußen im Osten entgegentreten zu können; den Culminationspunkt aber erreichte seine preußenfeindliche, eigensüchtige und specifisch-österreichische Politik in dem direct gegen Preußen gerichteten, des Ministers selbstsüchtige Pläne so recht deutlich enthüllenden Vertrage mit Rußland vom 3. Januar 1795.

So kann es in der That für Jeden, welcher die Geschichte der Völker und Staaten mit Unparteilichkeit und strenger Gerechtigkeit erforscht, schon längst keinem Zweifel mehr unterworfen sein, daß nicht Preußens finanzielle und militärische Erschöpfung, nicht die Unmöglichkeit, gleichzeitig am Rhein und in Polen bedeutende Heere zu unterhalten, noch weniger der wachsende Ueberdruß König Friedrich Wilhelms für Preußen die wahren und zwingen-

den Beweggründe zum Baseler Frieden, zum Ausscheiden aus der gegen Frankreich gerichteten Coalition gewesen sind, daß diese Coalition nicht durch den zum bittersten und unverdienten Tadel gegen Preußen Veranlassung gebenden Frieden von Basel, sondern vielmehr durch die selbstsüchtige, nur das eigene Interesse wahrende österreichische Politik, durch die arglistigen, treulosen und Preußen mit Gewalt auf den Weg des Verständnisses mit Frankreich treibenden Machinationen und habsüchtigen Intriguen der beiden Kaiserhöfe gesprengt worden ist. —

Mag man es daher, oberflächlich betrachtet, noch so tief beklagen, daß die beiden mächtigsten Staaten des deutschen Reiches, statt in aufrichtiger Freundschaft verbunden das deutsche Reich zur angesehensten Macht Europa's zu erheben, durch Hader und Zwietracht dasselbe in Ohnmacht und Schwäche versinken ließen, so ist doch bei eingehender Erwägung nicht zu verkennen, daß der historische Beruf Preußens eben diese aufrichtige Freundschaft unmöglich machte. Fußte Oesterreich auf sein tausendjähriges Recht, an der Spitze des Reiches die deutschen Angelegenheiten nach seinem Gutdünken und zum Vortheil seiner gemischten nicht rein deutschen Bevölkerung zu leiten, so zwang das allmählich erstarkte Preußen die innere Nothwendigkeit, sich selbst und so viel Theile des Reiches, als es nur immer konnte, der österreichischen Herrschaft zu entziehen, nationale Interessen zur Geltung zu bringen und so eine neue Zeit für Deutschland herbeizuführen. So entgegengesetzte Principien aber mußten nothwendiger Weise früher oder später zu ernsten Conflicten führen. —

Der endgültige Austrag dieses Conflictes blieb indessen einer späteren Zeit vorbehalten; vor der Hand begnügte man sich beiderseits mit bitteren officiellen und nichtofficiellen Klagen und Vorwürfen und mit zum Theil recht gehässigen Angriffen in Flugschriften und öffentlichen Blättern.

Preußische Blätter, besonders das halbofficielle politische Journal, predigten ganz unverhohlen, daß Preußen sein Heil fortan nur im engsten Anschluß an Frankreich, seinem natürlichen Verbündeten, finden könne, daß Frankreichs Bestehen wesentlich die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts bedinge und es daher im Interesse Preußens liege, Frankreich vor Schwächung oder Zerstückelung, wie es mit Polen geschehen, bewahrt zu sehen.

Im Gegensatz dazu sehen wir die österreichischen Blätter wiederholt versichern, daß gerade im gegenwärtigen Augenblick die Republik Frankreich sich in der äußersten Verwirrung und Erschöpfung befinde und es nur noch einer geringen Anstrengung von Seiten Deutschlands, nur noch eines einzigen Feldzuges bedürfe, um dieselbe gänzlich zu zertrümmern, welche stolze Sprache allerdings mit der lamentablen Klage des Kaisers, daß er Deutschland nicht zu retten vermöge, wenig übereinstimmt.

Ganz besonders maßlos und gehässig waren die Angriffe, welche der Custos der Kaiserlichen Bibliothek zu Wien, der berühmte Geschichtschreiber Johannes Müller, ein geborener Schweizer, welcher bereitwilligst seine Feder an Jeden verkaufte, der sie gut bezahlte, gegen das Verfahren der preußischen Regierung richtete, dieselbe nicht, wie es die Wichtigkeit der Sache erheischt hätte, mit Gründen widerlegend, sondern mit dem bittersten Spott und Hohn überhäufend.

In einer gegen die oben angeführte preußische Erklärung vom 1. Mai 1795 gerichteten Schmähschrift heißt es unter Anderem:

„Wenn der Herr einer Monarchie, die bei weit geringeren Kräften vor noch kaum 40 Jahren einen siebenjährigen Kampf wider halb Europa bestand, wenn der Nachfolger Friedrichs, an Land weit mächtiger, von England freigebiger unterstützt, für die Verpflegung eines Theils der Armee durch Oesterreich außer Sorge gesetzt, nach einem $2^1/_2$jährigen Kriege, worin zusammen vor dem Feinde lange nicht so viele Preußen gefallen, wie bei Kunersdorf und Planian in zwei Tagen, im Angesichte seiner Reichsmitstände, gegen seinen Bundesgenossen, gegen den Schatten Ludwigs und sein unglückliches Geschlecht, gegen Menschheit, Vaterland und Nachwelt sich der übernommenen, der natürlichen und beschworenen Obliegenheiten für insolvent erklären muß — welch' ein Augenblick!

„Und der Verfasser der Königlichen Erklärung freut sich; ihm ist dieser Friedensschluß ein glücklicher! Da sich aber Niemand freuen wird, eine schwere, kostbare Unternehmung zu endigen, ohne den vorgesetzten Zweck im Mindesten erreicht zu haben, so wäre einem einfältigen Reichsbürger wohl nicht übel zu nehmen, wenn er aus diesem Frohlocken schließen wollte, es wäre dem preußischen Hofe mit jenen vielen feierlichen Declarationen seines Zweckes und mit dem ganzen Kriege nie recht Ernst gewesen; wenn man sogar einen mit dem angegebenen in Widerspruch stehenden geheimen Zweck vermuthete, — daß etwa die Schwächung der Bundesfreunde erwünschter als die der Feinde gewesen, — und mit letzteren ein ganz gutes Vernehmen bestehe, um im Reiche „den Hirten zu schlagen, die Schafe der Heerde aber zu zerstreuen", daß man überhaupt nicht ungern alle Verhältnisse in Verwirrung bringen möchte, um dieselbe heilreiche Hand, welche für die Krankheiten Polens so kräftige Arzneien bereitet, mit Hilfe des neuen Freundes (Frankreich) endlich auch zur Heilung der vaterländischen Uebel zu verwenden und (nach dem beliebten Ausdrucke) Deutschland frei zu machen, wie die alten Römer Griechenland von den Macedoniern und endlich Macedonien von seinen Königen befreit haben." —

In der That treffen alle diese gehässigen Vorwürfe, wie bereits auseinandergesetzt ist, die preußische Politik in Betreff des Friedens von Basel ohne Grund.

Selbst abgesehen von der so oft als Hauptgrund für den Rücktritt Preußens von der Coalition angegebenen Erschöpfung der Finanzen, — und hiergegen läßt sich mit Recht einwenden, daß Preußen sich noch ganz anderer Anstrengungen fähig gezeigt haben würde, wenn der Kampf die eigenen, nicht blos fremde Interessen gefährdet hätte, — so waren doch die auswärtigen Verhältnisse am Schlusse des Jahres 1794 so nach allen Seiten hin verwickelt, daß Preußen gewissermaßen gezwungen war, den Frieden mit Frankreich, selbst mit Opfern, zu erlangen.

Hätte das Berliner Cabinet mit seiner Weigerung, die Rheinlande

abzutreten, den Krieg gegen Frankreich von Neuem entzündet, so würde Oesterreich, trotz seines Bündnisses mit Rußland, schwerlich gezögert haben, dieselben hinzuopfern und damit selbst den Frieden von Frankreich zu erkaufen; Preußen aber, in seinen Finanzen erschöpft, mit Rußland wegen Polens, mit England wegen der vorjährigen Kriegführung zerfallen, würde sich durch einen solchen Schritt sehr bald dem vereinigten Angriff Rußlands, Oesterreichs und Frankreichs ausgesetzt gesehen haben. Erwägt man ferner, daß Oesterreich mit seinem russischen Bündniß vom 3. Januar 1795 doch in der That jede Berechtigung, von Preußen fernere Waffenhilfe zu verlangen, verloren hatte, daß die Stände des Reiches durch ihre lässige Betheiligung am Kriege das Recht verwirkt hatten, sich über den Baseler Frieden zu beschweren, daß der größte Theil derselben ja noch kürzlich in flehentlichster Weise den König von Preußen und den Kaiser um Vermittelung des Friedens gebeten hatte, erwägt man endlich, daß zu jener Zeit ein politisches Nationalbewußtsein in Deutschland gar nicht existirte, so wird man unschwer zu dem Schlusse gelangen, daß das von allen Seiten gegen Preußen erhobene Geschrei über Bundesbruch und Verrath am deutschen Vaterlande höchst ungerecht und unverständig war und daß in der That das *Verhalten Oesterreichs selbst es gewesen ist, welches Preußen zum Frieden drängte.*

Dagegen gereicht es der preußischen Politik jener Zeit und besonders dem Grafen Haugwitz zum gerechten Vorwurf, daß nach dem von ihm geschaffenen politischen System Preußen sich selbst fortan zur politischen Unthätigkeit verdammte, daß der Staat Friedrichs des Großen, welcher einst die Geschicke Europa's gelenkt hatte, mit seiner selbst gewählten *Neutralität* sich in der Folge aller Achtung und alles Einflusses auf die wichtigen Begebenheiten der nächsten Zeiten beraubte, daß das Berliner Cabinet, wenn auch der Gedanke, sich an die Spitze Deutschlands zu stellen und eine neue Gestaltung der deutschen Verhältnisse herbeizuführen, dasselbe in Folge der verlockenden Aufforderungen Frankreichs vorübergehend beschäftigen mochte, doch nicht die Entschlußfähigkeit zu einem so entscheidenden Schritte besaß.

In einer dem Regensburger Reichstage vorgelegten Erklärung hebt der König ausdrücklich hervor, daß es durchaus nicht seine Absicht gewesen sei, den Artikel 11 des Friedenstractates, betreffend den Beitritt der Reichsmitglieder zum Baseler Frieden, auf einzelne Stände des Reiches beschränkt zu wissen; im Gegentheil biete er dem gesammten Reiche seine guten Dienste und seine Vermittelung bei der französischen Regierung an, und werde es sich mit Ernst und Eifer angelegen sein lassen, für das gesammte Reich einem so fruchtlosen und immer verderblicher werdenden Kriege ein Ende zu machen. Demgemäß erklärte der König, abwarten zu wollen, ob das gesammte deutsche Reich, oder aber der größere Theil der Reichsmitglieder, oder endlich nur einzelne derselben sich zu einem gemeinschaftlichen Friedenswerke zu vereinigen bereit erklären würden.

Das Wiener Cabinet erwiderte diese preußische Erklärung mit der bestimmt ausgesprochenen Drohung, es werde der Kaiser, selbst wenn die Majorität des Reichtages sich dafür ausspreche, Preußen mit der Vermittelung des Friedens für das Reich zu beauftragen, einem solchen Be-

schlusse seine Zustimmung versagen und wahrscheinlich seine Truppen nach seinen Erbländern zurückrufen und das Reich somit seinem Schicksale überlassen.

Der Wiener Hof überlegte bei dieser drohenden Erklärung offenbar nicht, daß mit einem solchen Schritte Oesterreich sich selbst freiwillig aus dem deutschen Reiche ausgeschlossen haben würde, daß es selbst für die unentschlossenen Leiter der preußischen Regierung bei ihren dermaligen freundschaftlichen Verhältnissen mit Frankreich in solchem Fall ein Leichtes gewesen sein würde, Preußen an die Stelle Oesterreichs zu setzen und ganz Deutschland oder doch den größten Theil desselben unter dem preußischen Banner zu schaaren.

Indessen die Uneinigkeit, Eifersucht und Mißtrauen in dem vielköpfigen und vielgliederigen deutschen Reichskörper überhob Oesterreich der selbst heraufbeschworenen Gefahr. Der größte Theil der süddeutschen, nicht durch die Neutralitätslinie geschützten Reichsfürsten und Stände, fast sämmtliche geistliche Fürsten und vor Allem die freien Reichsstädte neigten sich auf die Seite Oesterreichs, weil sie von dieser Macht mit Recht größere Sicherheit für die Erhaltung ihrer veralteten Freiheiten und Privilegien erwarten durften, als von dem protestantischen, neuerungssüchtigen Preußen; nicht wenig bestärkte besonders die Reichsstädte in ihrer Abneigung gegen Preußen das gleichzeitige Vorgehen dieser Macht gegen die den fränkischen Fürstenthümern Ansbach und Baireuth benachbart liegenden freien Reichsstädte; Ereignisse, von welchen in einem der nächsten Paragraphen ausführlicher die Rede sein wird.

So lautete denn der Beschluß des Reichstages dahin: „daß der Reichsfriedensabschluß dem Kaiser zu übertragen, dem Könige von Preußen aber das zuversichtliche Vertrauen und der Antrag des Reiches zu erkennen zu geben sei, daß Derselbe zur Erreichung eines allgemeinen, die Integrität und Verfassung des Reiches sichernden Friedens, nach seiner öfteren trostvollen Versicherung beihilfliche Verwendung und Mitwirkung eintreten lassen wolle.“

Während der König von Preußen das in ihn gesetzte Vertrauen der Reichsfürsten und Stände bereitwilligst annahm und durch seine ausdrückliche Erklärung, die Einleitung der Friedensverhandlungen dem Kaiser, als dem Reichsoberhaupte, überlassen zu wollen, einen unwiderleglichen Beweis für die Lauterkeit und Uneigennützigkeit seiner Absichten gab, beantwortete der Kaiser das ihm zur Ratification vorgelegte Reichsgutachten in einer Art, die einer völligen Zurückweisung der erbetenen preußischen Vermittelung fast gleichkam und kaum die übliche Höflichkeit der diplomatischen Sprache innehielt.

Es heißt in dieser vom 29. Juli datirten Kaiserlichen Ratificationsurkunde:

> „Nach dem Dafürhalten des Kaisers seien noch nicht solche politische Verhältnisse eingetreten, durch welche die besondere Verwendung eines Dritten nothwendig, oder aus überwiegenden Gründen vorzüglich rathsam gemacht werde, da das deutsche Reich, d a s e r s t e i m R a n g e, mächtig und kraftvoll in seinem Oberhaupte und seinen Gliedern, wenn diese mit deutschem Ge-

meingeiste zu einem großen Zwecke vereinigt seien, Ansehen und Macht genug besitze, durch sich selbst einen billigen und gerechten Frieden zu erwirken.

„Kaiserliche Majestät werde indessen dem Wunsche der Reichsstände gern Statt geben und bei dieser Voraussetzung ihre reichsoberhauptliche Genehmigung nicht versagen, wenn des Königs von Preußen Majestät sich auch ihrerseits bei Frankreich, nach ihrer öfteren freiwilligen Versicherung, auf die vom Reiche bestimmte und bedingte Basis verwenden und auf solche Art in Folge des von den Reichsständen geäußerten zuversichtlichen Vertrauens zur Erreichung eines allgemeinen, die Integrität und Verfassung des Reiches sichernden Friedens für sich beihilflich mitwirken wolle."

Und man war in Wien wirklich verblendet genug, zu glauben, daß man die durch so viele Siege und glänzende Erfolge bis zum Wahnsinn begeisterten Franzosen mit dem Popanz des mächtigen deutschen Reiches, des ersten im Range, schrecken könne; man konnte in der That glauben, das aus tausend Wunden blutende deutsche Reich sei nach so vielen Niederlagen noch berechtigt, dem Sieger die Basis der Friedensbedingungen vorzuschreiben?

Und man scheute sich in Wien nicht, am 29. Juli vor dem ganzen Reiche öffentlich auszusprechen, daß man die Verwendung eines Dritten nicht für nöthig erachte? Und doch hatte sich das Wiener Cabinet bereits am 15. und nochmals wiederholt am 21. Juli mit dem Ersuchen an die Krone Dänemark gewendet:

„die erste Einleitung des Reichsfriedens zu übernehmen, da Se. Kaiserliche Majestät es für das Angemessenste erachte, wenn die zu treffende Einleitung durch einen neutralen Hof vollbracht werde, dessen Maximen zugleich den Ruf der Bescheidenheit Klugheit und Mäßigung für sich habe!!" —

Es sei des Zusammenhanges halber gleich hier erwähnt, daß der dänische Minister Graf Bernstorf sich in Folge des vom Kaiser gestellten Ersuchens unterm 18. August mit dem Antrage auf Eröffnung von Friedensverhandlungen und sofortigen Abschluß eines Waffenstillstandes an den Pariser Wohlfahrtsausschuß wendete und die Stadt Augsburg als Congreßort in Vorschlag brachte; daß dieser aber, und zwar erst am 13. October, das Ansuchen eines Waffenstillstandes völlig von der Hand wies und sich zur Beschickung eines Congresses erst dann bereitwillig erklärte, wenn die mit den einzelnen Reichsmitgliedern angeknüpften Friedensverhandlungen soweit gediehen sein würden, daß auf dem Congresse selbst nur noch die Entschädigungen für alle diejenigen Mächte festzustellen blieben, welche an dem Kriege Theil genommen hatten. —

Schon vor diesem gescheiterten dänischen Vermittelungsversuche, den wir nur deshalb an dieser Stelle erwähnt haben, um das doppelzüngige und gehässige Verfahren des Kaiserlichen Cabinets gegen Preußen in das richtige Licht zu setzen, hatte die preußische Regierung, unbekümmert darum, ob es dem Kaiser genehm sei oder nicht, und der freudigen Zustimmung der Mehrzahl der Reichsstände gewiß, durch den Baron Hardenberg in

Basel Unterhandlungen wegen Abschlusses eines allgemeinen Reichsfriedens anknüpfen lassen.

Aber auch die preußische Vermittelung wurde, da sie die Zuziehung eines Kaiserlichen Commissarius, sowie einer Deputation des Reiches zu den Friedensverhandlungen und auch den Abschluß eines Waffenstillstandes verlangte, vom Wohlfahrtsausschusse zwar äußerst höflich, aber auf's Bestimmteste abgelehnt, da man in Paris fest entschlossen war, über den Abschluß eines Reichsfriedens nur unter der alleinigen Vermittelung Preußens zu verhandeln. Der Zweck, welchen die französischen Machthaber hiermit verbanden, war, wie es auch Barthelemy schon früher wiederholt zum Baron Hardenberg ausführlich entwickelt hatte, der Gedanke, mit einem solchen Schritte Preußen statt Oesterreich an die Spitze des deutschen Reiches zu stellen, woraus dann ein Bündniß dieser Macht mit der Republik nothwendig von selbst gefolgt sein würde.

Die preußischen Friedensanträge vom 24. Juli wurden daher unterm 10. August dahin beantwortet:

> „daß, so aufrichtig das Verlangen der Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses sei, bei allen Gelegenheiten zur Erfüllung der Wünsche Sr. Majestät des Königs von Preußen mitzuwirken, doch jetzt in einen Stillstand zwischen Deutschland und Frankreich nicht zu willigen wäre, weil man überzeugt sei, daß derselbe, anstatt die Fortschritte des Friedensgeschäftes zu begünstigen, nur dazu dienen werde, den Gang der Unterhandlungen aufzuhalten.
>
> „Mit Vergnügen sehe die französische Regierung, daß das deutsche Reich, ermattet durch einen Krieg, dessen Ursache und Veranlassung ihm täglich fremder werde, die Vermittelung und Mitwirkung des Königs zur Wiederherstellung des Friedens mit der französischen Republik nachgesucht habe. Sie wiederhole hierbei die Versicherung des besonderen Interesses, mit welchem sie stets geneigt sein werde, diese Vermittelung sowohl für das ganze Reich, als auch für jeden einzelnen der Stände desselben anzunehmen. Der Gesandte empfinde ein wahres Vergnügen, den erhaltenen Befehlen gemäß, dem Baron von Hardenberg versichern zu können, daß die Verwendungen Sr. Majestät bei der französischen Republik alle Wirksamkeit haben werden, welche man bei ihr nur immer in Allem erwarten könne, was weder dem wahren Interesse, noch der Würde der Republik entgegen sei.
>
> „Es hänge also nur vom deutschen Reiche selbst ab, diese freundschaftliche Stimmung gegen den Berliner Hof zu seinem Vortheile zu benutzen, indem es unmittelbar bei der französischen Republik eine Unterhandlung einleite, bei welcher die Vermittelung des Königs den Ständen des Reiches so höchst nützlich sein werde.“ —

Sowohl aus dieser Antwort der französischen Regierung an das preußische Cabinet, wie aus der Ablehnung des dänischen Vermittelungsversuches ist unzweideutig der feste Entschluß zu erkennen, mit dem deutschen Reiche keinen Gesammtfrieden zu schließen, sondern die deutschen Fürsten zu nöthigen, ihre Sache fortan von der des Kaisers und des

Reiches zu trennen und einzeln unter preußischer Vermittelung bei der Republik den Frieden nachzusuchen; ein Verfahren, welches nicht allein den Kaiser in seinem Kampfe gegen Frankreich völlig isolirt und Oesterreich jede Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges geraubt haben würde, sondern welches auch Preußens Ansehen und Bedeutung im Reiche nothwendiger Weise in demselben Maße erhöhen, als es die Machtstellung Oesterreichs verringern mußte.

Es waren indessen, wie bereits erwähnt, weder die preußischen Minister einer so schwungvollen Auffassung der politischen Verhältnisse, so wiederholt ihnen dieselbe auch von der französischen Regierung nahe gelegt worden, fähig, noch war der König Friedrich Wilhelm, im Hinblick auf die vielen Verdrießlichkeiten, die ihm aus diesem Kriege bereits erwachsen auf die völlige Erschöpfung der preußischen Finanzen, überdem bereits persönlich von der Wassersucht gequält, geneigt, Schritte von so unermeßlicher Bedeutung zu thun und dadurch völlig mit Oesterreich zu brechen.

So war denn das ganze Resultat der preußischen Friedensvermittelung der Abschluß eines Separatfriedens für den Landgrafen von Hessen-Cassel, welchen Baron von Hardenberg am 27. August zu Stande brachte. Der Landgraf trennte mit diesem Friedensschlusse, dem Beispiele Preußens folgend, seine Sache von der des Reiches, zog seine Truppen vom Heere zurück und verweigerte fortan die fernere Zahlung der vom Reichstage ausgeschriebenen Kriegsbeiträge.

Der König von Preußen aber ließ unterm 13. September dem Reichstage sein lebhaftes Bedauern ausdrücken, daß seine Bemühungen um einen allgemeinen Frieden keinen besseren Erfolg gehabt hätten; er wiederholte die Versicherung seiner Bereitwilligkeit, Alles zu thun, was zum Wohle und zur Rettung des deutschen Vaterlandes ersprießlich sein könne, jedoch nicht ohne den durch die österreichischen Schmähungen dictirten Zusatz: daß er es jedoch unter seiner Würde halten werde, seine Verwendung oder Mitwirkung auf irgend eine Art aufzudringen, wo sie nach den politischen Verhältnissen nicht für nothwendig, rathsam oder thunlich erachtet werde. —

In der That steigerte der durch preußische Vermittelung herbeigeführte Anschluß Hessen-Cassels an den Baseler Frieden den Zorn des Wiener Cabinets um so höher, als dasselbe befürchten mußte, daß auch andere deutsche Fürsten diesem Beispiele folgen würden. Ein an den Reichstag gerichtetes Kaiserliches Decret vom 18. September sagt über diesen Friedensschluß wie folgt:

> „Der Kaiser unterdrücke dermalen alle gerechten Empfindungen über eine Begebenheit, die nach der letzten feierlichen Erklärung der Reichsversammlung nicht zu vermuthen gewesen und, wenn man einigen Nachrichten Glauben beimessen wolle, noch andere ähnlichen Gepräges nach sich ziehen werde, wodurch bei dem fortdauernden Reichskriege die Vertheidigung des deutschen Vaterlandes immer beschwerlicher und zugleich die Unterhandlung eines auf die Wiederherstellung der Integrität seines Gebietes und die Sicherheit seiner Verfassung gerichteten Friedens immer schwieriger werde, wenn es gelingen könne, daß einzelne Stände nach eigener Willkür von dem gemeinsamen Reichsverbande austreten,

ihr Interesse durch Separatfrieden und geheime Artikel von dem gemeinsamen Reichsinteresse trennen und dieses in lauter Separatinteressen auflösen. Der Kaiser verlange daher von den Reichsständen ein Gutachten, wie dieser Friedens- und Freundschaftstractat nach seinen sämmtlichen Artikeln im Verhältniß zu dem Recht der deutschen Verfassung anzusehen und welche zweckmäßige Maßregeln zur Aufrechterhaltung dieser Verfassung und zur Behauptung der Einheit, Würde und Selbständigkeit des deutschen Staatskörpers zu ergreifen seien." —

Das vom Kaiser in dem oben angeführten Decret ausdrücklich verlangte Gutachten des Reichstages kam nicht einmal zur Berathung; angeblich, weil die Gesandten der verschiedenen Reichsfürsten ohne Instructionen von Seiten ihrer Regierungen geblieben waren, in Wahrheit aber wohl, weil die im Reichstage eingetretene Verwirrung und Rathlosigkeit bereits so groß geworden, daß Keiner mehr wußte, zu was er rathen und was er thun sollte. War bei einem großen Theil der Reichsfürsten und Stände die Abneigung, sich vom Kaiser und Reiche loszusagen und sich unter die Fittiche des ehrgeizigen Preußens zu flüchten, unleugbar groß genug, so war doch die Abneigung gegen die Fortsetzung des Krieges, die Furcht vor der Gefahr, welche ihre Länder bedrohte, noch größer und nur Preußen schien Schutz gegen diese Gefahren bieten zu können.

Die ganze Kläglichkeit und Halbheit dieser Gesinnung, welche hin und her schwankend, das Eine nicht zu thun, das Andere nicht zu lassen wagt, leuchtet deutlich aus dem Antwortschreiben des Herzogs von Braunschweig an den Kaiserlichen Gesandten vom 30. September hervor, welcher Fürst, wie die anderen Stände Norddeutschlands, mit großer Befriedigung die durch die preußische Demarcationslinie gebotene Sicherheit benutzte, gleich den meisten anderen aber nicht den Muth fand, der Mißbilligung des Kaisers zu trotzen und sich offen an den preußischen Friedensvertrag anzuschließen. Es heißt in diesem kläglichen Schreiben:

„Wie schmerzlich auch ihm" (dem Herzoge von Braunschweig) „die Wahrnehmung sei, daß eine gänzliche Entfernung von allen Vertheidigungen einen Theil des Reiches nach dem anderen in die traurige Nothwendigkeit versetze, entweder sich der Willkür eines nirgends Widerstand findenden Feindes zu überlassen oder zu seiner eigenen Selbsterhaltung mit demselben in Unterhandlung zu treten, so werde doch diese durch die mißlichen Umstände veranlaßte Abweichung, welche den verderblichen Fortschritten eines Alles überwältigenden Feindes Grenzen gesetzt und Deutschland von einem unüberwindlichen Verderben gerettet, in den Augen des Allerhöchsten Reichsoberhauptes und eines jeden unbefangenen Reichsstandes hoffentlich verzeihlich und dem wahren Wohle des Vaterlandes gewiß weniger nachtheilig werden, als ihm eine, ohne kräftige Unterstützung unausführbare Beharrlichkeit auf Verfassung und Gebräuche hätte werden müssen, durch welche die von allem Schutz entblößten Gegenden Deutschlands in ein unnennbares und nicht zu berechnendes Verderben würden versetzt worden sein. Er fasse zu der erhabenen und edlen Denkungsart

des Kaisers die Hoffnung, daß derselbe in diesem speciellen und dringenden Falle Maßregeln, welche die Rettung deutscher, Sr. Majestät als Reichsoberhaupt so nahe angehender Lande unvermeidlich gemacht habe, nicht als verfassungswidrig ansehen werde, besonders da nach hergestelltem Frieden Alles, was jetzt dem Anschein nach abwesend sei, in das gehörige Gleis gebracht und mit der glücklichen Reichsverfassung werde vereinigt werden können.“ —

Unter solchen Umständen mußte denn auch der Reichstagsbeschluß vom 13. October, wonach auf das wiederholte Andrängen des Kaisers die Gestellung eines fünffachen Reichscontigents bewilligt worden, eine fast gänzlich nutzlose Maßregel bleiben und konnte um so weniger ein Resultat ergeben, als ein nicht unerheblicher Theil der Reichskreise von den französischen Truppen besetzt, eine noch größere Zahl derselben aber, innerhalb der Demarcationslinie*) liegend, durch die Bedingungen der ihnen bewilligten Neutralität verhindert war, ihr Contingent zu stellen.

So sah sich Oesterreich durch das selbständige Auftreten Preußens, durch die Neutralität eines großen Theils der deutschen Reichsländer, in dem fortgesetzten Kampfe gegen die Republik fast völlig isolirt; denn auch von anderen Seiten her hatte die mit so vieler Leidenschaftlichkeit ins Leben gerufene Coalition gegen Frankreich bereits die bedenklichsten Erschütterungen erlitten.

Holland war im Laufe des unglücklichen Feldzuges von 1794 gänzlich in die Gewalt der Franzosen gefallen; ein am 16. Mai 1795 unterzeichneter Friedens- und Allianztractat verpflichtete das eroberte Land, dem

*) Zum besseren Verständniß der Ereignisse des Jahres 1795 im folgenden Capitel geben wir diese Linie hier genauer an.

Dieselbe umfaßte zunächst Ostfriesland und lief die Ems und Ahe aufwärts bis Münster, nahm von dort die Richtung auf Coesfeld, Borken, Bocholt bis an die Grenze des Herzogthums Cleve bei Isselburg, folgte dieser Grenze über Magenport und an die neue Issel und erreichte bei Duisburg den Rhein. Von hier folgte die Demarcationslinie der Grenze der Grafschaft Mark über Werden, Mark und längs der Wipper nach Homburg, Altenkirchen nach Limburg an der Lahn, sodann die Ems aufwärts über Idstein, Eppstein nach Höchst am Main, von da über Rauenheim längs des Landgrabens nach Dornheim, dann dem Bache folgend, welcher diese Stadt durchschneidet bis an die Grenze der Pfalz, längs der Grenze von Hessen-Darmstadt und des fränkischen Kreises, diesen gänzlich einschließend nach Ebersbach am Neckar, den Lauf dieses Flusses verfolgend bis zur freien Reichsstadt Wimpfen. Von hier nahm die Linie die Richtung auf Löwenstein, Murhardt, Hohenstadt nach der freien Reichsstadt Nördlingen, von dort nach Holzkirch an der Wernig, die Grafschaft Pappenheim, den ganzen fränkischen und den obersächsischen Kreis einschließend und lief längs der Grenze Baierns und der oberen Pfalz bis an die Grenzen Schlesiens.

Auch die Grafschaft Sayn-Altenkirchen im Westerwalde und in dieser mit einbegriffen der kleine Bezirk von Bendorf oberhalb Coblenz genoß, als im Besitze des Königs von Preußen, dieselbe Sicherheit und dieselben Vortheile, wie die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Staaten desselben.

Ein Blick auf die Karte genügt, um zu erkennen, ein wie großer Theil des deutschen Reiches sich nach dieser Bestimmung in vollkommener Neutralität befand, während der andere noch im Kriege begriffen war; allerdings wurde diese Neutralität nicht immer respectirt, da der Kaiser den Baseler Frieden und seine Folgen nicht als zu Recht bestehend anerkannte und die Franzosen sich auch nur an die Linie gebunden hielten, als ihr Vortheil eine Ueberschreitung derselben nicht forderte.

neuen Bundesgenossen 12 Linienschiffe, 18 Fregatten und die Hälfte der vorhandenen Landtruppen zur Verfügung zu stellen; in einem ferneren Vertrage vom 27. Juli übernahm Holland die Verpflichtung, 25,000 Mann französischer Truppen zu besolden und zu unterhalten; die französischen Generale aber verstanden es unter der Republik so gut wie später unter dem Kaiserreich meisterhaft, derartige Conventionen zu ihrem Vortheil auszubeuten. Ein Conventsbeschluß vom 1. October 1795 endlich hatte die gesammten Niederlande und das Bisthum Lüttich mit dem Gebiet der Republik feierlich vereinigt, natürlich, wie es bei den Verhandlungen im Convent ausdrücklich hervorgehoben, um dem dringenden Wunsche der Einwohner nachzugeben und ohne alle Rücksicht darauf, daß die Nationalversammlung im Jahre 1792 dem Beschlusse des Krieges wider den Kaiser ausdrücklich die feierliche Versicherung hinzugefügt hatte, die französische Nation denke in dem bevorstehenden Kriege nicht entfernt daran, Eroberungen machen zu wollen.

England hatte den Rest seiner auf dem Festlande kämpfenden Truppen, sowie die bei der englischen Armee befindlichen Emigrantencorps, nach dem Falle Hollands von dort zurückgezogen, und die in Sold genommenen hannöverschen, hessischen, braunschweigischen und badischen Truppen entlassen. Es blieb dieses Land zwar nach wie vor der erbittertste Feind Frankreichs; doch beschränkte es fortan seine Betheiligung an der Bekämpfung der Republik auf die energische Fortführung des größere und sichere Vortheile bietenden Krieges zur See, sowie auf eine im Ganzen resultatlose Unterstützung der Erhebungen im Innern Frankreichs.

Spanien hatte sich beeilt, dem Beispiele Preußens zu folgen und am 22. Juli zu Basel den Frieden mit der Republik unterzeichnet, so einen Kampf beendigend, welcher ihm selbst nur große Gefahren bereitet und Opfer auferlegt hatte, ohne die Möglichkeit eines glücklichen Erfolges in Aussicht zu stellen. Es erhielt in diesem Frieden alle von den französischen Heeren in Catalonien und Navarra gemachten Eroberungen großmüthig zurück, mußte sich aber entschließen, dem Sieger, dessen Appetit gemäß dem alten Sprüchwort mit dem Essen wuchs, den spanischen Antheil an der Insel St. Domingo abzutreten.

Schließlich erwähnen wir noch mit einigen Worten des Großherzogs von Toscana, welcher zwar niemals irgend welchen Antheil am Kriege selbst genommen hatte, nach den Erfolgen der Republik im Jahre 1794 aber schon am 9. Februar Frieden mit der französischen Republik schloß und somit das alte Neutralitätsverhältniß, wie solches vor dem 5. October 1793 bestanden hatte, wieder herstellte.

Somit blieb zur Fortführung des Kampfes auf dem Festlande nur Oesterreich und ein verhältnißmäßig geringer Theil des deutschen Reiches übrig; und wir tragen zwar kein Bedenken, der ausdauernden Energie und Tapferkeit, mit welcher Oesterreich trotz der zahlreichen Unfälle, welche es erlitten, und trotz der sich so ungünstig gestaltenden politischen Verhältnisse bei diesem Kampfe beharrte, unsere volle Anerkennung und Bewunderung auszudrücken, müssen aber auch auf der anderen Seite hervorheben, daß dieser Kampf weniger der Vertheidigung des deutschen Reiches galt, vielmehr es sich für Oesterreich der Hauptsache nach darum

handelte, durch die nicht vorherzusehenden Ereignisse des Krieges Verhältnisse herbeizuführen, welche ihm gestatteten, mit so vielen Vortheilen als möglich, und sei es auch auf Kosten des Reiches, oder doch wenigstens so wohlfeilen Kaufes als möglich aus dem Streite hervorzugehen.

Da indessen Preußen, dessen Geschichte wir in diesem Werke vorzugsweise im Auge zu behalten haben, an den ferneren Kämpfen gegen Frankreich keinen Antheil weiter nahm, so können wir uns gestatten, diese selbst nur in flüchtigen Umrissen, und nur so weit sie zum Verständniß des Ganzen erforderlich sind, unserem Leser vorzuführen. —

Capitel III.

Preußens ferneres Auftreten in Deutschland.

§. 26.

Der Krieg in Deutschland in den Jahren 1795 und 1796.

Preußen nahm, nachdem es durch den Friedensschluß zu Basel seine Interessen von denen des Kaiserhauses auf lange Zeit getrennt hatte, selbstredend fortan keinen Antheil mehr an dem ferneren Kriege gegen die französische Republik.

Demungeachtet sind wir genöthigt, in unsere Geschichte Preußens wenigstens eine Uebersicht über die hauptsächlichsten Begebenheiten dieses Krieges zu verflechten, weil das Interesse des preußischen Staates, insbesondere die Stipulationen des Baseler Friedens in Bezug auf die für die Rheinprovinzen zu gewährende Entschädigung wesentlich von dem Resultat des Krieges abhängig waren, und weil überdem Schritte Preußens, welche unmittelbar mit dem Gange des Krieges zusammenhingen, ohne eine Kenntniß desselben nur schwer verständlich sein dürften.

Das Wiener Cabinet hatte, nachdem es einmal aus Gründen, die wir bereits früher entwickelten, zur energischen Fortsetzung des Krieges entschlossen war, die erstaunlichsten Anstrengungen gemacht, um in demselben mit überlegenen Streitkräften auftreten zu können, wie denn überhaupt die Ausdauer und Zähigkeit, welche Oesterreich in diesem Kampfe gegen die Republik bewies, die vollste Bewunderung verdient. Schon im Frühjahr 1795 finden wir ein österreichisches Heer von 96,000 Mann unter dem Oberbefehl des talentvollen und thatkräftigen Generals Clairfait das rechte Rheinufer zwischen Duisburg und Philippsburg decken, während eine zweite, nur wenig schwächere Armee unter General Graf Wurmser den Rhein zwischen Philippsburg und Mühlheim beobachtete. Das Fehlerhafte einer solchen Zersplitterung der Streitkräfte auf eine Linie von mehr als 60 Meilen Länge springt sofort in die Augen und sollte sich den Kaiserlichen Heeren bald in der empfindlichsten Weise bemerkbar machen.

Frankreich, so sehr es im Anfange des Jahres 1795 durch die Gestaltung der politischen Verhältnisse begünstigt worden war, befand sich doch in der That Oesterreich gegenüber durchaus nicht in der vortheilhaften [illegible]ilitärischen Lage, wie es bei oberflächlicher Betrachtung der Fall zu sein

schien. Mit dem Sturze der Schreckensregierung war die sowohl durch Furcht wie durch Enthusiasmus hervorgerufene fieberhafte Aufregung, welche noch im September 1794 fast eine Million Franzosen unter die Fahnen der Republik getrieben hatte, naturgemäß einer allmählich immer tiefer gehenden Abspannung gewichen; dazu kam die Nothwendigkeit, in dem kaum eroberten und jeden Augenblick durch eine englische Landung, sowie durch den aufrührerischen Sinn seiner Bevölkerung bedrohten Holland, ebenso in den westlichen Departements, in welchen soeben der Aufstand mit blutiger Strenge und unter unerhörten Gräueln auf beiden Seiten unterdrückt worden war, zahlreiche Streitkräfte bereit zu halten. Ein Gleiches erforderten die unruhigen Bewegungen im ganzen südlichen Frankreich, wie in der Hauptstadt selbst. Was aber die Thätigkeit der französischen Regierung am meisten lähmte, war die immer steigende Noth um baares Geld; das einzige Tauschmittel, über welches die Regierung verfügen konnte, die Assignaten, waren bereits im Juli 1795 so entwerthet worden, daß man für einen Louisd'or (20 Francs) 1000 Francs in Assignaten, zu Ende des Octobers bereits 4200 und wenige Wochen später sogar 5400 dergleichen zahlte.

So sah sich die Republik trotz aller ihrer Anstrengungen außer Stande, zu dem ferneren Kriege gegen Oesterreich mehr wie 175,000 Mann aufzustellen, denen es noch dazu bis tief in den Sommer hinein an vielen nothwendigen Kriegsbedürfnissen in der traurigsten Weise mangelte. Mußte doch erst der am 7. Juni wegen gänzlichen Mangels an Proviant eintretende Fall der Festung Luxemburg, zu dessen Rettung die österreichischen Heere in Folge der erhaltenen Weisungen aus Wien auch nicht das Geringste unternommen hatten, den Franzosen das zur Belagerung von Mainz nothwendige schwere Geschütz liefern.*)

Erst in den ersten Tagen des Monats September begannen die Franzosen, anfänglich mit großem Glücke und vieler Energie, die Feindseligkeiten. In der Nacht vom 5. zum 6. September und in den nächstfolgenden Tagen überschritt die französische Sambre- und Maasarmee, 85,000 Mann unter General Jourdan, den Rheinstrom bei Duisburg, bei Cöln und bei Neuwied, nahm, ohne Widerstand zu finden, das mit reichen Vorräthen an Geschütz und sonstigem Kriegsmaterial versehene Düsseldorf ein und drängte die schwachen Abtheilungen der Oesterreicher unaufhaltsam über die Lahn zurück. Am 20. September erzwang Jourdan bei Dietz den Uebergang auch über diesen Fluß und sah sich drei Tage später im Besitze des ganzen Landstriches bis an den Main; die Festung Castel auf dem rechten Rheinufer wurde von den Franzosen eingeschlossen.

---

*) Belgien war um diese Zeit, wie wir uns erinnern, vom Wiener Cabinet völlig aufgegeben worden; daher überließ man auch das seit dem October 1794 eingeschlossene, sonst für unüberwindlich geltende Luxemburg seinem Schicksal.

Als bezeichnend für die Stimmung unter den beim Wurmser'schen Heere befindlichen Reichstruppen möge hier erwähnt werden, daß der Bote, welcher die Nachricht von dem Falle Luxemburgs in das Lager der schwäbischen Kreistruppen brachte, dort als ein wahrer Glücksbote mit Jubel empfangen und bewirthet wurde. „Wißt ihr schon", rief man einander zu, „daß die Kostbeutel Luxemburg eingebüßt haben? Das ist schön, das haben sie an uns verdient, Gott gebe, daß es ihnen noch ärger ergehe!" —

Und das waren Oesterreichs eigene Waffengenossen! —

Auch General Pichegru, der Befehlshaber der französischen Mosel- und Rheinarmee, 90,000 Mann stark, bemächtigte sich am 20. September, bei Straßburg mit einem Theile seines Heeres über den Rhein gehend, während der andere Theil Mainz auf dem linken Rheinufer eingeschlossen hielt, der reichen Stadt Mannheim ohne Widerstand; als eine Abtheilung seines Heeres unter General Dufour jedoch den Versuch machte, sich Heidelbergs, des größten Depots der Oesterreicher, zu bemächtigen, wurde dieselbe am 24. September im Treffen bei Handschuheim vom General Quasdanovich völlig geschlagen und in Unordnung zurückgetrieben.

Erst im Anfang des October sah sich der österreichische Feldmarschall Clairfait, dessen Armee zu derselben Zeit durch den Abmarsch des in seine Heimath abberufenen sächsischen Contingents eine empfindliche Schwächung erfahren hatte, in der Lage, die Offensive zu ergreifen. Er that es mit rühmlichster Energie, überschritt am 11. October bei Offenbach den Main, schlug die Franzosen am 12. hinter der Nidda und trieb die fliehenden französischen Colonnen, deren Rückzug von den traurigsten Excessen begleitet war, bis an den Siegfluß zurück. Ende October waren sämmtliche französische Corps auf das linke Rheinufer zurückgedrängt, nur am Siegfluß bildete eine stehengebliebene Arrièregarde den Schutz für Düsseldorf. Diese aber ließ General Clairfait, in der Ueberzeugung, daß er von der Jourdan'schen Armee vorläufig nichts zu besorgen habe, ruhig stehen, wendete sich in eiligen und sorgfältig verborgen gehaltenen Märschen nach Mainz und stürmte am 29. October Morgens mit großer Tapferkeit und glänzendem Erfolge die Verschanzungen des französischen Belagerungsheeres, dasselbe unter schweren Verlusten an Gefangenen und Geschützen in eiligster Flucht bis nach Kirchheim-Poland zurücktreibend. —

Auch General Wurmser hatte sich im Anfange October mit 25,000 Mann von Offenburg aus in Bewegung gesetzt, um den Franzosen Mannheim wieder zu entreißen; er schlug die Franzosen am 18. October bei Neckarau, bemächtigte sich am 29. des vor der Stadt gelegenen Galgenberges, konnte die Einnahme Mannheims aber erst am 22. November nach heftiger Beschießung erzwingen, nachdem die Angriffe Clairfaits auf die Stellung der Pichegru'schen Armee hinter der Pfriem zu heftigen Gefechten bei Pfeddersheim und Leißelheim am 10., bei Frankenthal am 11., bei Lambsheim und Oggelsheim am 14. November geführt und das unglückliche Resultat derselben die Franzosen zum Rückzuge hinter die Queis bewogen hatte.

Ein Versuch, welchen Jourdan unternahm, um Mannheim zu retten, wurde von ihm sofort aufgegeben, als er, am 1. December in Kreuznach angelangt, daselbst die Nachricht von der bereits erfolgten Capitulation erhielt; er trat unter verschiedenen lebhaften Gefechten den Rückzug hinter die Mosel an und die kriegerischen Operationen des Jahres 1795 hatten damit ihr Ende erreicht, ohne für den einen wie für den anderen kriegführenden Theil ein irgend nennenswerthes Resultat herbeigeführt zu haben. Auf den Vorschlag der österreichischen Generale wurde, um den beiderseitigen Armeen die nöthige Ruhe zu gönnen, am 1. Januar 1796 ein Waffenstillstand abgeschlossen und die Winterquartiere bezogen. —

In Wien aber stieg nach den letzten ruhmreichen Erfolgen die Hoffnung

auf einen endlichen vollständigen Sieg über die Republik höher als je zuvor, und völlig im Einklange mit den übertriebenen Erwartungen, denen sich die Kriegspartei für den nächsten Feldzug hingab, stand die stolze und zuversichtliche Sprache, zu welcher sich das Kaiserliche Cabinet jetzt berechtigt glaubte.

Um so schmerzlicher wurde die Täuschung, die man in Wien erfahren sollte. —

An Stelle des Generals Clairfait, welcher durch die Aufdeckung großartiger Betrügereien und Unterschleife der Armeelieferanten und Verwaltungsbeamten mit den mächtigsten Mitgliedern der hohen österreichischen Aristokratie in Zerwürfnisse gerathen und schließlich in Ungnade von seinem Commando entbunden worden war, war der Bruder des Kaisers, der Erzherzog Carl von Oesterreich, in Clairfaits Schule gebildet und bereits mit 25 Jahren durch glänzende Kriegsthaten berühmt geworden, Oberbefehlshaber der Kaiserlichen Heere geworden; er war später der einzige Feldherr Oesterreichs, welcher dem Meister der Kriegskunst, Napoleon Bonaparte, auf seinen Siegeszügen wenigstens mit einigem Erfolge entgegenzutreten vermochte.

Auch in Frankreich hatte sich inzwischen ein abermaliger Wechsel in der Regierungsform vollzogen. Wir müssen indessen, weil mit dem Ausscheiden Preußens aus der gegen Frankreich gerichteten Coalition auch der fernere Verlauf der französischen Revolution an speciellem Interesse für unsere preußische Geschichte verliert, unsere Leser mit dem Detail dieser Vorgänge auf die zahlreichen Werke verweisen, welche diese Revolution ausführlich schildern; hier sei nur des allgemeinen Verständnisses halber bemerkt, daß der Convent, der lange Zeit hindurch die ganze französische Nation in der entsetzlichsten Tyrannei erhalten hatte, im October 1795 endlich, nachdem am 5. October (13. Vendemiaire) ein großer Aufstand der Republikaner, Constitutionellen und Royalisten durch den kaum 26jährigen General Bonaparte mit ebenso viel militärischem Genie, wie großer Energie und Schonungslosigkeit blutig unterdrückt worden war, einer anderen Regierungsform hatte weichen müssen.

Fortan befand sich die vollziehende Gewalt Frankreichs in den Händen eines aus fünf Männern bestehenden Directoriums; eine Kammer von 500 aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Mitgliedern, der Rath der Fünfhundert genannt, berathschlagte über die zu erlassenden Gesetze, eine zweite Kammer von 250 Mitgliedern, und weil dieselben wenigstens 40 Jahre alt sein mußten, der Rath der Alten genannt, prüfte und bestätigte oder verwarf die Vorschläge des Rathes der Fünfhundert.

Schließlich nur noch die Bemerkung, daß der schon von der Belagerung von Toulon her im größten Ansehen stehende General Bonaparte zum Dank für sein energisches Auftreten am 13. Vendemiaire vom Directorium zum Commandanten von Paris und zum Befehlshaber der Armee des Inneren ernannt worden war.

Nach dieser zum Verständniß nöthigen Abschweifung wenden wir uns nunmehr zu den kriegerischen Ereignissen des Jahres 1796.

Wieder blieb bis Ende des Monats Mai Alles ruhig. Zwar kündigte

der unternehmungslustige Erzherzog am 21. Mai den Waffenstillstand auf; da er aber um dieselbe Zeit den Befehl erhielt, 25,000 Mann seines Heeres nach Italien abzusenden, stellte er vor der Hand alle weiteren Operationen ein.

So war es doch schließlich wieder die französische Sambre- und Maasarmee, welche mit dem Juni die Feindseligkeiten eröffnete. General Kleber drängte in den Tagen vom 1.—4. Juni von der Sieg her die österreichischen Abtheilungen zurück, schlug den Prinzen von Würtemberg am 4. Juni zwischen Altenkirchen und Crobach gänzlich und säuberte die Gegend bis zur Lahn hin von den Oesterreichern.

General Jourdan überschritt darauf den Rhein bei Neuwied auf einer Schiffbrücke und hatte am 12. Juni zwischen Holzappel und Tiefenbach 50,000 Mann zum Angriff auf die Lahnlinie bereit; aber der General verlor eine werthvolle Zeit mit Recognosciren der feindlichen Stellungen, welche der Erzherzog nicht verfehlte, sich zu Nutze zu machen.

In Eilmärschen zog der Erzherzog einen großen Theil des von ihm persönlich befehligten Heeres vom Lager bei Hechtsheim nach der Lahn, stand schon am 13. Juni mit einer ansehnlichen Truppenmacht bei Weilmünster und schlug am 15. Juni die Franzosen bei Wetzlar gänzlich in die Flucht; die zurückweichenden Corps wurden eifrigst verfolgt und schon am 18. Juni, an welchem Tage Jourdan wiederum bei Neuwied über den Strom setzte, war das rechte Rheinufer abermals von den Franzosen befreit.

Der Erzherzog begriff indessen sehr wohl, daß die eigentliche Entscheidung des Feldzuges nicht an der Lahn und Sieg, sondern am Rhein, nicht gegen den saumseligen Jourdan, sondern gegen den kühnen und unternehmenden General Moreau, welcher an Stelle Pichegru's*) den Befehl über die Mosel- und Rheinarmee übernommen hatte, gesucht werden müsse; er ließ daher einen Theil seines Heeres unverzüglich nach dem Oberrhein und Neckar abmarschiren und folgte auf die erste Nachricht von dem dort Vorgefallenen in eigener Person dahin.

General Moreau hatte schon am 14. Juni die Verschanzungen des österreichischen Heeres unter General Wurmser vor dem Brückenkopfe von Mannheim mit so vollständigem Erfolge angegriffen, daß die Oesterreicher am folgenden Tage zum Rückzuge auf das rechte Rheinufer genöthigt waren; an Stelle des nach Italien abberufenen Grafen Wurmser übernahm hier der Feldzeugmeister Latour den Befehl über die aus Oesterreichern und Reichstruppen bestehende Armee des oberen Rheines. —

In der Nacht zum 24. Juni überschritt General Moreau, entschlossen, den Krieg in das Herz des deutschen Reiches zu verpflanzen, ganz unvermuthet bei Straßburg den Rhein, drängte mit leichter Mühe die erschrockenen schwäbischen Kreistruppen zurück, schlug die sich ihm entgegenstellenden einzelnen Corps der Oesterreicher, Emigranten und Reichstruppen in wiederholten glücklichen Gefechten bis hinter die Murg und sah sich in

*) General Pichegru wurde seines Commandos enthoben, weil ziemlich unzweideutige, zu einem gerichtlichen Verfahren aber nicht ausreichende Beweise gegen ihn vorlagen, daß er sich in verrätherische Verbindungen mit Mitgliedern der vertriebenen Königsfamilie und mit englischen Agenten eingelassen habe, wie seine Feinde sagen, durch Gold erkauft.

den ersten Tagen des Juli vollständig Herr des Schwarzwaldes und der durch denselben führenden Pässe. Diese Gefahr war es, welche der Feldherrnblick des Erzherzogs vorausgesehen und welche zu verhindern er schleunigst seine Armee von der Lahn her in Bewegung gesetzt hatte. Zu spät gekommen, um den Rheinübergang zu verhindern, versuchte der Erzherzog ebenso vergeblich, durch eine glückliche Schlacht eine günstigere Wendung herbeizuführen; er wurde am 9. Juli bei Rothensol von den Franzosen geschlagen und, obwohl sein von ihm selbst befehligter rechter Flügel im Rheinthale bei Malsch mit großer Tapferkeit focht und die Franzosen bis dicht vor Rastadt zurückwarf, zum Rückzuge auf Pforzheim genöthigt.

General Jourdan aber hatte durch den Abmarsch des größten Theils der Armee des Erzherzogs kaum Luft bekommen, als er, überdem durch Truppen aus Holland verstärkt, am 2. Juli abermals bei Neuwied über den Rhein ging, die an der Lahn völlig zersplittert stehenden Oesterreicher unter General Wartensleben, noch immer 36,000 Mann stark, hinter die Lahn drängte, sie am 10. Juli bei Friedeberg trotz tapferer Gegenwehr entscheidend schlug und in raschem Siegeslaufe auf das linke Ufer des Main warf. —

Der Erzherzog hatte auf seinem ferneren Rückzuge, nachdem es ihm gelungen war, die reichen Magazine und Depots der Armee zu retten, am 19. Juli die Gegend von Cannstadt erreicht, woselbst er auf dem rechten Neckarufer die Schlacht anzunehmen beschloß, als unerwartete Ereignisse die politische Situation in empfindlichster Weise zu seinem Nachtheil veränderten.

Längst von dem Wunsche beseelt, gleich den Fürsten und Ständen des nördlichen Deutschlands von den Opfern und Lasten des Krieges befreit zu werden, hatte das unaufhaltsame Vordringen der republikanischen Heere zur Zeit die Regierungen vieler süddeutscher Länder derartig in Schrecken versetzt, daß sie kein eifrigeres Bestreben mehr kannten, als auf alle Bedingungen hin Frieden mit der Republik zu machen. Zu ihrem eigenen Schaden sollten sie erfahren, daß sie denselben mit bei Weitem größeren Opfern erkaufen mußten, als ihnen bisher der ganze Krieg auferlegt hatte.

Am 17. Juli schloß Würtemberg, am 25. Baden Waffenstillstand mit dem französischen Obergeneral; am 27. folgten die übrigen Stände des oberrheinischen Kreises diesem Beispiele. Die Truppen des Kreises erhielten Befehl, die österreichische Armee zu verlassen und bis Biberach zurückzugehen; hier wurden sie, weil der Erzherzog nicht ohne Grund befürchtete, sie möchten von ihren Landesfürsten zum Anschluß an die Franzosen gezwungen werden, von dem österreichischen Corps des Generals Fröhlich entwaffnet und aufgelöst.

Der am 7. August zu Würzburg abgeschlossene definitive Friedensvertrag legte den Ständen an Contributionen und Lieferungen ungefähr den vierfachen Betrag dessen auf, was sie noch vor Kurzem zur Vertheidigung des Reiches aufzubringen für völlig unmöglich erklärt hatten.*)

*) Würtemberg allein mußte 4 Millionen Francs in baarem Gelde zahlen, 4000 Pferde, 50,000 Paar Schuhe, 100,000 Centner Brodfrucht, 50,000 Säcke Hafer,

Durch den Abfall der süddeutschen Stände und die Abberufung ihrer Truppen numerisch empfindlich geschwächt, hielt der Erzherzog sich nicht mehr stark genug, am Neckar die entscheidende Schlacht anzunehmen; er wich daher langsam und ohne von den Franzosen gedrängt zu werden, nach der Donau zurück und stand am 10. August in einer Stellung zwischen Höchstadt an der Donau und Nördlingen, in einer Ausdehnung von fast 5 Meilen, zur Schlacht bereit, während das französische Heer ihm bei Neresheim gegenüberstand. Am 11. August versuchte der Erzherzog vergeblich, die Stellung der Franzosen bei Neresheim zu durchbrechen; der stundenlange Kampf führte zu keinem entscheidenden Resultate, am Abend trat das ermattete österreichische Heer den Rückzug an und überschritt am 13. August bei Donauwörth und Dillingen die Donau.

Während so General Moreau die österreichische Hauptarmee langsam bis hinter die Donau zurückdrängte, hatte Jourdan seinerseits am 14. Juli nach kurzem Bombardement das reiche Frankfurt eingenommen und die Oesterreicher unter General Wartensleben bis Würzburg zurückgedrängt; auch aus dieser vortrefflichen Stellung ließ sich Wartensleben durch einen kühnen, aber äußerst gefährlichen Flankenmarsch seines Gegners durch das unwegsame und unwirthliche Spessartgebirge herauslocken und wich in den Tagen bis zum 24. Juli ohne Kampf bis Zeil zurück. Jourdan aber besetzte am 24. Juli das mit 300 Geschützen und reichen Vorräthen versehene Würzburg; als er indessen nach einigen Ruhetagen sich zum Angriff auf die Stellung der Oesterreicher bei Zeil und Königsberg in Bewegung setzte, wichen diese abermals ohne Kampf und gingen bis zum 11. August in die Gegend von Amberg zurück, wobei nur ihre Nachhut von den eifrig folgenden Franzosen erreicht und nach hartem Kampfe geworfen wurde.

Die außerordentlich feste Stellung Wartenbergs hinter der Naab wagte General Jourdan nicht in der Front anzugreifen; während er aber mit Recognosciren derselben mehrere Tage Zeit verlor, hatte der Erzherzog die Mittel gefunden, dem bisher so unglücklich geführten Feldzuge plötzlich eine ganz andere Wendung zu geben.

Die Unthätigkeit Moreau's nach der unentschiedenen Schlacht bei Neresheim mit dem raschen Entschlusse des genialen Feldherrn benutzend, überschritt der Erzherzog am 20. August bei Ingolstadt und Neuburg von Neuem die Donau, drängte am 22. die französische Division Bernadotte nach lebhaftem Gefechte bis Neumarkt, am 23. bis Lauf zurück und bedrohte damit die rechte Flanke und den Rückzug der vor Amberg stehenden Jourdan'schen Armee auf's Empfindlichste. Am 24. August wurde Jourdan von beiden österreichischen Armeen bei Amberg angegriffen und geschlagen, und in den folgenden Tagen unter hitzigen Gefechten bis Schweinfurt zurückgeworfen, welches er am 30. August erreichte.

Auch hier ließ ihm der in seinem Siegeslaufe rastlose Erzherzog in-

100,000 Centner Heu liefern; ebenso Baden 2 Millionen Francs, 1000 Pferde, 500 Ochsen, 25,000 Paar Schuhe, 25,000 Centner Getreide u. s. w.

Den übrigen weltlichen Ständen wurde eine Contribution von 12 Millionen Francs, 8000 Pferden, 5000 Ochsen, 100,000 Paar Schuhen u. s. w., den Abteien, Klöstern und Stiftern die Zahlung von 7 Millionen Francs auferlegt.

dessen keine Ruhe. Direct auf Würzburg marschirend und diesen Ort am 1. September erreichend, nöthigte der Erzherzog die Franzosen durch diese Bewegung zum weiteren Rückzuge; als Jourdan am 3. September die Oesterreicher bei Würzburg angriff, wurde er daselbst empfindlich geschlagen und durch die Engpässe des Spessart bis hinter die Lahn zurückgedrängt. Der Erzherzog folgte ihm dahin über Aschaffenburg und Frankfurt, griff die Stellungen der Franzosen hinter der Lahn am 16. und 17. September zwar ohne Erfolg an, bewog sie aber durch Bedrohung ihres Rückzuges bis Altenkirchen zurückzugehen und in den nächsten Tagen theils bei Bonn über den Rhein zu setzen, theils nach dem befestigten Lager vor Düsseldorf zu marschiren.

Von der Armee Jourdans, welche auf dem Rückzuge die empfindlichsten Verluste erlitten hatte, — von dem erbitterten Landvolke wurden die einzeln oder in kleinen Haufen marodirenden Franzosen zu vielen Hunderten erschlagen, — war somit Deutschland und zwar auf geraume Zeit befreit; der Erzherzog aber wendete sich nunmehr ohne Zeitverlust dem zweiten Theil der großen Aufgabe zu, welche er sich gestellt hatte: der Armee Moreau's den Rückzug aus Deutschland abzuschneiden.

Schon am 22. September sehen wir den Erzherzog mit einem Theil seines siegreichen Heeres nach dem oberen Rhein aufbrechen und in der Mitte des October, leider mit zu geringen Streitkräften, um seinen Zweck völlig zu erreichen, am rechten Ufer der Rench eintreffen. —

General Moreau sah sich durch bestimmte Befehle des Directoriums genöthigt, die Armee Jourdans ihrem Schicksale zu überlassen, selbst auf Regensburg vorzudringen und von hier aus mit der Armee Bonaparte's, welche in Italien mit glänzendem Erfolge gekämpft hatte und von Süden her in Tyrol eindringen sollte, in Verbindung zu treten.

Zu diesem Zwecke überschritt Moreau am 19. August die Donau, schlug den mit 30,000 Mann zurückgelassenen und hinter dem Lech stehenden General Latour am 24. August bei Friedberg in der entscheidendsten Weise und warf ihn mit schweren Verlusten bis hinter die Isar, verfolgte aber die errungenen Vortheile nur lässig und zögernd, wahrscheinlich, weil der General sich nicht eher aus der Nähe von München entfernen wollte, als bis die Verhandlungen mit der baierischen Regierung über den Frieden, zu welchem sich auch Baiern längst hinneigte, zum Abschluß gekommen seien.

Am 17. September wurde dieser Friede, bei welchem der Kurfürst von Baiern ebenso wie die anderen süddeutschen Fürsten und Stände verdientermaßen die Früchte seiner undeutschen Politik und engherzigen Gesinnung ernten sollte*), unterzeichnet, und General Moreau, damit seine Aufgabe zunächst erfüllt sehend und wohl begreifend, daß es hohe Zeit sei, seine Armee ihrer völlig isolirten Lage zu entziehen, trat nunmehr jenen Rückzug aus Deutschland an, der eine in der That so unverdiente Be-

---

*) Auch Baiern mußte an die Franzosen 10 Millionen Francs zahlen, 3300 Pferde, 100,000 Paar Schuhe, 10,000 Paar Stiefeln, 30,000 Ellen Tuch, 100,000 Centner Brodfrucht, 100,000 Säcke Hafer, 200,000 Centner Heu liefern und überdem 20 der besten Gemälde aus den Gemäldegallerien zu München und Düsseldorf nach Auswahl der französischen Bevollmächtigten nach Paris senden.

rühmtheit erworben hat, während in Wirklichkeit bei demselben nur verhältnißmäßig geringe Schwierigkeiten zu überwinden waren.

Wir erwähnen von demselben hier nur, daß General Moreau am 18. September den Marsch auf Ulm antrat, diesen Ort am 21. erreichte, am 29. September seine Armee am Feder-See concentrirte, hier am 30. die ungestümen, aber unklugen Angriffe des Feldzeugmeisters Latour mit leichter Mühe zurückwies, ihn dann am 2. October mit bei Weitem überlegenen Kräften bei Biberach empfindlich schlug und darauf, als er das Thal der Kinzig durch die Truppen des Generals Petrasch besetzt fand, nach einem kurzen Gefechte bei Villingen am 9. October den Rückzug durch das Höllethal fast unangefochten fortsetzte.

Erst jenseit des Schwarzwaldes erreichte und schlug ihn der Erzherzog am 19. October bei Emmendingen, worauf am 21. October die Division Desaix bei Altbreisach über den Rhein zurückging; zum zweiten Male am 24. bei Schliengen geschlagen, überschritt auch Moreau am 25. und 26. bei Hüningen den Rhein und Deutschlands Boden war somit auch von diesem Feinde befreit.

Ein Waffenstillstand, welchen General Moreau vorschlug, wurde zu des Erzherzogs großem Verdrusse vom Kaiserlichen Hofe in Wien nicht bestätigt; es mußte vielmehr zur sofortigen Belagerung des Brückenkopfs von Hüningen und der Festung Kehl geschritten werden. Kehl capitulirte am 9. December, Hüningen erst am 2. Februar 1797, die Armeen bezogen nunmehr die wohlverdienten Winterquartiere; der Erzherzog aber, der durch die Befreiung Deutschlands seine jugendliche Stirne mit unvergänglichen Lorbeeren geschmückt hatte, wurde nach Italien berufen, um das Commando über die Trümmer der dortigen Kaiserlichen Armee zu übernehmen. —

§. 27.

Preußens Händel wegen Nürnberg.

Mitten in die Ereignisse dieses für die österreichischen Waffen so ruhmreichen Feldzuges von 1796 fällt eine Episode der preußischen Geschichte, deren Entwickelung ohne die Kenntniß der kriegerischen Vorgänge nur schwer zu verstehen sein dürfte.

Wir meinen den Streit Preußens theils mit, theils wegen Nürnberg.

Im §. 11 dieses Abschnittes ist seiner Zeit erzählt worden, daß sich Preußen am 28. Januar 1792 auf Grund einer Verzichtleistungsurkunde des Markgrafen Carl Alexander von Anspach-Baireuth in den Besitz dieser Fürstenthümer, über welche bisher eine Seitenlinie des preußischen Königshauses unter gegenseitiger Erbverbrüderung herrschte, gesetzt hatte.

Das Kaiserhaus suchte, wie bekannt, zu jener Zeit viel zu eifrig das Bündniß mit Preußen, als daß es auch nur den Versuch gemacht hätte, sich einer ihm sonst zu jeder Zeit bedenklichen Vergrößerung des preußischen Staates, die überdem auf vertragsmäßige Rechte basirt war, zu widersetzen. Preußen befand sich demnach im unbestrittenen Besitz dieser reichen, ein Gebiet von 160 Quadratmeilen umfassenden Provinzen und hatte die

Verwaltung derselben dem schon wiederholt genannten Minister Baron von Hardenberg übertragen.

War indessen auch die rechtmäßige Landeshoheit Preußens über die fränkischen Fürstenthümer keinem Zweifel unterworfen, so sah es doch im Inneren dieses Gebietes mit den Rechten des Landesherrn wunderlich genug aus, und die ganze Kläglichkeit und Verworrenheit der durch die deutsche Reichsverfassung geschaffenen Zustände trat vielleicht im ganzen übrigen Deutschland nicht in so grellem Lichte hervor, als hier.

In dem Gebiete der ehemaligen Burggrafen von Nürnberg, welches durch die Vereinigung mehrerer auf verschiedene Weise und zu verschiedenen Zeiten erworbener Besitzungen zu einem Fürstenthume vereinigt war, lag, bunt neben= und durcheinander gemischt, eine große Zahl von weltlichen und geistlichen Herrschaften, Rittersitzen, Klöstern, Stiftern, freien Reichsstädten, welche alle durch Kaiserliche Gnadenbriefe, durch Belehnung, Schenkungen, Käufe, Tausch und sonstige nach der Reichsverfassung wohlbegründete Ansprüche in den Besitz eigener Landeshoheit gelangt waren, deren Besitzer nur den Kaiser und die Reichsverfassung als über sich stehend ansahen und, wie sie früher die Souveränetät der Burggrafen für Nürnberg nicht anerkannt, jetzt bei der Besitzergreifung durch Preußen ihre Rechte als reichsunmittelbare Landesherren nur mit um so größerer Entschiedenheit zu behaupten suchten.

Wie lästig solche Verhältnisse für die Verwaltung des Landes sein mußten, leuchtet ein, wenn man erwägt, daß in manchen Gegenden Unterthanen dieser Reichsstände vermischt mit den jetzt preußischen Unterthanen in einem und demselben Orte wohnten, daß es Ortschaften gab, in welchen, eben in Folge dieser Mischung, nicht weniger wie drei, auch vier andere Herren, außer Preußen, die Landeshoheit über ihre Unterthanen in Anspruch nahmen und sich als Landesherren in die Angelegenheiten der Gemeinde mischten, ohne die Souveränetät Preußens anzuerkennen.

Daß Preußen, um diesem nahezu unerträglichen Zustande ein Ende zu machen, in vielen Orten, wo man den preußischen Beamten bei der Besitzergreifung offenen Widerstand leistete, seine Besitznahmepatente mit Gewalt anschlagen ließ, wobei es hier und da zu blutigen Auftritten kam, erregte von Seiten der beeinträchtigten Reichsstände und Reichsständchen einen solchen Sturm von Klagen gegen Preußens Gewaltmaßregeln beim Reichstage zu Regensburg, daß der Minister von Hardenberg von Berlin aus angewiesen wurde, mit größerer Mäßigung zu verfahren. In einer Instruction für die Regierungen in Anspach und in Baireuth, vom 17. März 1792, spricht der Minister aus, wie es durchaus nicht in des Königs Absicht liege, die wohlbegründeten Rechte irgend eines anderen Reichsstandes zu verletzen, wie er noch weniger daran denke, seine Macht gegen Schwächere zu mißbrauchen und es vielmehr sein Wille sei, daß die Regierungen bei allen Streitigkeiten mit anderen Reichsständen nur auf das Recht und ihre Ueberzeugung sehen und sich weder durch politische Rücksichten noch durch Gründe der Convenienz leiten lassen sollen. Dagegen sei der König nicht gesonnen, erwiesene Rechte und gegründete Ansprüche Preußens aufzuopfern, werde vielmehr dieselben mit allem Nachdruck, jedoch unter gewissenhafter Beobachtung der Reichsverfassung, zu vertheidigen wissen. u. s. w.

Die bald darauf eintretenden Kriegsereignisse drängten für kurze Zeit diese Angelegenheit in den Hintergrund. Erst als ein aus Jena entflohener, nach Anderen auch wegen Rabulistereien fortgejagter Professor Kretschmann*) dem Minister Hardenberg in Baireuth Urkunden vorlegte, aus welchen er die unzweifelhaftesten Beweise für die Ansprüche Preußens auf die Gesammthoheit in den fränkischen Fürstenthümern führen zu können glaubte, erregte die Sache von Neuem die allgemeine Aufmerksamkeit.

In Wahrheit sah es mit diesen Beweisen Kretschmanns schwach genug aus; und man irrt schwerlich in der Annahme, daß der Minister von Hardenberg, selbst von der Vollgültigkeit dieser Beweise keineswegs überzeugt, in dem schlauen und gewandten Kretschmann doch den geeigneten Mann erkannte, um mit allerhand, wenn auch zum Theil längst veralteten oder durch anderweitige Verträge ungültig gewordenen Documenten dem Wirrwarr in den fränkischen Fürstenthümern zu Gunsten Preußens wenigstens mit einem Anschein von Recht ein Ende zu machen. Ein günstigerer Zeitpunkt zu solchem Schritte aber konnte bei der damaligen Verwirrung der Reichsangelegenheiten schwerlich gefunden werden.

Wir verzichten selbstredend darauf, unserem Leser hier alle die Irrwege und Schlangenwindungen, auf welchen der zum Regierungsrath in Baireuth ernannte ehemalige Professor und seine Gehilfen, die Archivare Wipprecht und Lang, das Material für ihre Beweise herbeizubringen und zu sammeln suchten, hier vorzuführen; wir begnügen uns mit einer flüchtigen Erwähnung der hauptsächlichsten Gründe, auf welchen sie die preußischen Ansprüche erbauten.

Auf das vom Kurfürsten Albrecht Achilles im Jahre 1473 erlassene Hausgesetz der Hohenzollern'schen Fürsten, welches in den beiden Linien des Hauses die Erbfolge regelte und ausdrücklich anordnete, daß von den beiden fränkischen Fürstenthümern für alle Zukunft weder ein Gebiet, noch eine Gerechtsame veräußert, vielmehr alles dazu Gehörige unverändert beisammengehalten werden solle, wurde die Forderung Preußens gegründet, daß alle innerhalb des Gebiets liegenden Reichsstände auf ihre Reichsunmittelbarkeit Verzicht zu leisten hätten.

Der ganz gegründete Einwand, daß seit dem Erlaß dieses Hausgesetzes mehrfach von den früheren Markgrafen Verträge abgeschlossen seien, auf welchen die jetzt bestehenden Verhältnisse beruhten, wurde als nichtig bezeichnet und mit, wie man billiger Weise zugestehen muß, beispielloser Rücksichtslosigkeit und Einseitigkeit erklärte die preußische Regierung diese Verträge für unverbindlich, aus dem fast naiv klingenden Grunde, weil an ihnen mancherlei Mängel auszusetzen seien und sie überhaupt nicht die nach dem oben erwähnten Hausgesetz nothwendige Zustimmung der brandenburgischen Fürsten erhalten hätten.

*) Nach der Angabe von F. Kugler und A. Menzel hatte Kretschmann sein väterliches Gut Kaulsdorf bei Saalfeld vortheilhaft an die preußische Regierung verkauft und dieser zum Dank dafür durch Documente, welche in seinen Händen befindlich, den Beweis geliefert, daß die zwischen Coburg und Baireuth streitig gewesene Landeshoheit dem letzteren, jetzt also Preußen zustehe. Er habe sich deshalb den Verfolgungen seiner Landesregierung durch die Flucht entziehen müssen. —

Kretschmanns ganzes Auftreten in der Nürnberger Frage läßt ihn jedoch mehr im Lichte eines gewandten und schlauen Rechtsverdrehers erscheinen. D. Verf.

Am empfindlichsten aber trafen die von Preußen geltend gemachten Ansprüche die freie Reichsstadt Nürnberg. An diese einstmals mächtige, blühende und so reiche Handelsstadt, daß ein zu Ende des 15. Jahrhunderts lebender Schriftsteller von ihr ausdrücklich erwähnt, das meiste Hausgeräth der Nürnberger Kaufherren bestehe aus Gold und Silber und mancher Fürst würde, was Pracht und Reichthum betrifft, gern mit ihnen zu tauschen bereit sein, hatte der Burggraf Friedrich VI. von Nürnberg (später Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg) im Jahre 1427 die Burg Nürnberg mit allen dazu gehörigen Gefällen, sowie die beiden großen Waldungen St. Sebald und St. Laurenz verkauft, sich aber bei dem Verkauf das Landgericht, den Wildbann, die Zölle, das Geleit und andere Privilegien und Rechte des Landesherrn ausdrücklich vorbehalten.

Schon der Enkel Friedrichs VI., der ritterliche und kampflustige Markgraf Albrecht Achilles, gerieth wegen der verschiedenen Auslegung dieser vorbehaltenen Rechte mit dem mächtigen Nürnberg in Fehde, wurde indessen im Jahre 1473 in einem heißen Gefechte bei Pillenreuth, bei welchem der Fürst selbst mit glänzender Tapferkeit dem Nürnbergschen Stadtjunker die Fahne entriß, von der Uebermacht geschlagen, begab sich sodann in einem förmlichen Vertrage aller seiner ferneren Ansprüche und ließ ausdrücklich die Stadt im Besitz aller bis dahin von ihm bestrittenen Rechte.

Die Macht und der Reichthum Nürnbergs nahmen von da ab stetig zu; im Jahre 1507 wurden der Stadt auf dem Reichstage zu Costnitz vom Kaiser Maximilian I. als Entschädigung für die wesentliche Hilfe, welche die Stadt dem Kaiser in dem 1504 entstandenen baierschen Erbfolgekriege geleistet hatte, eine so große Menge pfälzischer und baierscher Städte, Flecken und Dörfer überwiesen, daß man fortan das große Gebiet der Stadt das Nürnberger Reich nannte und Nürnberg nach der Reichsmatrikel vom Jahre 1521 zu den Ausgaben des Kreises mehr als beide brandenburgischen Fürstenthümer und mehr als alle übrigen Fürstenthümer des Kreises beizutragen hatte.

Als indessen um die Hälfte des 16. Jahrhunderts mit der steigenden Entwickelung des Handels zur See der Welthandel eine gänzlich veränderte Richtung zu nehmen begann, sanken der Wohlstand und die Bedeutung Nürnbergs, wie der meisten deutschen Binnenstädte, rasch von Stufe zu Stufe und der dreißigjährige Krieg, in welchem die protestantische Stadt für die Schweden lebhaft Partei ergriff und große Opfer brachte, vollendete in dem Alles zerstörenden Gange, mit welchem er das unglückliche Deutschland heimsuchte, was unglückliche Handelsconjuncturen begonnen.

Auch nach dem westphälischen Friedensschlusse konnte die Stadt ihre alte Bedeutung nicht wieder gewinnen und sah sich zur Zeit unserer Erzählung, nachdem sie zu den Reichskriegen im 17. und 18. Jahrhundert ohne Rücksicht auf ihren tief gesunkenen Wohlstand noch immer auf Grund der im Jahre 1521 festgestellten Matrikularanschläge hatte beitragen müssen, in die schwersten finanziellen Bedrängnisse verwickelt.

Schon hatte Nürnberg einen großen Theil seines ehemaligen Stadtgebietes an den Kurfürsten von Baiern und der Pfalz verloren, welcher Fürst, sich die traurige Lage der Stadt und die Unsicherheit der deutschen Reichsverhältnisse zu Nutze machend, von derselben die Rückgabe der 1507

in den Besitz Nürnbergs gelangten baierschen und pfälzischen Gebietstheile forderte, und zwar dieserhalb beim Reichskammergerichte einen Proceß gegen die Stadt anstrengte, aber, ohne das Erkenntniß des Reichsgerichts abzuwarten, dieselben vorläufig gewaltsam in Besitz nahm.

Trotz der Entsagungsacte des Markgrafen Albrecht Achilles vom Jahre 1473 trat nunmehr auch die preußische Regierung mit der Forderung auf, die Stadt solle das außerhalb derselben gelegene städtische Landgebiet an den König von Preußen, als den jetzigen Fürsten von Baireuth, und zwar auf Grund der oben erwähnten Urkunde vom Jahre 1427, abtreten. Daß in jener Verkaufsurkunde dem Burggrafen Friedrich VI. nur gewisse Rechte vorbehalten, und daß diese Rechte durch die Verzichtleistung des Markgrafen Albrecht Achilles null und nichtig geworden waren, wurde vollständig ignorirt und auf die sehr peremtorisch gestellte Forderung die schleunigste Antwort verlangt.

Indessen die Nürnberger von 1792 waren, wenn auch nicht so tapfer mit dem Schwerte wie ihre Vorfahren vor mehr als 300 Jahren, dafür um so gewandter mit der Feder geworden; und so antwortete denn der Rath der Stadt in dem alten Reichstagskanzleistyl jener Zeit:

> „er würde den beiderseitigen Intentionen gern durch speciellere Erklärungen näher treten, wenn die in der Staatsverfassung liegenden Hindernisse sogleich zu beseitigen wären; er habe jedoch keinen Anstand genommen, Vorkehrungen zu treffen, daß mit dem preußischen Kreisgesandten vorläufige Verabredung gepflogen, die Modalitäten und Vergleichsgegenstände in einstweilige Ueberlegung genommen, wechselseitige Eröffnungen gemacht und das ganze Vergleichsgeschäft präliminariter, jedoch unverbindlich, zu Faden geschlagen werde, damit es sodann ungehinderter förmlich seinen Anfang nehmen und ohne Weiteres guten Fortgang gewinnen könne."

Es geht aus dieser Antwort des Nürnberger Rathes zweierlei deutlich hervor, erstens, daß die preußischen Forderungen, obgleich, um zu schrecken, sehr bestimmt gestellt, doch die Möglichkeit eines friedlichen Vergleiches nicht ausgeschlossen haben müssen, zweitens aber, daß die Stadt in ihrer Hilflosigkeit das Verlangen Preußens nicht geradezu abzuweisen wagte, sondern nur Zeit gewinnen wollte, um die Entscheidung einer Sache in die Länge zu ziehen, von welcher die Stadt nur neue Opfer und Verluste erwarten durfte. In der That hätte Preußen lange auf das zu Fadenschlagen und Reguliren der Angelegenheit warten können, wenn es den Weg betreten hätte, auf welchen die Nürnbergsche Antwort hinwies. —

Für's Erste vollauf mit dem Kriege gegen Frankreich und mit den sich in Polen entwickelnden Ereignissen beschäftigt, begnügte sich die preußische Regierung mit der ausweichenden Antwort des Nürnberger Rathes und trat erst, nachdem sich Preußen durch den Baseler Friedensschluß vom Kriege zurückgezogen hatte (5. April 1795), auf's Neue mit seinen Forderungen an Nürnberg hervor.

Der geängstigte Rath der Stadt suchte nunmehr Hilfe beim Reichshofrath und erwirkte in der That mehrere scharfe Mandate gegen Preußen, in welchen dieses vor gewaltsamen Maßregeln gewarnt und im Falle des

Ungehorsams mit Strafe bedroht wurde; indessen so gehaltlose Drohungen verfehlten jeglichen Eindruck auf die preußische Regierung; diese ließ durch ihren Regierungsrath eine Darstellung der ganzen Sachlage veröffentlichen, in welcher jene Mandate des Reichshofraths als von Nürnberg erschlichen bezeichnet wurden. Preußen werde, gestützt auf frühere vom Reichskammergericht erlassene und zu seinen Gunsten sprechende Erkenntnisse, sich an keinen Reichshofrath kehren und so lange noch Ordnung im Reichsjustizwesen sei und die Reichsverfassung bestehen solle, habe das Haus Brandenburg von der Nürnberger Chicane und den durch sie erschlichenen Reichshofrathsmandaten nichts zu befürchten. —

Diesen sehr entschiedenen Worten der preußischen Regierung folgte die entsprechende That jedoch erst, als die Ereignisse des Krieges sich mehr und mehr zu Ungunsten Oesterreichs wendeten und das Vordringen der französischen Heere bis in das Herz Deutschlands die volle und ungetheilte Aufmerksamkeit des Kaisers in Anspruch nahm.

Am 2. Juli 1796 überreichte der Minister von Hardenberg dem Rath der Stadt Nürnberg eine Note der preußischen Regierung, worin dieselbe ihren Entschluß aussprach, die dem Könige von Preußen als Markgrafen von Anspach und Baireuth rechtmäßig zustehende Landeshoheit über das Landgebiet Nürnberg, also bis an die Thore der Stadt, unverzüglich und im Nothfalle mit Gewalt in Besitz nehmen zu wollen, da auf die wiederholten, sehr bestimmt ausgesprochenen Forderungen Preußens bis jetzt nur unbestimmte und ausweichende Antworten eingegangen seien. Vergebens protestirte der Magistrat gegen ein so gewaltsames Vorgehen und versprach durch eine Deputation, in den nächsten Tagen dem Minister bestimmte Vorschläge über einen zu treffenden Vergleich zu übergeben; Baron von Hardenberg erklärte, daß es nicht in seiner Macht stehe, die durch bestimmten Befehl seines Königs angeordneten Maßregeln abzuändern, und am 4. Juli drangen 2 preußische mit Geschützen versehene Regimenter von der Anspachschen und von der Baireuthschen Seite in das Landgebiet der Stadt Nürnberg ein. Die wenigen Nürnbergschen Wachtposten wurden mit leichter Mühe von den äußersten Schanzen und Linien vertrieben, die verschlossenen Thore der Vorstädte Wöhrd und Goßendorf eingeschlagen und die preußischen Adler und Besitznahmepatente angeheftet. Den Bürgern und sämmtlichen Beamten der Vorstädte, sowie der im Landgebiete liegenden Ortschaften, — denn nur bis an die Thore der inneren Stadt erstreckte sich der von Preußen erhobene Anspruch, — wurde der Huldigungseid abgenommen, die Einnahmen der Zölle und Steuern fortan für die preußischen Kassen mit Beschlag belegt. Zunächst hatte diese gewaltsame Besitznahme für die Betheiligten den sehr reellen Vortheil, daß das nunmehr preußisch gewordene Gebiet, gleichwie die Fürstenthümer Anspach und Baireuth, von den französischen Truppen bei ihrem weiteren Vordringen als befreundetes Land respectirt wurde und von allen Lieferungen und Contributionen, von welchen ihre Nachbarn so hart betroffen wurden, verschont blieb.

Im Anfange des Monats August befand sich, wie im vorigen Paragraphen ausführlich erzählt worden, die Armee des Erzherzogs Carl im vollen Rückzuge vor den siegreichen Franzosen nach der Donau, die andere österreichische Armee unter Graf Wartensleben von Jourdan bis nach

Amberg zurückgedrängt, und in Folge dieser Ereignisse war von dem größten Theile der geängstigten süddeutschen Länder und Stände die bereits erwähnte Convention von Würzburg (7. August 1796) abgeschlossen, welche sie zu fast unerschwinglichen Contributionen und Naturalleistungen nöthigte.

Auch die Stadt Nürnberg hatte es nicht versäumt, an den Wohlthaten des mit den Franzosen abgeschlossenen Friedens sich zu betheiligen; der Vertrag von Würzburg war von ihren Abgeordneten mit unterzeichnet worden. Als daher am 9. August eine Abtheilung französischer Truppen vor der Stadt erschien, ließ man dieselben, im Vertrauen auf den abgeschlossenen Vertrag, ohne Bedenken ein und in der Stadt Quartier nehmen. Zu spät sollten die erschrockenen Nürnberger gewahr werden, was französische Freundschaft zu bedeuten habe. Der französische Obergeneral verwarf die von der Stadt mit den eingerückten Truppen abgeschlossene Uebereinkunft, befahl allem Rechte zum Hohn, die Stadt, welche friedlich ihre Thore geöffnet hatte, als eine feindliche mit den Waffen in der Hand eroberte anzusehen und legte ihr eine Kriegscontribution von fast 1½ Mill. Gulden, sowie Lieferungen im Betrage von 550,000 Gulden auf, wovon der vierte Theil in 48 Stunden, der Rest in Zwischenräumen von fünf zu fünf Tagen gezahlt werden mußte. Nicht geringen Schaden hatten außerdem besonders die handeltreibenden Einwohner Nürnbergs dadurch erlitten, daß die französischen Soldaten sie zwangen, für ihre Waaren die bereits selbst in Frankreich ganz werthlos gewordenen Assignaten in Zahlung zu nehmen, mit anderen Worten also dieselben ohne Bezahlung wegzugeben.

Der energischen Verwendung des preußischen Ministers von Hardenberg, welche der Magistrat von Nürnberg in dieser Noth und bei der völligen Unmöglichkeit, den französischen Forderungen zu rechter Zeit nachzukommen, anrief, verdankte die geängstigte Stadt nicht allein einen Aufschub der angedrohten Gewaltmaßregeln, sondern auch die Aussicht auf eine Anleihe aus preußischen Kassen; doch hatte auch Hardenberg nicht verhindern können, daß beim Ausbleiben der ersten Zahlungsquote 15 der angesehensten und vermögendsten Bürger Nürnbergs gefangen genommen und als Geißeln mit hinweggeführt wurden.

Zum großen Glücke der Nürnberger nahm die französische Herrschaft über sie ein Ende, noch bevor die Contribution zusammengebracht und völlig bezahlt war. Schon am 15. August hatte der Erzherzog wieder die Donau überschritten und bewirkte, in Eilmärschen herankommend, am 23. bei Neumarkt seine Vereinigung mit Wartensleben, von da an in raschem ununterbrochenem Siegeslaufe die Armee Jourdans aus Deutschland und über den Rhein treibend.

Seine Annäherung genügte, um die französische Besatzung Nürnbergs am 24. August zum eiligsten Abzuge zu bewegen.

In der so unerwartet befreiten Stadt war durch diese Vorgänge die Stimmung gegen Preußen eine wesentlich andere geworden. Auf der einen Seite hatte die Bereitwilligkeit der preußischen Regierung, der Stadt in ihrer Bedrängniß Hilfe zu leisten, nicht verfehlt, großen Eindruck auf die Gemüther der Bürgerschaft zu machen; auf der anderen Seite konnte man sich nicht verhehlen, daß der Stadt ein Schrecken ohne Ende drohe, wenn das wechselnde Kriegsglück die Franzosen nochmals nach Nürnberg führen

sollte, und man jedes wirksamen Schutzes gegen solche Gefahr entbehre. Einen solchen aber konnte man, das wurde bald zur allgemeinen Ueberzeugung, nur bei Preußen finden.

Demgemäß stimmte, als der Magistrat die Bürgerschaft zur Abstimmung über die von Preußen angebotene Schutzherrschaft zusammenberief, die überwiegende Mehrheit derselben (2905 gegen 191) für Unterwerfung unter die preußische Herrschaft. Am 2. September wurde von dem Minister von Hardenberg und zwei Abgeordneten Nürnbergs ein Staats-, Subjections- und Exemtionsvertrag zwischen dem Könige von Preußen und der bisherigen freien Reichsstadt Nürnberg auf folgenden Bedingungen abgeschlossen und unterzeichnet:

Die Stadt Nürnberg unterwarf sich aus eigener freier Bewegung und in Rücksicht auf die eingetretene Pflicht der Selbsterhaltung, mit Vorbehalt der Genehmigung des Kaisers und des Reiches, dem landeshoheitlichen Schutze des Königs von Preußen als Burggrafen ober- und unterhalb des Gebirges, entsagte ihrer bisherigen Reichsunmittelbarkeit und ihrer Eigenschaft als Stand des Reiches, trat die damit verbundene Staatsgewalt, sowohl in weltlichen wie in geistlichen Dingen, in ihrem ganzen Umfange an den König von Preußen und seine Nachfolger ab und überließ demselben alle und jede Staatseigenthumsrechte mit Inbegriff ihrer sämmtlichen Rechte auf pia corpora und milde Stiftungen, unbeschadet der Absicht und dem Endzweck ihrer Stifter.

Der König dagegen sagte der Stadt und allen ihren Angehörigen ohne Ausnahme des Standes und der Religion seinen landesherrlichen Schutz und die Aufrechterhaltung aller wohlerworbenen Rechte zu und übernahm die Bezahlung sämmtlicher Nürnbergschen Staatsschulden, wie solche vor dem Einrücken der französischen Truppen bestanden und durch die feindliche Occupation und deren Folgen erhöht worden. Er versprach, die Vereinigung der Stadt Nürnberg mit den preußischen Besitzungen in Franken nur mit Vorbehalt und ohne Nachtheil der Rechte des Kaisers und des Reiches zu bewirken, allen Mitgliedern des Magistrats und sonstigen Beamten auf Lebenszeit ihre jetzigen Besoldungen und Emolumente zu belassen, das Nürnbergische Militär mit seinen Offizieren mit Beibehalt ihres bisherigen Ranges in den Verband der preußischen Armee aufzunehmen, den Nürnbergischen Adel in allen seinen persönlichen Vorrechten, welche ihm das allgemeine Landrecht einräumt, zu erhalten und alle Privatstiftungen, Lehne und Fideicommisse ungekränkt zu lassen. Was die Steuern betrifft, so sollte Nürnberg mit den anderen fränkischen Landestheilen auf ganz gleichen Fuß gestellt, die Universität Altdorf mit der Universität Erlangen verbunden werden. Ferner wurde der Stadt, wie dies bereits mit den Vorstädten und innerhalb der Linien geschehen, Befreiung von der Aushebung zum Kriegsdienst und von der Einquartierung verliehen, Handel und Gewerbe wurde Schutz von Seiten des Staates zugesagt und endlich das Versprechen ertheilt, daß in die Ringmauern der Stadt niemals Juden aufgenommen werden sollten.

Betrachtet man diesen Vertrag mit unbefangen prüfendem Auge näher, so wird man unschwer erkennen, daß in der That alle Vortheile desselben sich auf Seiten der Stadt Nürnberg befanden.

Während die Stadt in Wahrheit nichts Anderes aufgab, als den Schatten einer Souveränetät, deren Aufrechterhaltung den Vätern der Stadt oft genug schwere Sorgen bereitet hatte, während sie bisher wehrlos den Angriffen einer jeden der beiden streitenden Parteien oder eifersüchtigen und ländergierigen Nachbarn ausgesetzt gewesen war, sah sie sich jetzt einem in sich geschlossenen und fest gegliederten Staatswesen angeschlossen, erfreute sich des mächtigen Schutzes Preußens und sah sich zu dem Allen noch von der ungeheuren Schuldenlast befreit, die so drückend auf ihr gelastet hatte.

In demselben Maße setzte der Vertrag Preußen überall in Nachtheil und nicht der geringste derselben war der, daß Preußen mit der Besitznahme Nürnbergs den nicht ungegründeten Vorwurf reichsverfassungswidriger Gewaltthat auf sich lud und das ohnehin schon rege Mißtrauen im Reiche gegen sich in unglaublicher Weise mehrte.

In der That äußerte der Kaiserliche Hof, dessen stolzer und zuversichtlicher Ton gegen Preußen im Verhältniß zu den glänzenden Erfolgen des Erzherzogs Carl im Felde wuchs, seine Mißbilligung über das Eingreifen Preußens in das Reichsgebiet in sehr ungnädigen Ausdrücken; in Berlin verfehlten die Erfolge der österreichischen Waffen ebenfalls nicht, einen gewissen Eindruck zu machen und so konnte es dem Minister von Haugwitz, der überdem eifersüchtig auf den steigenden Einfluß Hardenbergs war, nicht schwer fallen, den von diesem abgeschlossenen Vertrag dem Könige als eine für Preußen nur nachtheilige, vom Rechtsstandpunkt aus nicht zu billigende und daher nicht aufrecht zu erhaltende Handlung zu schildern.

Hardenberg wurde daher von Berlin aus angewiesen, den Vertrag, welchem der König die Ratificirung versagen müsse, rückgängig zu machen, die Besitzergreifung zu widerrufen und die auf specielle Bitte der Bürgerschaft am Tage nach dem Abschluß des Vertrages in die Stadt gelegte preußische Besatzung wieder zurückzuziehen. Der Minister befolgte den Königlichen Befehl mit großem Verdrusse, indem er dem Rathe und der Bürgerschaft Nürnbergs in einer Zuschrift vom 29. September eröffnete:

> „daß der Beweis des Vertrauens und der Ergebenheit, welchen sie durch den freiwilligen Antrag, sich dem Scepter des Königs unterwerfen zu wollen, dargebracht, von Sr. Majestät mit wahrem Vergnügen und danknehmigem Wohlgefallen aufgenommen worden und nach seinem ganzen Werthe geschätzt werde, daß der König jedoch nach Lage der Umstände sich gegenwärtig noch nicht entschließen könne, jene freiwillige Unterwerfung anzunehmen und den Vertrag zu ratificiren, nichtsdestoweniger aber hierin Beweggründe finden würde, der Stadt seine Huld und sein vorzügliches Wohlwollen zuzuwenden, auch nach näherer Entwickelung der Umstände und Ereignisse nicht abgeneigt sein werde, den Wünschen der Stadt zu entsprechen."

Die preußische Besatzung verließ darauf am 1. October die Stadt. —

In dem ganzen Auftreten des preußischen Cabinets in der Nürnberger Frage ist unschwer dieselbe Unsicherheit, dasselbe Hin- und Herschwanken zu erkennen, welches die ganze Regierung der Minister Friedrich Wilhelms II. in so trauriger Weise kennzeichnet und schließlich den preußischen

Staat um alles Ansehen und jede Bedeutung in Deutschland wie in ganz Europa bringen mußte.

Man wollte zwar, wie alle Welt nur zu deutlich erkannte, sehr gern Nürnberg und sein Gebiet sich aneignen, man besetzte es sogar ohne Zustimmung des Kaisers und des Reiches mit anscheinend großer Entschiedenheit und ließ öffentlich erklären, daß Preußen sich um Kaiser und Reich nicht kümmern werde; als diese aber, vom Kriegsglück begünstigt, in der Lage waren, Widerspruch gegen die offenbare Gewaltthat zu erheben, da fand man den Muth nicht, die begangene Handlung zu vertreten und schob die Verantwortlichkeit für dieselbe einem Minister zu, der offenbar nicht ohne die weitgehendsten Instructionen ein solches Verfahren gewagt haben konnte.

Nur zu bald sollte Preußen erfahren, daß es mit der gezeigten Nachgiebigkeit, welche seine Gegner nicht ermangelten, als Schwäche auszulegen, nur den Muth derselben zu fernerem feindseligen Auftreten erhöht habe.

Zunächst waren es die innerhalb der fränkischen Fürstenthümer liegenden Reichsstände, deren Souveränetät durch Preußen verletzt worden, welche, durch das Zurückziehen Preußens ermuthigt, lauter als je ihre Stimme erhoben, alle angebotenen Vergleichsvorschläge ablehnten und den Kaiser wie den Reichshofrath mit Bitten um Schutz gegen die preußische Vergewaltigung bestürmten. In Wien ergriff man, der Besorgnisse für den Krieg einigermaßen erledigt, mit Freuden die Gelegenheit, als Schirmherr der von Preußen bedrängten Reichsritterschaft aufzutreten; Mandate des schärfsten Inhaltes und mit den härtesten, selbst für den damaligen Reichsgerichtsstyl unerhörten Ausdrücken ergingen an die preußischen Regierungsbehörden. Der Leser urtheile selbst darüber. In einem an den Minister von Hardenberg gerichteten Kaiserlichen Mandate, betreffend das Verfahren der preußischen Regierung, welche in einer Gräflich Pücklerschen Schuldsache den Kaiserlichen Commissaren die Acten hatte abnehmen und widersetzliche Pücklersche Beamte gefangen setzen lassen, heißt es u. A.:

> „Da nun Kaiserliche Majestät dergleichen gemeinärgerliche Gewaltthaten um so weniger dulden könne, als dadurch einerseits den Pücklerschen Gläubigern ihre erworbenen Rechte landfriedensbrüchig geraubt, anderentheils hingegen das oberstrichterliche Ansehen höchst strafbar angegriffen werden, als wollten Allerhöchstdieselben Alles, was die preußische Regierung durch solches unverantwortliches Vorgehen zu Schulden gebracht, von nun an als null und nichtig cassirt wird und ihr ernstlich befohlen haben, nicht nur die gefänglich eingezogenen Beamten und Bedienten bei Strafe der Realexecution auf freien Fuß zu setzen, sondern auch selbe von ihr, der Königl. Regierung selbst, mehrmalen schuldigst anerkannte Kaiserliche Commission in ihren Amts- und Dienstverrichtungen ungestört zu lassen, von Forderungen und Auflagen gänzlich abzustehen und den etwa schon erpreßten Betrag nebst allem aus ihrem Unfug entstandenen Schaden zu ersetzen und binnen zwei Monaten, daß es geschehen, bei Kaiserlicher Majestät allergehorsamst anzuzeigen." u. s. w.

Auf den Kaiserlichen Schutz pochend, wagten viele der reichsunmittelbaren Ritter und Städte innerhalb der brandenburgisch-fränkischen Fürstenthümer, nicht allein in ihren Verhandlungen mit der preußischen Regierung eine ebenso hochfahrende und beleidigende Sprache zu führen, wie der Kaiser, sondern es kam auch an manchen Orten des Landes zu Gewaltthätigkeiten der gefährlichsten Art.

So benutzten unter Anderem die Bürger der von Preußen bereits in Besitz genommenen Stadt Ellerdingen, dem Deutschmeisterorden angehörig, den Durchmarsch österreichischer Truppen durch die Stadt, um die preußischen Adler abzureißen und zu beschimpfen, Freiheitscocarden aufzustecken und die Bauern von den benachbarten Ortschaften zur Hilfe herbeizurufen. Nur die energischen Maßregeln der preußischen Beamten und das rechtzeitige Eintreffen einer Abtheilung preußischer Husaren und Infanterie verhinderten den Ausbruch eines offenen Aufruhrs, der unter den obwaltenden Umständen der preußischen Herrschaft leicht hätte gefährlich werden können. Daß die Beamten des Ordens in Ellerdingen nichts thaten, um derartige Auftritte zu verhindern, war nur zu natürlich; daß aber auch der Hochmeister des Ordens, der Erzherzog Maximilian Franz von Oesterreich, zugleich Kurfürst von Cöln, solche Kundgebungen gegen Preußen nicht ungern sah, wenn sie nur Aussicht auf Erfolg hatten, geht aus der Instruction deutlich hervor, welche er am 2. Januar 1797 seinem Oberbeamten in Ellerdingen ertheilte, nachdem er die preußischen Vergleichsvorschläge kurz abgelehnt hatte. Es heißt darin:

> „Die fremden Anmaßungen gründeten sich auf kein anderes auch nur scheinbares Recht, als das der Stärke. Es sei ein trauriges Bekenntniß, daß durch den dermaligen Reichskrieg, wo die Kaiserlichen und Reichstruppen weit entfernt im Felde ständen, in diesem von Anspachischer (d. h. preußischer) Seite *eigens gewählten* Augenblicke die Reichsgewalt sich gelähmt finde; doch werde er (der Kurfürst) sich nie entschließen, sein Ansehen dahin zu mißbrauchen, um seinen Unterthanen Unterwerfung unter eine fremde Gewalt zu befehlen. Es sei zu hoffen, daß bei wiederhergestellter Ruhe im Reiche Gesetze und Verfassung ihre alte, vielleicht auch noch eine zweckmäßigere Kraft wieder erhalten und dann alle in der damaligen Verwirrung begangenen *Ungerechtigkeiten* in ihre Grenze gewiesen werden würden; bis dahin aber herrsche Anarchie und bei unzulänglicher gesetzlicher Hilfe sei nur *Selbsthilfe* möglich. Um zu bestimmen, ob deren *Anwendung rathsam*, müßten die beiderseitigen Uebel und Mittel auf die Wagschale gelegt werden, was er seinen getreuen Unterthanen überlasse, da es bei der *beabsichtigten Aufhebung* um ihre persönliche Freiheit zu thun sei und sie ihre Kräfte am besten kennen müßten.“ u. s. w.

Man sieht, der Hochmeister und Kurfürst nahm keinen Anstand, bei seinen Unterthanen das Mittel der Selbsthilfe, um zu seinem Rechte zu gelangen, zu billigen, während Preußen in Wirklichkeit nichts Anderes gethan hatte und sich dafür von allen Seiten mit bitterem Tadel und Haß überschüttet sah. —

Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, daß das preußische Cabinet mit dem Beispiele der Selbsthilfe vorangegangen war, daß es in verschiedenen Staatsschriften, von Kretschmann verfaßt, öffentlich den Beweis zu führen gesucht hatte, wie die preußische Regierung bei dem ungeheuren Einflusse des Kaiserlichen Cabinets auf den Reichshofrath in Wien und bei der bekannten Käuflichkeit dieser Reichsbehörde niemals darauf rechnen könne, ihr gutes Recht von derselben anerkannt zu sehen und daß daher offenbar der Fall eintrete, wo in Ermangelung eines Richters Selbsthilfe nothwendig werde, um zu seinem völlig erwiesenen Rechte zu gelangen.

Die Proclamirung eines so gefährlichen, dem Rechte geradezu Hohn sprechenden Grundsatzes konnte natürlich nicht verfehlen, die Gegenpartei zur Nachahmung zu reizen.

Nur noch ein Beispiel aus der großen Menge von Streitigkeiten, welche in Folge des eigenmächtigen Verfahrens der preußischen Regierung entstanden, greifen wir heraus; es möge genügen, um dem Leser anschaulich zu machen, wie man im Reiche die Rechte Preußens selbst, sowie den ergriffenen Weg, um dieselben geltend zu machen, beurtheilte.

Auch dem Fürstbischof von Würzburg waren vom Minister von Hardenberg in Bezug auf zwei innerhalb der preußischen Besitzungen liegende bischöfliche Herrschaften, über welche Preußen die Landeshoheit beanspruchte, Vergleichsvorschläge gemacht worden. In der Antwort des Bischofs vom 7. Juli heißt es:

> „Wer alle von seinen Regierungsvorfahren mit ihren Nachbarn eingegangenen Verträge entweder aufhebe, oder sich doch die Erkenntniß und Entscheidung derselben eigenmächtig selbst zueigne, wer den ehrwürdigsten Besitz vernichten und selbst Gewalt brauchen wolle, zertrümmere so augenfällig alle Gesetze und Verfassung, daß man die Behauptung, mit solchen Grundsätzen der Verfassung treu bleiben zu wollen, für einen Hohn, welcher der Verfassung gesprochen werde, anzusehen versucht werden müsse. Wenn der unfürdenklichste und ehrwürdigste Besitz aufhören solle, ein rechtsgültiger Titel zu sein; wenn er als solcher nicht gelten solle, auch wenn er sich zuletzt noch auf Verträge gründe, welche allerseits ohne Gefährde geschlossen worden, so müßten die Kronen auf dem Haupt der Könige wanken und noch vielmehr das Eigenthum der Reichsstände ungewiß werden. Wenn die Reichsgerichte das Recht nicht mehr haben sollen, Landfriedensbrüche und Eigenmacht mit Befehlen und Rescripten zu rügen; wenn alle solche Befehle mit einem Machtspruche für erschlichen erklärt werden, wenn man verlange, daß man wegen seiner Handlungen nach solchen Grundsätzen nur bei den Austrägen belangt werde, so sei das Ansehen der Reichsgerichte vernichtet, die Schutzwehr des Mindermächtigen zertrümmert; Willkür und Uebermacht fangen an, wie in einer Anarchie, Gesetze zu werden." u. s. w.

Im Uebrigen lehnte der Bischof den angebotenen Vergleich mit dem Bemerken ab, daß die beanspruchten Verhältnisse längst durch reichsgericht-

liche Erkenntnisse festgestellt und daher nicht im Mindesten mehr zweifelhaft und streitig sein könnten.

Der Kaiser hatte die von den fränkischen Kreisständen gegen Preußen erhobenen Beschwerden nicht zur Entscheidung des Reichstages gebracht, sondern, wie es in dem Kaiserlichen Handschreiben an die Kurfürsten heißt: „sich in Rücksicht seiner besonderen Achtung für des Königs von Preußen Majestät bewogen gefunden, den Weg des engeren Vertrauens einer jeden anderen Entschließung vorzuziehen“ und in der Sache „die Gedanken der Kurfürsten, als der Kaiserlichen Majestät und des oberhauptlichen Amtes innersten Räthe, zu vernehmen“, wie der Artikel 11 der mit dem Kaiser abgeschlossenen Wahlcapitulation dies Verfahren ausdrücklich gestattet.

In der Kaiserlichen Denkschrift, welche die Klagen der fränkischen Reichsstände zusammengefaßt schilderte, wird zunächst die Befürchtung ausgesprochen, es werde das schlimme Beispiel Preußens, bei Streitigkeiten nur die eigene Meinung und Ueberzeugung gelten zu lassen, in der eigenen Angelegenheit zugleich Partei und Richter zu sein und seine Macht gegen Schwächere zu mißbrauchen, Nachahmung finden und man werde auf diesem Wege allmählich in die Zeiten des Faustrechts zurückgerathen.

Weiter heißt es sodann:

> „Die allgemeine Achtung für des Königs persönliche Gesinnungen, die das Gepräge der Redlichkeit und einer entschiedenen Gerechtigkeitsliebe tragen, gestatten zwar nicht, die Quelle von diesem Benehmen des Königlich Preußischen Hofes in dem eigenen Charakter des Königs aufzusuchen. Unmöglich seien dem Könige alle Folgen dieses Benehmens für die deutsche Reichsverfassung in ihrem wahren Lichte vorgelegt worden, da dasselbe mit anderen feierlichen Erklärungen Seiner Majestät von Seiner Königlichen Großmuth gegen Mindermächtige, von seiner treuesten Anhänglichkeit an die Reichsverfassung und von seiner Versicherung, die von Gott ihm verliehenen Kräfte nur zum Besten des Reiches verwenden, seine eigenen Gerechtsame stets nur im reichsverfassungsmäßigen Wege verfolgen zu wollen, im sichtbaren Widerspruche stehe.
>
> „Die Wirkung aber bleibe dieselbe, wenn auch die Quelle des Verfahrens nur in einer ganz eigenen Geschäftigkeit der Königlichen Rathgeber zu suchen sei, und dem Strome der weitaussehenden Folgen würde nur dann ein haltbarer Damm entgegenzusetzen sein, wenn der König bei einer strengen Revision dieses brandenburgischen Hausgeschäftes mehr der Stimme seiner eigenen, billigen und gemäßigten Empfindungen, als fremden Eingebungen Gehör geben und die patriotische Entschließung fassen wollte, zu deren Erwartung Billigkeit und Gesetze zugleich berechtigen, den Besitzstand vor dem Zeitpunkt der eigenmächtigen Störungen wieder herzustellen und seinen Anspruch mit Einstellung künftiger Beeinträchtigungen und jeder Art ungesetzlicher Selbsthilfe entweder zur Ausgleichung im Wege der gütlichen Unterhandlungen, unter Beobachtung der verfassungsmäßigen Erfordernisse, oder lediglich zum gesetzlichen Wege Rechtens zu verweisen.“ u. s. w. —

Ferner wurde darauf hingewiesen, daß der König selbst, als er im Jahre 1787 den minderjährigen Grafen von der Lippe-Bückeburg in seinen Rechten gegen das eigenmächtige und gewaltsame Verfahren des Landgrafen von Hessen-Cassel (siehe §. 6) schützte, diesem Letzteren selbst geschrieben habe:

> „daß er (der Landgraf) die Zugeständnisse seiner Vorfahren nicht widerrufen könne, vielmehr verpflichtet sei, die rechtlichen Handlungen und Verbindlichkeiten derselben zu halten; daß er bedenken solle, welchen Vorwurf er dem zur Erhaltung der Reichsverfassung und des Besitzstandes geschlossenen Fürstenbunde zuziehen würde, wenn er ein so unerhörtes Beispiel geben wolle, einen jungen unmündigen Grafen und Mitstand des Reiches, gegen ergangene rechtliche Anerkenntnisse und Beleihungen seiner Vorfahren, ohne den Weg Rechtens, durch offene Gewalt und Uebermacht aus seinem Besitzstand zu setzen." u. s. w.

Schließlich fordert der Kaiser jeden der Kurfürsten einzeln auf, sein ganzes verfassungsmäßiges Ansehen beim Könige von Preußen dahin aufzuwenden, daß er sich zur Beschreitung des gesetzlichen, durch die Reichsverfassung vorgeschriebenen Weges entschließen möge. —

Die Antworten der Kurfürsten auf diese Kaiserliche Denkschrift, welche wir hier, in der Besorgniß zu großer Weitläuftigkeit, nur flüchtig erwähnen können, lauteten, wenn auch in der Ansicht über die Sache selbst übereinstimmend, doch in Bezug auf das einzuschlagende Verfahren sehr verschieden.

Der Kurfürst von Mainz, zugleich Erzkanzler des Reiches, schlug vor, in einem gemeinsam von den kurfürstlichen Gesandten in Regensburg berathenen und von den Kurfürsten, sowie in seiner Eigenschaft als König und Kurfürst von Böhmen auch vom Kaiser unterzeichneten Schreiben sich an den König von Preußen zu wenden, ihm namentlich zu Gemüthe zu führen, wie er nach seiner erhabenen Denkungsart seinen Regierungen gewiß am wenigsten erlaubt haben würde, einen Zeitpunkt zu ihrem Verfahren zu wählen, wo die mindermächtigen Nachbarn vom Feinde zum Theil bedroht, zum Theil wirklich überzogen worden, wo die Archive geflüchtet und die Reichsgerichte unzugänglich seien. Sodann sollte dem Könige die Bedeutungslosigkeit der preußischen Ansprüche auseinandergesetzt werden, und wenn, bei der erhabenen persönlichen Denkart des Königs wider alles Vermuthen und Hoffen, hierauf keine befriedigende Antwort eingehen sollte, so bleibe kein anderes reichsverfassungsmäßiges Mittel mehr übrig, als den einzelnen Klagen gegen die Regierungen zu Anspach und Baireuth freien Lauf zu lassen und nach den Gesetzen, wo nöthig, auch in contumaciam zu erkennen. Das Mittel, ein so erlangtes Erkenntniß gegen das mächtige Preußen auch de facto durchzuführen, gab der Kurfürst und Erzkanzler allerdings nicht an.

Abweichend von diesem Vorschlage wollte der Kurfürst von Trier mit dem Vorstellungsschreiben an den König von Preußen den Kurfürsten von Mainz beauftragt wissen und empfahl dringend, sich in demselben der größten Schonung und der achtungs- wie vertrauensvollsten Sprache zu befleißigen.

Der Kurfürst von Cöln war mit dem von Mainz ausgehenden Vorschlage einverstanden, erklärte sich jedoch auch bereit, sich sofort selbst an den König von Preußen zu wenden, da er im Vertrauen auf die Aeußerungen desselben bei der Lippe-Bückeburgischen Angelegenheit überzeugt sei, daß der König den unzeitigen Diensteifer seiner Regierung in Franken mißbilligen werde.

Der Kurfürst von Baiern und der Pfalz rieth, daß der Kaiser selbst direct mit dem Könige durch ein vertrauliches Schreiben in Verbindung treten möge, was um so eher angänglich sei, als der Kaiser ja selbst die Ansicht ausgesprochen habe, daß man diesen nicht persönlich für die gewaltthätigen und falschen Maßregeln seiner Regierung verantwortlich machen dürfe. Sehr höflich und von vornherein sich dagegen verwahrend, als wolle er sich ein Urtheil über eine Angelegenheit anmaßen, deren Erledigung er der Weisheit und Erleuchtung des Königs anheimstelle, schrieb der König Georg III. von England in seiner Eigenschaft als Kurfürst von Hannover direct an König Friedrich Wilhelm; und in ähnlich vorsichtiger und zurückhaltender Weise that dasselbe der Kurfürst von Sachsen.

Indessen weder die Verfügungen des Reichshofraths in Wien, noch die Verwendungen der Kurfürsten konnten das Berliner Cabinet zu einer Aenderung seines Verfahrens bestimmen. Im Gegentheil erhielt der preußische Gesandte in Wien die Weisung, die ihm vom Reichshofgericht zugesendeten Schriftstücke fortan uneröffnet zurückzugeben und mehr und mehr schien man in Berlin entschlossen, sich lieber vom Reiche gänzlich loszusagen, als sein vermeintliches gutes Recht aufzuopfern.

Eine Königliche Verordnung vom 14. Juni 1797, gegengezeichnet von den Ministern Finckenstein, Alvensleben, Haugwitz und Hardenberg, beseitigte die Annahme, als ob die preußischen Maßregeln nur von den Ministern ausgingen, ohne vom Könige gebilligt zu werden, vollständig. Dieselbe lautet:

„Dem Vernehmen nach sind abseitens des Kaiserlichen Hofraths in Wien, ohne Uns einmal zu hören, verschiedene Verfügungen ergangen, wodurch auf einseitiges Anrufen und ganz zum Vortheil der anmaßlichen Kläger gegen Uns und Unsere Gerechtsame erkannt, Unsere gehuldigten Unterthanen von Uns abwendig gemacht und die von der Ritterschaft sogar förmlich aufgefordert werden, Uns als ihren Landesherrn nicht anzusehen. Da wir aber in diesen Angelegenheiten selbst nach Vorschrift der Reichsgesetze jene Verfügungen als oberstrichterlich und verbindlich keineswegs ansehen können noch werden, vielmehr als wahre Eingriffe in Unsere Landeshoheitsrechte für höchst beschwerend erachten müssen, so warnen wir Unsere getreuen Unterthanen ebenso ernstlich als gnädig, besonders diejenigen, die sich vorher zu den Ritterschaftscantons gehalten haben, desgleichen Unsere übrigen Eingesessenen, deren Grund-, Guts- und Lehnsherren zu der Ritterschaft gehören, oder benachbarte Fürsten, Reichsstädte und andere fremde Behörden sind, sich in ihren Unterthanspflichten gegen Uns durch nichts irre machen zu lassen, indem diejenigen, die sich denselben entziehen wollten, die strengste Ahndung nach den

Gesetzen zu erwarten haben, wogegen Wir diejenigen Pflichten, welche sie ihren Grund-, Guts- und Lehnsherren zu leisten haben, zu schmälern und anzugreifen nie gemeint gewesen sind." — Es erhob sich nunmehr ein durch eine große Zahl von öffentlichen Staatsschriften mit immer steigender Gehässigkeit und Erbitterung geführter Streit zwischen Berlin und Wien.

Hier versuchte man vergeblich durch Rechtfertigung der angewendeten Gewaltmaßregeln die öffentliche Meinung zu Gunsten Preußens umzustimmen; dort verstand man mit großer Gewandtheit und nicht ohne Erfolg den schlimmen Ruf, welchen Preußen sich durch sein Verfahren in ganz Deutschland erworben hatte, zu seinem Vortheil und zu Ungunsten Preußens auszubeuten. Wir verzichten hier darauf, Näheres aus einem zum Theil sehr unerquicklichen Schriftstreite, der doch schließlich keinen anderen Erfolg hatte, als daß die gegenseitige Feindschaft beider Völker durch ihn immer höher stieg, unserem Leser vorzuführen. Nur eine der österreichischen Schriften können wir nicht unterlassen, hier aufzunehmen, damit der Leser sich von der Bitterkeit der gegenseitigen Polemik überzeugen kann. Es heißt darin:

„Der Staat beruht auf der Unverletzlichkeit des Besitzstandes, sonst würde jedem mächtigen Räuber freistehen, das Eigenthum Anderer zu seiner Beute zu machen. Die bloße Behauptung, daß ein Besitz unrechtmäßig sei, kann nichts zum Vortheil des Angreifers entscheiden, da dieser selbst Partei ist. Wer den Besitz gewaltsam stört, begeht einen Raub und, thut er es in Deutschland mit gewaffneter Hand gegen ihm nicht Unterworfene, so begeht er einen Landfriedensbruch und fällt in die Strafe der Reichsacht." u. s. w.

An einer anderen Stelle sagt der Verfasser:

„Und was berechtigt Brandenburg, von verweigerter Gerechtigkeit zu sprechen, ehe es noch den Versuch gemacht hat, solche zu erlangen. Hat dasselbe wohl eine Klage bei den Reichsgerichten angebracht? Einem so ansehnlichen Reichsstande kann es doch an Hilfsmitteln nicht fehlen, seine gekränkten Rechte gegen die Beleidigungen des Ohnmächtigen gesetzmäßig zu vertheidigen, auch beim Mangel an gutem Willen des Richters.*) Auch der Recurs an den Reichstag steht Brandenburg offen.

„Seither hat man geglaubt, daß ein einzelner Reichsstand in seinem Lande nur insofern Gesetze machen und Verträge schließen dürfe, als sie der Reichsverfassung und den Reichsgesetzen nicht entgegen sind; nun aber hört man, daß die Brandenburgischen Hausverträge den Reichsgesetzen vorgehen und daß die Reichsverfassung mit Füßen getreten, die Ehrfurcht vor dem Reichsoberhaupt, vor den Mitständen, vor den Gesetzen ohne Scheu verletzt werden darf, wenn nur die Erbverbrüderung befolgt

*) Eine in der That wunderbar klingende Behauptung, und viel gefordert von Preußen, daß es sich einem Urtheilsspruch eines Richters unterwerfen solle, von dem man selbst die Möglichkeit zugiebt, daß er nicht unparteiisch urtheilen werde.
Anm. d. Verf.

werde. Die Unterthanen aber, deren Vortheil vorgeschützt wird, würden froh sein, wenn den Reunionskammern zu Anspach, Baireuth, Hoheneck, Dachstätten, Baiersdorf und wie sie weiter heißen mögen, ihr Handwerk gelegt werde, um sich wieder bei den Nachbarn mit Ehren sehen lassen zu können und nicht fürchten zu dürfen, bei einem Schritt über die Grenze mit Schlägen empfangen zu werden. Wenn vom Wohl der Unterthanen die Rede ist, so befrage man die Unterdrückten, ob ihnen die überall eingeführte Last der Steuern und der Conscription gut dünke, und will man ihre Stimme nicht hören, so fahre man mit den bisher beliebten Maßregeln nur fort und warte ab, bis die lange genährte Flamme ausbricht und auch die auf's Höchste gespannten, ursprünglich anspach'schen und baireuth'schen Unterthanen erfaßt und einen Aufstand in Masse erregt.

„Sollte es zu einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich kommen, so wird man sehen, welche Partei die fränkischen Fürstenthümer ergreifen werden.

„Im Jahre 1792 ist Preußen mit Heereskraft ausgezogen, um das System der Anarchie in Frankreich auszurotten und die Volkstyrannen mit Feuer und Schwert zu vertilgen, von denen kein Besitz, kein Eigenthum respectirt werde. Im Jahre 1796 und 1797 erklärt es in Manifesten und öffentlich autorisirten Schriften: „es könne die Gesetze nicht befolgen, ohne seinem evidenten Rechte zu entsagen" und die Gewaltthätigkeiten, die es sich erlaubt, seien durch Familienverträge vorgeschrieben. Wie hat Preußen die auf dasselbe gestellten Erwartungen erfüllt? Was hat es gethan, um die Ehrfurcht seiner Alliirten, das Vertrauen seiner Mitstände, die Achtung jedes Biedermannes zu erwerben? Es ist dahin gekommen, daß man von österreichischer Ehrlichkeit spricht und „preußische Treue" ist wie fides punica*) zum Sprüchworte geworden." —

§. 28.

Die Einigung über die Entschädigungsfrage. Preußens Stellung zu Deutschland.

Der Zorn Oesterreichs und seiner süddeutschen Bundesgenossen gegen das treulose Preußen stieg mit jedem Schritte, welchen die preußische Regierung auf der mit dem Frieden zu Basel betretenen Bahn der Absonderungspolitik vorwärts that; er wuchs zur hellen Flamme an, als die Kaiserliche Regierung durch eine zufällige Indiscretion des französischen Ministers Delacroix gegen den englischen Geschäftsträger Lord Malmesbury, während beide zu Ende des Jahres 1796 über einen Frieden zwischen Frankreich und England unterhandelten, Kenntniß von einem geheimen Vertrage erhielt, welchen Preußen am 5. August 1796 mit der

---

*) Fides punica nannten die Römer die Treulosigkeit der Karthaginienser, bekanntlich durch ihre Falschheit und Hinterlist übel berüchtigt.

französischen Republik geschlossen hatte, um die im Frieden von Basel blos allgemein bezeichnete Entschädigung Preußens für das abzutretende linke Rheinufer definitiv festzustellen.

In den diesem Vertrage vorhergehenden Verhandlungen hatte der König von Preußen der französischen Regierung den Wunsch ausgesprochen, daß das Gebiet des deutschen Reiches in seiner ganzen Integrität erhalten bleibe, die Verfassung des Reiches nicht angetastet werde, daß das aus Holland vertriebene fürstliche Haus Nassau-Oranien, mit welchem der König und sein Haus in enger Familienverbindung stehe, in seine Rechte wieder einzusetzen sei, wenn auch mit billigen Modificationen, über welche man sich einigen könne, endlich, daß, im Falle das linke Rheinufer bei dem abzuschließenden Reichsfrieden bei Frankreich verbleiben würde, die Preußen zufallende Entschädigung in dem Bisthum Münster und dem Lande Recklinghausen bestehen solle.

Als jedoch die französische Regierung die beiden ersten Punkte der preußischen Vorschläge nicht annehmen zu können erklärte, weil: „auf dem Punkte, wohin die Sachen gediehen*), die Umstände ihr nicht erlauben möchten, an diesem zweifachen Wunsche Theil zu nehmen oder die Erfüllung derselben zu begünstigen", als ferner von Seiten Frankreichs der Wunsch geäußert wurde, einen Theil des Bisthums Münster mit der neu geschaffenen Republik der Niederlande vereinigt zu sehen, sah sich Preußen bei der üblen Lage, in welche es durch die unerwarteten Fortschritte der französischen Heere gerathen war, genöthigt, auch hierin nachzugeben und man einigte sich auf anderen Grundlagen.

In der Denkschrift vom 5. August 1796, — denn diese Form hatte man für den Vertrag gewählt, um ihn nicht gerade als einen abgeschlossenen Staatsvertrag erscheinen zu lassen, — erklärte Se. Majestät der König von Preußen:

> „um der französischen Republik einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, wenn von der Abtretung des linken Rheinufers die Rede sein werde, sich nicht dagegen zu setzen; und da alsdann zur Entschädigung der weltlichen Fürsten, welche bei dieser Verfügung verlieren werden, das P r i n c i p d e r S ä c u l a r i s a t i o n e n**) unumgänglich nothwendig werde, so willige Se. Majestät in die Annahme des Princips und werde zur Entschädigung für ihre am linken Rheinufer gelegenen Provinzen den Rest des Bisthums Münster mit Recklinghausen nach vorhergegangener Säcularisation erhalten, behalte sich jedoch vor, noch dasjenige hinzuzufügen, was am schicklichsten scheinen werde, um die Entschädigung vollständig zu machen." —

*) Diese Verhandlungen fanden statt, als die beiden französischen Heere, Moreau's und Jourdans, siegreich in Deutschland vordrangen; daher die Ansprüche der Franzosen.

**) Unter Säcularisiren versteht man: Kirchengut, insbesondere katholische Bisthümer, Stifter, Klöster für weltliches, fürstliches oder Staatseigenthum erklären. Uebrigens war die Maßregel durchaus nicht neu und besonders seit der Reformation, namentlich von protestantischen Fürsten, auch von den Kurfürsten von Brandenburg, vielfach und in großem Maßstabe ausgeführt worden. Durch Säcularisation war das Gebiet des deutschen Ordens in Preußen ein weltliches Herzogthum, ebenso die Bisthümer Magdeburg und Halberstadt in weltliche Fürstenthümer verwandelt worden.

Ferner verpflichteten sich beide Theile, dem Landgrafen von Hessen-Cassel die Kurfürstenwürde zu verschaffen und ihn für seine verlorenen Besitzungen auf dem linken Rheinufer mit denjenigen entsprechenden geistlichen Besitzungen zu entschädigen, welche hierzu am bequemsten liegen möchten.

Was das Haus Oranien betrifft, so verpflichtete sich die französische Republik, wenn die Wiedereinsetzung desselben in die Erbstatthalterwürde nicht zulässig werde, zu Gunsten desselben die Säcularisation der Bisthümer Würzburg und Bamberg zu bewirken; auch sollte demselben die Kurwürde verschafft werden; im Falle des Aussterbens der männlichen Linie dieses Fürstenhauses aber sollten die Besitzungen desselben an Anspach-Baireuth fallen. —

So waren denn Preußen und Frankreich einig geworden über das Princip, daß die Verluste, welche der unglücklich geführte Krieg gegen die Republik den weltlichen Fürsten Deutschlands zugefügt hatte, von den geistlichen Fürsten und Herren getragen werden sollten. Muß man nun zwar auf der einen Seite zugestehen, daß vom Standpunkte des Rechtes im Allgemeinen und der bestehenden Reichsverfassung im Besonderen aus das eingeschlagene Entschädigungsverfahren in keiner Weise zu billigen war und den durch die Maßregel der Säcularisationen Betroffenen eine offenbare Vergewaltigung und schreiendes Unrecht widerfuhr, so kann man sich doch andererseits der Erkenntniß nicht entziehen, daß mit der Vernichtung einer so großen Zahl von geistlichen großen und kleinen Herrschaften, oft genug die Pflanzstätten des schnödesten Despotismus und geistiger wie leiblicher Knechtschaft, dem deutschen Vaterlande und Volke in Wahrheit eine Wohlthat geschah und dieselbe als ein nicht unerheblicher Schritt zu der Einigung desselben betrachtet werden muß.

Es vermag diese Erwägung freilich nichts an dem Unrecht und der Gewaltsamkeit des preußischen Verfahrens zu ändern, welches nicht verfehlte, beim Kaiserlichen Hofe in Wien anfänglich die äußerste Entrüstung hervorzurufen, um nach Ueberwindung einiger Bedenklichkeiten, wie der weitere Verlauf zeigen wird, in noch größerem Maßstabe nachgeahmt zu werden. —

Der Kaiser ließ, nachdem er von dem Vertrage vom 5. August Kenntniß erhalten, zunächst den geistlichen Reichsständen durch die österreichische Reichstagsgesandtschaft unterm 6. Februar 1797 eine vertrauliche Mittheilung machen, deren Inhalt ohne Zweifel darauf berechnet war, den alten Religionszwist von Neuem zu beleben und nicht blos den dem Reiche und seiner Verfassung treu gebliebenen Theil der deutschen Fürsten und Stände gegen die abtrünnig Gewordenen, sondern vielmehr das katholische Süddeutschland gegen den größtentheils protestantischen deutschen Norden aufzureizen. Denn nur in diesem Sinne kann es aufgefaßt werden, wenn in dem Schreiben des Kaisers die zu Preußen stehenden Fürsten und Stände mit dem Ausdruck „die von Preußen abhängige protestantische Macht“ bezeichnet werden. Es heißt in demselben:

„Es seien schon bei dem Abfalle eines der mächtigsten Reichsstände (natürlich Preußen) von der gemeinsamen Sache geheime

Verabredungen gegen die Integrität des deutschen Reiches zu vermuthen gewesen und diese Vermuthung noch mehr bestätigt worden, als mehrere protestantische Fürsten und Reichsstädte jenem Beispiele gefolgt seien. Die feindlichen Absichten seien durch die in Paris angefangene Friedensverhandlung an das helle Tageslicht gebracht und von dem Feinde selbst verrathen worden, so daß Niemand daran zweifeln könne, wie begründet die schon früher mitgetheilte Besorgniß sei, daß Säcularisationsentwürfe im Geheimen geschmiedet würden und daß es darauf abgesehen sei, die Aufopferung der geistlichen Reichslande als Hauptbasis der Friedensbedingungen durch die vereinte französische und die von Preußen abhängige protestantische Macht dem wehrlos gemachten und getrennten deutschen Reiche aufzudringen. Der Kaiser selbst sei in diese reichsverderblichen Pläne nicht eingegangen, habe dieselben bisher immer standhaft verworfen und gedenke keine Entschädigung auf Kosten patriotischer Reichsstände anzunehmen, sei vielmehr entschlossen, um sich solche nicht aufdringen zu lassen, fortan das Aeußerste zu wagen; er erwarte aber auch, daß bei der vor Augen schwebenden dringenden und großen Gefahr die geistlichen Kurfürsten, Fürsten und Stände sich in engster Vereinigung an das Erzhaus anschließen und durch Anstrengung der äußersten Kräfte, namentlich durch sofortige Absendung ihrer Contingente nach dem vorschriftsmäßigen Quintuplum den Kaiser in dem großmüthigen Beschlusse bestärken würden, sowohl im Kriege als auch beim Friedensschlusse die Sache der geistlichen Reichsstände und Lande mit Nachdruck zu vertheidigen und zu behaupten." —

Etwa neun Monate nach dem Erlaß dieses Schreibens war die Sprödigkeit des Kaisers gegen die Besitznahme von Kirchengütern so vollständig überwunden, daß er den Frieden von Campo formio unterzeichnete und, wie wir sehen werden, mit derselben Hand, welche den eben mitgetheilten festen Entschluß, niemals eine Entschädigung auf Kosten patriotischer Reichsstände annehmen zu wollen, unterschrieben hatte, einen ungleich größeren Theil an geistlichen und weltlichen Besitzungen des deutschen Reiches mit seinen Erblanden vereinigte, als es das dieserhalb so arg geschmähte Preußen gethan.

Bevor wir jedoch die Ereignisse erzählen, welche dem unseligen Krieg gegen Frankreich vorläufig ein Ende machten, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Stellung, welche Preußen inzwischen im nördlichen Deutschland errungen hatte und die grell genug gegen den Haß und die Eifersucht absticht, mit welchem die süddeutschen Länder demselben begegneten.

War auch der Fürstenbund, diese erhabene letzte Schöpfung König Friedrichs des Großen, in der Zeit der kleinlichen und unsteten Politik der späteren Minister Friedrich Wilhelms des Zweiten, nicht mit Unrecht die Zeit der Schaukelpolitik genannt, längst zu Grabe getragen worden, so wurde doch noch lange nach dieser Zeit von den Fürsten und Ständen des meist protestantischen Norddeutschlands der Staat Friedrichs des Großen

als Führer und Lenker der norddeutschen Angelegenheiten, als Schirm und Schutz sowohl gegen äußere Feinde wie gegen Uebergriffe des Kaisers oder Anfeindungen des katholischen Südens angesehen und respectirt.

Bei vielen, auch in diesem Werke erwähnten Gelegenheiten, z. B. in seinem Auftreten zum Schutz des minderjährigen Grafen von der Lippe-Bückeburg, in der bereitwilligen Sühne eines von seinen Vorfahren begangenen Unrechtes gegen Mecklenburg, in seinem uneigennützigen Verfahren gegen Holland zum Schutze der dort gefährdeten Interessen der Fürsten u. a. m. hatte König Friedrich Wilhelm II. schon im Anfange seiner Regierung den Fürsten gezeigt, welches hohe Gerechtigkeitsgefühl ihm persönlich innewohne und hatte dadurch ihre Achtung und ihr Vertrauen gewonnen.

Daß unter dem Schutze Preußens der ganze Norden Deutschlands von den Gefahren und Schrecken des Krieges verschont blieb und sich ungestört der Segnungen des Friedens längst erfreuen konnte, während die süddeutschen Staaten unter den Excessen eines übermüthigen und zügellosen Feindes zu leiden hatten und durch die Erpressungen der französischen Obergenerale zu Grunde gerichtet wurden, konnte das Gefühl der Anhänglichkeit an Preußen bei den Fürsten und Ständen Norddeutschlands selbstredend nur erhöhen, wenngleich nur ein einziger derselben, der Landgraf von Hessen-Cassel dem Frieden zu Basel förmlich beitrat, während die anderen Fürsten und Stände, aus Besorgniß, den Zorn des Kaisers auf sich zu ziehen, sich mit dem Bewußtsein beruhigten, hinter der Demarcationslinie sicher genug vor den Franzosen zu sein.

Indessen dies Gefühl der Sicherheit erlitt eine gar bedenkliche Störung, als die französische Regierung eine Erklärung des hannöverschen Ministeriums vom 15. August 1795: daß auch Hannover sich dem Frieden von Basel anschließe, zurückwies und den Entschluß aussprach, so lange England im Kriege gegen die Republik beharre, ihrerseits auch Hannover als feindliches Land und nicht länger unter dem Schutze der Demarcationslinie stehend betrachten zu wollen. Hiermit aber war auch das nördliche Deutschland der Gefahr eines Einfalles französischer Heere ausgesetzt und diese Gefahr war um so größer, als der Besitz der Elb- und Wesermündungen in der That verlockend genug sein mußte, die Franzosen zu einem Angriff auf Hannover und die noch am Reichskriege betheiligten Länder, insbesondere auf Münster, dessen Fürstbischof der Erzherzog Maximilian, ein Onkel des Kaisers war, zu reizen.

Wieder war es Preußen, welches auch hier schützend dazwischen trat. Es ließ im April 1796 durch den Geheimrath Dohm in Hannover den Vorschlag machen, in Gemeinschaft mit hannöverschen und braunschweigschen Truppen die Demarcationslinie durch ein Corps von 40—42,000 Mann besetzen und sichern zu wollen, verlangte aber in Rücksicht auf die Erschöpfung der eigenen Finanzen, und wohl auch mit vollem Fug und Recht, daß Hannover und Braunschweig einen verhältnißmäßigen Antheil an den Kosten der Verpflegung und Unterhaltung dieser Armee übernehmen sollten.

Anfänglich drohte das ganze Project an diesem Verlangen der preußischen Regierung scheitern zu wollen. Erst als die Gefahr augenscheinlich

näher rückte und unter General Hoche bereits sich ein französisches Heer zu sammeln anfing, welches füglich keinen anderen Zweck als den eines Angriffs auf Hannover haben konnte, zeigte man sich nachgiebiger und bereitwilliger, zu den Kosten eines Unternehmens beizutragen, welches ja doch nur zum eigenen Schutze bestimmt war und bei welchem Preußen ganz offenbar die uneigennützigsten Zwecke verfolgte. Im Juni 1796 trat zu Hildesheim ein von sämmtlichen bei der Angelegenheit betheiligten Reichsständen beschickter Congreß zusammen, welcher nach Beseitigung vieler oft aus den kleinlichsten Umständen entspringender Schwierigkeiten, Rangstreitigkeiten, maßloser Ansprüche und Bedenklichkeiten die Sache endlich im October regelte, nachdem schon früher Hannover durch die wachsende Kriegsbesorgniß getrieben worden war, dringend um das schleunige Vorrücken der preußischen Truppen zu bitten und vorläufig die Hälfte der Kosten auf drei Monate selbst zu übernehmen.

Die preußische Regierung sah sich dabei in der angenehmen Lage, den in Hildesheim versammelten Gesandten durch ihren Bevollmächtigten mittheilen zu können, daß es ihr gelungen sei, in dem am 5. August zu Berlin abgeschlossenen Vertrage mit der französischen Regierung die verlängerte Gültigkeit der Demarcationslinie durchzusetzen, und daß den hierdurch auch fernerhin geschützten Ländern preußischerseits keine andere Bedingung auferlegt werde, als fortdauernd zur Verpflegung und Unterhaltung des erforderlichen Beobachtungscorps in vertragsmäßiger Weise beizutragen und sich fernerhin jeder Theilnahme am Reichskriege durch Leistungen an Geld oder Gestellung von Contingenten zu enthalten.

Die Erfüllung dieser letzten Bedingung hatte für manche der kleineren Stände eine ganz eigenthümliche Schwierigkeit, indem dieselben bereits mehrfach aber vergeblich ihre bei der kaiserlichen Armee befindlichen Contingente zurückgerufen hatten. Preußen erklärte, daß für diese Stände nichts Anderes übrig bleibe, als die so von Oesterreich zurückgehaltenen Mannschaften aus ihren Diensten zu entlassen.

Bei der Wiedereröffnung des Hildesheimer Convents am 25. Februar 1797, als noch immer keine Aussicht auf Beendigung des Krieges sich eröffnete, konnte der preußische Bevollmächtigte, Geh. Rath Dohm mit Befriedigung das

> „nicht genug zu erkennende Glück preisen, daß bei der höchst unentschiedenen Lage, in welcher sich die allgemeinen Angelegenheiten Deutschlands befänden und bei der weiten Entfernung der tröstenden Aussicht auf den wünschenswerthen Frieden, das nördliche Deutschland nicht nur das Elend des so verheerenden Krieges von sich abgehalten sehe, sondern auch von allen übrigen damit verbundenen Unannehmlichkeiten, als Requisitionen der kriegführenden Mächte, Durchmärschen und ähnlichen Belästigungen ganz befreit sei. Es bedürfe nur eines flüchtigen vergleichenden Blickes auf den des höchsten Mitleides würdigen Zustand der für eine lange Folgezeit ruinirten, sonst blühenden Länder des südlichen Deutschlands, um es in seinem ganzen Umfange zu fühlen, wie glücklich dagegen das nördliche sei, welches nun bereits zwei Campagnen hindurch des vollkommensten Ruhestandes genieße."

Indessen auch für die süddeutschen Länder sollte nunmehr die Zeit kommen, welche ihnen die Segnungen des lange ersehnten Friedens wieder gab. —

§. 29.

Der Krieg in Italien. Die Friedenspräliminarien von Leoben. Der Friede von Campo formio.

Schon am Schlusse des Jahres 1792 waren französische Heere in die zum Königreich Sardinien gehörenden Grafschaften Savoyen und Nizza eingerückt und hatten mit geringer Mühe die wenigen im Lande zerstreut umher liegenden, keines Angriffs gewärtigen piemontesischen Truppen vertrieben; Conventsbeschlüsse vom 27. November 1792 und 31. Januar 1793 hatten sodann diese Länder dem Gebiete der französischen Republik einverleibt, nachdem es den von der Lombardei her zu Hilfe herbeieilenden Oesterreichern nicht gelungen war, dieselben von den Franzosen zu befreien.

In den nächstfolgenden Jahren waren auf diesem Theile des ungeheuren Kriegstheaters die Feindseligkeiten ohne irgend welche bedeutende oder entscheidende Ereignisse, welche uns die Pflicht auferlegen könnten, denselben die Aufnahme in dieses Buch zu gestatten, mit wechselndem Erfolge fortgesetzt worden. Eine Entscheidung des Krieges konnten die Franzosen selbstverständlich nur in dem glücklichen Ueberschreiten der Alpen, im siegreichen Vordringen auf Turin, woselbst dem Könige von Sardinien der Friede abgezwungen werden mußte, suchen; und zu solchem Wagestück waren die Heere, welche die auf allen Seiten angegriffene und auch im Innern des Landes überall gefährdete Republik nach Italien zu senden vermochte, weder zahlreich genug, noch in der dazu nöthigen Verfassung. Vielmehr wird berichtet, daß die französischen Soldaten in dem im Ganzen armen Lande und durch die Betrügereien und Nachlässigkeit der Lieferanten und Commissaire oft an allen nothwendigen Lebensbedürfnissen den bittersten Mangel litten.

Erst mit dem Ende des Jahres 1795, als der Friede von Basel eine Verringerung der französischen Heere am Rhein gestattete und der kurze Zeit darauf erfolgende Friedensschluß mit Spanien (zu Basel am 22. Juli) es möglich gemacht hatte, den größten Theil der Armee der Ostpyrenäen nach Italien heranzuziehen, sehen wir die Franzosen auch auf diesem Theil des Kriegsschauplatzes größere Thätigkeit entfalten.

Gegen das Ende des Monats November 1795 sahen sich die republikanischen Generale Kellermann, Befehlshaber der Alpenarmee, und Scherer, der des sogenannten italienischen Heeres, an der Spitze von zusammen etwa 50,000 Mann, die unter der besser geregelten Verwaltung des Directoriums wenigstens mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen versorgt waren. Sie zögerten um so weniger, etwas Ernstliches gegen die Oesterreicher und Piemontesen zu unternehmen, als diese bereits Monate lang ohne gehörige Lagergeräthschaften und bei mangelhafter Verpflegung auf dem unwirthlichen Kamm der Apenninen den Einflüssen eines stets wechseln-

den und zuletzt überaus rauhen Wetters ausgesetzt gewesen waren und in moralischer Beziehung nicht weniger wie in physischer gelitten hatten.

Am 23. November wurden die verschanzten Stellungen der Verbündeten im Gebirge von den Franzosen angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande erobert; der bei Loano gänzlich geschlagene österreichische General Wallis mußte mit großen Verlusten an Mannschaften und Geschützen,*) sowie des größten Theiles seiner sehr bedeutenden Magazine hinter die Bormida bis Dego zurückweichen und ein Angriff des Generals Serrurier auf die Stellung der Piemontesen bei Garessio am 27. November warf auch diese nach tapferer Vertheidigung aus dem Gebirge heraus und bis Ceva zurück.

Die Pässe durch die Appenninen waren durch diese Ereignisse in die Hände der Franzosen gefallen und zweifellos würde schon damals ganz Oberitalien von ihnen erobert worden sein, wenn nicht die Rücksichten auf die rauhe Witterung, auf den Mangel an Verpflegungsanstalten und auf den Zustand seines Heeres den französischen Obergeneral verhindert hätten, seine Vortheile weiter zu verfolgen; immerhin aber war durch dieselben die glänzende Eröffnung des nächsten Feldzuges sicher gestellt. —

Erst mit diesem Feldzuge von 1796 beginnt auch der Krieg in Italien mehr und mehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen.

Das französische Directorium stellte im Februar 1796, sowohl aus politischen wie militärischen Beweggründen den feurigen und talentvollen, 27jährigen General Bonaparte an die Spitze der Armee nach Italien, so gleichzeitig dem ehrgeizigen General den Dank abstattend für die großen Dienste, welche derselbe bei der Niederwerfung des Aufstandes am 13. Vendemiaire (5. October) 1795 der Regierung geleistet hatte, und zugleich die Fortschritte der französischen Waffen in Italien, indem es den fähigsten und einsichtsvollsten der republikanischen Generale mit der Leitung des Krieges beauftragte, sicher stellend.

Bonaparte, am 27. März bei der Armee eintreffend, fand dieselbe in einem wahrhaft kläglichen Zustande, ohne Brot, ohne Schuhe, ohne Geld, Pferde und großentheils zerrissen und zerlumpt; um so tieferen Eindruck machte auf diese halb verhungerten Soldaten die glänzende, ihre Nationaleitelkeit und Ruhmsucht aufs Aeußerste aufreizende Beredtsamkeit, mit welcher ihr neuer Obergeneral auf die lachenden Gefilde Oberitaliens hinwies und ihnen dort Abhülfe aller ihrer Leiden, neuen Siegesruhm und reiche Beute in gewisse Aussicht stellte. —

In der That nahmen mit dem Zeitpunkte, in welchem General Bonaparte den Oberbefehl über die Heere Frankreichs in Italien antrat, mehr und mehr die kriegerischen Begebenheiten daselbst eine für Oesterreich ungünstige und alle in Deutschland errungenen Vortheile aufhebende Wendung und führten endlich zum Friedensschlusse zwischen Oesterreich und der Republik. Der Leser wird jedoch aus der folgenden Schilderung dieser Friedensverhandlungen die volle Ueberzeugung gewinnen, daß nicht die

---

*) Die Oesterreicher selbst geben ihren Verlust auf 97 Offiziere, 4086 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten, sowie 48 Kanonen an; die Franzosen sprechen allein von über 4000 Gefangenen, die in ihre Hände gefallen sein sollen.

allerdings glänzenden Fortschritte der französischen Waffen, nicht das drohende Erscheinen französischer Heere wenige Meilen von Wien den Entschluß des Wiener Cabinets zur Einleitung von Friedensunterhandlungen erzwungen haben, daß vielmehr die plötzliche Friedensliebe Oesterreichs in Wahrheit einfach in dem Umstande ihre Erklärung findet, daß sich bei der augenblicklichen Lage der Dinge das dem ganzen Kriege zu Grunde liegende Streben des Ministers Thugut, Oesterreich eine Erweiterung seiner Grenzen, eine Vergrößerung seiner Macht zu verschaffen, durch einen Friedensschluß mit Frankreich leichter und sicherer erreichen ließ, als durch eine immerhin ungewisse und gefährliche Fortsetzung des Krieges.

Wir werden auf diese Friedensverhandlungen, welche für unsere Geschichte ein tieferes Interesse haben, weil durch sie die Geschicke Deutschlands und damit auch Preußens direct berührt werden, demnächst näher einzugehen haben, dürfen uns aber gestatten, die Ereignisse des Krieges in Italien selbst unserem Leser nur in flüchtigen und allgemeinen Umrissen zu schildern.

Bonaparte, schon durch die oben erwähnte Noth seines Heeres zu entscheidenden Unternehmungen gedrängt, eröffnete den Feldzug des Jahres 1796 damit, daß er in den Tagen vom 11. bis 15. April die österreichischen und zum Theil auch die piemontesischen Truppen in einer Reihe von siegreichen Gefechten, bei Montenotte 11. und 12. April, bei Cassaria 13. April und Dego 14. und 15. April, letztere beide mit dem pomphaften Namen der Schlacht bei Millesimo belegend, schlug, die Oesterreicher unter ihrem 71jährigen Obergeneral Beaulieu hinter die Bormida zurückdrängte und durch unaufhaltsames Vordringen auf Turin zunächst Sardinien zu einem äußerst nachtheiligen Friedensschlusse, welcher die Grafschaften Savoyen und Nizza mit dem Gebiet der Republik vereinigte, nöthigte — 28. April.

Auch die Herzöge von Parma und Modena, welche der Coalition gegen Frankreich zwar beigetreten waren, sich aber an dem Kriege thatsächlich gar nicht betheiligt hatten, suchten nunmehr, erschrocken über diese Wendung des Krieges, bei dem Sieger den Frieden nach; beide mußten ihn theuer erkaufen. Nur der Verwendung des spanischen Hofes hatte der Erstere es zu verdanken, daß er nicht wie der Herzog von Modena gänzlich seines Landes beraubt wurde; General Bonaparte aber begann in den eroberten Ländern jenes schamlose, systematisch betriebene Erpressungsverfahren gegen die Schatzkammern, Gemälde- und Kunstgallerien der Staaten, welches ihn in den Stand setzte, innerhalb weniger Monate über 30 Mill. Francs, sowie zahlreiche kostbare Gemälde, Bildhauerwerke und sonstige Schätze der Kunst und Wissenschaft, an welchen Italien so überaus reich ist, nach Paris zu senden.

Schon in den ersten Tagen des Mai folgte der rastlose Bonaparte den nach dem Abschluß des Waffenstillstandes mit Sardinien über den Po zurückgewichenen Oesterreichern über diesen Strom, erreichte die Nachhut derselben am 10. Mai bei Lodi an der Adda, erzwang in einem höchst rühmlichen, von den eitlen Franzosen aber mit der ihnen eigenthümlichen Prahlhaftigkeit zu einer der größten Kriegsthaten gestempelten Gefechte den

Uebergang über den Fluß und drängte die entmuthigten und bedeutend geschwächten österreichischen Truppen im raschen Siegeslaufe gänzlich aus der Lombardei. Schon am 14. Mai fiel Mailand in die Hände der Franzosen und mußte mit einer Kriegssteuer von 20 Mill. Francs das Glück erkaufen, fortan unter der Verwaltung der glorreichen französischen Republik zu stehen.

Nach blutiger Unterdrückung eines in Mailand, Pavia und Binasco ausgebrochenen Aufstandes folgte Bonaparte den Oesterreichern nach dem Mincio, schlug sie am 30. Mai bei Borghetto abermals, warf sie völlig nach Tyrol hinein und sah sich somit, mit Ausnahme von Mantua, im Besitz des ganzen oberen Italiens, in welchem er mit der ganzen brutalen Rücksichtslosigkeit des Siegers schaltete und waltete. Bereits am 6. Juni kam ein Waffenstillstand mit dem Könige von Neapel zu Stande, durch welchen wiederum ein Mitglied der großen Coalition gegen Frankreich von derselben abgelöst und vorläufig zur Neutralität gezwungen wurde; unter den nichtigsten Vorwänden wurde das neutrale Gebiet der in völlige politische Ohnmacht versunkenen Republik Venedig besetzt, ebenso die Republik Genua gezwungen, französische Truppen aufzunehmen, der Papst aber zu einem Waffenstillstande genöthigt, den er nur mit den schwersten Opfern erkaufen konnte. Selbst der längst mit dem Großherzog von Toscana abgeschlossene Friedensvertrag konnte die toscanische Hafenstadt Livorno nicht vor dem Schicksal bewahren, am 29. Juni plötzlich von französischen Truppen besetzt zu werden, welche dort an englischen, russischen und österreichischen Kaufmannsgütern zwar reiche Beute (geschätzt auf 10—12 Mill. Francs) machten, sich aber in ihrer Hoffnung, die dort befindliche, zum Glück aber rechtzeitig gewarnte englische Handelsflotte mit Beschlag zu belegen, arg getäuscht sahen. —

Alle ferneren Kämpfe der Franzosen und Oesterreicher hatten nunmehr für die nächste Zeit den Zweck, das stark befestigte und mit einer zahlreichen österreichischen Besatzung, sowie reichen Kriegsvorräthen versehene, überdem von Natur sehr günstig gelegene Mantua zu erobern oder andererseits zu behaupten.

Wiederholt bei dem Versuche, das von Bonaparte seit dem Juli belagerte Mantua zu entsetzen, geschlagen, rüstete Oesterreich mit einer Ausdauer, welcher man seine Bewunderung nicht versagen darf, immer von Neuem Heere aus, um den Fall des wichtigen Platzes, von welchem der Besitz des ganzen Oberitaliens abhing, zu verhindern; aber mit nicht geringerer Energie und Thätigkeit, dabei aber mit bei Weitem größerem Feldherrntalent und Geschick, wies Bonaparte, welcher in diesen Kämpfen in Italien den Grund legte zu seinem unbestrittenen Ruhme, der erste Feldherr seiner Zeit zu sein, alle diese Versuche ab.

Schon Ende Juli brach General Graf Wurmser mit einem Heere von 50,000 Mann aus den Gebirgen Tyrols gegen Mantua hervor und besetzte am 30. Juli Verona. Aber der rasch entschlossene Bonaparte zögerte keinen Augenblick, die Belagerung Mantua's vor der Hand aufzuheben, selbst den damit verbundenen Verlust seines Belagerungsgeschützes nicht achtend; er ging den getrennten Heerhaufen der Oesterreicher entgegen, schlug den General Quasdanovich am 31. Juli bei Salo,

am 1. August bei Lonato, Desenzano und Gavardo, sodann Wurmser selbst am 5. August in der entscheidenden Schlacht bei Castiglione und warf die Trümmer des österreichischen Heeres, welches nach österreichischen Angaben in diesem kurzen Feldzuge über 13,000 Mann, nach französischer Behauptung aber 40,000 Mann eingebüßt hatte, nach Tyrol zurück.

Schon zu Ende August wiederholte Wurmser, dessen Armee in unglaublich kurzer Zeit wieder bis auf 40,000 Mann angewachsen war, den Versuch zur Rettung Mantua's, aber mit noch schlechterem Erfolge. Bonaparte ließ ein Corps von 10,000 Mann zur Beobachtung der Festung zurück und drang nunmehr selbst auf beiden Ufern der Etsch in Tyrol ein; am 5. September schlug er den General Davidovich bei Calliano, besetzte noch an demselben Tage Trient, wendete sich sodann gegen den nach Bassano vorgedrungenen Wurmser selbst und schlug ihn am 8. September so entscheidend bei Bassano, daß derselbe froh sein mußte, sich mit 16,000 Mann hinter die Wälle Mantua's retten zu können.

Im Anfange glücklicher gestaltete sich der dritte Versuch zum Entsatz von Mantua, welchen General Alvintzy im November mit einem Heere von 28,000 Mann von Friaul aus, mit einem zweiten von 18,000 Mann von Tyrol aus, gleichzeitig unternahm. Zum ersten Male wurde Bonaparte am 6. November bei Bassano, am 12. November bei Caldiero von Alvintzy geschlagen und mit schweren Verlusten nach Verona hineingeworfen; aber das zögernde Verfahren des Generals Davidovich, welcher sich nicht entschließen konnte, von Tyrol aus dem französischen Heere in den Rücken zu fallen, rettete Bonaparte aus einer im höchsten Grade gefährlichen Lage. So gewann Bonaparte Zeit, auf einer Schiffbrücke am 15. November die Etsch zu überschreiten und in der blutigen dreitägigen Schlacht bei Arcole die Oesterreicher mit großen Verlusten auf Villa nuova und am 18. nach Olmo zurückzuwerfen.

So verlor es alle Bedeutung, daß Davidovich, durch wiederholte Befehle Alvintzy's gedrängt, sich endlich am 17. November zum Angriff entschloß und den ihm mit 8000 Mann gegenüberstehenden General Vaubois bei Rivoli schlug; er selbst wurde von dem rasch herbeieilenden Bonaparte am 21. November bei Rivoli entscheidend besiegt und zog sich mit den Trümmern seines Heeres nach Trient zurück.

Beide österreichische Heere gaben nunmehr, völlig entmuthigt und empfindlich geschwächt, jeden Gedanken, Mantua noch in diesem Jahre zu befreien, auf.

Jedoch schon im Januar 1797 brachen abermals zwei österreichische Heere zum Entsatze Mantua's auf. Während General Alvintzy mit 26,000 Mann von Tyrol aus durch das Thal der Etsch in Italien eindrang, gelang es dem General Provera, mit 10,000 Mann von Padua aus am 14. Januar die Etsch zu überschreiten und am 15. Januar vor der nur schwach von den Franzosen besetzten Vorstadt von Mantua, St. Giorgio, einzutreffen; aber der General beging den bei österreichischen Heerführern jener Zeit nur zu gewöhnlichen Fehler, mit dem Angriffe zu zögern, und dieser Fehler entschied das Schicksal Mantua's und des ganzen Feldzuges.

Bonaparte war mit 22,000 Mann in Eilmärschen dem General

Alvintzy entgegengegangen, schlug ihn am 14. und 15. Januar bei Rivoli so entscheidend in die Flucht, daß von seinem ganzen Heere nur etwa 10,000 Mann in völliger Auflösung nach Roveredo entkamen und führte, den Kräften seiner Soldaten fast Uebermenschliches zumuthend, sein Heer nach kurzer Rast nach Mantua. Schon in der Nacht zum 16. Januar erreichte er diesen Ort und griff sofort den General Provera mit überlegener Macht an, während ein Ausfall der Besatzung von dem zur Blockade bestimmten Corps zurückgewiesen wurde. Nach kurzem, aber blutigem Gefechte streckte der Rest des Provera'schen Corps, noch 6700 Mann, die Waffen; der Fall Mantua's, in welchem Mangel und bösartige Krankheiten in erschreckender Weise gewüthet hatten, war damit entschieden.

Am 2. Februar capitulirte die Festung; die noch 20,000 Mann starke Besatzung ergab sich als kriegsgefangen, Oberitalien aber war mit diesem Ereigniß in dem unbestrittenen Besitz der Franzosen. —

So glänzend indessen diese Erfolge auch waren, so genügten sie doch dem kühnen und ehrgeizigen französischen Obergeneral keineswegs; er entschloß sich vielmehr, nachdem er im Februar den Versuch des Papstes, im Rücken der französischen Armee ein Heer zu sammeln und durch einen Angriff von Süden Bonaparte zu einer Theilung seiner Streitkräfte zu nöthigen, in einem kurzen und unblutigen Feldzuge bestraft und den Papst zu dem für ihn höchst nachtheiligen Frieden von Tolentino gezwungen hatte, den Krieg in das Herz der österreichischen Monarchie selbst zu tragen und durch Bedrohung der feindlichen Hauptstadt das Kaiserliche Cabinet zum Friedensschluß zu nöthigen.

Demgemäß überschritt Bonaparte mit etwa 43,000 Mann in den Tagen vom 10. bis 12. März an verschiedenen Punkten den Piavefluß und drängte die österreichischen Truppen, über welche zu Ende Februar der in Deutschland siegreiche Erzherzog Carl den Oberbefehl übernommen hatte, nach dem Tagliamento und hinter den Isonzo zurück, überschritt auch diesen Fluß, nachdem er am 19. März durch das Gefecht bei Gradisca den Uebergang erzwungen und trieb die Oesterreicher bis Klagenfurth, wo sie sich mit den vom Rhein her anlangenden Truppen vereinigten.

In der Gegend von Villach, welches Bonaparte am 28. März erreichte, sollte sich ein zweites französisches Heer von 20,000 Mann, welches unter General Joubert in Tyrol einzubrechen und nach dem großen Brenner vorzudringen bestimmt war, mit der Hauptarmee vereinigen. Für die weiteren Operationen war sodann auf die Mitwirkung der beiden großen französischen Heere am Mittelrhein gerechnet.

Indessen Bonaparte sah sich, nachdem er in einigen Gefechten von untergeordneter Bedeutung die Oesterreicher bei St. Veit und Neumarkt geschlagen und am 5. April Judenburg, mit seinen Vortruppen Leoben erreicht hatte, hier zwar in einer für Oesterreich und seine Hauptstadt äußerst drohenden, für ihn selbst aber, wie er nur zu wohl erkannte, in der That höchst bedenklichen Lage.

Ein Schreiben des französischen Directoriums vom 31. März benachrichtigte ihn, daß auf die mit Zuversicht gehoffte Mitwirkung der französischen Rheinarmee durchaus nicht gerechnet werden dürfe, daß die Armee Moreau's zur Zeit noch nicht einmal in der Lage sei, den Rhein zu über-

schreiten; er selbst fand sich mit einem Heere von nur 40,000 Mann, welchem die Reiterei fast gänzlich fehlte, inmitten eines in offenem Aufstande gegen die tödtlich gehaßten Franzosen begriffenen Landes, dabei ohne alle Nachricht von seiner Armee in Tyrol, und durfte mit Sicherheit erwarten, daß bei weiterem Vordringen auf Wien das Kaiserliche Cabinet alle Mittel und Kräfte in Bewegung setzen werde, ihn in entscheidender Schlacht zu vernichten; ein Rückzug aber unter solchen Umständen konnte vollends zu seinem Verderben führen.

Aber der schlaue Bonaparte, ein ebenso feiner und kühner Politiker, als genialer Feldherr, wenig bedenklich in der Wahl seiner Mittel, wußte ganz genau, daß Oesterreich schon längst den Krieg gegen Frankreich nur noch führe, um möglichst große Vortheile für sich aus demselben zu ziehen, daß der Minister Thugut keinen Augenblick Bedenken tragen werde, in Friedensverhandlungen einzutreten, sobald ihm nur ein genügendes Entschädigungsobject in Aussicht gestellt werde und daß die Angelegenheiten des deutschen Reiches unter dieser Voraussetzung dem Zustandekommen eines Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich nur geringe Hindernisse in den Weg legen würden.

In der That war das österreichische Cabinet von dem Augenblicke an, in welchem es durch sein Auftreten in der polnischen Theilungsangelegenheit, durch seine hartnäckige Forderung des Gebietes von Krakau und der anderen südlichen Palatinate, also seit dem Frühjahr 1794, der Gefahr eines ernstlichen Zerwürfnisses mit Preußen ausgesetzt war, auch dem Gedanken an einen Friedensschluß mit Frankreich geneigt geworden; aus allen politischen wie militärischen Maßregeln Thuguts, welche diese Gefahr zu beseitigen bezweckten, leuchtet ganz unverkennbar schon zu dieser Zeit der feste und wohlerwogene Entschluß des Ministers hervor, das Interesse des deutschen Reiches gänzlich hintenanzusetzen, wenn es gelänge, für die souveräne Großmacht Oesterreich Vortheile zu erlangen.

Der Minister selbst spricht in einem Rescripte vom 24. April 1795 an die österreichischen Minister im Reiche, mit welchem er die Kaiserliche Antwort auf den Reichstagsbeschluß vom December 1794 (der Kaiser möge in Gemeinschaft mit dem Könige von Preußen den Frieden vermitteln) begleitet, ganz offen und unzweideutig seine Absicht aus, indem er „die Nothwendigkeit erklärt, daß die Stände des Reiches sich in enger Vereinigung um Oesterreich zusammenschlössen und ihre Vorschläge entweder einzeln oder durch den Reichstag an den Kaiser brächten, wo dann der Kaiser ohne alle Formalitäten zu raschem Beschlusse kommen würde. Geschehe dieses nicht, so würde freilich jedes Interesse an dem Schicksale des Reiches bei dem Hause Oesterreich aufhören, dasselbe werde sich in sich selbst zurückziehen und für seine eigene Erhaltung durch concentrirte innere Kraft sorgen müssen, auch dies mit Nachdruck und in guter Vereinigung mit anderen Mächten (Rußland, 3. Januar 1795) thun zu können, in keinem Falle verlegen sein dürfen."

Daß aus dieser engeren Vereinigung der Stände um Oesterreich nichts wurde und das österreichische Cabinet hauptsächlich aus diesem Grunde genöthigt war, sich jeden Augenblick auf die Eventualität eines kriegerischen

Zerwürfnisses mit Preußen vorzubereiten, sowie daß Preußen gerade in dieser feindseligen Stellung seines Bundesgenossen und in der Besorgniß, derselbe könne jeden Augenblick mit Frankreich Frieden schließen und vereint mit Rußland über Preußen herfallen, einen zwingenden Grund zum Friedensschlusse von Basel fand, haben wir bereits erzählt.

In der That wurde schon im Mai 1795 in allen gut unterrichteten politischen Kreisen mit großer Sicherheit angenommen, daß das Wiener Cabinet nicht blos Willens sei, Frieden mit Frankreich zu machen, sondern daß es auch bereits Unterhandlungen in diesem Sinne, wenn auch nicht in officieller Form, mit dem Wohlfahrtsausschusse in Paris angeknüpft habe. Es ist eine völlig feststehende, vergeblich von den Vertheidigern der österreichischen Politik geleugnete Thatsache, daß der Gesandte des seit dem Februar 1795 mit Frankreich im Frieden lebenden Großherzogs von Toscana (der Bruder Kaiser Franz II.), der Ritter Carletti, vom Minister Thugut, allerdings nur in vertraulicher Weise, beauftragt war, die Machthaber in Paris vor einer Annäherung an Preußen zu warnen, sie darauf aufmerksam zu machen, daß ein Friedensschluß mit Oesterreich viel günstigere Resultate für Frankreich haben werde und daß Oesterreich gern bereit sein werde, das linke Rheinufer an die Republik zu überlassen, wenn es dafür Baiern erhalte. Es wurde diese vom Baron Hardenberg gemeldete Thatsache, welche demselben vom General Pichegru, sowie vom Conventscommissär Merlin selbst mitgetheilt war, für das Berliner Cabinet Veranlassung, einen besonderen Agenten, Gervinus, nach Paris zu senden, welcher denn auch bald nach Berlin berichtete, daß Carletti zwar keinen officiellen Auftrag von Thugut gehabt habe, es ihm aber gelungen sei, die französische Regierung von der Glaubwürdigkeit seiner Mittheilungen zu überzeugen.

Daß der Minister Thugut, als die pfalz-baierische Regierung auf Grund dieses allgemein verbreiteten Friedensgerüchtes die Angelegenheit vor dem Reichstage zur Sprache brachte, dieselbe höchst nachdrücklich dementirte und die ganze Carletti'sche Unterhandlung als eine böswillige und verläumderische Erfindung Preußens zu schildern versuchte, kann an der Wahrheit der Thatsache nichts ändern, und die Versicherungen des österreichischen Ministers fanden nicht einmal beim Reichstage Glauben.

Die preußische Regierung aber ließ sich vollends nicht irre machen durch das nur zu natürliche Leugnen Thuguts; sie war durch die Berichte Luchesini's aus Wien über Aeußerungen des Kaisers: daß Mastricht verloren, Holland nicht zu retten und die Lombardei bedroht sei, daß er seit seiner Reise nach Belgien eine Anzahl Emissäre in Paris habe, die den Auftrag hätten, zu beobachten und zu berichten, schon im October 1794 zu der festen und, wie die Folge lehrte, ganz richtigen Ueberzeugung gelangt, daß Oesterreich sich auf die Vertheidigung des rechten Rheinufers beschränken wolle und trotz aller Vorbereitungen zu einem neuen, vierten Feldzuge, auf Mittel zum Frieden sinne; ein neuer Beweggrund für das Berliner Cabinet, auf die eigene Erhaltung bedacht zu sein.

Jeder Zweifel an der Existenz der Bereitwilligkeit des Wiener Cabinets, schon zu dieser Zeit mit der Republik Frieden ohne Rücksicht auf die Integrität des deutschen Reiches, aber mit Vortheil für Oesterreich zu

schließen, schwindet vollends vor der Thatsache, daß schon im September 1794 in Basel zwischen dem österreichischen Gesandten in der Schweiz, Degelmann und einem besonderen Agenten der französischen Republik besondere Verhandlungen über einen zu vereinbarenden Frieden stattfanden, in welchen österreichischerseits darauf hingewiesen wurde, daß Oesterreich, da es bei den französischen Forderungen Belgien, Freiburg und die Lombardei verlieren solle, auf einer passenden Entschädigung bestehen müsse und dazu Baiern für ganz geeignet erachte.

Schon damals würden diese Verhandlungen wahrscheinlich zum Abschluß eines Friedensvertrages geführt haben, wenn nicht zu dieser Zeit gerade, wie wir im § 23 erzählt haben, die entscheidende Wendung in der polnischen Frage eingetreten wäre, welche Oesterreich in der sicheren Erwerbung Krakau's und Sendomirs, in dem weiteren Verfolg der geheimen Verabredungen mit Rußland (3. Januar 1795), welche eine kräftige Fortsetzung des französischen Krieges zur Bedingung machten, ungleich bedeutendere Vortheile in Aussicht gestellt hatte.

So behielt die Kriegspartei im Wiener Cabinet für diesmal noch die Oberhand, und die kriegerischen Operationen, welche wir in flüchtigen Umrissen bereits erzählt haben, nahmen ihren Fortgang.

Indessen nahmen, wie bekannt, die Feldzüge des Jahres 1796 sowohl in Deutschland, wie in Italien, einen für die österreichischen Waffen so durchaus unglücklichen Verlauf, daß in Wien nicht allein die öffentliche Meinung, allen polizeilichen Maßregeln zum Trotz, immer lauter und ungestümer die Wiederherstellung des Friedens forderte und den Minister Thugut öffentlich als den Verderber der Monarchie anklagte, sondern auch der größte Theil der Minister, mit ihnen die einflußreichsten und bisher blind dem Systeme Thuguts ergebenen Diplomaten und Staatsmänner Oesterreichs, sowie ein großer Theil der hohen Aristokratie sich zu der Ansicht hinneigte, Oesterreich müsse, in seinen Mitteln erschöpft, sich jetzt zum Frieden bequemen, wenn es nicht seine ganze staatliche Existenz auf's Spiel setzen wolle.

Aber der im Juli 1796 unternommene Versuch des Kaisers, durch Degelmann in Basel Friedensverhandlungen mit Barthelemy anzuknüpfen, scheiterte an den hoch gespannten und übertriebenen Forderungen, zu welchen sich die französische Regierung in Folge der glänzenden Siege Moreau's und Bonaparte's berechtigt glaubte. Der Minister Thugut, zu dieser Zeit bereits über ein feindseliges Auftreten Preußens gänzlich beruhigt, dachte trotz aller Unglücksfälle jetzt weniger wie jemals an den Abschluß eines Friedens ohne Gebietserwerbungen für Oesterreich und würde sich zu demselben nicht einmal auf Grund der früher zugestandenen Bedingungen, Ueberlassung Belgiens und des linken Rheinufers gegen Erwerbung Baierns, bequemt haben, weil ihm damit jede Aussicht auf russische Hilfe zur Erlangung Bosniens und Venetiens für immer verloren gegangen wäre.

Die unerwartet günstige Wendung, welche seit dem August der Feldzug in Deutschland nahm, die eifrige Unterstützung, welche der Minister durch die englische und russische Diplomatie erfuhr, richteten den nur für kurze Zeit im Sinken begriffenen Einfluß Thuguts bald wieder auf und im Angesicht der glänzenden Siege des Erzherzogs Carl, der Flucht des

Jourdan'schen Heeres, des Rückzuges Moreau's aus Deutschland wuchs nicht allein von Neuem die Kriegslust des Wiener Cabinets, sondern schlug auch die allgemein gewordene kleinmüthige Stimmung in ihr Gegentheil um. Wir haben seiner Zeit erwähnt, welchen Einfluß dieses vorübergehende Lächeln des Kriegsglückes auf das Benehmen der Kaiserlichen Regierung gegen Preußen und die Stände des Reichs hatte. —

Nach der Niederlage Jourdans bei Amberg und dem Scheitern des Feldzuges in Deutschland machte nunmehr auch die englische Regierung, in der Hoffnung, daß nach diesen Unglücksfällen das Directorium in Paris zu billigen Friedensbedingungen geneigter sein werde, als bisher, einen Versuch zur Vermittelung eines allgemeinen Friedens. Aber als Lord Malmesbury zu diesem Zwecke gegen Ende October in Paris eintraf, nachdem inzwischen das Wiener Cabinet einen fast drohend ausgesprochenen Antrag Bonaparte's, einen Separatfrieden abzuschließen und England damit zu isoliren, kalt zurückgewiesen hatte, stellte das Directorium auch jetzt noch so übertriebene Forderungen, daß abermals jede Hoffnung auf einen nahen Friedensschluß dahin schwand.

Nach einem fünf Jahre lang mit Aufbietung aller Kräfte und in Deutschland und in Italien gleichzeitig, zuletzt ohne Bundesgenossen geführten Kriege gingen indessen auch die reichen Hilfsmittel Oesterreichs ihrem Ende entgegen; die Finanzen waren der Erschöpfung nahe, die Völker Oesterreichs nicht mehr im Stande, die Lücken der immer wieder vom Kriege verschlungenen Heere auszufüllen. Vergeblich hatte sich das Wiener Cabinet bisher bemüht, von der Kaiserin von Rußland die Absendung eines großen russischen Heeres zu directer Theilnahme am Kriege gegen die Franzosen auszuwirken; von einer thatkräftigen Betheiligung des deutschen Reiches konnte gar nicht die Rede sein und von England, welches gleichfalls des Krieges müde und mißgestimmt gegen die beiden Kaiserhöfe war, welchen es Millionen auf Millionen an Subsidien, ohne einen Erfolg zu sehen, hinopferte, war höchstens Unterstützung an Geld zu erwarten, — die Zeit schien gekommen, wo das ermattete und vereinzelte Oesterreich sich den Bedingungen des Siegers werde fügen müssen.

Der am 18. November 1796 erfolgende Tod der Kaiserin Katharina vernichtete mit einem Schlage die Hoffnungen Thuguts auf Gebietserwerbungen durch russische Hilfe; ihr Nachfolger, Kaiser Paul, weigerte sich nicht allein, einem bereits abgeschlossenen Vertrage, nach welchem sich Rußland zu directer Betheiligung am französischen Kriege verpflichtet hatte, seine Zustimmung zu geben, sondern erklärte auch beim Antritt seiner Regierung mit großem Nachdruck, daß er auf alle Eroberungspläne gegen die Türkei Verzicht leiste. Dem deutschen Reichstage aber ließ der Kaiser die Ermahnung zugehen: es möchten alle Glieder und Staaten des Reiches zur Sicherung der allgemeinen Ruhe in Deutschland mit aller Anstrengung mitwirken; und fast noch schmerzlicher wurde es in Wien empfunden, daß mit diesem völligen und für die Pläne Thuguts fast tödtlichen Umschwunge der russischen Politik gleichzeitig eine größere Annäherung Rußlands an Preußen stattfand.

So war das österreichische Cabinet in der That nach allen Seiten hin in einer äußerst schwierigen Lage. Zur Fortsetzung des Krieges auf

die eigenen, fast völlig erschöpften Mittel angewiesen und dennoch fest entschlossen, denselben nicht anders als mit bedeutenden Vortheilen für Oesterreich zu beendigen, sah sich der österreichische Minister, welcher gern Belgien den Franzosen hingeopfert hätte, wenn er dafür Baiern hätte erwerben können, in der Ausführung dieses Planes durch England verhindert, welches mit Bestimmtheit die Rückgabe Belgiens als die wesentlichste Bedingung eines allgemeinen Friedens hingestellt hatte und bei der Abneigung Thuguts, Belgien wieder zurückzunehmen, bereits angedeutet hatte, daß es in solchem Falle lieber dieses Land in den Händen Preußens sehen, als es den Franzosen belassen wolle, — ein Gedanke, den begreiflicher Weise Thugut entrüstet von sich gewiesen hatte. Einen Antrag des französischen Directoriums aber, noch im November 1796 durch den mit officiellen Vollmachten versehenen General Clarke überbracht, in welchem Oesterreich gegen die Abtretung Belgiens und des linken Rheinufers etwa die Hälfte Baierns angeboten, dabei aber gefordert wurde, daß es für jede etwaige anderweitige Erwerbung entsprechende Abtretungen in Galizien und Italien sich gefallen lasse, lehnte Thugut ebenso kategorisch wie früher gestellte ähnliche Anträge ab, — nicht aus gewissenhafter Bedenklichkeit für die dadurch bedrohte Selbständigkeit des Reiches, sondern weil die angebotene Entschädigung ihm nicht genügend erschien.

England gegenüber, welches sich vergeblich bemühte, den Minister zu einer bestimmten Formulirung seiner Forderungen zu bewegen, bewegte sich Thugut in durchaus unbefriedigenden Andeutungen über Erwerbungen in Italien, welche von so großer Wichtigkeit für die Sicherung der österreichischen Länder und ganz Italiens gegen die Uebergriffe des gefährlichen Widersachers (Bonaparte) seien und blieb, was Belgien betrifft, bei seiner schon früher ausgesprochenen Erklärung stehen, daß dieses Land ohne die Abtretung von Lüttich und holländisch Flandern, sowie des zunächst gelegenen französischen Festungsgürtels für den Kaiser nur eine sehr unsichere, ja schädliche Besitzung bleibe, welche er doch bei der nächsten Gelegenheit gegen Baiern zu vertauschen sich bestreben würde. Daß aber die Franzosen auf so exorbitante Forderungen nicht eingingen, ist selbstverständlich.

Indessen auch im französischen Directorium war zu Anfang des Jahres 1797 mehr und mehr der Wunsch nach Frieden laut geworden; dasselbe wendete sich mit dem Ersuchen, die Vermittelung des Friedens zu übernehmen, an das Berliner Cabinet, und dieses, ohnehin seit einiger Zeit voller Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, das linke Rheinufer beim definitiven Friedensschluß für Deutschland zu retten, unterzog sich zwar diesem Auftrage, jedoch nicht ohne die ausdrückliche Bedingung, daß der Frieden ein allgemeiner sein und die Integrität des deutschen Reiches zur Grundlage desselben gemacht werden müsse.

Auch diese Verhandlungen zerschlugen sich leider sehr bald. Frankreich blieb fest auf seiner Erklärung bestehen, daß es von den einmal mit der Republik vereinigten Gebietstheilen, die Niederlande, Lüttich, Savoyen, Nizza u. s. w., nichts aufgeben wolle und vermied jede bestimmte Erörterung der beiden von Preußen gestellten Bedingungen; der König von Preußen dagegen lehnte jede Vermittelung ohne dieselben, als seine Würde

und Stellung beeinträchtigend, ab und begnügte sich mit der Mittheilung nach Wien, Petersburg und London, daß das französische Directorium ihm seine Geneigtheit zum Frieden habe aussprechen lassen, daß er sich bereit erklärt habe, den Frieden unter den beiden erwähnten Bedingungen zu vermitteln.

In Wien, wo man ein Bündniß zwischen Preußen und Frankreich längst als bereits vollzogene oder doch in Kurzem bevorstehende Thatsache betrachtet hatte, erregte diese Mittheilung, durch welche Thugut den Beweis für das Irrige dieser Annahme erhielt, anfänglich freudige Ueberraschung; als das Wiener Cabinet indessen von Petersburg her Kenntniß, noch dazu mit mannichfachen Uebertreibungen, von dem geheimen Vertrage Preußens mit Frankreich vom August 1796 erhielt, welchen der Berliner Hof dem Kaiser Paul, in der Absicht, sein Vertrauen zu gewinnen, mitgetheilt hatte, machte diese freundlichere Stimmung bald wieder den heftigsten und ungerechtfertigtsten Anklagen über Preußens geheime Einverständnisse mit dem Reichsfeinde Platz. Als andererseits von Paris aus dem Berliner Hofe geradezu der Antrag gemacht wurde, Preußen möge vereint mit Frankreich seine Waffen gegen Oesterreich richten, welches nur noch kurze Zeit Widerstand leisten könne und dann die Friedensbedingungen annehmen müsse, wie Preußen und Frankreich sie ihm dictirten, wies der König diese, von ihm mit Erstaunen und Besorgniß angehörten Vorschläge unwillig ab.

Wenige Tage später erfolgte die Entscheidung zwischen Oesterreich und Frankreich selbst.

Wir haben die bedenkliche Lage Bonaparte's, welcher in den ersten Tagen des April 1797 Judenburg erreicht und Leoben mit seinen Vortruppen besetzt hatte, bereits geschildert; sie wurde noch wesentlich gefährlicher, als im Gebiet der venetianischen Republik ein durch Bonaparte's Intriguen selbst angezettelter Aufstand*) losbrach, das Landvolk sich an allen Orten gegen die fremden Dränger bewaffnete und dadurch die Rückzugslinie des französischen Heeres auf's Ernsteste bedrohte.

In dieser Verlegenheit konnte dem französischen Obergeneral nichts willkommener sein, als die schon seit einiger Zeit deutlich hervortretende Neigung des Wiener Cabinets zum Frieden, welche ihm schon seit dem December 1796 kein Geheimniß mehr war. In der That hatten schon zu Ende des Jahres 1796 mächtige Einflüsse am Hofe und in der Regierung mehr und mehr auf den Frieden hingearbeitet; der Minister Thugut sah sich bei der im Februar und März immer näher heranrückenden Gefahr der steigenden Erbitterung des niederen Volkes ausgesetzt und vermochte nur schwer, den Kaiser davon zu überzeugen, daß auch die Lage des Feindes eine äußerst gefährdete sei, daß er kaum daran denken könne,

*) Bonaparte hatte durch seine Agenten diesen Aufstand anzetteln lassen, um die venetianische Regierung, gegen welche schon lange eine Reihe von unwürdigen Intriguen gespielt wurde, zu feindseligen Schritten gegen Frankreich zu reizen und dadurch den Vorwand zu offenem Angriff gegen dieselbe zu liefern. Der Losbruch kam indessen dem französischen Obergeneral, welcher Venetien schon längst als sichere Beute betrachtete, durch welche der Frieden mit Oesterreich vermittelt werden konnte, ebenso unerwartet wie unzeitig.

zur entscheidenden Schlacht in die Ebenen der Donau herabzusteigen, daß bei der patriotischen Stimmung der Wiener Bevölkerung seine gänzliche Vernichtung durch das Heer des Erzherzogs Carl in Verbindung mit den zur Vertheidigung der Hauptstadt bewaffneten Bürgern, Studenten, sowie den zahlreich zusammenströmenden Schaaren von Landleuten kaum zweifelhaft sei.

Die Vorstellungen der Königin Marie Caroline von Neapel, der Mutter der Kaiserin, welche, zwar selbst eine erbitterte Feindin der Franzosen, doch jetzt auch für Oesterreich in einem schnellen und möglichst vortheilhaften Friedensschluß allein die Rettung des österreichischen Staates erblickte, gaben endlich den Ausschlag und ein neapolitanischer Diplomat, Marchese de Gallo, ein Vertrauter Thuguts, durch welchen Bonaparte schon seit geraumer Zeit von den in Wien herrschenden Stimmungen unterrichtet war, erhielt den Auftrag, mit Bonaparte wegen des Abschlusses eines Friedens mit dem deutschen Kaiser in Verbindung zu treten.

Hiermit aber hatte Bonaparte die vollständige Gewißheit erlangt, keinen Fehlschritt zu thun, als er in einem Schreiben vom 31. März, von Klagenfurth aus, in welchem er unter der Maske edler Menschenfreundlichkeit*) sehr geschickt die eigene Gefahr zu verbergen verstand, dem Erzherzoge die Hand zum Frieden bot.

Der Erzherzog, ohne Vollmacht zu Friedensverhandlungen, erklärte sich zum Abschluß eines Waffenstillstandes bereit, welcher Vorschlag indessen von Bonaparte zurückgewiesen wurde. Während nunmehr General Graf Meerveld die von dem französischen Obergeneral bezeichneten Friedensbedingungen nach Wien überbrachte, Bedingungen, welche man dort bereits wiederholt als unannehmbar zurückgewiesen hatte, nämlich: Abtretung Belgiens, des linken Rheinufers, Unabhängigkeit der Lombardei, fanden die Feindseligkeiten ihren Fortgang und die Franzosen erreichten, wie wir bereits erzählten, am 5. April Judenburg und Leoben.

Bei der auf beiden Seiten herrschenden Neigung zum Frieden konnte indessen ein gegenseitiges Verständniß nicht lange ausbleiben. Nachdem am 7. April durch die im Hauptquartier Bonaparte's eintreffenden Generale Meerveld und Bellegarde zunächst ein fünftägiger Waffenstillstand abgeschlossen, sodann aber bis zum 20. April verlängert worden war, erfolgte schon am 18. April auf dem Schloß Eckenwalde bei Leoben die Unterzeichnung des Präliminar-Friedensvertrages, und zwar österreichischerseits durch den mit der Unterhandlung beauftragten Marchese de Gallo, den neapolitanischen Gesandten bei der Republik, welchem man, um den Schein zu retten, den kaiserlichen General Meerveld als Figurant beigesellt hatte.

Oesterreich trat in diesem, sowohl in Wien wie in Paris genehmigten Vertrage Belgien und das linke Rheinufer an Frankreich ab, entsagte seinen Besitzungen in Oberitalien bis an den Oglio, welche mit zu der

*) „Ich würde mich stolzer fühlen," so heißt es u. A. in diesem Schreiben, „auf die Bürgerkrone, die ich durch die Rettung eines einzigen Menschenlebens verdiente, als auf all' den traurigen Ruhm, der aus kriegerischen Erfolgen entspringen kann." (!)

von Bonaparte gestifteten neuen cisalpinischen Republik geschlagen wurden und erhielt als Entschädigung dafür den Theil des venetianischen Festlandes zwischen dem Oglio, dem Po und dem adriatischen Meere, nebst Istrien und Dalmatien; nach der erfolgten Ratification des definitiven Friedens sollten die Festungen Mantua, Palmanuova und Peschiera an Oesterreich zurückgegeben werden. Zum Schein wurden als Entschädigung für die Republik Venedig, deren völlige Auflösung in Wahrheit eine bereits beschlossene Sache war, die Gebiete der Romagna, von Bologna und Ferrara verwendet werden.

Auch des deutschen Reiches wurde in dem Vertrage gedacht; es wurde ausdrücklich bestimmt, daß vom Tage der Unterzeichnung ab alle Feindseligkeiten zwischen demselben und der französischen Republik aufhören und auf einem demnächst zusammen zu berufenden Friedenscongreß die Bedingungen eines definitiven Friedens und zwar auf Grundlage der Integrität des Reiches festgestellt werden sollten.

Wir werden später sehen, was man auf französischer, wie auf österreichischer Seite unter dieser Unverletzbarkeit des Reichsgebiets verstand; war doch dasselbe schon durch die bewilligte Rheingrenze auf's Gröblichste verletzt, und es klang demnach wie offenbarer Hohn, wenn Oesterreich noch von einer Wahrung der Integrität desselben sprach. —

Von der Unterzeichnung der Friedenspräliminarien bis zum definitiven Friedensschluß war indessen noch ein gewaltig weiter Weg und mehr als einmal drohten die verwickelten Unterhandlungen über denselben, welche wir in unserer Geschichte nur andeuten können, statt zum Frieden, zu einem neuen und erbitterten Kriege zu führen.

Besonders in Wien war, seitdem mit dem Rückmarsch der französischen Armee die zunächst drohende Gefahr beseitigt und die Lage der Franzosen durch den venetianischen Aufstand, sowie durch die drohende Haltung der italienischen Bevölkerung mehr und mehr kritisch geworden war, andererseits im Hinblick auf die reichen Hilfsquellen, welche Oesterreich noch immer im eigenen Lande fand, auf die patriotische Begeisterung der Tyroler, auf die freudige Opferwilligkeit der Ungarn, sehr bald von Neuem die Hoffnung erwacht, durch Fortsetzung des Kampfes bessere Bedingungen zu erlangen, als es in dem an Zweideutigkeiten und Widersprüchen so reichen Vertrage von Leoben geschehen war.

Die unablässigen Mahnungen der englischen Diplomaten, endlich die Hoffnung, daß demnächst und zwar voraussichtlich in kürzester Zeit abermals sich in Frankreich eine Umwälzung der Regierungsgewalt vollziehen müsse, welche vielleicht gemäßigtere Elemente als die gegenwärtigen an die Spitze der Regierung bringen dürfte, verstärkten diese kriegerische Stimmung des Wiener Cabinets von Tage zu Tage und veranlaßten dasselbe, inmitten aller Friedensverhandlungen die Rüstungen zur Fortsetzung des Krieges auf's Eifrigste zu betreiben.

In dieser neu erwachten kriegerischen Stimmung lag der Grund, daß das Wiener Cabinet die Friedensbedingungen, über welche sich sein Bevollmächtigter, der Marchese de Gallo, am 24. Mai in dem lombardischen Schlosse Montebello mit Bonaparte geeinigt hatte, — Abtretung

Belgiens und der Rheingrenze an Frankreich, Mantua's und der Etschgrenze an die cisalpinische Republik, Entschädigung Oesterreichs durch Venedig, Salzburg und Passau, Preußens nur durch ein dem Umfange der rheinischen Besitzungen entsprechendes Aequivalent, also ohne Vergrößerung, besondere Friedensverhandlungen mit dem Reiche zu Rastatt, — jetzt verwarf, den neapolitanischen Diplomaten desavouirte und plötzlich die überraschende Entdeckung machte, daß durch die zu Leoben getroffenen Verabredungen doch eigentlich die Integrität des Reiches bedroht sei.

Es liegt in der That der Gedanke sehr nahe, daß, wenn das schon halb wieder zum Kriege entschlossene Oesterreich sich in aufrichtiger Eintracht mit Preußen verbunden hätte, sich auch jetzt noch die deutschen Angelegenheiten, wie die Verhältnisse Oesterreichs und Preußens selbst wesentlich anders gestaltet haben würden, als es bei der fortdauernden Uneinigkeit und Zwietracht der beiden deutschen Großmächte leider schließlich der Fall war. Aber wie man sich in Wien großentheils durch die in Aussicht gestellte preußische Vermittelung zum schnellen Abschluß in Leoben hatte bestimmen lassen, um dann alles Gehässige dieses Vertrages Preußen und seinem Vertrage von 1796 aufzubürden, so hob man jetzt mit vieler Zuversichtlichkeit bei Gelegenheit der officiellen Mittheilung des Leobener Vertrages dem Berliner Cabinet gegenüber den Ruhm Oesterreichs hervor, die Integrität Deutschlands gerettet zu haben. Fürst Reuß mußte zu dieser officiellen Mittheilung die ausdrückliche Erläuterung geben:

> „daß man nun die gegründetste Hoffnung auf einen anständigen und rühmlichen Reichsfrieden habe, nachdem es dem Kaiser gelungen sei, die Integrität des Reichs ausdrücklich als Basis des Friedens durchzusetzen.“

In ähnlicher Weise wie gegen das Berliner Cabinet, welches sich wirklich durch die stolze und zuversichtliche Sprache, welche man in Wien führte, zu der nur zu rasch verschwindenden Hoffnung hatte hinreißen lassen, von Frankreich seine rheinischen Provinzen wieder zu erhalten und wirklich in einer Note vom 16. Mai in Paris den Wunsch aussprechen ließ, dieselben möchten schon jetzt geräumt werden, trat die österreichische Regierung auch dem Reichstage gegenüber auf, und erweckte auch in den Fürsten und Ständen des Reiches, von denen sich ein großer Theil (die rheinischen und der schwäbische Kreis), zu ihrer Schande sei es gesagt, in seiner Sorge um die bedrohte Existenz bereits mit der Bitte um Hilfe an den Kaiser Paul vor Rußland gewendet hatte, den Glauben, daß die Interessen des deutschen Reiches nirgends sicherer gewahrt sein könnten, als unter dem österreichischen Doppeladler.

Als ein Kaiserliches Decret vom 18. Juni dem Reichstage, dessen ganze Thätigkeit seit der ersten Mittheilung des Leobener Vertrages bis in den Sommer hinein sich auf die Erwählung einer Friedensdeputation und auf den Entwurf einer Instruction für dieselbe beschränkt hatte, mit großer Salbung bekannt machte:

> „daß endlich die frohen Aussichten zur Herstellung eines allgemeinen Reichsfriedens ihrem Ziele nahe gerückt sein, bald eine Entscheidung über den Ort des Friedenscongresses erfolgen werde“ — soweit war man nach drei Monaten — „und die

Stände aufgefordert werden, in der Zwischenzeit alles Erforderliche zur Beschleunigung des Geschäfts vorzukehren, um sodann, vereinigt unter ihrem Reichsoberhaupt, nach überlebten vielen Stürmen, im Geiste patriotischer Eintracht und Standhaftigkeit das große Werk zu beginnen, und die Verfassung und Wohlfahrt Deutschlands auf der Basis der Integrität desselben, dem Sinne der Reichsinstruction gemäß, zur bleibenden Wonne der Menschheit auf Jahrhunderte (!) zu befestigen", bezeugte der Reichstag in seiner Antwort dem Kaiser seinen freudigsten Dank über die bewiesene reichsväterliche Fürsorge und bat ihn, die Abschließung des Reichsfriedens selbst zu übernehmen, erklärte sich indessen auch bereit, falls es dem Kaiser nicht genehm sein sollte, diesem Wunsche zu entsprechen, die bereits erwählte Reichsfriedensdeputation nach dem noch zu bestimmenden Congreßorte abzusenden. —

Indessen war der Süden Deutschlands auch nach dem Abschluß des Leobener Vertrages, trotz der vereinbarten Demarcationslinie,*) welche die feindlichen Heere von einander schied, den fortgesetzten Brandschatzungen, Beraubungen und Requisitionen der Franzosen ausgesetzt und sowohl die Gegenden am linken, wie am rechten Rheinufer wurden gleicherweise von denselben heimgesucht; während man sich in Regensburg der Freude über den in Aussicht gestellten Reichsfrieden hingab, litten die Gegenden am Rhein, an der Lahn, Sieg, Nidda und in der Wetterau unter einem Plünderungs- und Erpressungssystem, welches zur Zeit des wirklichen Krieges nicht furchtbarer sein konnte und die unglücklichen Bewohner mit allen Geißeln eines solchen, Armuth, Hunger und Krankheit heimsuchte. Beschwerden, welche darüber nach Wien gelangten, zur Zeit, als dort die herrschende Stimmung zum Frieden drängte, waren daselbst von Thugut mit der Bemerkung abgewiesen worden: der König von Ungarn und Böhmen könne sich in diese Reichshändel nicht mischen, ein neuer Beweis dafür, wie nahe die Wohlfahrt des deutschen Reiches dem Herzen des österreichischen Ministers lag.

Aber nicht blos in Wien, wo man in dieser traurigen Zeit in maßgebenden Kreisen wohl hier und da die Aeußerung hören konnte: aus Deutschland werde ein zweites Polen werden, nicht blos in Berlin, wo man, in der Ueberzeugung, allein die richtige Bahn zu wandeln und Preußen gewandt durch die Wogen der sturmbewegten Zeit hindurch laviren zu können, nach beiden Seiten hin Veranlassung zum Mißtrauen bot und von beiden Theilen abwechselnd getäuscht, gemißbraucht und geschmäht wurde, sondern in ganz Deutschland, bei den großen, wie bei den mittleren, bei den kleinen wie bei den allerkleinsten Reichsständen zeigte sich immer deutlicher diese gänzliche Gleichgültigkeit der Einzelnen gegen das Wohl des Ganzen, welche in drohender Weise den Verfall und die bevorstehende Auflösung des deutschen Reiches vorher verkündigte. Es ist leider nur zu wahr, was etwa 10 Jahre später Gentz, ein Staatsmann, auf den wir in einer späteren Periode unserer Geschichte noch zurück-

*) Dieselbe lief von Ettenheim über Lahr, Gengenbach, Oberkirch, Achern nach Lichtenau.

kommen werden, über die zu dieser Zeit in Deutschland herrschenden Stimmungen sagt:

„Der gemeinschaftlichen Gefahr auf jedem nur erdenklichen Wege entrinnen; wenn Theilnahme nicht mehr abgelehnt werden konnte, sich auf die dürftigste und unwirksamste beschränken und, sobald nur ein Ausweg sich zeigte, auf jede Bedingung den Schauplatz verlassen, das schien die Summe aller Staatsklugheit zu sein.

„Wer damals von einer gemeinschaftlichen Sache, von der Nothwendigkeit gemeinsamer Maßregeln und heilsamer Bündnisse sprach, wurde, wenn es ihm noch gnädig erging, wie ein gutmüthiger Schwärmer, gewöhnlich wie ein gedungenes Organ einer oder der anderen Regierung behandelt. Seine persönliche Sicherheit auf's Spiel setzen, seine Schätze angreifen, seine Truppen ausrücken lassen, um einem Anderen zu Hilfe zu kommen, wurde wie eine Art von Wahnsinn betrachtet" u. s. w.

Und solcher Selbstsucht, Uneinigkeit und Schwäche gegenüber denke man sich den ganzen Eifer, die treibende Ungeduld einer nach Eroberung und Republikanisirung wie nach den Schätzen des Auslandes lüsternen jacobinischen, vor keinem Mittel zurückschreckenden Regierung, das Genie und die wilde Energie, die Entschlossenheit, Rücksichtslosigkeit und corsische Schlauheit eines Bonaparte, so wird man unschwer zu der Einsicht gelangen, ein wie leichtes Spiel die Franzosen in der That mit dem im Auseinanderfallen begriffenen deutschen Reichskörper in seiner elenden Verfassung hatten.

Bonaparte, in Wahrheit schon jetzt der wirkliche Lenker der französischen Politik und nach den Befehlen des Directoriums nur sich richtend, wenn sie seiner eigenen Ansicht entsprachen, der den ganzen Jammer der deutschen Reichszustände so richtig erkannt hatte, daß er mit vollem Recht darüber äußerte: „wenn der deutsche Reichskörper nicht existirte, so müßte man ihn ausdrücklich zu unserem Nutzen erschaffen", hatte in der That auf Schwierigkeiten für das Zustandekommen des definitiven Friedens, wie sie im Anfang Juni die österreichische Regierung von Neuem erhob, nicht mehr gerechnet. Fest entschlossen, von seinen Forderungen nicht abzugehen, andererseits aber ganz geneigt, Oesterreich durch Nachgiebigkeit in der Entschädigungsfrage, — und das war, wie Bonaparte sehr richtig beurtheilte, für den Minister Thugut doch das entscheidende Moment, — an Frankreich zu fesseln und von der Allianz mit England zu trennen, drängte der französische Obergeneral in den seit dem Juni auf dem Schlosse Udine in Friaul stattfindenden Friedensverhandlungen immer ungestümer zum endlichen Abschluß, als Oesterreich in seiner Hoffnung auf die in Frankreich zu erwartende Staatsumwälzung sich hartnäckig im Widerstande zeigte.

Keine der geringsten Schwierigkeiten bot die zu Leoben getroffene geheime Vereinbarung über das Princip der Säcularisationen, die Basis der ganzen Entschädigungsangelegenheit, welches öffentlich auszusprechen der Kaiser Franz in seiner Eigenschaft als Oberhaupt des Reiches, dessen Integrität zu wahren er noch vor Kurzem so feierlich versichert hatte, mit Recht Bedenken trug.

Preußen war es, welches diese Schwierigkeit beseitigen half. Als der damalige Lenker der auswärtigen französischen Angelegenheiten, Talleyrand, in Berlin vorstellen ließ, Preußen werde dem ganzen Reiche einen großen Dienst leisten und die Herstellung des Friedens beschleunigen, wenn es mit Rücksicht auf die nicht unberechtigte Bedenklichkeit des Kaisers zuerst offen und bestimmt seine Ansicht über die Säcularisation der geistlichen Güter und über den Umfang dessen, was es durch diese selbst zu erwerben gedenke, aussprechen wolle, stieß er zwar bei dem ehrenfesten Minister Finckenstein, der ganz richtig meinte, daß Preußen auf seine Ehre dieselbe Rücksicht zu nehmen habe, auf Widerstand; aber der Minister Haugwitz zeigte weniger Bedenklichkeiten.

Leicht gelang es ihm mit der Vorstellung, daß sonst das ganze Friedenswerk zu scheitern drohe, von dem zu dieser Zeit bereits arg von der Wassersucht gequälten, im Bade zu Pyrmont weilenden Könige eine förmliche Erklärung seiner Zustimmung zu dem gedachten Grundsatze zu erlangen. In dieser vom 3. Juli 1797 datirten Erklärung heißt es:

„daß, da nach Versicherung der französischen Regierung der Kaiserliche Hof über das Princip der Säcularisationen behufs der Entschädigung der weltlichen Fürsten einverstanden und hierdurch die vornehmste Bedingung der Zustimmung des Königs erfüllt sei, der König kein Bedenken trage, sich dem Verlangen der französischen Regierung zu fügen und dieser Vereinbarung seinerseits beizutreten, indem er dieselbe als das einzige Mittel betrachte, die Leiden des Krieges, unter welchem Deutschland seufze, zu beenden, wobei der König stets bereit sei, sich mit der französischen Republik, wie mit dem Kaiser, über die Anwendung des gedachten Grundsatzes zu verständigen und seine Kräfte und seine Mittel mit denen der beiden Mächte zur Ausführung und Aufrechterhaltung desselben zu vereinigen. Es komme in dieser Beziehung nur auf ein vertrautes Einverständniß zwischen Preußen und Frankreich an. Vertrauen und gegenseitige Aufrichtigkeit müsse vorherrschen und Preußen werde diese Gesinnungen im höchsten Grade mitbringen. Da das Directorium zu erkennen gegeben habe, daß der Kaiser einiges Bedenken zu hegen scheine, das in Rede stehende System zuerst anzukündigen, um nicht seinen Charakter als Kaiser bloßzustellen, so scheine es dem Könige, der gern beitragen wolle, ihm diese Unannehmlichkeit zu ersparen, eine öffentliche und gemeinschaftliche Erklärung der drei Mächte über diesen Gegenstand werde der hoffentlich zwischen ihnen in dieser Beziehung obwaltenden Einigkeit und der zur Beschleunigung der Friedenseinleitung unerläßlichen Eile und Kraft des Entschlusses am besten entsprechen; er, der König, sei daher zu einer solchen Erklärung bereit und es werde nur von den beiden Mächten abhängen, ihn ihre Gedanken über die Art der Abfassung wissen zu lassen. Sobald diese Mittheilung erfolgt und die Grundlagen des durch die Vereinigung ihrer Mittel zu bewirkenden Systems festgestellt seien, werde die möglichst schnelle Eröffnung eines

Congresses durchaus nothwendig sein, um alle einzelnen, darauf bezüglichen Verhältnisse zu regeln. Beide Mächte sollten auf die größte Bereitwilligkeit des Königs rechnen." —

Aber die offene und wegen ihrer Offenheit ehrenwerthe Erklärung des Königs von Preußen gereichte diesem nur zu neuem Nachtheile. Frankreich, dessen Achtung für Preußen im Angesicht einer in jener Zeit unbegreiflichen Dienstwilligkeit, welche nicht die geringste Gegenleistung forderte, nur sank, benutzte dieselbe freudig zu einem seinen Interessen entsprechenden Druck auf Oesterreich; das Wiener Cabinet aber fand in der preußischen Erklärung von Neuem die hoch willkommene Gelegenheit, alles Gehässige der Maßregel, auf welche man in Wien in der That nur zu gern einging, Preußen aufzubürden und sich selbst nur als den gezwungen nachgebenden Theil hinzustellen.

Dennoch dauerten die seit Ende August auf dem Schlosse Passeriano bei Udine wieder aufgenommenen Friedensverhandlungen resultatlos bis in den September hinein fort. Erst, als am 18. Fructidor (4. September) in Paris der große Schlag gefallen war, welcher die Macht des Directoriums von Neuem befestigte, alle Hoffnungen auf eine Reaction in gemäßigtem Sinne vereitelte und das auf Eroberung und Propaganda gestützte revolutionäre Gewaltsystem Frankreichs von Neuem feststellte, schwanden alle Hoffnungen Oesterreichs dahin.

Als Bonaparte endlich in einer Unterredung mit den Abgesandten Oesterreichs — zum Schein Graf Cobenzl, in der That aber der Marchese de Gallo — diesem Letzteren mit erheuchelter Heftigkeit zurief: „Sie wollen also Krieg, gut, Sie sollen ihn haben", und indem er ein kostbares Porzellanservice, ein Geschenk der Kaiserin Katharina an Cobenzl, auf dem Boden zertrümmerte, hinzufügte: „So werde ich Ihre österreichische Monarchie zerschmettern, ehe noch drei Monate um sind", da gaben beide jede weitere Zögerung auf.

Am 17. October 1797 erfolgte auf dem Schlosse Campo formio, ebenfalls bei Udine gelegen, die Unterzeichnung des Friedens zwischen Oesterreich und Frankreich, welcher freilich ganz andere Bedingungen enthielt, als alle Welt nach dem bekannt gewordenen Inhalt des Vertrages von Leoben und den feierlichen Erklärungen des Kaisers erwartet hatte.

Oesterreich trat darin die Niederlande an die französische Republik, den größten Theil seiner bisherigen italienischen Provinzen an die von Bonaparte aus diesen und einem Theile von Venedig westlich der Etsch neugebildete cisalpinische Republik ab und verpflichtete sich, diese letztere anzuerkennen. Zur Entschädigung dafür wurde der größte Theil des venetianischen Festlandes nebst der Hauptstadt Venedig mit der österreichischen Monarchie vereinigt, ein Zuwachs an Gebiet, welchen Oesterreich mit Strömen von Blut und unermeßlichen Opfern bezahlen sollte, um dasselbe in der Zukunft ebenso ruhmlos wieder zu verlieren, wie es gewonnen worden war. Ferner erhielt Oesterreich Istrien und Dalmatien; die früheren venetianischen Besitzungen im jonischen Meere und an der albanischen Küste sollten an Frankreich fallen. In Betreff des deutschen Reiches wurde festgesetzt, daß sofort zu Rastadt ein besonderer Friedenscongreß zusammen-

berufen und über den Abschluß eines besonderen Friedens mit dem Reiche berathen werden solle. Dem Herzog von Modena endlich, welcher sein Land gänzlich an die cisalpinische Republik*) verloren hatte, wurde eine Entschädigung im Breisgau, also auf Kosten des deutschen Reiches, in Aussicht gestellt.

So weit der öffentlich bekannt gewordene Inhalt des Friedensvertrages von Campo formio; wie gewöhnlich aber war die Hauptsache in geheimen (diesmal 14) Artikeln enthalten, welche man sich scheute, vor aller Welt zu bekennen.

In einem derselben verpflichtete sich der Kaiser, seine guten Dienste dahin anzuwenden, daß das deutsche Reich in dem demnächst zu vereinbarenden Frieden das ganze linke Rheinufer mit Einschluß des Brückenkopfs von Mannheim, sowie der Stadt und Festung Mainz, an Frankreich abtrete; sonach gehörte dazu auch der Brückenkopf von Mainz: Castel. Sollte das Reich sich dessen weigern, so verpflichtete sich der Kaiser, seine Truppen bis auf das von ihm nach der Reichsverfassung zu stellende Contingent zurückzurufen und auch dieses nicht zur Besetzung von Festungen, d. h. also zur Vertheidigung von Mainz, Ehrenbreitstein u. s. w. verwenden zu wollen, mithin mit anderen Worten das Reich wehrlos seinem Schicksale preiszugeben.

In einem anderen geheimen Artikel verspricht Frankreich, beim Abschluß des Reichsfriedens dahin zu wirken, daß das Erzbisthum Salzburg säcularisirt und mit dem Theile von Baiern, welcher zwischen diesem Bisthum, dem Inn, der Salza und Tyrol gelegen ist, an Oesterreich abgetreten werde.

Ein dritter Geheimartikel setzt fest, daß, wenn während der Friedensverhandlungen mit dem Reiche eine der beiden Mächte noch weitere Erwerbungen im deutschen Reiche machen solle, auch die andere mit ebenso viel Land zu entschädigen sei.

In mehreren anderen Artikeln wurde über die Entschädigungen der verschiedenen Fürsten, welche durch den Erfolg des Krieges Verluste an Land erlitten hatten, so namentlich des Fürsten von Nassau, vormaligen Erbstatthalters von Holland, der Kurfürsten von Mainz, Trier, Cöln, Pfalz-Baiern, der Herzöge von Würtemberg-Zweibrück, des Landgrafen von Hessen und verschiedener anderer kleiner Fürsten und Herren, welche sich durch die Abtretung des linken Rheinufers geschädigt sahen, die Verein-

---

*) Diese aus den venetianischen Provinzen westlich der Etsch, der Lombardei und Mantua, dem bisherigen Herzogthum Modena, den ehemals päpstlichen Legationen Bologna, Ferrara, Romagna und aus der von Graubündten losgerissenen Landschaft Valtelino mit Bormio und Chiavenna von Bonaparte neugeschaffene Republik, mit etwa 4 Millionen Einwohnern, mußte ihre Entstehung theuer bezahlen.

Zu einem Allianztractat mit Frankreich verpflichtet und der That nach von diesem völlig abhängig, mußte sie jährlich 18 Mill. Francs für die Unterhaltung des zu ihrem Schutze dienenden französischen Corps zahlen, neue Festungen bauen, ihre Truppen unter den Befehl französischer Generale stellen und französische Besatzungen in ihre Festungen aufnehmen. Als der gesetzgebende Körper die Ratification dieses Vertrages verweigerte, wurden der Präsident und 20 Mitglieder desselben verhaftet, auf das Land eine neue Contribution ausgeschrieben und mit Mühe der letzte Rest von Selbständigkeit des Landes gerettet.

barung getroffen, daß diese auf dem Congreß zu Rastadt und zwar im Einverständniß mit Frankreich geregelt werden und auf Kosten Deutschlands stattfinden solle.

Der für unsere Geschichte wichtigste der geheimen Artikel ist der neunte derselben, weil er in seinem Inhalt direct gegen Preußen gerichtet ist und nicht allein abermals den vollgültigen Beweis von der Treulosigkeit und unversöhnlichen Abneigung Oesterreichs gegen Preußen liefert, sondern dem Berliner Cabinet auch wohl schon jetzt die Augen hätte öffnen können über das, was es von der Aufrichtigkeit der Gesinnung der französischen Machthaber dereinst erwarten durfte. Nachdem Frankreich, wie wir oben erzählt haben, sich Preußens bedient hatte, um die Bedenklichkeiten des Kaisers in Bezug auf die Säcularisationen zu besiegen, trug es keine Scheu, sich nachher insgeheim mit Oesterreich gegen Preußen zu verbünden und Preußen von dem Vortheil, welcher ihm durch die Säcularisationen erwachsen wäre, auszuschließen. In diesem neunten Artikel verpflichtet sich Frankreich, daß es keine Schwierigkeiten machen wolle, dem Könige von Preußen seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer wieder zurückzugeben; beide Mächte aber gewährleisteten sich gegenseitig, daß in diesem Falle auch Preußen keine weitere Entschädigung zu beanspruchen habe und solche nicht erhalten solle. In der That ein richtiges Freundschaftsstück Oesterreichs, wohl geeignet, die gegenseitige Abneigung beider Länder zu erhöhen und dereinst die gerechte Vergeltung herauszufordern. —

Für's Erste blieben indessen selbstredend die geheimen Artikel des Friedensvertrages von Campo formio der preußischen Regierung so gut unbekannt, wie allen übrigen Regierungen des deutschen Reiches; und das Kaiserliche Decret vom 1. November 1797, worin der Kaiser den Reichsständen die für die Oeffentlichkeit bestimmten Punkte des Vertrages mittheilte und sie aufforderte, Deputirte nach Rastadt zu senden, um daselbst über den Abschluß eines anständigen und billigen Reichsfriedens auf Grundlage der Integrität des Reichs und seiner Verfassung zu unterhandeln, konnte die Täuschung, in welche das Kaiserliche Cabinet im Verein mit Frankreich die Stände des Reiches versetzt hatte, nur erhöhen. Erst auf dem am 9. December 1797 zu Rastadt eröffneten Friedenscongreß, welchen wir in einem späteren Abschnitt näher zu berühren haben werden, sollten sie auf unangenehme Weise aus ihrem Irrthum gerissen werden.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir jedoch schon an dieser Stelle, daß das Wiener Cabinet schon am 1. December 1797 einen neuen geheimen Vertrag mit der Republik abschloß, in welchem es sich verpflichtete, bis zum 20. December die Festungen Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitstein, Ulm, Ingolstadt und Würzburg zu räumen und ihren Landesherren zurückzugeben, bis zum 25. December sein Heer in die österreichischen Erbstaaten, sein Reichscontingent aber bis hinter den Lech zurückzuziehen und bis zum 30. December auch Mainz zu räumen.

Das deutsche Reich war somit durch diese neue Treulosigkeit Oesterreichs, ohne Ahnung von der ihm drohenden Gefahr, schon vor dem Zusammentritt des Rastadter Congresses wehrlos seinem übermüthigen Feinde preisgegeben; denn daß das Friedenswerk selbst bei größerer Beschleunigung,

als die Verhandlungen mit dem schwerfälligen deutschen Reichskörper gewöhnlich zu haben pflegten, nicht bis zu dem angedeuteten Termine beendigt sein konnte, liegt wohl klar vor Augen. Der versammelte Congreß gerieth daher auch nicht wenig in Aufregung und Schrecken, als, während die Friedensverhandlungen kaum begonnen hatten, am Ende December ein französisches Corps über den Rhein ging, das von nur wenigen Tausend Mann kurmainzischer Truppen besetzte Mainz einschloß und am 30. December durch Capitulation besetzte. Eine Störung der Friedensverhandlungen erregte diese Gewaltthat ebenso wenig, als die am 25. Januar 1798 durch gewaltsamen Angriff erfolgende Besitznahme des Brückenkopfes von Mannheim oder die enge Einschließung von Ehrenbreitstein durch die Republikaner. —

Der Abschluß des Friedens von Campo formio, das gänzliche Stillschweigen Frankreichs gegen Preußen über die definitive Regelung der Entschädigungsfrage, sowie die immer auffallender hervortretende Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich, zwei noch kurz vorher so erbitterten Feinden, fingen indessen doch an, dem Könige von Preußen ein nur zu gerechtfertigtes Mißtrauen gegen diese beiden Freunde einzuflößen, so wenig er auch, im letzten Stadium der Brustwassersucht und von den heftigsten Schmerzen gequält, sich in dieser Zeit um die Leitung der Staatsgeschäfte kümmerte. Wohl fühlend, daß die gegenwärtig eröffneten Aussichten zu einem allgemeinen Frieden nur die trügerische Windstille vor einem heftigen Sturme sei, erkannte Friedrich Wilhelm sehr richtig, daß das ihm von seinen Ministern aufgenöthigte politische Neutralitätssystem Preußen um seine Bedeutung bei den anderen Staaten Europa's gebracht habe, daß es in den bevorstehenden Kämpfen alleinstehen werde und einer Vereinigung anderer Länder unfehlbar erliegen müsse, wenn es ihm nicht bei Zeiten gelingen sollte, Bundesgenossen für den Fall der Noth zu finden. Die Zeiten Friedrichs des Großen, der für sein gutes Recht furchtlos den Kampf mit halb Europa aufnahm, waren für Preußen leider vorüber.

Unter diesen Umständen gewährte es dem Könige noch in seinen letzten Lebenstagen große Befriedigung, daß Rußland, dessen freundliche Beziehungen zu Preußen schon in den letzten Regierungsjahren Friedrichs II. in Folge der Hinneigung der Kaiserin Katharina zu Oesterreich und neuerdings durch das Verhalten Preußens in dem russisch-türkischen Kriege, sowie andererseits durch das Verfahren Rußlands in der polnischen Theilungsfrage erkaltet waren, von Neuem den Wunsch zu einer Annäherung an Preußen zu erkennen gab. Denn als ein Zeichen solchen Wunsches mußte es mit Recht angesehen werden, daß der neue Beherrscher Rußlands, Kaiser Paul I., den Grafen Panin, den Neffen des russischen Ministers Panin, welcher dereinst für den Freundschaftsbund der russischen und preußischen Regierungen so thätig gewirkt hatte, mit einem eigenhändigen Schreiben an den König Friedrich Wilhelm nach Berlin sendete. Friedrich Wilhelm hatte es nicht vergessen, daß bei seiner Anwesenheit in Petersburg im Jahre 1780, als er im Auftrage seines großen Onkels den Intriguen und Bemühungen des Wiener Cabinets um die Freundschaft Rußlands entgegenwirken sollte, vornehmlich der Großfürst Paul es gewesen war, welcher

ihm seinen schweren Auftrag nach Kräften erleichtert und ihm persönlich die aufrichtigste Zuneigung bewiesen hatte.

König Friedrich Wilhelm empfing daher, so große Anstrengung es ihm auch kosten mochte, den Gesandten des Kaisers am 30. October in feierlicher Audienz und mit allem bei solchen Gelegenheiten üblichen königlichen Prunke und nahm das Schreiben Kaiser Pauls mit sichtbarer Rührung entgegen, so aus der letzten öffentlichen Handlung seines Lebens noch die Hoffnung schöpfend, daß Preußen bei den herannahenden Stürmen nicht ohne alle Stütze sein werde, eine Hoffnung, die, wie wir sehen werden, schlecht genug in Erfüllung gehen sollte. —

Capitel IV.

Friedrich Wilhelms Tod. Zustand des preußischen Staates.

§. 30.

Das Lebensende Friedrich Wilhelms II.

Die mannichfachen Strapazen und Entbehrungen des Feldzuges in dem unwirthlichen Polen im Jahre 1794, welche König Friedrich Wilhelm II. nach Art aller Fürsten aus dem Hause Hohenzollern getreulich mit seinem Heere getheilt hatte, ganz besonders aber der Genuß schlechten Wassers, zu welchem die Noth daselbst den König oftmals gezwungen und an welches derselbe noch nach Jahren stets mit Ekel zurückdachte, hatten die Gesundheit Friedrich Wilhelms in bedenklicher Weise erschüttert; nicht allein Verdruß über den unerwünschten Verlauf der kriegerischen Operationen, sondern auch wirkliche Krankheit hatte den König genöthigt, in der zweiten Hälfte des Monats September die Armee zu verlassen und nach Potsdam zurückzukehren.

Seit dieser Zeit litt der König vielfach an Brustbeschwerden und Schlaflosigkeit; vergeblich bemüheten sich die Aerzte, diesen Uebeln durch gewöhnliche und ungewöhnliche, ja zuletzt, wie glaubhaft versichert wird, auf besondere Anregung der Freundin des Königs, der Gräfin Lichtenau, welche bei dem Anblick der Leiden ihres Freundes und Wohlthäters, wie sie selbst schreibt, ihr Herz zerrissen fühlte, durch Anwendung einer animalisch-magnetischen Cur entgegenzutreten. Auch dieses Mittel, welches strenge Moralisten mit Recht etwas bedenklich finden dürften, und auf dessen nähere Auseinandersetzung in diesen Blättern wir daher verzichten, half so wenig, als der Lebensbalsam Bischofswerders, zu welchem Friedrich Wilhelm bald ebenso alles Vertrauen verlor, wie er, durch die Gräfin Lichtenau aufgeklärt, längst schon den Glauben an dessen Geisterbannerei und Rosenkreuzerei aufgegeben hatte, — besonders, nachdem ein scandalöser Ehescheidungsproceß ihm den Charakter seines Günstlings in richtigem Lichte gezeigt hatte.

Im Sommer 1796 mußte der König, bei welchem sich die Vorboten der Brustwassersucht einstellten, eine Brunnencur in Pyrmont gebrauchen, wohin ihn die Gräfin Lichtenau begleitete und mit solcher Hingebung und Aufmerksamkeit pflegte, daß, allerdings nach ihrer eigenen Erzählung, ihr der gerührte König die ganze Grafschaft Pyrmont zum Geschenk anbot.

Sollte die Angabe der Gräfin, wie indessen kaum anzunehmen ist, wahr sein, so beweist das Ausschlagen eines so reichen Geschenkes, welches die Gräfin Lichtenau zu einer reichsunmittelbaren Fürstin gemacht haben würde, wenigstens die richtige Einsicht derselben, daß ein solches Besitzthum doch für die Folge unhaltbar für sie geworden wäre. Klüger war es von der Gräfin jedenfalls, daß sie sich von dem freigebigen Könige 500,000 Reichsthaler in holländischen Staatspapieren schenken und die ihr schon bei ihrer Erhebung in den Grafenstand zur Nutznießung überwiesenen Domänen Lichtenau, Breitenwerder und Roßwiese in der Neumark in ihr freies Eigenthum verwandeln ließ.

Im Jahre 1797 wurde die Wiederholung der Brunnencur in Pyrmont nothwendig, und abermals begleitete die Gräfin Lichtenau den König dorthin. Als bezeichnend genug möge es hier bemerkt werden, daß zu derselben Zeit, wo die Gräfin in Pyrmont dem glänzenden Hoflager des Königs vorstand und von mehr als 20 Reichsfürsten, welche hier dem Könige aufwarteten, mit Schmeicheleien und Huldigungen überschüttet wurde, die Königin von Preußen in dem bescheidensten und langweiligsten Badeorte des Vaterlandes, Freienwalde, Erholung suchte. Auch der Kronprinz mußte auf Befehl des Königs mit seiner jungen, von Schönheit und Anmuth strahlenden Gemahlin Pyrmont besuchen und hatte, bei seinem strengen Moralitäts- und Schicklichkeitsgefühl durch das Treiben der Lichtenau und ihres Anhanges im höchsten Grade angewidert, daselbst viele peinliche Scenen zu überstehen.*)

Nach dem zweiten Besuche Pyrmonts fühlte der König sich in seinen Schmerzen derartig erleichtert, daß man von Neuem die Hoffnung schöpfte, ihn, den kaum 53jährigen Mann von starkem Körperbau und bis dahin rüstiger Gesundheit, gänzlich wiederhergestellt zu sehen; ganz Berlin befand sich bei der Rückkehr des Königs, des „Vielgeliebten", wie ihn das Volk nannte, in der freudigsten Aufregung und veranstaltete zur Feier seiner Genesung ein glänzendes Fest, welchem beizuwohnen der König sich trotz aller Mahnungen der Aerzte, sowie der Gräfin Lichtenau und auch des sonst so zurückhaltenden Kronprinzen, nicht abhalten ließ, blos, wie der König in seinem Wohlwollen selbst äußerte, „um seinen lieben Berlinern nicht die Freude zu verderben."

Die Folgen der mit diesen Festlichkeiten verbundenen Anstrengungen, wie eines Diätfehlers, welchen der König bei dem großen von der Stadt im Börsensaal gegebenen Gastmahl begangen, konnten nicht ausbleiben; bald stellte sich die Wassersucht in noch stärkerem Grade als zuvor ein und die heftigsten Schmerzen nöthigten den König, sich in die innersten Gemächer des neuen Palais bei Potsdam zurückzuziehen. Er verließ

*) Eine derselben, und gewiß nicht die am wenigsten peinliche, war es, als die Gräfin am 3. August, dem Geburtstage des Kronprinzen, ein von ihr selbst zur Feier des Tages gedichtetes Festlied an der Hoftafel vortrug. Zwar erzählt die Gräfin selbst, daß der Kronprinz ihr in den verbindlichsten Ausdrücken und ohne die geringste Abneigung zu zeigen gedankt habe; indessen bei der bekannten Abneigung des Kronprinzen gegen die Freundin seines Vaters, die sich später recht deutlich zu erkennen gab, verdient die Erzählung nur geringen Glauben. Der Dank des Kronprinzen mag eben nur eine Höflichkeitsform gewesen sein, der er sich in der Anwesenheit des Königs nicht wohl entziehen konnte.

dasselbe nur noch einmal, um am 29. September bei dem Empfange der Erbprinzessin von Baden in Berlin gegenwärtig zu sein und kehrte kränker als je zurück. Brustschmerzen, häufig wiederkehrende Magenkrämpfe, verbunden mit Geschwulst der Beine und Hände, Schlaflosigkeit, erschwertes Athemholen machten den Zustand des armen Königs zu einem überaus qualvollen.

In dieser Noth erwies sich, wie die Gerechtigkeit zu bekennen erfordert, die Gräfin Lichtenau dem Könige als eine treue Freundin und theilnehmende Krankenpflegerin, wie denn überhaupt diese merkwürdige Frau bei allen ihren Fehlern und Schwächen bei Weitem nicht den harten Tadel verdient, der nach dem Tode des Königs ebenso freigebig auf sie gehäuft wurde, wie man sie vorher mit Schmeicheleien und Huldigungen überschüttet hatte. Man kann wenigstens das rein Menschliche in dem Wesen der Gräfin nur hoch stellen, welches sie bewog, alle Bitten und Vorstellungen des um ihre Zukunft besorgten Königs, die wiederholten Anerbietungen desselben, für alle ihre Güter in Preußen eine Summe von 2 Millionen Thalern zu geben und die Gräfin nach England zu senden, standhaft auszuschlagen und unter Bitten und Thränen zu erklären, daß sie sich nie von ihrem Wohlthäter und Freunde, am wenigsten jetzt, wo er leidend sei, trennen werde. Dagegen war es eine große Unvorsichtigkeit der Gräfin und vermehrte nur die Zahl ihrer Feinde, daß sie mit der zunehmenden Krankheit des Königs den Kreis, welcher diesen umgab, immer mehr nur auf sich selbst und ihre Günstlinge, meistens emigrirte französische Adelige, beschränkte und den eigentlichen Hofstaat gar nicht mehr zuließ. Mußten doch selbst die Königin und die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, wenn sie den König besuchen wollten, zuvor bei der Gräfin Lichtenau deshalb anfragen und mehr als einmal wurde ihnen der Zutritt verweigert, freilich mehr in Folge der verdrießlichen Stimmung des von Schmerzen gepeinigten Monarchen, als auf Veranlassung der Gräfin; doch konnte dies nicht verhindern, daß ihr allgemein die Ursache der Weigerung des Königs beigemessen ward. Ein Augenzeuge giebt ein höchst trauriges Bild von einer solchen um den sterbenden König versammelten Gesellschaft.

> „Im Hintergrund eines Saales, welcher durch den sanften aber melancholischen Schein von Wachslichtern in Alabastervasen erhellt wurde, saß, die geschwollenen Füße in Kissen gehüllt, in einem tiefen Polsterstuhle von grünem Sammet, der gute König, bleich, abgemagert, mit beängstigtem Athem, die erstorbenen Augen mit unstetem Blick hierhin und dorthin gerichtet. Neben ihm zur Rechten die Gräfin Lichtenau, ihm die angeschwollene Hand leise streichelnd; zur Linken die Marquise von Nadaillac, deren geistreiche Liebenswürdigkeit ihm wohlthat. Es fanden sich der Abbé d'Andelard, der Prinz Moritz von Broglie, St. Patern und St. Ygnon ein; der Letztere war der Vorleser, ein jovialer Possenreißer, dem es mehr darauf anzukommen schien, die gelangweilten Landsmänner und die Damen zu amüsiren, als den kranken König seine Leiden vergessen zu machen. Am Kamin spielten die Kinder der Gräfin Dönhof*), deren Erziehung der

*) Wir haben der nur kurze Zeit währenden Verbindung des Königs mit der Gräfin Dönhof erwähnt.

König der Gräfin Lichtenau anvertraut hatte. Zuweilen sank der Kranke in einen unruhigen Schlaf, aus dem ihn böse Träume aufschreckten; der Vorleser ließ sich dadurch nicht unterbrechen und es machte einen erschütternden Eindruck, an dem Schmerzenslager eines zum Tode erkrankten Königs Molière's Lustspiel: „Der eingebildete Kranke", vorlesen zu hören." —

Da die Krankheit des Königs aller Kunst und Sorgfalt der Aerzte spottete, nahm die Umgebung Friedrich Wilhelms. wohl fühlend, daß mit dem Tode des Königs auch ihre Herrlichkeit und Macht ein Ende mit Schrecken nehmen werde, ihre Zuflucht zu allerlei gelehrten und nicht gelehrten Wunderdoctoren, Quacksalbern und Adepten, die, durch reichlich gespendetes Gold angelockt, aus allen Ländern herbeiströmten und sich hoch und theuer vermaßen, den von der Wissenschaft aufgegebenen Monarchen wieder herzustellen.

Wir erwähnen hier nur flüchtig der abenteuerlichen Cur, mit welcher der Professor der Chemie, Hermbstedt in Berlin, den König quälte, indem er ihn zum beständigen Einathmen einer von ihm erfundenen, aus bereits in Fäulniß übergegangenen animalischen Substanzen bereiteten und in Ballons von Goldschlägerhäutchen in das Krankenzimmer geleiteten, sogenannten Lebensluft nöthigte; ein Experiment, dessen unbedingte Schädlichkeit jedem verständigen Menschen sofort einleuchten muß, gleichviel, ob er Laie oder Arzt ist.

Eine noch wunderbarere und tollere Cur versuchte einer der berüchtigtsten und unverschämtesten Abenteurer, ein Magnetiseur de Beaunnoir aus Paris, an dem armen Könige, welchen er unter anderem Unsinn täglich elektrische Bäder nehmen, durch den Anblick spielender junger Hunde und Katzen zerstreuen ließ und dergleichen mehr. Selbstredend nutzten alle diese Wundercuren, welche nur die Taschen von Betrügern oder Narren füllten, dem sterbenden Könige noch weniger als die Kunst der Aerzte; täglich wurde sein Zustand schlimmer und am 12. November, an welchem Tage er zum letzten Male im Kreise seiner Umgebung der gemeinschaftlichen Mittagstafel beiwohnte, obschon weder er noch seine Gäste dabei einen Bissen genießen konnten, mußte der vom Knall einer Champagnerflasche in Ohnmacht gesunkene König auf sein Zimmer getragen werden.

Am folgenden Tage nahm der sterbende Friedrich Wilhelm in Gegenwart der Gräfin Lichtenau Abschied von der Königin und dem Kronprinzen, der Ersteren dabei in mühsam hervorgestammelten Worten sein Bedauern ausdrückend, daß er sie zuweilen gekränkt habe, während er den Sohn in seinem aufrichtigsten Schmerz zu trösten versuchte und ihm die zuversichtliche Hoffnung aussprach, daß er bei seinen ihm wohlbekannten vortrefflichen Eigenschaften dereinst das Glück seiner Unterthanen begründen werde.

Tief erschüttert verließ die Königin den sterbenden Gemahl, noch im Vorzimmer der Gräfin mit Thränen für ihre sorgsame und treue Pflege desselben dankend; ein um so bedeutungsvolleres Zeichen konnte es für diese sein, daß der Kronprinz still und kalt dabeistand und für die Maitresse des Vaters nichts als einen verachtungsvollen Blick hatte. Als der König dieses Benehmen seines Sohnes erfuhr, gerieth er trotz seiner Schwäche in den heftigsten Zorn und weigerte sich von da ab hartnäckig, noch ein

Mitglied seiner Familie zu empfangen, eine Weigerung, die man abermals allein dem Einfluß der Gräfin Lichtenau zuschrieb.

Erst am 16. November 1797, 9 Uhr Morgens, endete der Tod die Leiden des Königs, und er mußte, in den letzten Augenblicken wieder völlig bei Besinnung, wahrlich alle Bitterkeit des Todes kosten; vergeblich suchte sein unstet umherirrender Blick nach dem Anblick einer befreundeten oder theilnehmenden Seele, sein Machtwort selbst hatte seine Familie von seinem Sterbelager verscheucht; kein Verwandter, kein Freund, kein Arzt, kein Priester umstand dasselbe, nur einige Kammerdiener, unter ihnen Rietz*), die gemeinste und käuflichste aller Bedientenseelen, waren beim Tode Friedrich Wilhelms zugegen. In Wahrheit ein trauriges, alles Gefühl erschütterndes Ende für einen so gütigen und edelmüthigen König.

Auch die Gräfin Lichtenau, welche, nachdem sie die ganze Nacht vom 15. zum 16. November wachend am Lager des Königs zugebracht, sich des Morgens früh erschöpft auf ihre Zimmer zurückgezogen hatte, sollte den König weder lebend, noch als Leiche wiedersehen. Gleich nach ihrer Entfernung hatte der General von Bischofswerder mit zwei Stabsoffizieren das Königliche Vorzimmer besetzt und ließ der ängstlich nach Nachricht Forschenden, als der Tod bereits erfolgt war, sagen, der König sei in einen wohlthätigen Schlaf verfallen. Sie erfuhr das Ableben des Königs erst gleichzeitig mit dem Befehle, daß sie sich in ihrer Wohnung als Gefangene zu betrachten habe. —

Friedrich Wilhelm II. starb in einem Alter von 53 Jahren und 2 Monaten, hätte also nach gewöhnlicher menschlicher Berechnung, bei seinem überaus kräftigen Körperbau und seiner bis zum Jahre 1794 stets vortrefflichen Gesundheit, sehr wohl noch eine Reihe von Jahren an der Spitze des preußischen Staates stehen können, wenn nicht die Strapazen und Entbehrungen dreier hintereinander folgender Feldzüge, darunter eines in Polen, in ihm den Keim zu einer Krankheit gelegt hätten, die gerade in diesen Jahren des männlichen Lebensalters schon so viele Tausende von Menschen hinweggerafft hat. Es muß daher wenigstens als eine durch nichts zu rechtfertigende Leichtfertigkeit bezeichnet werden, wenn einzelne und unter ihnen sogar preußische Schriftsteller den frühzeitigen Tod des Königs durch Unmäßigkeit desselben im sinnlichen Genuß erklären wollen. Daß Friedrich Wilhelm namentlich in seinen jüngeren Lebensjahren den Trieben seines vollblütigen und lebhaften Temperaments in Bezug auf den Umgang mit dem schönen Geschlecht häufig mehr nachgab, als es sich mit den Lehren der Moral verträgt und als es wünschenswerth erscheint für das Beispiel, welches ein Fürst auch in sittlicher Beziehung seinem Volke geben sollte, haben wir schon an einer anderen Stelle dieses Buches hervorgehoben; die Sitten der Zeit, welche an anderen europäischen Höfen derartige Vorgänge in ganz anderen Dimensionen sah, und daher weniger Anstoß an denselben nahm, als es bei der heutigen größeren Aufmerksamkeit auf das Privatleben der Fürsten der Fall sein würde, verbunden mit seinen physischen Anlagen, mögen ihn dafür entschuldigen.

*) Scheinbar der Ehemann der zur Gräfin Lichtenau erhobenen Maitresse, aber nach wie vor erster Kammerdiener des Königs.

Aber nur Thorheit und Unverstand kann die Ursache des frühzeitigen Todes Friedrich Wilhelms in den Folgen seiner Lebensweise finden und als böswillige Verläumdung muß es bezeichnet werden, wenn Schriftsteller jener Zeit, welche, selbst den Principien der Revolution zugeneigt, es dem Könige nicht verzeihen konnten, in ritterlicher Weise gegen dieselbe zu Felde gezogen zu sein, allerlei Geschichten über Vorgänge in den Schlössern in und um Potsdam verbreiteten, welche später durch unverdächtige Zeugnisse als gänzlich erfunden oder in hohem Grade übertrieben widerlegt worden sind. —

Wiederum stehen wir am Schlusse eines Abschnittes unserer preußischen Geschichte und, wie wir hinzusetzen müssen, nicht des ruhmvollsten derselben. Ein kurzer Rückblick auf die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. wird als wenig erfreuliches Resultat derselben darthun, daß in dem kurzen Zeitraum von 11 Jahren und 3 Monaten das von Friedrich dem Großen so genial und imposant aufgeführte Gebäude des preußischen Staatslebens in seinen Grundpfeilern morsch und untüchtig geworden, als ihm die Hand des Meisters, der es geschaffen, fehlte, und daß der nächste über Preußen hereinbrausende Sturm nur noch kümmerliche Ueberreste von äußerlichem Glanze und werthlosen Schein vorfand, wo allein innere, streng gegliederte Kraft und festes, einmüthiges Zusammenhalten im Stande gewesen wären, Widerstand zu leisten.

Die Gerechtigkeit, die strengste Pflicht desjenigen, der es unternimmt, Geschichte zu schreiben, erfordert es, den König, so redlich sein Wille auch gewesen, nicht für ganz schuldlos an diesem Verfall des preußischen Staatswesens zu erklären.

Friedrich Wilhelm entbehrte bei aller edlen Gesinnung und redlichem Willen, sein Land groß und sein Volk glücklich zu machen, doch viele der glänzenden Charaktereigenschaften seines Vorgängers. Mangelnde Erkenntniß des wahren inneren Menschenwerthes ließen den König sein Vertrauen zum Theil Männern schenken, die dessen nicht würdig und zur Leitung der Staatsgeschäfte nicht befähigt waren; Mangel an Willenskraft und Charakterstärke unterwarfen ihn willenlos dem Einflusse dieser Männer, bewogen ihn, das alte kraftvolle, von Friedrich dem Großen mit so ungeheurem Erfolge eingeschlagene politische System des Hauses Brandenburg zu verlassen und sich eng mit dem Wiener Hofe zur Bekämpfung der Revolution zu verbinden; und als sich klar herausstellte, daß der mit so großer Energie und ritterlichem Enthusiasmus unternommene Kampf trotz aller Anstrengungen ein vergeblicher sei, als das Benehmen des Wiener Cabinets besonders in der polnischen Theilungsangelegenheit deutlich zeigte, daß der alte Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen keineswegs gehoben, daß ein einmüthiges Zusammengehen beider Staaten auf die Dauer unmöglich sei, da war es abermals der unselige Einfluß jener Männer, welcher den schwankenden Monarchen zur Absonderung von der Coalition, zur Annäherung an Frankreich und schließlich, als Preußen auch von dieser Seite Täuschungen erfuhr, zu einem unbedingten Neutralitätssystem zu bewegen verstand, zu einem System, welches alle übrigen Staaten mit gerechtem Mißtrauen gegen Preußen erfüllte, die Monarchie Friedrichs des Großen um alle politische Bedeutung brachte, und schließlich den Sturz derselben herbeiführen sollte.

Von ebenso bedauerlichen Folgen war die mehr und mehr hervortretende Abneigung des Königs, sich um das Detail der inneren Angelegenheiten des Landes selbst zu bekümmern. Zeugen gleich viele Maßregeln Friedrich Wilhelms von dem redlichen Streben desselben, das Wohl seiner Unterthanen zu begründen, so hinderten den König doch Neigung zum Wohlleben und Bequemlichkeitsliebe mit dem zunehmenden Alter in immer höherem Grade, die rastlose Thätigkeit und Energie seines Vorgängers nachzuahmen, selbst die Ausführung seiner Anordnungen zu überwachen, die inneren wie die äußeren Angelegenheiten des Landes bis in die kleinsten Details im Auge zu behalten, mangelhafte Einrichtungen und Zustände ohne Zögern zu verbessern oder zu beseitigen, und zürnend und strafend dazwischen zu fahren, wo man sich nicht beeilte, den Königlichen Willen zur Ausführung zu bringen.

So konnte und mußte es geschehen, daß das Vertrauen des Königs oft auf die unwürdigste Weise gemißbraucht wurde und daß Männer, deren Unwerth oder Unfähigkeit alle Welt erkannte, einen schwarzen Schlagschatten auf das Andenken eines Fürsten geworfen haben, welcher nach dem Urtheil aller seiner Zeitgenossen und nach dem gewiß nicht durch Schmeichelei gefärbten Ausspruch des großen Philosophen Kant — „ein tapferer, redlicher, menschenfreundlicher und, von gewissen Temperamentseigenschaften abgesehen, ein durchaus vortrefflicher Herr war." —

§. 31.

Aeußere und innere Zustände des preußischen Staates beim Tode Friedrich Wilhelms II.

Als Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1786 den preußischen Königsthron bestieg, hatte das Gebiet des Staates einen Flächeninhalt von 3393 Quadratmeilen, eine Bevölkerung von ungefähr 5,380,000 Seelen. Aber dieser im Verhältniß zu den übrigen europäischen Großmächten (Oesterreich, Frankreich, England und Rußland) nur kleine Staat hatte sich durch staunenswerthe Entwickelung innerer Kraft den größten Reichen ebenbürtig bewiesen, in blutigen jahrelangen Kämpfen seine Stellung unter den Großmächten Europa's errungen und behauptet und saß fortan mit ihnen zu Rathe über die politischen Geschicke des Welttheils. Ein wohlgeübtes Heer von mehr als 220,000 Mann, in ganz Europa bewundert und nachgeahmt, ein Schatz von 70 Millionen Thalern, die Frucht der weisen Sparsamkeit, der fürsorgenden Wirthlichkeit und Ordnungsliebe des großen Königs, sicherten seinem Nachfolger die Mittel, Preußen in seinem Ansehen und in seiner Bedeutung zu erhalten. Als kostbarstes Erbtheil aber durfte Friedrich Wilhelm II., und mit ihm ganz Preußen, ja das gesammte deutsche Volk, die Schritte ansehen, welche Friedrich II. gethan um Deutschland unter dem Banner der Hohenzollern zu einigen und zu erheben zum Kampfe gegen den tödtlichsten Feind deutschen Lebens, gegen die habsburgisch-römische Politik.

Die Stiftung und rasche Fortbildung des Fürstenbundes, dieses kostbaren Vermächtnisses Friedrichs des Großen an das deutsche Volk, dieser schönsten Frucht der unerhörten Kämpfe und Siege des Königs, hatte

seinem Nachfolger die Wege gebahnt und geebnet zur Erreichung des erhabenen Zieles. Denn allgemein war durch die Thaten und Lehren des großen Preußenkönigs, durch sein Beispiel treuester Erfüllung der Regentenpflichten, der aufopferndsten Hingabe an das Ganze, bei gebildeten Deutschen aller Länder und Stände die Erkenntniß geworden, daß eine Umgestaltung und Neubildung des morsch gewordenen deutschen Reiches, ein Kampf des Fortschrittes gegen den Stillstand, ein Sieg der Aufklärung und des Lichtes über geistige Tyrannei und Finsterniß dem deutschen Volke nur durch die Fürsten aus dem Hause Hohenzollern zu Theil werden könne. Und diese Ueberzeugung hatte sich bis in das Ausland verbreitet; rief doch der berühmte Mirabeau, dieser geistreiche und scharfe Beobachter und Kritiker der preußischen Zustände, die er nicht unterläßt, freimüthig zu tadeln, wo er Schatten und Mängel an ihnen gewahr wird, in seinem großen Werke über die preußische Monarchie 1788 dem deutschen Volke zu:

> „Deutsche jedes Standes, betrachtet die Standarte des Hauses Brandenburg als die Fahne eurer Freiheit, schließt euch an seine Macht an, unterstützt sie, befördert jeden den Gesetzen der Billigkeit entsprechenden Zuwachs; freut euch ihrer Erfolge; verhindert, so viel ihr könnt, daß sie nicht auf Irrwege gerathe; sie sind ihr tödtlich, weil sie keine andere sichere Grundlage, als ihre Tüchtigkeit hat.“ u. s. w. —

Von diesem gewichtigen Ansehen Preußens in Europa, von seiner bedeutungsvollen Stellung in Deutschland finden wir nach der kurzen Regierung Friedrich Wilhelms II. nur noch kümmerliche Spuren, und aus diesem Grunde bezeichnen wir dieselbe als eine für Preußen wenig ruhmvolle.

Zwar hatte der Staat durch die Erwerbung des Großherzogthums Posen, Neu-Ostpreußens und der Fürstenthümer Anspach und Baireuth einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs an Flächeninhalt und Einwohnerzahl erhalten*); aber Preußens Stellung unter den europäischen Mächten war bis zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken, das Vertrauen, mit welchem Deutschland auf den Nachfolger Friedrichs des Großen geblickt hatte, durch den Frieden von Basel, mit welchem Preußen selbst seine Interessen von denen Deutschlands trennte, auf's Tiefste erschüttert. Zwar verfügte Preußen noch immer über ein Heer von 235,000 Mann, dessen künstliche bis zur peinlichsten Pedanterie eingeschulte Bewegungen die Bewunderung aller Kamaschenhelden Europa's erregte; aber dieses gefürchtete Kriegsheer hatte bei aller Tapferkeit der Einzelnen nicht einmal die zusammengerafften, regellosen und undisciplinirten Schaaren der französischen Republik besiegen können, so oft es dieselben auch geschlagen hatte, es hatte sich als eine überaus künstlich zusammengesetzte, aber todte Maschinerie bewiesen, deren regelmäßiger Gang in's Stocken gerieth, sobald ein unerwartetes Ereigniß denselben unterbrach.

Daneben erscheint es fast von untergeordneter Bedeutung, daß der von Friedrich dem Großen angesammelte Schatz von 70 Millionen Thalern

---

*) Der preußische Staat hatte beim Tode Friedrich Wilhelms II. einen Flächen-nhalt von 5307 Quadratmeilen mit 8,687,000 Einwohnern; also einen Zuwachs von 1914 Quadratmeilen und 3,307,000 Einwohnern erfahren.

theils durch die übel angebrachte Großmuth des Königs gegen Holland, theils durch die ungeheuren Kosten der Feldzüge gegen Frankreich, theils endlich durch eine schlecht geregelte Finanzwirthschaft, nicht allein völlig zusammengeschmolzen war, sondern auch statt dessen sich eine Schuldenlast von 48 Millionen Thalern angehäuft hatte.

Unzweifelhaft datiren sich Ursache und Anfang des Verfalles der politischen Bedeutung Preußens von dem Zeitpunkt, wo es den Freunden Oesterreichs am preußischen Hofe gelang, den König zum Wechsel des politischen Systems zu bewegen und den Minister Grafen Hertzberg von seinem Amte zu entfernen.

Wenngleich weder der Einfluß dieses verdienten Staatsmannes auf Friedrich II. jemals groß genug, noch seine staatsmännische Begabung, so Großes er auch als Diener des großen Königs geleistet hatte, so hervorragend war, daß er im Stande gewesen wäre, die genialen Pläne desselben für die Umgestaltung Deutschlands ohne diesen selbst ihrer Vollendung entgegenzuführen, so war Graf Hertzberg doch vor allen Anderen derjenige Minister, nach dessen Ansicht Preußen die von Friedrich II. gezeigte Bahn verfolgen, die ihm übertragene Rolle in Deutschland (an der Spitze des Fürstenbundes) weiter entwickeln und, den Gegensatz gegen Oesterreich sowie eine selbständige Haltung gegen alle Großmächte wahrend, jede Gelegenheit wahrnehmen sollte, um die Mängel und Unvollkommenheiten der preußischen Monarchie zu beseitigen. Er erkannte es als die wesentlichste Aufgabe der preußischen Politik, sich jeder Vergrößerung Oesterreichs, des alten Nebenbuhlers des brandenburgischen Hauses, in Deutschland mit allen Kräften zu widersetzen, den Fürstenbund durch Heranziehung einer noch größeren Zahl von Staaten zu erweitern und innerlich zu kräftigen und im Bunde mit England, Holland, Schweden und Polen den Bestrebungen Oesterreichs und Rußlands gegenüber das Gleichgewicht Europa's aufrecht zu erhalten. Aber der Minister glaubte, wie wir an einer anderen Stelle bereits hervorgehoben haben, Oesterreich am wirksamsten auf dem Felde der europäischen Politik entgegentreten zu können und beging, während er zu diesem Zwecke die Mittel und Kräfte Preußens bereitwillig opferte, um das Haus Oranien in Holland vor der Revolution, die Türkei gegen die Angriffe Rußlands und Oesterreichs zu schützen, während er um dieses letzteren Zweckes halber sogar entschlossen schien, den Kampf mit Rußland und Oesterreich allein aufzunehmen, den verhängnißvollen Fehler, sich um das Schicksal des Fürstenbundes wenig zu kümmern, that nichts, um Deutschland aus seiner ohnmächtigen Zersplitterung zu reißen und übersah darüber das wirksamste Mittel, Oesterreich in Deutschland in den Hintergrund zu drängen und die deutschen Staaten unter der Führung Preußens zu vereinigen, vollständig.

Schon im Jahre 1788, also zwei Jahre nach dem Tode des Schöpfers des Fürstenbundes, schrieb der schon erwähnte Geschichtschreiber Johannes von Müller voller Zorn über die Unthätigkeit des Fürstenbundes:

> „Wenn die Conföderation schon im dritten Jahre schlummert, wird noch Athem in ihr sein im siebenten? Wenn die deutsche Union zu nichts Besserem dienen soll, als den gegenwärtigen Statum quo der Besitzungen zu erhalten, als zu machen, daß

Baiern das Glück habe, statt Joseph II. den Herzog von Zweibrücken zum Landesvater zu bekommen, als einen eingewurzelten Mißbrauch, wenn Kaiser Joseph mit rascher Hand ihn hinwegreißen will, auf's Aeußerste zu vertheidigen, damit er doch seine 50 Jahre noch stehen und wirken möge, dann ist sie unter allen politischen Operationen, die in Deutschland vorgenommen worden, die uninteressanteste. Denn die politische und moralische Welt fordert, wie die physische, Leben, Bewegung und Fortschritt."

Der feurige Aufruf Müllers an Preußen schließt mit den Worten: „Sollten wir uns geirrt haben, wird der Nation von keiner Seite geholfen, so haben wir zum wenigsten gelernt, denen nie mehr zu vertrauen, die bald nicht helfen wollen, bald nicht helfen können. Schande komme über das Haupt des Mannes, der dem Säumigen das Wort redet." —

Wie die unausgesetzten Bemühungen der Männer, welchen der König immer mehr sein Vertrauen schenkte, besonders Bischofwerders, allmählich den König zu einer Annäherung an Oesterreich zu bewegen wußten, wozu die verbindlichen und schmeichelhaften Schritte des Nachfolgers Kaiser Josephs, Leopold, nicht wenig beitrugen, wie der Minister Graf Hertzberg sehr gegen seinen Willen genöthigt wurde, die Convention von Reichenbach zu unterzeichnen und bald darauf seine Stellung gänzlich aufgeben mußte, wie endlich die Furcht vor der französischen Revolution und ihren Folgen die preußische Politik in gänzlich andere Bahnen trieb und Preußen sich zum Kampfe gegen dieselbe mit seinem alten Erbfeinde vereinigte, nur um in dem gemeinsamen Kampfe bei Weitem das Meiste zu thun und die größten Opfer zu bringen und gleichzeitig in der polnischen Angelegenheit den schnödesten Undank von seinem Verbündeten zu erfahren, haben wir in den vorstehenden Blättern erzählt.

Nur das wollen wir nachträglich noch hier erwähnen, daß der längst in ländlicher Zurückgezogenheit lebende ehemalige Minister Graf Hertzberg, von Vaterlandsliebe getrieben und fest überzeugt, daß die eingeschlagene politische Bahn Preußen zum Verderben führen müsse, zu der Zeit, als der König mit der Armee vor Warschau stand (Juli 1794) unaufgefordert nochmals den Versuch machte, den König zu einer Aenderung seines Systems zu bewegen.

In einem sehr ausführlichen und eindringlichen Schreiben setzte der Minister auseinander, daß Preußen die zweite Theilung Polens niemals hätte zugeben sollen, daß es Preußens Vortheil vielmehr erfordert hätte, die Unabhängigkeit Polens zu schützen und durch den Einfluß, welchen es hierdurch gewonnen haben würde, sich der Republik Polen gegen die ehrgeizigen Bestrebungen Rußlands und Oesterreichs zu bedienen. Freimüthig, aber unvorsichtig bezeichnete Hertzberg die von den drei Mächten für die Theilung gebrauchten Vorwände als so verhaßt und verschrieen, daß sie dem Rufe derselben unbegrenzten Schaden bringen und ihren Namen in der Geschichte beflecken müsse, daß man nicht begreifen könne, wie sie ihr Verfahren mit ihrer Religion und ihrem Gewissen vereinigen zu können glauben. Er räth dem Könige schließlich, schleunigst mit der französischen Republik Frieden zu machen und im Verein mit derselben auf einem

Congreß die Wiederherstellung Polens zu bewirken, mit Ausnahme von Danzig und denjenigen Gebietstheilen der Republik, welche der Minister dem Könige schon auf dem Congreß zu Reichenbach verschafft haben würde, wenn man dort auf seinen Rath gehört hätte. —

Ein zweites, ja ein drittes, immer dringender gehaltenes Schreiben Hertzbergs erfolgte in kurzen Zwischenräumen, als der Minister keine Antwort erhielt und inzwischen die Siege der Franzosen die Gefahr für Preußen immer größer erscheinen ließen. Graf Hertzberg prophezeit endlich aus dem Beibehalt der jetzigen Politik den völligen Untergang des preußischen Staates, verkündigt, noch bevor sie eingetreten, die siegreichen Fortschritte der französischen Waffen, den Verlust der Niederlande, Hollands, Savoyens und beschwört den König, nicht länger seine Monarchie dem unsicheren Loose der Waffen preiszugeben; er selbst bietet sich an, für einige Zeit, wenn auch nicht förmlich, wieder in das Cabinet einzutreten und Denkschriften auszuarbeiten, durch welche die Höfe von London und Wien bewogen werden sollten, die französische Republik anzuerkennen und Frieden zu schließen. Es solle dies Alles dem Könige keinen Heller kosten, er wolle Alles umsonst und aus reinem Patriotismus thun und sich nachher wieder von den Geschäften zurückziehen, der König möge sich an seine guten Dienste und Erfolge in den Jahren von 1786—1791 erinnern und erwägen, ob Andere ihm besser, schneller und wohlfeiler gedient hätten. —

Erst jetzt, aus dem Lager zu Oppalin vor Warschau vom 20. Juli datirt, erhielt der Minister eine Antwort. In derselben heißt es:

> „Es war eine Zeit, wo Sie Ihre Pflicht erfüllten, wenn Sie mir Ihre Meinung über die Angelegenheiten vorlegten, welche ich Ihrem Eifer übertragen hatte. Jetzt, nachdem Ihre diplomatische Laufbahn geendigt ist, würde ich es Ihnen als besonnene Zurückhaltung angerechnet haben, wenn Sie mich mit Rathschlägen verschont hätten, auf die ich nur insofern Werth lege, als ich sie verlange. Ueberlassen Sie den Ministern, die mein Vertrauen mit den sonst von Ihnen besorgten Angelegenheiten beauftragt hat, das Geschäft, meine Befehle zu empfangen und sie auszuführen. Ich weiß den Patriotismus zu schätzen und will gern glauben, daß er Ihnen Ihre Anerbietungen eingeflößt hat. Es wäre aber auch möglich, daß die Eigenliebe die Gestalt desselben in Ihren Augen angenommen und Sie über Ihre wahren Beweggründe getäuscht hätte, und es würde mir lieb sein, wenn dieser Gedanke Sie wegen Sich selbst auf die Hut brächte, um Sie auf den Kreis Ihrer jetzigen Obliegenheiten*) zu beschränken und mir die Unannehmlichkeit zu ersparen, Ihnen diesen Rath wiederholt zu ertheilen." —

In der That eine herbe und wenig verdiente Zurechtweisung für einen Mann, der sein ganzes Leben lang mit Aufopferung dem Staate gedient hatte, den aber seine lebhafte Vaterlandsliebe die Formen und

---

*) Graf Hertzberg waren nach seiner Entlassung die bedeutungslosen Aemter eines Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, sowie die Aufsicht über den Seidenbau im preußischen Staate übertragen. Er starb am 27. Mai 1795 auf seinem Gute Lottin in Hinterpommern.

Rücksichten vergessen ließ, die selbst der verdienstvollste und höchstgestellte Staatsbeamte seinem Fürsten schuldig ist.

Daß König Friedrich Wilhelm über die rücksichtslose Offenheit und Derbheit seines ehemaligen Ministers erzürnt war, erscheint leicht erklärlich; daß er den alten und würdigen Diener in dieser Art zurechtweisen konnte, kann man bei dem wohlwollenden Herzen des Monarchen nur auf die Rechnung derjenigen Personen schreiben, welche zum Unheil für Preußen einen so unbegrenzten Einfluß auf denselben ausübten.

Es dürfte hier die geeignete Stelle sein, etwas Näheres über diese Männer zu sagen.

Den General von Bischofswerder, schon mit Friedrich Wilhelm als Kronprinzen durch die Bande der Schwärmerei und Geisterseherei auf's Engste verknüpft, haben wir schon im §. 5 dieses Buches genügend gekennzeichnet. Er wurde der Liebling des Kronprinzen, weil er die Schwächen desselben zwar zu seinem Vortheil zu benutzen verstand, sich aber dabei wohl hütete, jemals merken zu lassen, daß er eine Herrschaft über denselben ausübe. Er nahm gern die Maske der Unbefangenheit und einer gewissen Einfalt an, die von nichts weiß, dumme Fragen thut, um die Leute sicher zu machen, und Antworten ertheilt, als ob sie nicht verstehe, um was es sich handele. In seinem Benehmen bescheiden und wohlwollend, wußte er seine Gewaltmaßregeln durch die dritte und vierte Hand durchzusetzen; Auszeichnungen und Geldbelohnungen lehnte er öffentlich ab, um sie sich in doppeltem Maße mit Gewalt aufdringen zu lassen. Der in diesem Buche schon oft citirte Verfasser der Vertrauten Briefe über Preußen sagt von ihm unter Anderem:

> „Auch als Friedrich Wilhelm König geworden war, mischte sich Bischofswerder nie direct in die Angelegenheiten des Staates, so wenig wie in die Liebschaften des Königs; er machte keine Ansprüche auf Beförderung, so wenig wie auf Geschenke, ja selbst die Angelegenheiten des Militärs bearbeitete er nicht, sondern verhielt sich ganz passiv. Wenn nun der König, wie es oft geschah, zwischen Meinungen schwankte, so eilte er zu seinem Vertrauten, um sich Raths zu erholen; er fand und benutzte ihn auf der Stelle. Wenn der König mit seinem Vergnügen innigst beschäftigt war und aufgefordert wurde, ein wichtiges Staatsgeschäft zu entscheiden, so wurde Bischofswerder gerufen und es hieß dann: machen Sie die Sache ab wie Sie glauben, daß es am besten ist. Bischofswerder entschuldigte sich dann wohl, es half aber nichts, und wenn Alles expedirt war, unterschrieb der König die Reinschrift, ohne sie zu lesen. Bischofswerder befolgte diese Methode bis an das Ende seiner politischen Laufbahn und selbst die Güterschenkungen in Südpreußen wurden auf eben diesem Wege verhandelt. Der Donatarius kam desfalls bittend ein, die Bittschrift wurde dem Grafen Hoym zum Gutachten mitgetheilt, worauf dann die Schenkungsurkunde erfolgte. Vorher war aber Alles durch Privatbriefe eingeleitet.*)

*) Ueber diese Güterverschenkungen in Polen, an denen sich Bischofswerder weniger als hauptsächlich seine Frau in der schmutzigsten Weise betheiligte, findet man in den

„Mit der Lichtenau war Bischofswerder in ewigem Kampfe; sie konnte ihn aber nicht stürzen, weil der König auf alle ihre Klagen stets antwortete, nicht Bischofswerder, sondern ich habe das so gewollt. Zuletzt durfte sie seinen Namen nicht mehr nennen.*) Schulenburg und Hertzberg stürzte Bischofswerder ebensowenig, wie den Minister von Voß direct; diese Herren versahen es darin, daß sie dem Könige zu imponiren versuchten, wenn die Gerechtigkeit auf ihrer Seite war; dann klagte es der König seinem Freunde Bischofswerder und dieser durfte nur sagen: Mein Gott, sind Ew. Königl. Majestät nicht Herr und König? so wurden jene disjustirt und mußten ihren Einfluß aufgeben. Die ganze Politik Bischofswerders bestand darin: Nichts zu scheinen und Alles zu sein."

Den Minister von Wöllner haben wir ebenfalls im §. 5 als den geschicktesten und unverschämtesten der Gehilfen Bischofswerders bei dessen Gaukelspielen mit dem Kronprinzen kennen gelernt. Beide Männer verfolgten dasselbe Ziel, den künftigen Beherrscher des preußischen Staates in völlige Abhängigkeit von sich zu bringen; nur in einem Punkte waren sie abweichender Meinung. Während Bischofswerder, selbst den Genüssen des Lebens in hohem Grade ergeben und in der Moral wenig scrupulös, dem Kronprinzen Nachsicht bei seinen Ausschweifungen zu Theil werden ließ, verlangte der gegen sich selbst strenge und ascetische Wöllner auch von dem Kronprinzen streng tugendhaftes Leben und ließ dem schwachen und leichtgläubigen Prinzen von den Geistern, die er im Verein mit Bischofswerder nach Belieben heraufbeschwor, drohende Strafreden und strenge Ermahnungen, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren und besonders den Umgang mit der Lichtenau aufzugeben, halten. Freilich wurde dadurch der Sturz der Gräfin so wenig herbeigeführt, wie es ihr gelang, den König dem Einflusse Bischofswerders zu entziehen. In den Vertrauten Briefen wird der spätere Minister Wöllner geschildert als

„ein gemeiner Intriguant, Bischofswerders Instrument. Er suchte dem Könige die Religion als ein subjectives Bedürfniß darzustellen, damit dieser, wenn sein Geist durch Wollust entkräftet wäre, als reuiger Sünder in die Hände der von ihm hingestellten Creaturen Hermes, Hillmer und Woltersdorf fiele." —

Nach der beklagenswerthen Wandelung des politischen Systems Preußens sehen wir an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin den Cabinetsminister Grafen von Haugwitz, einen Mann von geschmeidigem Wesen und nicht ohne Verstand und Schlauheit, aber ohne festen, sittlich reinen Charakter, stets hin- und herschwankend zwischen den Einflüsterungen der zahlreichen Franzosenfreunde am Hofe und den Einwirkungen der Männer, welche das Vertrauen des Königs besaßen und im Kampfe gegen die Revolution und ihre verhaßten Principien allein das

„Vertrauten Briefen" interessante Aufschlüsse. Vergeblich hatte Graf Hoym gegen diese gewissenlose Verschleuderung, die noch dazu den König wortbrüchig erscheinen ließ, protestirt.

*) Dennoch hatte die Lichtenau zuletzt den König über die Geisterseherei und Rosenkreuzerei Bischofswerders aufgeklärt.

Heil des preußischen Staates oder vielmehr die Förderung ihrer eigenen, das Licht scheuenden Pläne suchten.

Ihm gebührt der traurige Ruhm des Friedensschlusses von Basel, durch welchen der Minister irriger Weise dem preußischen Staate eine überlegene Stellung im Reiche gewonnen und eine Bahn gebrochen zu haben glaubte, auf welcher die obere Leitung der deutschen Angelegenheiten allmählich in die Hände des Berliner Cabinets übergehen werde; er war der Schöpfer des Systems der unbedingten Neutralität für Preußen, welches 10 Jahre hindurch den Staat Friedrichs des Großen, einst den entscheidenden in Europa, zu völliger Passivität verurtheilte, ohne Rücksicht auf die Interessen Preußens und Deutschlands stillschweigend den wichtigsten Ereignissen zusehen ließ und dessen zur Unzeit erfolgender Bruch endlich die Zertrümmerung der Monarchie herbeiführte. Wir glauben, den Minister von Haugwitz nicht treffender schildern zu können, als mit den Worten des so hochverdienten späteren Ministers von Stein*), welcher von ihm sagt:

„Die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin war damals (1795) in den Händen des Cabinetsministers Grafen von Haugwitz. Dieser, ein kleiner Mann mit freundlichem Gesicht und verbindlichem Wesen, aber dem Ausdruck der Oberflächlichkeit, besaß einen gewandten, biegsamen, schlauen Verstand; seinem Charakter fehlte Reinheit, Stetigkeit und gänzlich alle Wahrheit. Er hatte im Verlaufe seines Lebens mannichfaltige, einander widersprechende Formen angenommen: ein süßlicher Student, dann Nachahmer der sogenannten Genie's, deutscher Schöngeister mit dem Schein nach dem Streben ungebundener Sonderlinge, dann Landwirth, Theosoph, Geisterseher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen war, in deren Sinne er ein Gebetbuch schrieb, zuletzt ausschweifend und genußliebend bis zur Erschöpfung mit oberflächlicher schönwissenschaftlicher und Weltbildung, die er durch Lesen und auf Reisen erworben hatte, leer von gründlichen Kenntnissen, ohne Geschäftserfahrung, faul, abgespannt, zerstreut. Mit solchen Eigenschaften flößte er weder Achtung noch Vertrauen ein, noch war er fähig, einen großen Gedanken zu ergreifen und im Kampfe mit großen Hindernissen in die Wirklichkeit zu führen. Dem Großherzog Leopold von Toscana (späteren Kaiser Leopold II.) auf einer Reise nach Italien bekannt geworden, ward er bei dessen Thronbesteigung erwählt, die Glückwünsche nach Wien zu bringen; auf diese Weise trat er in die auswärtigen Geschäfte, die er mit Gewandtheit und Oberflächlichkeit verrichtete. Er war abhängig von den Umgebungen des Königs, besonders von dem Cabinetsrath Lombard, mit dem er in einer der cynischen Gemeinheit nahe kommenden Vertraulichkeit stand." u. s. w. —

Wir werfen nunmehr, zum Schlusse dieses Abschnittes, noch einen Blick auf die inneren Verhältnisse des preußischen Staates, auf den Zustand

*) Pertz, Das Leben Steins, Th. I., pag. 80.

seines Heeres, seiner Finanzen, seiner inneren Verwaltung, seiner Justiz, Unterrichtspflege, der Bildung und Gesittung des Volkes. Leider begegnet dieser Blick hier wie dort nur beklagenswerthen Rückschritten.

Aus dem Heere, von welchem Friedrich der Große nach dem Siege bei Hohenfriedberg mit gerechtem Stolze schreiben konnte: „die Welt ruhe nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als der preußische Staat auf seiner Armee“, war Geist und Zucht des Friedericianischen Systems längst entschwunden, nur todter Mechanismus, Puder-, Zopf- und Kamaschenquälerei wie die brutalste Fuchtelei waren zurückgeblieben.

Zwar die alt bewährte preußische Tapferkeit hatte sich auch in den Feldzügen am Rhein und in Polen als Erbtheil des preußischen Heeres gezeigt und zahlreiche Siege zeugten laut dafür; die Mißerfolge des Krieges gegen Frankreich würde man daher mit Unrecht dem Heere selbst, muß sie vielmehr der ungeschickten Führung seiner Feldherren, der mangelnden Einheit und Uebereinstimmung im Oberbefehl, der über alle Begriffe schwerfälligen und jede Bewegung hemmenden Verpflegungsart zuschreiben. Der ganze Heeresorganismus war veraltet und der Zeit nicht mehr angemessen; und daß man diese Erscheinung in Preußen nicht begriff, vielmehr, auf den Ruhm Friedrichs gestützt, sich noch immer für unüberwindlich, die preußischen Heereseinrichtungen für unübertrefflich hielt, sollte wenig mehr als 10 Jahre später den Sturz der preußischen Monarchie herbeiführen. Die Feldzüge am Rhein hatten nur dazu gedient, die Zuversichtlichkeit und den Uebermuth des größten Theils der preußischen Offiziere zu erhöhen; der Gedanke, daß die zerlumpten, schlecht bewaffneten und noch schlechter disciplinirten, von Männern aus allen Klassen des Volkes befehligten Horden der Republik, die bei Kaiserslautern und Pirmasens so wiederholt an der Tapferkeit und Dressur der preußischen Regimenter zerschellt waren, daß sie schon nach wenigen Jahren und mit leichter Mühe das Heer Friedrichs des Großen nicht blos überwinden, sondern auseinandersprengen, die Monarchie in Trümmer schlagen könnten, wäre wohl jedem Offizier des damaligen preußischen Heeres als die ungeheuerlichste Lächerlichkeit erschienen und von ihm mit vornehmer Geringschätzung zurückgewiesen worden.

So glänzend und parademäßig aber sich die preußischen Regimenter auch in der That gegen die republikanischen Schaaren ausnehmen mochten, so sprachen doch schon in der Zeit nach dem Baseler Frieden manche Anzeichen deutlich und unheilverkündend genug, daß es im Innern der Armee bedenklich geworden sei. Schon im Jahre 1795 bestanden die Offiziercorps ganzer Regimenter größtentheils aus Invaliden, an Körper wie an Geist; es kam vor, daß bei Cavallerieregimentern der größere Theil der Offiziere vom Rittmeister aufwärts vor Schmeerbäuchigkeit, Gicht und Hämorrhoiden nicht mehr zu Pferde steigen oder wenigstens nicht mehr lange zu Pferde aushalten konnte. Hören wir die ergötzliche Schilderung eines damals jungen Cavallerieoffiziers*) über die älteren Offiziere eines Cürassierregiments aus jener Zeit.

---

*) Aus den Memoiren des Generallieutenants a. D. Grafen Henkel von Donnersmark.

Derselbe schreibt:

„Bei dieser Exercierzeit (1795) lernte ich nun die sämmtlichen Stabsoffiziere und Rittmeister kennen und es ist werth, sie nach der Rangliste von 1795 zu beschreiben, um einen Begriff zu bekommen, wie sehr damals die Armee im Verfall war.

„Der Generallieutenant *** litt sehr an Podagra, war äußerst bequem und daher jede Exercierzeit ihm ein Greuel, dabei war er 70 oder 71 Jahre alt.

„Der Commandeur, Oberst ***, hatte sehr heftige hämorrhoidalische Beschwerden; dabei war er äußerst bornirt und grob. — Oberst *** hatte die Gicht in beiden Armen, so daß ihm der Pallasch gleich, wenn er auffaß, in die Hand gedrückt werden mußte. Oberst *** hatte immerwährend Unterleibsbeschwerden. Major *** war das größte Original, was man sehen konnte. Er stammte von den Refugiés ab, hatte allerhand gelernt, aber in seiner Jugend sehr rasch gelebt. Wenn er beim Exercieren einmal genöthigt war, abzusteigen, konnte man für diesen Tag auf sein zu Pferdekommen nicht wieder rechnen; sein Anzug war ganz fabelhaft.

„Major *** war ein sehr dicker Bonvivant, der sich stets den Bauch am Sattelknopf durchritt, wenn es scharf ging. Rittmeister *** spielte das Violoncell recht gut; war aber ebenfalls sehr dick und litt an Unterleibsbeschwerden.

„Es war schon als Norm angenommen und Alles dazu eingerichtet, daß, wenn zum Exercieren geritten wurde, Alle zwar mit ausrückten, aber, vor dem Thore angekommen, drei oder vier von den Compagniechefs sich krank melden ließen und nach Hause ritten.“ u. s. w. —

Wer müßte nicht lachen, wenn er sich das Bild solcher Reiteroffiziere vergegenwärtigt, oder wenn er hört, daß ein Capitän von einem ostpreußischen Infanterieregiment einen so langen Zopf getragen hat, daß er ihn beim Exercieren in die Rocktasche stecken mußte und zum Umwickeln desselben nicht weniger als 70—80 Ellen Zopfband gebrauchte, daß viele Stabsoffiziere die Quasten der Schärpe, die Tabaksdose und die Stulphandschuhe in der ungeheuren Tasche der noch den Unterleib bedeckenden Weste trugen, daß bei vielen Regimentern die Zahl der Locken, welche jeder Mann zu tragen habe, genau vorgeschrieben war, und am Abend vor Paraden die Köpfe der armen Teufel mit warmem Talg überpinselt und dann gepudert wurden, damit am anderen Tage die Frisur recht fest saß, worauf sie dann allerdings die ganze Nacht stehend oder sitzend zubringen mußten.

Doch genug von solchen lächerlichen Kleinlichkeiten. Wichtiger und bedauerlicher war es, daß man über der minutiös pünktlichen und genauen Erfüllung derselben das wahre Wesen des Soldatenstandes hintenansetzte und über dem ewigen Drillen und Parademarsch die eigentliche kriegerische Ausbildung des Soldaten vernachlässigte. Der Infanterist lernte mit dem schlechten Gewehr, welches man ihm in die Hand gab, nur feste gleichmäßige Griffe machen, aber weder zielen noch schießen; beim Feuern kam es nur darauf an, daß möglichst geschwind und auf ein

Commando gefeuert und wieder geladen würde; ob man etwas traf, war gleichgültig. So nur konnte es vorkommen, daß ein Gardebataillon von 700 Mann bei einer Salve auf eine bretterne Wand nur 20 Kugeln in die Scheibe brachte. Ebenso lernte der Reiter, dessen Hauptwaffe der Säbel ist und bleiben soll, diesen zwar parademäßig tragen, aber weder hauen noch stechen; er und sein Pferd waren überdem mit einer Menge von überflüssigen Dingen behängt, die für den Krieg gar keinen Werth hatten und nur die Belastung des Pferdes ganz unnützer Weise vermehrten.

Die Artillerie, früher vollständig zunftmäßig betrieben und eingerichtet, hatte erst unter Friedrich dem Großen angefangen, sich allmählich zu einer Waffe zu entwickeln, auch bei ihr aber lag noch Vieles im Argen. Noch hatte dieselbe im Frieden wenig oder gar keine Geschütze bespannt und konnte daher weder die Pferde einfahren, noch die Mannschaften im Fahren einüben; im Felde wurden die Geschütze mit vom Lande requirirten Pferden bespannt und die Artilleristen mußten sich forthelfen, so gut es gehen wollte. Nur die vom Könige errichtete, aber wenig zahlreiche reitende Artillerie machte hiervon eine Ausnahme. Geschütze und Laffeten selbst der Feldartillerie waren überdem zu schwer und unbehülflich, um mit der nöthigen Leichtigkeit von einer Stelle zur andern bewegt werden zu können und eine in Position stehende schwere Batterie brauchte oft viele Stunden, um nach einem anderen Punkte des Schlachtfeldes, wo sie nöthig geworden, geschafft zu werden, wenn nicht gar schon bei den ersten Schüssen des Feindes die Fuhrknechte mit der Bespannung das Weite gesucht hatten.

Bekleidung und Ausrüstung der Soldaten war bei allen Waffengattungen im höchsten Grade zweckwidrig und nicht für den Feldgebrauch geeignet, das dünne, schlecht gefertigte Tuch der aus Ersparnißrücksichten überaus knapp angefertigten, alle Bewegungen des Soldaten hemmenden Montirung gewährte nur dürftigen Schutz gegen die Witterung, die Weste war aus denselben Rücksichten nur eine Scheinweste und bestand aus zwei an die Montirung genäheten, vorn zusammengeknöpften Lappen ohne Hinterstück; Mäntel gab es gar nicht. In welcher schwerfälligen und unbegreiflich unzweckmäßigen Weise die Verpflegung der Armee im Felde, selbst in feindlichem Lande eingerichtet war, haben wir bereits an einer anderen Stelle erwähnt. —

Es fehlte übrigens schon zu jener Zeit in Preußen nicht an einsichtsvollen Männern in wie außerhalb der Armee, welche die Mängel des preußischen Heerwesens in ihrem Ursprunge erkannten und zu ihrer Beseitigung dringend aufforderten; ihre Stimme verhallte ungehört, theils weil sie zu untergeordnete Stellungen einnahmen, um in den maßgebenden Kreisen Beachtung zu finden, theils weil in diesen der Glaube an die Unübertrefflichkeit der preußischen Heereseinrichtungen alle Vorschläge zu Verbesserungen dünkelhaft und hochmüthig zurückweisen ließ.

So finden wir in den „Vertrauten Briefen" eine Stelle, die wir unserem Leser nicht vorenthalten zu dürfen glauben, weil sie zeigt, wie man schon zu jener Zeit in gebildeten bürgerlichen Kreisen über die Zustände im Heere dachte. Es heißt darin u. A.:

„Frei soll sich der Krieger bewegen können, nicht durch unnöthigen Putz von wesentlicheren Dingen abgehalten werden; er darf kein Spielzeug, keine Puppe großer Herren sein. Jetzt ist er es, weniger bei uns, wie bei anderen, aber immer noch zu viel. Wozu die Frisuren? die steifen Zöpfe? die Schnüre, die Stickereien, die weißen Hosen u. s. w.? Man gebe ihm bequeme, nicht belästigende Kleider, die den Körper gegen Wind und Wetter schützen, man lasse die Haare auf polnische Weise (d. h. kurz) abschneiden, man vermeide allen Putz, allen Glanz und lasse den Soldaten auf nützlichere Gegenstände sein Augenmerk richten. Man wirft ein: der Soldat muß beschäftigt werden, sich an Akkuratesse gewöhnen. Giebt es dazu nicht noch bessere Gelegenheiten, wie das Frisiren und Hosenbürsten? Man lasse den Infanteristen mit seinem Gewehr schließen lernen, man lasse den Cavalleristen viel reiten und fechten, man mache beide durch Tanz und Voltigirkunst geschickter und lenkbarer. Man lasse sie Wettrennen anstellen, sich ringen, Ball schlagen, kurz man übe ihre Körperkraft; dadurch wird der Soldat geschickt, als Theil einer Kriegsmaschine seine tactischen Bewegungen mit einer großen Leichtigkeit zu verrichten.“ —

Welcher Soldat der heutigen Zeit erblickt in diesen, vielleicht hier und da zu weit gehenden Rathschlägen nicht Anklänge an die Grundsätze, nach welchen gegenwärtig die Ausbildung des Soldaten in der preußischen Armee betrieben wird?

Und weiter heißt es:

„Was das Avancement belangt und die Bestimmung, wer soll Soldat sein? so kann die jetzige Methode nicht lange mehr vorhalten. Friedrich, der 1740 unter dem dritten Stande wenig oder gar keine Bildung fand, der die darauf wirkende Literatur damals verachten mußte „(oder wenigstens leider verachtete)“ that ganz Recht nur dem Adel die Offizierstellen zu geben. Keineswegs aus Vorurtheil hielt er mehr vom Verstande des Adels wie des Bürgers, das beweisen Michaelis und Struensee; er benutzte nur ein Phantom, den Rittersinn, der dieser Klasse noch anklebte, zu seinen Zwecken.

Jetzt haben sich die Dinge sehr geändert. Durch Friedrich's vortreffliche Regierung, die der geistigen Entwickelung seiner Unterthanen den größten Spielraum gestattet, hat sich die deutsche Literatur außerordentlich gehoben, ohne daß er es selbst ahnt und glaubt. Die goldenen Früchte dieser Literatur haben sich besonders dem dritten Stande mitgetheilt; denn da der Adel sich vom Könige begünstigt glaubte, wähnte er, er dürfe im Militair unwissend sein und bleiben, wenn er nur den Dienst kenne; mithin widmete er sich weniger den Wissenschaften. Der dritte Stand ist daher in seiner Bildung dem Adel zuvorgekommen. Das Geld, welches durch Künste, Fabriken und Handlung, die besonders vom Könige begünstigt wurden, sich mehrte, that auch das Seine, um diesen Stand civilisirter zu machen, und

es ist so weit gekommen, daß diese Klasse eben so gut geschickte Offiziere stellen könnte, wie der Adel, wie es denn auch die Artillerie lehrt, worunter der Bürgerliche avanciren darf.

Unmöglich kann auch noch lange das Cantonwesen, so wie es ist, bestehen und die Exemtion so mancher Klasse vom Soldatenstande, wie jetzt, stattfinden. Die Last fiel bisher immer nur auf einen Theil des Volkes, der bei der im Steigen begriffenen Cultur sie nicht länger wird allein tragen wollen.

Der Adel, der bisher nur freiwillig sich dem Soldatenstande widmete, verliert nicht nur täglich mehr den alten Tact und vermischt sich mit den anderen Ständen, sondern da er stets üppiger und liederlicher wird, seine alte Bestimmung verkennt, seine Güter mit Schulden überhäuft, fängt er immer mehr an, keine Ehre mehr darin zu suchen, im Offizierstande zu dienen.

Es wird daher dahin kommen, daß Alles ohne Ausnahme, was dienstfähig ist, dienen muß, und man dann die geschicktesten Subjecte aus allen Ständen zu Offizieren ansetzt. Dadurch wird die Armee eben nicht schlechter werden, besonders wenn man Militairschulen allgemeiner machen wollte."

Man kann nicht umhin, der klaren Einsicht des Briefstellers über das, was dem preußischen Heerwesen noththat, sowie der richtigen Voraussicht dessen, was dereinst eintreten mußte, volle Anerkennung zu zollen. Freilich aber sollten erst die gewaltigen Ereignisse der Zeit die Ohnmacht und eingetretene Erstarrung der Kriegsmaschine vor Aller Augen klar werden lassen, ehe solche Ansichten zur Verwirklichung gelangten. —

Im engsten Zusammenhange mit der preußischen Heeresverfassung steht die Verwaltung der Staatsfinanzen, die Grundlage des Militairsystems.

Friedrich Wilhelm II. ließ das System der Finanzverwaltung, wie er dieselbe von seinem großen Vorgänger übernommen und wie diese sich in einer 46jährigen Regierung unter den schwierigsten Verhältnissen als mustergültig erwiesen hatte, in seinen Hauptzügen bestehen; und mit Recht, denn welcher andere Staat der Welt konnte sich wohl rühmen, nach so blutigen und verheerenden Kämpfen, wie sie der siebenjährige Krieg über Preußen gebracht, in 23 Friedensjahren alle Wunden dieses Krieges geheilt und noch einen Schatz von 70 Millionen Thalern gesammelt zu haben. Daß Friedrich Wilhelm bald nach seiner Thronbesteigung die im ganzen Lande überaus verhaßte, von Franzosen verwaltete Regie, und kurze Zeit darauf auch das Monopol der Regierung auf Tabak, Kaffee und Zucker aufhob, erregte, wie wir bereits in §. 4 erwähnt haben, den freudigsten Enthusiasmus in allen Klassen der Bevölkerung, ohne im Grunde eine weitere Bedeutung zu haben, als die Aufhebung eines in hohem Grade lästigen Zwanges. Doch kurz vor seinem Tode im August 1797 wurde überdem, um die Mittel zur Errichtung drei neuer Infanterieregimenter und drei neuer Füsilierbataillone, sowie zur Completirung und Ausrüstung der bereits bestehenden 53 Depotbataillone zu erhalten, — eine Maßregel, zu welcher die völlig isolirte und von allen

Seiten gefährdete Lage des Staates die Veranlassung gab — die Tabaksadministration wiederhergestellt, wie behauptet wird, hauptsächlich auf den Einfluß des Generals von Bischofswerder. Bei Geldstrafen von 100 bis 1000 Thalern, im Wiederholungsfalle bei Confiscation des gesammten Vermögens oder eventuell entsprechender Leibesstrafe wurde von Neuem sämmtlichen preußischen Unterthanen verboten, Tabaksfabriken oder Spinnereien und Handlungen in den preußischen oder benachbarten Ländern anzulegen oder sich daran zu betheiligen oder den Verkauf von Tabak zu befördern, Reisende mußten an den Grenzen für jedes nicht angebrochene Pfund Rauch- oder Schnupftabak einen Thaler Steuer bezahlen, oder mußten das abliefern, was sie mehr an Tabak bei sich führten.

Die Hauptstärke des preußischen Finanzsystems beruhte in der verhältnißmäßig großen Zahl von Staatsdomainen, aus welchen die Regierung, ohne über die Verwaltung derselben, wie über die Verwendung der aus ihnen gewonnenen Einnahmen irgend Rechenschaft ablegen zu müssen, den vierten Theil der gesammten Staatsrevenüen zog. Unter dem großen Kurfürsten zuerst in ein wirthschaftliches System gebracht und von Amtshauptleuten gegen einen gewissen Antheil an den Revenüen verwaltet, unter dem prachtliebenden und für den Glanz seiner neuen Königskrone stets großer Summen bedürftigen ersten Könige von Preußen aber wieder vernachlässigt und größtentheils vereinzelt und gegen anständige Kaufsummen und geringen Grundzins vererbpachtet, war es vor Allem Friedrich Wilhelms I. größtes Verdienst gewesen, daß er gleich nach seinem Regierungsantritt die verschleuderten Staatsdomainen wieder eingezogen, sie unter eine geregelte Verwaltung und Controle (Provinzial- Kriegs- und Domainenkammern unter dem Generaldirectorium) gestellt und sie mit dem ihn in hohem Grade auszeichnenden landwirthschaftlichen Talent nutzbringend gemacht hatte. Wie Friedrich II. die weisen Einrichtungen seines Vaters im Wesentlichen bestehen ließ und sein ganzes Bestreben darauf richtete, die Cultur der Domainen mehr und mehr zu erhöhen, wie er wüste Aecker durch Colonisten urbar machen, Sümpfe und Moräste austrocknen ließ, die Viehzucht verbesserte, wie er vor allen Dingen den Bauern und Unterthanen auf den Domainen eine feste und bestimmte Stellung gab, sie gänzlich aller Willkür der Pächter, denen bisher die Verwaltung der Justiz obgelegen, entzog und sie in eine sonst selten zu findende Wohlhabenheit und glückliche Lage versetzte, haben wir seiner Zeit erzählt. Am Schlusse seiner Regierung gewährten die Staatsdomainen nicht allein einen beträchtlichen Ueberschuß in den Einnahmen und konnten für den Fall der Noth als sichere Hypotheken für nothwendig werdende Anleihen dienen, sondern sie boten auch, da die Domainenpächter fast durchweg reich geworden waren, der Regierung für alle solche Fälle sehr bedeutende Geldquellen dar.

Etwas mehr als das zweite Viertel der preußischen Staatsrevenüen floß aus den Einnahmen, welche die Accise gewährte und welche, stets sicher, ohne Zögern und ohne Reste eingehend, hauptsächlich zur Erhaltung der Armee bestimmt war. In diesem Zweige der Finanzverwaltung war es, wo Friedrich Wilhelm in der dem Publicum überaus verhaßten Form wesentliche Veränderungen vorgenommen hatte, ohne das System der in-

directen Steuern selbst zu ändern oder eine Verminderung der Steuern zu bewirken.

An der Spitze dieses Departements (Zoll- und Handelsdepartement) stand seit dem Jahre 1791 der Minister Struensee, früherhin Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz, ein Bruder des ehemaligen Leibarztes des halb verrückten Königs Christian VII. von Dänemark, welcher wenige Jahre Dänemark als allmächtiger Minister beherrscht, dann aber 1772 seinen Ehrgeiz und sein strafbares Verhältniß mit der Königin Mathilde auf dem Schaffot hatte büßen müssen. Schon Friedrich II. war auf den talentvollen Struensee aufmerksam geworden und hatte ihn durch Vermittelung des Ministers für Schlesien, Grafen Hoym, als Finanzrath in das Verwaltungsfach gezogen; Friedrich Wilhelm II. aber ernannte ihn, wohl theilweise auf die Empfehlung des Grafen Mirabeau, 1791 zum Minister und übertrug ihm die Leitung der indirecten Steuern und der Handelsangelegenheiten. Struensee stand dem ihm übertragenen Amt mit Gewandtheit, Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit vor und verstand es, den mannichfachen Anfeindungen zum Trotz, welche er als Bürgerlicher und als äußerst liberaler Mann von seinen Collegen und Standesgenossen, sowie von den Mitgliedern des hohen Adels zu erfahren hatte, sich in seiner Stellung zu behaupten; freilich mochte dazu der Umstand nicht wenig beitragen, daß der Minister bei strenger Sparsamkeit und Ordnung seine Cassen stets gefüllt hatte und der König bei ihm, wenn er Geld gebrauchte, mehr als einmal bereitwillige Hilfe fand.

Von wesentlichen Veränderungen und Verbesserungen des in vielen Punkten sehr fehlerhaften Systems der indirecten Zölle finden wir auch unter der Verwaltung Struensee's keine Spuren, obgleich der Minister selbst von der Nothwendigkeit derselben völlig überzeugt war. Das Einzige, was in dieser Beziehung nennenswerth erscheint, ist die Freigebung des bis dahin ausschließlich der Splittgerberschen Handlung in Berlin übertragenen Zuckersiedereibetriebes, eine geringe Verminderung der Durchfuhrzölle und einige Erleichterungen für den Meßverkehr in Frankfurt a. d. O. Im Uebrigen hielt der Minister strenge im Geiste Friedrichs des Großen das Steuer- und Manufactursystem mit aller Gewalt aufrecht und schützte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Interessen des Handels und des Fabrikwesens, wodurch er sich allerdings, wie schon erwähnt, die bittere Feindschaft der übrigen Minister und des hohen Adels, welche als Besitzer großer Güter das Wohl des Staates nur in der Beförderung der Landwirthschaft erblicken wollten, zuzog.

Seit des großen Königs Auge nicht mehr alle Zweige der Verwaltung des Staats überwachte und mit unerbittlicher Schärfe, aber staunenswerther Umsicht und Thätigkeit jedes einzelne Departement zwang, nur in seinem, des Königs, Sinne und zum Besten des allgemeinen Staatswohles zu arbeiten, war überhaupt in der Verwaltung des preußischen Staates die traurigste Veränderung eingetreten.

Zwar wurde nach wie vor in den Collegien unendlich viel gearbeitet, wöchentlich wurden zwei bis drei Sitzungen gehalten, unendliche Protokolle, pomphafte mit Phrasen angefüllte Berichte und Rescripte oft über die unbedeutendsten Dinge angefertigt und Acten über Acten angehäuft; aber

von der Verfolgung eines Allen gemeinsamen Zweckes war keine Rede mehr; jeder Minister stellte in seinem Departement das als Princip auf, was ihn für den von ihm verwalteten Zweig am vortheilhaftesten dünkte, gleichviel ob dasselbe vielleicht nach anderen Richtungen hin von den verderblichsten Folgen sein müsse; mit einem Worte, jeder Minister that in seinem Departement, was er wollte.

Noch verderblicher für den Staat wurde die allmählich immer weiter um sich greifende Corruption in den Beamten selbst.

Die durch französische Liederlichkeit in das noch unter Friedrich Wilhelm I. so streng und einfach gewöhnte Berlin eingeschleppte Genuß- und Verschwendungssucht, der maßlose Trieb, sich auf alle, rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise die Mittel zu einem Leben voller materieller Genüsse und Vergnügungen zu verschaffen, hatte schon in den letzten Lebensjahren König Friedrichs II., und ohne von dem durch Alter gebeugten und durch Regierungssorgen mannichfach in Anspruch genommenen Könige sonderlich beachtet zu werden, in erschreckender Weise Fortschritte gemacht, wie wir dies auch bereits im §. 5 in einem Schreiben Lord Malmesbury's angedeutet haben. Nach dem Tode des mit dem zunehmenden Alter immer strenger in der Sitte, im Haushalt und in der Handhabung der unbeschränkten Herrschaft gewordenen Königs gab es in Wahrheit für alle Klassen der Gesellschaft, besonders in Berlin und in Potsdam nur eine Lebensaufgabe: nach Herzenslust und unbekümmert darum, ob es die Mittel erlaubten oder nicht, vergnügt zu sein. Der Hof ging hierbei mit dem besten Beispiele voran, und während vor dem Krückstock des großen Friedrich alle Welt, Hoch und Niedrig, gezittert hatte, gewann die Leutseligkeit und Menschenfreundlichkeit des neuen Herrschers Aller Herzen, erwarb sein Wahlspruch: leben und leben lassen, überall begeisterte Anhänger. Während man an dem ernsten und stillen Hofe des alt gewordenen Königlichen Philosophen nur Offiziere, Gelehrte und Schöngeister oder Minister und Diplomaten, niemals aber Damen erblickt hatte, gewährte das gegenwärtige Hofleben zu dieser Erscheinung den auffallendsten Gegensatz; mit Eifer und Lust suchte sich die vornehme Berliner Welt für das schadlos zu halten, was sie so lange hatten entbehren müssen. Bezeichnend genug ist es, daß bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms die vornehmen Berliner Damen sich derartig der am Hofe geforderten Etikette und des sogenannten Hoftons entfremdet zeigten, daß der König sich veranlaßt fand, Herren und Damen aus dem durch Galanterie und feine Sitte ausgezeichneten Sachsen an seinen Hof zu berufen, welche, in Dresden in der hohen Schule der Auguste gebildet, dem Berliner Hofadel als Muster des Hofbenehmens dienen sollten. Wir nennen unter denselben, als zur nächsten Umgebung des Königs gehörend, den Grafen von Lindenau, sowie zwei Grafen von Brühl mit ihren munteren und durch Schönheit und Anmuth ausgezeichneten Frauen; von ihnen gingen dann allerdings hauptsächlich die Anordnungen zu Hoffesten, leider aber auch gleichzeitig der Verfall der Sitten bei Hofe aus. In seiner Beschreibung „Berlins in den Jahren kurz vor dem Ausbruch der französischen Revolution", sagt G. W. von Raumer darüber:

„Gewiß ist, daß die damals eintretenden Veränderungen,

welche unverkennbar auch viele gute Früchte getragen haben, ihre Kehrseiten hatten. Luxus, Genußsucht und Weichlichkeit brachen über unser sonst so spartanisches Berlin herein, die alte Zucht und Ordnung ließ nach und als man einlenken wollte, gerieth man zuweilen in Willkür. Bald trat auch der mächtige Einfluß der Ideen hinzu, welche nicht lange nachher in Frankreich, wo die Spannung und der Contrast der alten meist ganz faul gewordenen Zustände zu der neuen Zeit am stärksten gewesen, die Revolution bewirkten; Ideen, welche nicht bloß politischen Inhalts waren, sondern Lebensart und Erziehung, Sitten und Moden, kurz alle Seiten des Lebens neu zu gestalten unternahmen und einen neuen Umgangston erzeugten."

Vom Hofe und aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft pflanzte sich die Sittenverderbniß, wie dies zu jeder Zeit und überall der Fall sein wird, bald in die bürgerlichen Kreise fort und verbreitete sich in alle Stände und in die Provinzen des Staates. Wir versagen es uns aus nahe liegenden Gründen, die zum Theil sehr drastischen Schilderungen, welche über das Berliner Leben jener Zeit vorliegen, hier anzuführen; ist es doch betrübend genug, sagen zu müssen, daß das verderbliche Treiben der dortigen Gesellschaft unter der Regierung Friedrich Wilhelms bald dem in keiner anderen großen Hauptstadt nachstand und mit Recht Berlin als das Babel des preußischen Staates bezeichnet werden konnte. Wie die verderbte Gesellschaft in Paris vor dem Ausbruch der Revolution, so tanzte man auch in Berlin sorglos am Rande eines Abgrundes.

Daß der bisher mit Recht in allgemeiner und hoher Achtung stehende preußische Beamtenstand von solchem sündhaften Treiben nicht unberührt bleiben konnte, ist, wenn auch betrübend, doch begreiflich genug. Die spärliche Besoldung zumal der niederen Beamten war selbstredend nicht ausreichend, um den Aufwand zu bestreiten und das schwelgerische Leben zu gestatten, welchem sich nun einmal Alles hingab; Schuldenmachen, Bestechungen, Betrügereien und Amtsverletzungen aller Art waren die Folge davon und die Art und Weise, wie die Beamtenstellen oft nicht nach dem Verdienst, sondern nach Gunst und Laune, Connexionen und Protectionen bei Hofe vergeben wurden, trug vollends dazu bei, einen bisher unbescholtenen und geachteten Beamtenstand zu corrumpiren. Der Verfasser der vertrauten Briefe giebt eine, freilich etwas stark dunkel gefärbte Schilderung von dieser Stellenjägerei und dem Treiben der damaligen Beamtenwelt, die wir aber doch hier aufnehmen, weil sich Ereignisse, welche nach 20 Jahren unseren Staat trafen und sonst ganz unbegreiflich erscheinen würden, nur aus dieser Corruption der Beamtenwelt erklären lassen. Es heißt darin:

„Die Stellen wurden nie nach Verdienst und Würden besetzt, sondern nach der Laune der Chefs. Daher kamen Bedienten und Jäger, Friseurs und Ladendiener in Posten, wohin sie durchaus nicht gehörten. — Die allgemeine Liederlichkeit, die vom Hofe ausging, hatte auch diese Classe ergriffen; keiner kam mit dem ihm überdies noch karg zugemessenen Solde aus. Der Offiziant nimmt also zum Schuldenmachen seine Zuflucht, und

diejenigen, welche die Königlichen Finanzen verwalten sollen, können ihren eigenen nicht vorstehen. Aus diesem Schuldenwesen entstehen die größten Niederträchtigkeiten, deren sich der Offiziant erlaubt: Bestechungen und Verfälschungen, wovon ich Dir unglaubliche Beispiele erzählen könnte. Es ist so weit gekommen, daß der Rechtschaffene, der auf Ehre und Pflichterfüllung hält, bespöttelt, ausgelacht, verfolgt, verläumdet und zurückgesetzt wird.

Was die höheren Offizianten, Präsidenten, Minister und geheimen Finanzräthe anbelangt, so giebt es unter ihnen wohl noch verschiedene, die in Friedrichs Geiste leben; sehr viele sind aber nur von dem Princip der Selbsterhaltung ausgegangen, haben sich Connexionen zu verschaffen gesucht, Güter gekauft, mehrere einträgliche Posten zu combiniren gewußt und nur daran gedacht, sich zu bereichern.

Es war unter dem jetzt verstorbenen König (der Brief ist aus dem Jahre 1797) in Berlin nur ein Studium: wie man sich den regierenden Personen bei Hofe nähern wollte, sei es ein Schurkenstreich oder eine schlechte Handlung, das war gleichviel! Wenn es heißt: N. N. hat Connexionen, so machte man ihm Complimente und ein Kammerpräsident hätte es nicht gewagt, einen seiner Kanzlisten hart anzufahren, wenn er gehört hätte, daß er die Waschzettel der Gräfin Lichtenau schriebe. Solche Menschen wurden dann begünstigt, befördert, übertragen; ihre Fehler übersah man, und drückte dagegen oft den rechtschaffenen fleißigen Arbeiter, der zu edel dachte, als den Hofschranzen nachzulaufen, der alsdann mißmuthig und mit Verdruß seinem Amte vorstand."

Von der Ueberschwemmung des neu erworbenen Südpreußens mit Beamten aus anderen Provinzen, welche meistens dort längst die Cassation, wo nicht noch härtere Strafen verdient hätten, so daß sich die Bemerkung, man scheine aus Südpreußen eine Art von Botany-Bai für Beamte machen zu wollen, nicht als unrichtig erwies, haben wir an einer andern Stelle schon gesprochen.

Wahrhaft empörend aber war die Art, mit welcher die Günstlinge des Königs, und hier ganz besonders Bischofswerder an der Spitze, die mit der Besitznahme Polens an Preußen gefallenen geistlichen und Starosteigüter an sich selbst und ihre Freunde verschenkten und verschleuderten. Obgleich bei der Huldigung im Jahre 1793 den Besitzern dieser Güter ausdrücklich durch Königliche Commissarien die Zusicherung ertheilt worden war, daß man sie in diesem Besitze nicht stören werde, obgleich diese Güter darauf abgeschätzt und die Klostergüter mit 50, die Starosteigüter, welche überdem von ihren Eigenthümern mit ihrem Gelde angekauft waren, noch höher in der Contribution angesetzt worden waren, so wußten Bischofswerder und Andere doch schon nach wenigen Jahren den bereits kränkelnden und allen Geschäften abgeneigten König zu einer Einziehung derselben zu bewegen.

Vergebens hatte der Minister Graf Hoym, welchem die Verwaltung der neuen Provinz übertragen worden, vom Könige zu einem Gutachten

über die beabsichtigte Maßregel aufgefordert, dieselbe als völlig unberechtigt und den gegebenen Versprechungen zuwiderlaufend bezeichnet; vergeblich hatte er auf den üblen Eindruck, welchen ein solcher Gewaltstreich auf die ganze polnische Nation und namentlich auf das der Geistlichkeit ganz ergebene niedere Volk machen müsse, hingewiesen; vergeblich endlich zeigte der Minister, daß die beabsichtigte Einziehung nicht einmal großen Vortheil bringen werde, indem ein großer Theil der Güter sich in äußerst heruntergekommenem Zustande befinde, große Summen zur Unterhaltung des Gottesdienstes, zu milden Stiftungen und zur Erhaltung der Geistlichkeit vom Ertrage in Abzug gebracht werden müßten und man viel besser daran thue, die Güter in den Händen ihrer Eigenthümer zu belassen und nur nach und nach die Abgaben von denselben zu erhöhen.

Die Meinung des ehrenfesten Ministers drang gegen den Wunsch Bischofswerders und seiner Genossen, auf bequeme Art reich zu werden, nicht durch; die Starostei- wie die geistlichen Güter wurden zum Besten des Staates eingezogen und nun begann eine von Bischofswerder in Verbindung mit einem Kriegsrath von Triebenfeld förmlich systematisch betriebene Verschenkung und Verschleuderung derselben an Freunde und Günstlinge; ja oft an Personen, die sich gar nicht einmal um Verleihung von Gütern beworben hatten. Wir enthalten uns hier näher auf dieses schamlose Treiben einzugehen, bemerken nur, daß selbstredend auch der General von Bischofswerder nicht leer bei dieser Vertheilung ausging, obgleich die Gerechtigkeit erfordert, zuzugestehen, daß gemeine Habsucht nicht zu den Charaktereigenschaften dieses Mannes gehörte und der Trieb zu seiner Handlungsweise hier mehr bei seiner nach Reichthum begierigen Frau zu suchen war. Da dem General indessen aus verschiedenen Gründen wenig daran lag, Besitzungen in Südpreußen zu haben, so verkaufte er sie gleich nach erhaltener Schenkung wieder an einen reichen Sonderling aus Dänemark, den Reichsgrafen von Lüttichau, wie man sagt, für den damals ungeheuren Preis von 50,000 Stück Friedrichsd'ors. —

Im §. 4 dieses Abschnittes haben wir erzählt, wie Friedrich Wilhelm II. das rühmliche Streben seines Vorgängers, den preußischen Staaten eine gleichmäßige und geordnete Gesetzgebung zu verschaffen, allen seinen Unterthanen eine prompte, schnelle, wohlfeile und Allen gleich zugängliche Justiz zu sichern, in anerkennenswerther Weise hatte fortsetzen lassen, wie das mittelst Patents vom 20. März 1791 zuerst eingeführte allgemeine Gesetzbuch für die preußischen Saaten wegen gewisser Bedenklichkeiten über die darin äußerst freisinnig ausgedrückten Grundsätze über die Rechte der Unterthanen und über Rechtsstreitigkeiten zwischen diesen und dem Könige unterm 5. Mai 1792 noch einmal behufs Umarbeitung suspendirt und endlich nach Ausmerzung der bedenklichen Stellen unterm 5. Februar 1795 als „Allgemeines Landrecht", wie es noch heute besteht, von Neuem publicirt wurde.

Daß weder die erste Bekanntmachung des neuen Gesetzbuches, noch die Suspensation desselben, sowie die spätere Publication mit nicht unwesentlich verändertem Inhalt auf das größere Publikum einen anderen, als sehr oberflächlichen und rasch vorübergehenden Eindruck machten, erklärt sich einfach daraus, daß das preußische Volk in den beiden vorher-

gehenden Regierungen, also in einem Zeitraum von mehr als 70 Jahren gewöhnt worden war, die Sorge für die Verwaltung und Regierung des Landes seinen Fürsten zu überlassen und sich mit stillschweigendem Gehorsam zu begnügen. Noch war die Zeit in Preußen nicht gekommen, wo Jeder ein Recht auf Betheiligung an der Staatsverwaltung zu haben vermeint, wo jede Maßregel der Regierung in Zeitungen und Brochüren, in den Salons wie in den Wirthshäusern discutirt und oft auf weder geistreiche noch patriotische Weise kritisirt wird.*)

In dem neuen Gesetzbuche war als einer der wesentlichsten Grundsätze ausgesprochen, daß die vom Landesherrn in einzelnen Fällen oder für einzelne Gegenstände getroffenen Verordnungen niemals in anderen Fällen oder für andere Gegenstände Gesetzeskraft haben sollen, daß Machtsprüche, oder solche Verfügungen der oberen Gewalt, welche in streitigen Fällen ohne rechtliches Erkenntniß ertheilt worden sind, weder Rechte noch Verbindlichkeiten bewirken können.

Bei der oben erwähnten Umarbeitung war nun zwar der Ausdruck Machtspruch, als dem König und insbesondere seinen Ministern äußerst anstößig beseitigt worden; immerhin war jedoch für die Krone, welcher das Recht zuerkannt war, allgemeine Gesetze zu geben und wieder aufzuheben, die Beschränkung stehen geblieben, daß ein jeder Entwurf zu einer neuen Verordnung vor der Vollziehung der Gesetzcommission zur Prüfung vorgelegt werden müsse.

Eine fernere Bestimmung von außerordentlicher Wichtigkeit findet sich bereits in der Einleitung unter §. 22, daß nämlich die Gesetze des Staates für alle Mitglieder desselben, ohne Rücksicht auf Stand, Rang und Geschlecht Gültigkeit haben und daß bei Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Oberhaupte des Staates und den Unterthanen die Entscheidung der ordentlichen Gerichte nach den Vorschriften der Gesetze zu erfolgen habe. Processe von Privatpersonen gegen den Staat als Besitzer oder Nutznießer von Domainen oder Regalien**) waren allerdings, wie dies schon Friedrich der Große bei Gelegenheit seines in der Müller Arnoldschen Sache erlassenen Machtspruches ausdrücklich erklärt hatte, längst zulässig und auch vielfach unter seiner wie unter der Regierung des jetzigen Königs vorgekommen; wenn mithin das Allgemeine Landrecht in seinem Theil II. Tit. XIV. §§. 76, 81, 82 nochmals bei Streitigkeiten zwischen Privatpersonen und dem Fiscus***) als dem Verwalter der Domainen und Regalien dem letzteren ausdrücklich in der Regel nur dieselben Rechte wie jedem anderen Privateigenthümer zuerkennt, so geht daraus klar hervor, daß mit jenen

---

*) Der Verfasser will sich an dieser Stelle ausdrücklich gegen den Vorwurf verwahren, als mißbillige er eine objectiv gehaltene, sachgemäße, verständige und leidenschaftslose Kritik und Berathung der Staatsangelegenheiten von solchen Männern, welche dieselben begreifen können oder dazu berufen sind. Nur aus dem Kampf der Gegensätze entspringt ja die Wahrheit.

**) Unter Regalien versteht man die Einkünfte des Staates aus den Stempelgebühren, der Postverwaltung, Bergwerksausbeute, Concessionsabgaben, Salz ꝛc.

***) Mit dem Namen Fiscus bezeichnet man die aus dem allgemeinen Besteuerungsrechte und aus dem besonderen Staatseigenthum (Domainen, Forsten ꝛc.) fließenden Einkünfte.

im Eingang erwähnten Rechtsstreitigkeiten zwischen dem Staatsoberhaupt und Unterthanen andere Fälle, nämlich solche gemeint sind, in welchen sich letztere durch eine ungesetzliche Anwendung der landesherrlichen Gewalt in ihren Rechten beeinträchtigt glauben.

In diese Kategorie von Rechtsfällen gehörte unter anderen das Verfahren Friedrichs des Großen gegen den Fürstbischof von Breslau, Grafen Schaffgotsch, welcher, da seine Diöcese sich über Preußisch- wie Oesterreichisch-Schlesien erstreckte und er überdem als Privatmann in beiden Ländern mit Gütern angesessen war, sich während des siebenjährigen Krieges der ihm aus seiner Stellung als Vasall beider Kronen erwachsenden Verlegenheit durch eine Reise in's Ausland entzogen hatte. Der große König, welcher in solchen Dingen wenig Umstände zu machen pflegte und der überdem formell vollkommen berechtigt war, die längere Reise des Prälaten ohne Königliche Erlaubniß als ein Verlassen seines Amtes anzusehen und dasselbe anderweitig zu besetzen, hatte denn auch ohne Weiteres den Bischof durch einen Königlichen Machtspruch für einen Hochverräther erklärt und neben seinen kirchlichen Einkünften auch sein Privatvermögen mit Beschlag belegen lassen. In einem besonderen Artikel des Hubertsburger Friedensvertrages war dem Fürstbischof zwar die Rückkehr nach Breslau und die Wiedereinsetzung in alle seine Rechte und Einkünfte zugesichert; indessen mannichfache Zerwürfnisse mit der preußischen Regierung hatten denselben sehr bald bewogen, Breslau zum zweiten Male zu verlassen, seinen Wohnsitz in Oesterreich-Schlesien zu nehmen und abermals den Einkünften seines Bisthums zu entsagen.

Nach dem Tode Friedrichs wendete sich der Bischof mit der Bitte um Erlaubniß zur Rückkehr an Friedrich Wilhelm II., jedoch vergeblich; erst auf ein zweites Gesuch, in welchem der Bischof die Genehmigung erbat, einen dem Könige wohlgefälligen Coadjutor für Breslau ernennen zu dürfen, wurde dieses von Friedrich Wilhelm in den wohlwollendsten und freundlichsten, der unangenehmen Vergangenheit mit keiner Silbe gedenkenden Worten gestattet und dem Bischofe aus den Einkünften seines Bisthums eine jährliche Revenüe von 4000 Gulden angewiesen. Dem Bruder des Bischofs, Domprobst Graf Schaffgotsch, sowie dem Domherrn Praschma, welche den Bischof auf seiner Flucht begleitet und ebenso ohne allen Proceß ihre Stellen wie ihren Privatbesitz verloren hatten, wurde zwar die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilt; alle ihre Bemühungen, das Verlorene wiederzugewinnen oder Ersatz dafür zu erhalten, blieben jedoch vergeblich.

Aber auch andere Fälle aus der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. liegen vor, welche den Beweis liefern, daß wenn auch das neue Gesetzbuch Streitigkeiten zwischen dem Staatsoberhaupte und Unterthanen nur durch richterliche Erkenntnisse auf Grund der bestehenden Gesetze entschieden wissen wollte, doch die Minister des Königs es sehr schwer fanden, diese Gleichberechtigung beider Theile anzuerkennen, und sich bei den Entscheidungen der Gerichtshöfe zu beruhigen.

Einer der eclatantesten Fälle von ganz willkürlichen Ministerialentscheidungen, welche dem Könige selbst zur Last zu legen sehr ungerecht sein würde, da er vielleicht niemals die Sache selbst oder ihren wahren

Zusammenhang erfahren hat, war ein Vorfall mit dem Vorstande des Pädagogiums im Kloster Bergen bei Magdeburg.

Dieses ehemals katholische, in eine evangelisch-lutherische höhere Lehranstalt umgewandelte Kloster hatte von seiner früheren Verfassung her noch verschiedene Einrichtungen beibehalten dürfen; hierhin gehörten z. B. die eigene Verwaltung der Güter, die Wahl des Klostervorstandes, welcher noch den Titel Abt führte, durch die Klosterconventualen, d. h. durch die vom Staate förmlich als Lehrer des Pädagogiums und als Mitglieder des Klosterconvents angestellten Männer und andere mehr.

Unzweifelhaft hätte es in der Befugniß des Königs gelegen, durch ein von der Gesetzcommission genehmigtes Gesetz diese Berechtigung des Klostervorstandes aufheben zu lassen und die Ernennung des Abtes fortan von der Staatsbehörde abhängig zu machen; dies war indessen nicht geschehen und der Klosterconvent daher völlig in seinem Rechte, als er gegen einen Günstling des Ministers von Wöllner, welcher auf dessen Vorschlag zum Abt ernannt werde sollte, Protest erhob.

Als zwei unterthänige Vorstellungen des Klosterconvents an den König ohne Erfolg geblieben, d. h. wahrscheinlich gar nicht in seine Hände gelangt oder doch dem Minister von Wöllner zur Erledigung übergeben waren, reichte der Convent bei dem Obergerichte zu Magdeburg eine Klage gegen den Fiscus, d. h. gegen den König ein und als das Gericht, wie es die Dienstvorschrift erforderte, dem betreffenden Minister von dem Eingang der Klage Mittheilung machte, erging unterm 30. März 1796 als Bescheid an den Klosterconvent folgende Königliche Cabinetsordre:

> „Wenn Wir euch bisher auf eure beiden letzten abenteuerlichen Vorstellungen, worin ihr wider die, bereits vor einigen Jahren von Unserer Person dem Consistorialrath Scheve per Cabinetsordre ertheilte Anwartschaft auf die Abtstelle zum Kloster Bergen zu protestiren euch unterstanden habt, mit keiner Resolution versehen haben, so ist dies aus der Ursache geschehen, weil Wir hofften, daß ihr als vernünftige Menschen endlich in euch zurückgehen und euch eines Anderen besinnen würdet. Da ihr aber in eurer Insolenz gegen Königliche Befehle so weit gegangen seid, daß ihr sogar ein Klaglibell contra Fiscum bei der Magdeburgischen Regierung wirklich eingereicht habt, worin ihr von einer freien Wahl des Abtes gegen eine Cabinetsordre träumt, so dient euch hiermit zur endlichen Resolution, daß, wofern ihr eure Geringfügigkeit gegen die Befehle des Landesherrn als bloße Candidaten und bestellte Schullehrer nicht bald einsehen und begreifen werdet, daß ihr aus Königlicher Milde nur Lohn und Brod erhaltet, um die Jugend zu informiren, Wir euren thörichten Stolz bald demüthigen und bei des **Königs Majestät höchster Person** dahin antragen werden, daß ihr als ungehorsame Unterthanen, die sich gegen den Willen des Souverains aufzulehnen nicht entblöden, ohne weitere Umstände cassirt und aus dem Kloster fortgeschafft werdet. Wornach ihr euch zu richten. gez. Fr. Wilhelm."

In der That, einen deutlicheren Beweis dafür, daß der König trotz seiner Namensunterschrift, dieser in Geist und Styl mit seiner humanen

Denkweise im schreiendsten Widerspruch stehenden Cabinetsordre ganz ferne stand, konnte der Minister von Wöllner selbst nicht liefern, als wenn er in derselben den König drohen läßt, er werde bei Sr. Majestät auf Cassation antragen. —

Wir begnügen uns mit dieser, leider nicht vereinzelt dastehenden Probe ministerieller Willkürherrschaft, deren in dieser brutalen und rücksichtslosen Form übrigens auch nur der bereits früher geschilderte Minister von Wöllner fähig war; sie soll uns hier nur Zeugniß dafür ablegen, wie schwer es selbst beim besten Willen des Regenten sein mußte, in einem Lande, in welchem seit Jahrhunderten nur der oft despotisch genug hervortretende Wille eines Einzelnen, wenn auch zum gemeinsamen Wohle Aller, geherrscht hatte, plötzlich Institutionen einzuführen, welche in der freisinnigsten Art allen Staatsbürgern, selbst dem Monarchen gegenüber gleiche Rechte einräumten.

Denn freisinnig und liberal waren die Principien, auf welche das Allgemeine Landrecht für die preußischen Staaten sich gründete, durch und durch; mochte auch die durch den Blick auf Frankreich und die dort allmählich immer deutlicher hervortretenden Folgen liberaler Grundsätze wach gerufene Aengstlichkeit die bedenklichsten Stellen aus dem ersten Entwurfe des neuen Gesetzbuches entfernt haben und auf diese Weise so Manches in demselben stehen geblieben sein, was als längst verrottet und veraltet, nicht mehr mit dem durch die Ideen der Neuzeit in's Leben gerufenen Geist im Einklang stand.

Wir begnügen uns, in diesem Buche nur Einzelnes davon hervorzuheben.

Das Landrecht erkannte, ein genugsam deutlicher Nachklang der früherhin vollauf berechtigten Ansichten des großen Königs, noch immer den Adel als den ersten Stand im Staate an, welchem hauptsächlich nach seiner Bestimmung die Vertheidigung des Staats sowie die Unterstützung der äußeren Würde und inneren Verfassung desselben obliege; es bewahrte in dieser Auffassung dem Adel daher noch immerhin bedeutende Vorrechte über die übrigen Stände, zum Theil höchst sonderbarer Art.

So durften z. B. nur adelige Gutsbesitzer als Patronatsherren in das Kirchengebet eingeschlossen werden. Von größerer Bedeutung war es, daß das Landrecht den Adel, als zu den Ehrenstellen im Staate, wozu er sich geschickt gemacht hat, als vorzugsweise berechtigt anerkennt, daß nur dem Adel das Recht zugesprochen wird, aus adeligen Gütern Fideicommisse zu errichten, daß nur adelige Gutsbesitzer zur Ausübung der Jagd auf ihren Gütern und zum Erscheinen, sowie zur Abgabe einer Stimme auf den Kreistagen berechtigt sind, daß Personen bürgerlichen Standes sogar ohne besondere landesherrliche Erlaubniß keine adeligen Güter besitzen, auf den Kreisversammlungen in der Regel weder als Stellvertreter noch als Bevollmächtigte zugelassen werden dürfen, daß endlich, wenn der Besitzer eines adeligen Gutes ohne Hinterlassung besitzfähiger Erben starb, das Gut binnen Jahresfrist aus freier Hand an einen adeligen Besitzer gebracht werden oder dies durch den Fiscus auf dem Wege nothwendiger gerichtlicher Subhastation geschehen mußte.

Dagegen legte andererseits das Landrecht auch dem Adel manchen

lästigen Zwang auf. Kein Edelmann durfte ein bürgerliches Gewerbe betreiben; wer mit Verschweigung oder Verleugnung seines adeligen Standes dies dennoch that, ging aller seiner Adelsvorrechte verlustig; keine Person aus dem Adelstande durfte sich in ein Verhältniß persönlicher Unterthänigkeit begeben oder in dasselbe aufgenommen werden, der Edelmann, welcher eine Lebensart wählte, wodurch er sich zu dem gemeinen Volke herabsetzt, wurde aus dem Adelstande ausgeschlossen.

Höchst eigenthümlich erscheinen ferner die Festsetzungen des allgemeinen Landrechts in Bezug auf die persönlichen Rechte des Menschen, gleichviel welchen Standes. Zwar hieß es: „Sclaverei soll in den Königlichen Staaten nicht geduldet werden und kein Königlicher Unterthan kann und darf sich zur Sclaverei verpflichten"; aber anstatt dem Beispiele Englands zu folgen und jeden Sclaven für frei zu erklären, sobald er den preußischen Boden betreten, ließ man den Fremden, welche sich nur vorübergehend in den preußischen Staaten aufhielten, ihre Rechte über mitgebrachte Sclaven und begnügte sich, durch das Gesetz Mißhandlungen derselben zu verbieten, welche für dieselben lebensgefährlich werden konnten. Körperliche Züchtigungen der grausamsten Art, ja selbst Nasen- Ohrenabschneiden waren daher durch das Gesetz nicht verboten, wenn sie nicht mit dem Tode der Betheiligten endigten. Selbst wenn ein solcher Fremder sich auf preußischem Grund und Boden dauernd niederließ, so hörte zwar die Sclaverei auf, doch mußte der bisherige Sclave seinem ehemaligen Herrn so lange ohne Lohn dienen, bis derselbe für die auf den Ankauf verwendete Summe entschädigt war. —

Schritte von hoher Bedeutung waren bereits unter Friedrich dem Großen geschehen, um das Verhältniß der bäuerlichen Unterthanen zu ihren Gutsherren zu regeln und ihr Loos, das bisher vollständige Leibeigenschaft war, zu einem erträglicheren zu gestalten. Auch das allgemeine Landrecht hatte in diesem Sinne erklärt: „daß die sogenannten Unterthanen fortan ausdrücklich als freie Bürger des Staats anzusehen seien und die persönliche Leibeigenschaft als eine Art persönlicher Sclaverei ferner nicht mehr stattfinden dürfe; aber wie viel fehlte in Wahrheit noch immer daran, um auch dieser höchst achtungswerthen Klasse der Bevölkerung zum Vollgenuß ihrer menschlichen Rechte zu verhelfen.

Noch immer blieben die bäuerlichen Unterthanen ein persönliches Anhängsel des Gutes, zu welchem sie gehörten. Gleichsam mit zum lebenden Inventarium desselben gehörig und an die Scholle desselben gebunden, konnten sie mit dieser gleichzeitig, wenn auch nicht ohne dieselbe, nach Belieben vertauscht oder verkauft werden; noch immer waren ihre Kinder derselben Herrschaft unterworfen, unter welcher die Eltern zur Zeit ihrer Geburt gestanden hatten; noch immer mußten die Unterthanen zu ihrer Verheirathung die Genehmigung der Gutsherrschaft nachsuchen und ihre Kinder für gewöhnlich in demselben Stande erziehen. Nur wenn ein Kind, nach dem Urtheil sachkundiger Männer, außergewöhnliche Talente zur Erlernung einer besonderen Kunst oder Wissenschaft zeigte und die Eltern die Hilfsmittel zur Ausbildung desselben besaßen, so durfte die Herrschaft die Erlaubniß dazu nicht versagen, behielt aber das Recht, das Kind gegen den gewöhnlichen Lohn in seinen Dienst zu nehmen, ob in demselben dessen

Talente zu Grunde gingen oder nicht, oder aber von den Eltern einen Stellvertreter zu fordern.

Ueberdem waren die Gutsunterthanen ihrer Herrschaft Treue, Ehrfurcht und Gehorsam schuldig, sie mußten eidlich die Unterthänigkeit angeloben, und Dienste und Abgaben nach den Kauf- und Annahmebriefen, sowie nach den gesetzmäßigen Erb- und Dienstregistern leisten; sie durften das Gut, zu welchem sie gehörten, ohne Genehmigung der Herrschaft nicht verlassen und, obgleich schon der gestrenge Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. durch ein besonderes „Prügelmandat“ das Tractiren der Unterthanen mit Prügeln wie „das liebe Vieh“ verboten hatte, so gestattete doch das Landrecht der Herrschaft „faules, unordentliches und widerspenstiges Gesinde, sowohl das eigene, wie auch das der zum Hofedienst verpflichteten Bauern durch mäßige Züchtigung zu seiner Pflicht anzuhalten und dieses Recht auch ihren Pächtern und Wirthschaftsbeamten zu übertragen.“ Es war dies auch nicht mehr als in der Ordnung, so lange in der Armee noch der Corporalstock und die Fuchtelklinge geschwungen wurden.

Schon unter Friedrich dem Großen waren, besonders in Schlesien, welcher Provinz der König seine ganz besondere Fürsorge widmete, die von den Gutsunterthanen zu leistenden Dienste und Abgaben, Urbarien, durch besonders dazu berufene Commissäre berathen und gesetzlich festgestellt worden; aber auch diese in der wohlwollendsten Absicht getroffene Maßregel war in vielen Fällen gerade zum Nachtheil der Unterthanen ausgefallen. Nicht selten hatten die Königlichen Commissarien bei der Feststellung der Urbarien mehr den Vortheil der Herrschaft, und damit auch wohl ihren eigenen, im Auge gehabt, als das Wohl der Unterthanen, und diese hatten, theils aus Unkunde ihrer Rechte und Pflichten, theils aus ehrerbietiger Scheu vor den Königlichen Beamten, Lasten, welche ihnen bisher die Herrschaft ohne alle Berechtigung aufgebürdet, jetzt als gesetzliche Verpflichtung auf sich genommen.

An anderen Orten wieder hatte das Landvolk die Absicht des Königs ganz und gar mißverstanden und geglaubt, sie sollten von aller Unterthanenpflicht gegen ihre Herrschaften entbunden und für völlig frei erklärt werden; sie hatten daher den Königlichen Commissarien, als diese zur Feststellung der Urbarien schreiten wollten, geradezu Widerstand entgegengesetzt und dadurch strenge Maßregeln gegen sich herbeigeführt, welche in ihren Folgen ihr Schicksal nur verschlimmerten.

Der Umstand, daß das neue preußische Gesetzbuch den ganzen vor seinem Erscheinen bestehenden Gesellschaftszustand als zu Recht bestehend anerkannte, und Rechte und Privilegien Einzelner oder einzelner Stände nur dann, wenn es das Wohl des gesammten Staates und auch dann nur gegen volle Entschädigung aufhob, welche zuvor durch Vertrag oder richterliches Erkenntniß festgesetzt werden mußte, daß alle Provinzialgesetze und Statuten fernerweit Gültigkeit behielten, wofern nicht die neuere Gesetzgebung dieselben ausdrücklich aufhob, daß endlich, wie in der Einleitung besonders gesagt ist, bei der Beurtheilung einzelner Streitfragen die neuen Gesetze den Provinzialgesetzen, diese den besonderen Statuten und diese wieder den auf andere Art wohlerworbenen Rechten nachstehen sollen, — Alles dies machte die neue preußische Gesetzgebung zu einer äußerst ver-

wickelten und schwer zu handhabenden Maschinerie und der Verfasser der vertrauten Briefe aus Preußen hatte wohl ein Recht dazu, zu sagen:

„Kam man aus einer Provinz in die andere, so war es, als käme man in Feindesland.“ —

Wäre der Adel Preußens dem hochherzigen Beispiele gefolgt, welches der französische Adel in der denkwürdigen Sitzung der Nationalversammlung vom 4. August 1789 durch freiwillige Aufopferung aller seiner Standesvorrechte und Privilegien gegeben hatte, so würden die preußischen Gesetzgeber, denen man es zum Ruhme nachsagen muß, daß sie die große Aufgabe, welche ihnen zu Theil geworden, sehr wohl begriffen hatten und mit Eifer und Sachkenntniß zu erfüllen strebten, schon jetzt in der Lage gewesen sein, den Bauer im preußischen Staate zu einem freien, unabhängigen Manne zu machen. Die Abneigung des Adels gegen so allerdings bedeutende Aufopferung ihrerseits, verbunden mit der Unmöglichkeit, für die geforderten Opfer Entschädigung zu leisten, mußten die Erreichung dieses Zieles einer späteren Zeit, einer weniger rücksichtsvollen Gesetzgebung überlassen und sich vor der Hand begnügen, Leben und Eigenthum der Gutsunterthanen unter den Schutz der Gesetze zu stellen, die Verpflichtungen gegen die Herrschaft zu regeln und vor Willkür und grausamer Behandlung zu schützen. —

Ganz besondere Sorgfalt widmete das neue Gesetzbuch der Verwaltung der Städte, welche noch unter Friedrich II. und noch mehr unter Friedrich Wilhelm I. in der drückendsten Abhängigkeit von der Regierung gehalten worden waren, sogar die Ueberschüsse aus den Kämmereikassen an die Königlichen Behörden abliefern mußten und deren Magistratspersonen in der Regel von den Chefs der obersten Provinzialbehörden, in großen Städten auch wohl nach deren Vorschlägen vom Könige selbst ernannt wurden.

Das neue Gesetzbuch, die Uebel dieses Systems richtig erkennend, bahnte den städtischen Gemeinden den Weg zu einer freien Selbstverwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten, dem Staate nur das Recht der oberen Aufsicht wahrend.

Zur Theilnahme an den Angelegenheiten der Stadtgemeinde war jeder selbständige in der Bürgerrolle eingetragene Bürger berechtigt; zu den Berathungen über dieselben erschien jedoch nur in Fällen von ganz besonderer Bedeutung die gesammte Bürgerschaft, in der Regel nahmen daran nur die von den Bürgern selbst gewählten Repräsentanten derselben (Stadtverordnete, Gemeinderäthe), die Vorsteher der Zünfte und sonstiger in der Stadtgemeinde befindlicher Corporationen Antheil.

Dem Magistrat, welcher nach den Privilegien und Statuten der einzelnen Städte oder nach den bestehenden Provinzialgesetzen verschieden, gewählt oder vom Landesherrn bestätigt werden mußte, stand, als dem Vorstande der Bürgerschaft, die Ausübung der städtischen Polizei und die Verwaltung des städtischen Vermögens zu; da, wo die Ausgaben für die Bedürfnisse der Stadt ganz oder theilweise durch Beiträge der Bürgerschaft gedeckt oder ergänzt werden mußten, waren die Repräsentanten der Bürger befugt, über die Verwaltung der Stadtgüter, über die Einziehung und Verwendung der Einkünfte und Beiträge vom Magistrat Nachweis

und Erläuterung zu fordern. Zum An- und Verkauf von Kämmereigütern, zur Contrahirung von Schulden auf die Güter der Stadt und in anderen Angelegenheiten von hervorragender Wichtigkeit war die Genehmigung der gesammten Bürgerschaft erforderlich.

Dem Staate stand die Oberaufsicht über die richtige und zweckmäßige Verwaltung des städtischen Vermögens und über die Verwendung der Einkünfte zu, deren Ueberschüsse fortan die Städte zu ihrem eigenen Nutzen verwenden konnten; auch war die Genehmigung der Staatsbehörde zu allen Schritten, wo es sich um wichtigere Angelegenheiten in Bezug auf die Verwaltung des städtischen Vermögens, besonders da, wo es sich um die Belastung des Kämmereivermögens mit Schulden handelte, erforderlich. Im Allgemeinen sollten die Stadtgemeinden die Rechte privilegirter Corporationen, in Bezug auf die Verwaltung ihres Vermögens aber die Rechte minderjähriger Personen genießen. —

Mit ganz besonderer Strenge behandelte das Allgemeine Landrecht alle gegen den Staat gerichteten Verbrechen. Jedes Unternehmen, welches auf eine gewaltsame Umwälzung der Verfassung des Staates oder gegen das Leben oder die Freiheit des Staatsoberhauptes gerichtet ist, wird als Hochverrath bezeichnet und der Hochverräther nach Verhältniß der dabei bewiesenen Bosheit und des angerichteten Schadens mit der härtesten und schreckhaftesten Leibes- und Lebensstrafe bedroht. Ebenso wurden frecher, unehrerbietiger Tadel der Landesgesetze und Anordnungen im Staate, Erregung von Mißvergnügen gegen die Regierung mit Gefängniß oder Festungsstrafe bis zu zwei Jahren, Verkauf und Verbreitung aufrührerischer Schriften mit schweren Geld- oder Leibesstrafen, mit Verlust des Bürgerrechtes und Gewerbebetriebes, Erregung von Tumulten und Aufständen, sowie Theilnahme daran aber mit langwieriger Zuchthaus- oder Festungsstrafe, unter Umständen aber mit dem Tode bestraft.

Waren diese scharfen Strafbestimmungen augenscheinlich aus der Besorgniß entsprungen, daß durch viele Punkte des neuen Gesetzbuches die Grundsätze der Revolution gefördert und verbreitet werden möchten, so finden sich andererseits wieder Paragraphen in demselben vor, welche zu dieser Absicht des Gesetzgebers im directen Widerspruch zu stehen scheinen. So waren Verbindungen mehrerer Mitglieder des Staates zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, wenn derselbe nicht gegen das allgemeine Wohl des Staates verstieß, durch das Landrecht erlaubt; und sogar geheime Verbindungen waren nicht unbedingt verboten, wenn die Verbundenen den Zweck und die Absicht ihrer Verbindung, falls solche Einfluß auf den Staat oder dessen Sicherheit haben konnten, vorher der Staatsbehörde zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt hatten.

Der in den Jahren vor dem Ausbruch der französischen Revolution durch die Clubs und geheimen Gesellschaften in Paris wie in ganz Frankreich angerichtete ungeheure Schaden scheint demnach die preußischen Gesetzgeber nicht mit der Besorgniß erfüllt zu haben, daß auch in Preußen sich Aehnliches zutragen könne. —

§. 32.

Ein Blick auf deutsche Literatur und Bildung.

Das 18. Jahrhundert, an dessen Ende der Verlauf unserer Geschichte unseren Leser gegenwärtig nahezu geführt hat, und dessen bedeutendste politische Begebenheiten wir uns bemüht haben, in den vorliegenden Blättern, soweit sie in die Geschicke unseres preußischen Vaterlandes eingreifen, zu schildern, gewährt dem aufmerksamen Leser neben der Anschauung der zahlreichen und wechselvollen Kämpfe der Völker untereinander, neben der Betrachtung der Bestrebungen der Fürsten nach bis an die äußersten Grenzen ausgedehnter fürstlicher Gewalt, vor Allem des um die Mitte des Jahrhunderts beginnenden Ringens zwischen Preußen und Oesterreich um die Herrschaft in Deutschland, das in hohem Grade interessante Bild großartiger geistiger Kämpfe, einer ungeahnten und bewundernswürdigen Erhebung deutscher Poesie, Kunst und Wissenschaft. Mit vollem Rechte hat man daher das 18. Jahrhundert, wie man dasselbe vom politischen Standpunkte aus besonders in seiner zweiten Hälfte das Zeitalter des aufgeklärten Despotismus genannt hat, auch vom wissenschaftlichen Standpunkte aus als das Zeitalter der deutschen Aufklärung, der Wiederaufnahme und Fortbildung der durch die Schrecken und Gräuel der Reformationskämpfe, sowie des weltverheerenden dreißigjährigen Krieges gewaltsam unterbrochenen Reformationsideen bezeichnet.

In der That bot noch am Ende des 17. und in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts der geistige Zustand Deutschlands einen überaus trostlosen Anblick, den Anblick eines seltsamen Gemisches von Ohnmacht und Barbarei dar, eines Zustandes, wie er sonst nur bei Nationen eintritt, welche ihrem völligen Untergange entgegeneilen. Und schien nicht in Wirklichkeit Deutschland dem politischen Untergange rettungslos verfallen? Wurde nicht in Wahrheit, seitdem die protestantischen Fürsten Deutschlands durch die undeutsche, rein persönliche, nur auf spanische und italische Interessen berechnete Politik Kaiser Carls V. gezwungen worden, diesem in offener, wenn auch berechtigter Empörung entgegenzutreten und den ländergierigen Reichsfeind, die Franzosen, zu Hilfe zu rufen, um die schwer bedrohte Glaubensfreiheit vor der Gewaltthätigkeit des deutschen Kaisers zu retten, wurde nicht in der That seit jener traurigen Zeit jede deutsche Angelegenheit von Wichtigkeit mittelst der raubsüchtigen Einmischung auswärtiger Mächte entschieden? War nicht das tausendjährige, einst mächtige deutsche Reich, das erste Reich Europa's, in Folge seiner politischen Zerfahrenheit und Zerrissenheit, der particularistischen Bestrebungen und Uneinigkeit seiner Fürsten, der stumpfen Gleichgültigkeit seiner Völker allmählich ein Gegenstand des Spottes und Hohnes für seine Nachbarn geworden und schien eine sichere Beute fremder Raubsucht werden zu wollen? Mit Recht konnte noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts der jüngere Möser in den Klageruf ausbrechen:

„Wir sind ein Volk, von einem Namen und einer Sprache, unter einem gemeinsamen Oberhaupte, unter einerlei, unsere Verfassung, Rechte und Pflichten bestimmenden Gesetzen, zu

einem gemeinschaftlichen großen Interesse der Freiheit verbunden, auf einer mehr als hundertjährigen Nationalversammlung zu diesem wichtigen Zwecke vereinigt, an innerer Macht und Stärke das erste Reich Europa's, dessen Königskronen auf deutschen Häuptern glänzen — und so, wie wir sind, sind wir schon Jahrhunderte lang ein Räthsel politischer Verfassung, ein Raub der Nachbarn, ein Gegenstand ihrer Spöttereien, uneinig unter uns selbst, kraftlos durch unsere Trennungen, stark genug, uns selbst zu schaden, ohnmächtig, uns zu retten, unempfindlich gegen die Ehre unseres Namens, gleichgültig gegen die Würde der Gesetze, eifersüchtig gegen unser Oberhaupt, mißtrauisch untereinander, ein großes und gleichwohl verachtetes, ein in der Möglichkeit glückliches, in der That aber sehr bedauernswürdiges Volk!" —

Eine natürliche und unvermeidliche Folge des jämmerlichen politischen Zustandes, in welchen Deutschland versunken, war der oben erwähnte gänzliche Verfall des geistigen Lebens im deutschen Volke. Wir haben den traurigen Zwiespalt zwischen Lutheranern und Reformirten, welcher nicht ohne Verschuldung Luthers selbst ausgebrochen war, mit jedem Tage an Schroffheit zugenommen und schließlich, von der Kanzel mit erbitterter Heftigkeit in die Gemeinden verpflanzt, alle Bande bürgerlicher Eintracht gelöst hatte, seiner Zeit in diesem Buche erwähnt. Und diese Zwietracht war von den schwersten Folgen für deutsche Bildung und Gesittung geworden.

Sie eben in Verbindung mit der Schmach der politischen Jämmerlichkeit war es gewesen, welche den deutschen Volksgeist ganz ausschließlich auf das religiöse und kirchliche Leben zurückgedrängt, jede freie Entfaltung der Wissenschaft durch theologische Beschränktheit und Unduldsamkeit vernichtet und bewirkt hatte, daß nach Menzels Aeußerung*):

„zu derselben Zeit, da die Engländer, Franzosen und Niederländer um bürgerliche Freiheit, um Volksthum und Staatsthum kämpften, sich im Deutschen Haß und Begeisterung nur regte, wo es sich um Sieg oder Niederlage seiner Kirchenpartei handelte."

In der That bietet die Geschichte der deutschen Wissenschaft, bald nach dem Tode Luthers, welcher so Trauriges ahnungsvoll vorausgesehen hatte, je mehr das herrliche Werk der Reformation von seiner ursprünglichen Reinheit abwich und im unerquicklichsten theologischen Gezänk, in Spitzfindigkeiten und Haarspalterei unterging, den unerfreulichen Anblick eines fortgesetzten Rückschrittes dar. Selbst die deutsche Sprache litt unter diesen Mißständen; mehr und mehr lief die kaum für das wissenschaftliche Denken errungene hochdeutsche Schriftsprache Gefahr, völlig wieder verloren zu gehen und von der Sprache der pedantischen Gelehrten, dem Latein, welches dem Knaben schon von frühester Jugend an beigebracht und welches von den berühmtesten Gelehrten aller Confessionen nicht nur als die allein berechtigte Sprache der Wissenschaft, sondern auch als die tägliche Umgangssprache zwischen Lehrern und Schülern angesehen wurde, gänzlich verdrängt zu werden.

---

*) Confr. die Vorrede zu Menzels 4. Bande neuerer deutscher Geschichte.

Nicht ohne Berechtigung konnte der berühmte deutsche Philosoph Leibnitz, der Freund und Lehrer der geistvollen Königin Sophie Charlotte von Preußen, dessen Jugendjahre noch in die Mitte des 17. Jahrhunderts fallen*), sich über den Zustand der deutschen Wissenschaft und Sprache mit großer Geringschätzung äußern. Es mag hart klingen, ist aber nicht unverdient, wenn Leibnitz bei Betrachtung der geistlosen Kleinigkeitskrämerei und Pedanterie deutscher Gelehrten den Deutschen keine andere geistige Begabung zuerkennen will, als mühsamen Fleiß, wenn er von der deutschen Sprache behauptet: dieselbe sei zwar ausgebildet in allem Sinnlichen und Leiblichen, in allen Worten und Wendungen für das gemeine Leben, nicht aber für die Bezeichnung der Gemüthsbewegungen und die abgezogenen Begriffe der Sittenlehre und Denkkunst.

Der dreißigjährige Krieg mit seinen weitgreifenden und nachhaltigen Folgen hatte das politische und materielle, wie das geistige und moralische Elend Deutschlands vollendet. Als 1648 der westphälische Friedensschluß einen Krieg beschloß, dessen ideale religiöse Zwecke im Verlaufe desselben bei allen Parteien völlig in den Hintergrund gedrängt worden, welcher, ursprünglich zum Schutze der bedrohten protestantischen Glaubensfreiheit unternommen, mehr und mehr zu einem Kampfe um die Forderungen und Vortheile meist fremder Fürsten und zuletzt zu einem wilden und grausamen Gemetzel um die Befriedigung der zügellosesten Beutesucht ausgeartet war, befand sich Deutschland in der That in jeder Beziehung im jammervollsten Zustande.

Politisch bis zur völligen Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit herabgesunken, die Reichseinheit und Zusammengehörigkeit vernichtet, Deutschland selbst fast nur noch ein geographischer Begriff, ein Conglomerat von Dreihundert und einigen Sechzig geistlichen und weltlichen, einander widerstrebenden und sich mit Mißtrauen und Eifersucht betrachtenden Ländern und Ländchen, ohne jegliches Gefühl für nationale Ehre und Selbständigkeit. Weite und schönste Strecken deutschen Landes durch die raubsüchtige Hand der Nachbarn vom Reiche losgerissen, das ganze Land verheert und verwüstet, der Wohlstand der Nation auf Jahrzehnte vernichtet, die Sitten des Volkes durch zügellose Söldnerbanden, durch den täglichen verzweifelten Kampf um das Leben und die Bedürfnisse desselben, durch die Aufstachelung aller niedrigen menschlichen Leidenschaften bis zu einem entsetzlichen Grade von Rohheit verwildert, das ganze deutsche Volksleben jener traurigen Zeit ein seltsames Gemisch von Rohheit und Gemeinheit, von plumper Völlerei und Ueppigkeit neben widerlicher Dürftigkeit, von crassem Aberglauben neben fanatischem Pietismus, — so war Deutschland in Wahrheit am Ende des dreißigjährigen Krieges im Zustande der tiefsten und schmachvollsten Erniedrigung nach allen Richtungen hin.

Wen mag es Wunder nehmen, daß unter so trostlosen und unseligen Verhältnissen Wissenschaft und Kunst, Poesie und geistige Bildung, diese sicheren Gradmesser für den Culturzustand eines Volkes und, wie das Beispiel anderer Nationen, der Italiener, Franzosen, Engländer, Spanier deutlich bezeugt, im engsten Zusammenhange stehend mit der nationalen

---

*) Geboren am 21. Juni 1646.

Entwickelung der Völker, nicht zur Entfaltung und Blüthe gelangen konnten in einem Lande, welches ein Menschenalter hindurch so Entsetzliches erduldet hatte! Wer wird es nicht vielmehr natürlich finden, daß die Nachwehen der Stürme und Erschütterungen, an welchen das 17. Jahrhundert bis zu seiner Mitte so überaus reich war, noch bis an das Ende desselben und bis in die Anfänge des 18. Jahrhunderts hinein sichtbar blieben, daß auf die sturmbewegte Zeit nunmehr die Zeit der Ruhe, aber auch der allgemeinen Ermattung und Erschlaffung, des Stillstandes, der überhand nehmenden Erstarrung und Geistlosigkeit eintrat!

Leider geschah auch in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege von Seiten der beiden Gewalten, welchen die Leitung des Geschickes der Völker anvertraut ist, der Fürsten und der Kirche, in Deutschland nichts, um Wissenschaft, Poesie und Kunst von den Fesseln zu befreien, welche ihre freie Entfaltung lähmten.

Während in Frankreich das absolute Königthum unter Richelieu's und Mazarins Leitung den Gipfelpunkt irdischer Machtvollkommenheit erreichte, dabei aber belebend und kräftigend auf den Volksgeist zu wirken verstand und die Bestrebungen französischer Literatur und Kunst um so williger in den glänzenden Schutz und Schirm seines prunkenden Königsmantels nahm, als ihre Erzeugnisse, einseitig genug, eben auf die Verherrlichung des Königthums gerichtet waren, sehen wir die überwiegende Mehrzahl der deutschen Fürsten in die widerlichste Nachäffung französischer Prachtliebe, Verschwendung und Liederlichkeit versunken*), ihre Länder wie ihre Unterthanen als ihr persönliches, ihnen von Gott verliehenes Eigenthum betrachten und behandeln, sich des lästigen Mitregiments ihrer Landstände und deren Steuerbewilligungsrechts entledigen und den Schweiß ihrer Unterthanen, das Mark ihres Landes in sinnlosen Festen und Gelagen, die Einkünfte ihrer Staaten durch die Unterhaltung eines glänzenden Hofhaltes und stehender Armeen verschwenden.

Wir sehen den Adel Deutschlands theils in verächtlicher Augendienerei an den Höfen der heimischen Fürsten die Nachäffung französischer Sitten und Unsitten bis zur Narrheit treiben, theils Bildung und Verbildung in dem bewunderten Frankreich suchen und dort das eigene deutsche Vaterland nicht allein bei den Fremden in Verachtung setzen, sondern auch selbst verachten lernen, um sodann, der Heimath bis auf Sitte, Kleidung und Sprache entfremdet, in das Vaterland zurückzukehren und in den wichtigsten Staatsämtern dasselbe französischer Mode und Sprache unterwürfig zu machen. In der That hatten Fürsten und Hofadel am Ende des 17. und in der Mitte des 18. Jahrhunderts völlig aufgehört, deutsch zu sein; die höheren Stände bedienten sich für Unterhaltung und schriftlichen Verkehr fast ausschließlich nur noch der an geistreichen Wendungen und funkensprühendem Witze so überaus reichen französischen Sprache; die

---

*) Friedrich der Große sagt über dieses Treiben der deutschen Fürsten in seinem Antimacchiavell:

„Es giebt bis zum jüngsten Sprößling einer apanagirten Fürstenlinie Keinen, welcher sich nicht einbildete, einige Aehnlichkeit mit Ludwig XIV. zu haben; er baut sein Versailles, er hat seine Maitressen und unterhält eine Armee.“ —

deutsche Sprache, von ihren eigenen Kindern vernachlässigt und verachtet, blieb in natürlicher Folge davon das, was sie war, d. h. in hohem Grade verwildert und roh, steif und pedantisch, und die Zeit schien nicht ferne zu sein, in welcher dieselbe zu einer bloßen Mundart für den Gebrauch des niederen Volkes und für die Bedürfnisse des täglichen Lebens herabsinken werde.

Selbst in der Wissenschaft war der Gebrauch der deutschen Sprache zu einer höchst seltenen Ausnahme geworden; Alles schrieb und sprach nur lateinisch oder französisch. Die Wissenschaft selbst lag nach wie vor gebannt unter den Fesseln starrer orthodoxer Theologie und bestand der Hauptsache nach in geschickten, aber langweiligen und nicht selten bis zur widerlichsten Zänkerei ausartenden Disputirübungen über die herrschenden theologischen Streitfragen, für welche an einzelnen Universitäten sogar besondere Professuren errichtet waren; auch auf den Schulen finden wir noch bis in das 18. Jahrhundert hinein fast nichts getrieben, als lateinische Redeübungen, meist über kirchliche Angelegenheiten, von allen fruchttragenden Zweigen der echten und freien Wissenschaft, von Geschichte, Mathematik, Philosophie kaum eine dürftige Spur.

Eine kaum weniger trostlose und niederschlagende Erscheinung bietet der Anblick der Verhältnisse im deutschen Bürgerstande. Von dem stolzen, selbstbewußten, mann- und wehrhaften Bürger des Mittelalters, welcher befriedigt blickte auf den durch die Arbeit seiner Hände errungenen Wohlstand, gewohnt, die Angelegenheiten seiner Gemeinde ohne fremde Einmischung selbst zu verwalten, seine Rechte und Freiheiten gegen Jeden, der sie anzutasten wagte, mit dem Schwerte selbst zu vertheidigen und der sich eben aus diesen Gründen Verständniß und Theilnahme auch für Angelegenheiten, welche außerhalb der Ringmauern seiner Stadt fielen, Nationalgefühl und, wenn auch einseitige und zuweilen kleinliche Vaterlandsliebe bewahrt hatte, erblicken wir nach den Schrecken des dreißigjährigen Krieges keine Spur mehr. Versunken in die engherzigen Verhältnisse einer beklagenswerthen Kleinstaaterei und in trostloses Pfahlbürgerthum, dessen Blick und Interesse kaum über die Wände seiner Handwerksstätte, geschweige denn über das Weichbild seiner Stadt hinausreichten, finden wir den kleinen deutschen Bürger, den Handwerker, den niedrigen Beamten jener Zeit, tief gesunken in seinem Wohlstande, abhängig von der Gunst der Vornehmen und Reichen, in die niedrigste Kriecherei, Rang- und Titelsucht, in die widerwärtigste Klatschhaftigkeit und in alle jene Uebel versunken, welche, die Folgen innerer Unfreiheit, dem deutschen Kleinbürgerstande zum Theil noch heutigen Tages ankleben; den wohlhabenderen und reicheren Bürger aber sehen wir, ein ebenso wenig erfreulicher Anblick, im thörichten Wetteifer mit den höheren Ständen, alle Laster und Modenarrheiten des Auslandes nachahmen und sein Vermögen mit französischer Genußsucht und Verschwendung verprassen.

Auch hier keine Spur von Vaterlandsliebe, von Gefühl für nationale Ehre und Selbständigkeit, ohne welche eine Regsamkeit auf geistigem Gebiete nicht denkbar ist.

Daß bei dem mit Steuern und Lasten überbürdeten, ein elendes und geknechtetes Leben führenden deutschen Bauernstande von allen höheren

menschlichen Empfindungen vollends keine Rede sein konnte, ist selbstverständlich.

So begegnet unser Blick, wohin er sich auch richten möge, in Deutschland fast überall nur tiefer politischer Ohnmacht und Erschöpfung, geistiger wie moralischer Verkommenheit, Erschlaffung und Erstarrung.

Um so überraschender und fast wunderbar erscheint der ungeahnte geistige Aufschwung, welcher sich in Deutschland in Kunst und Wissenschaft, in Sitte und Bildung schon im Anfange des 18. Jahrhunderts vorbereitete und im Verlaufe weniger Jahre das deutsche Leben aus seinem tiefsten Verfall erlöste, noch vor dem Ablauf des Jahrhunderts aber Deutschland in religiöser und philosophischer Freiheit, in freier Entfaltung der Wissenschaft, im erhebendsten Aufschwunge der Dichtkunst an die Spitze Europa's stellte.

Die engen Grenzen, welche diesem Buche gestellt sind, gestatten uns nicht, auf die Art und Weise, auf welche sich diese wunderbare geistige Verjüngung und Wiedergeburt Deutschlands vollzog, anders als mit einigen allgemeinen Andeutungen einzugehen.

Wir begnügen uns daher, hier nur zu sagen, daß der tiefe Schmerz über den Verfall des Vaterlandes, welcher schon längst alle edleren Gemüther im deutschen Volke erfüllte, mit dem wachsenden Elend auch um so lebendiger den Gedanken an Besserung, an Befreiung der Wissenschaft von dem auf ihr lastenden Joche des theologischen Despotismus, an Verbreitung allgemeiner, bisher nur ein Vorrecht der Gelehrten und Vornehmen gewesener Bildung auch in die unteren Schichten des Volkes, an Zurückführung der unter den starren und pedantischen Formen gelehrter Kunstdichtung stehenden Poesie auf das unmittelbare Volksbedürfniß, auf das im Volke selbst heimische Denken und Empfinden, hervorgerufen hatte. Wir erwähnen ferner, daß der Blick auf die, die schönsten Blüthen treibende und zu reicher Entfaltung gelangende Bildung fremder Völker, vornehmlich der Engländer und Franzosen, auch in Deutschland zu der beschämenden Erkenntniß der eigenen geistigen Armuth führte, aber auch Muth und Thatkraft zur Nacheiferung erweckte, daß die Lehren holländischer, englischer und französischer Philosophen, eines Hugo Grotius, Descartes, Spinoza, Bayle, Bacon und Locke, später eines Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Diderot u. s. w. auch in Deutschland zahlreiche Anhänger und Nachahmer fanden, daß schon im Jahre 1672 ein Samuel Pufendorf in seinem berühmt gewordenen Buche über das Naturrecht die Befreiung des Denkens und Forschens aus der Bevormundung der Theologie anstrebte, daß, von Pufendorf angeregt, ein Christian Thomasius, ebenfalls in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, mit gewaltiger Kühnheit, unter dem lautesten Beifall seiner zahlreichen Zuhörer, aber auch zum Entsetzen aller orthodoxen Theologen, diesen Kampf weiter fortsetzte und die Loslösung des Naturrechtes von der Theologie siegreich vollendete, Philosophie und Theologie, als aus verschiedenen Quellen (der Vernunft und der heiligen Schrift) stammend und verschiedenen Zwecken dienend (dem irdischen und dem himmlischen Wohle der Menschheit), für immer von einander schied und der Art des ganzen damaligen Universitätsunterrichts eine völlig veränderte Gestaltung gab. Wir erwähnen ferner vorübergehend noch die Namen

eines Leibnitz, des Vaters der eigentlichen deutschen Philosophie, welcher sich selbst eine eigene umfassende philosophische Weltanschauung schuf, gestützt auf naturwissenschaftliche und religiöse Forschungen, eines Christian Wolf, des Schöpfers der von ihm selbst die mathematische genannten Philosophie, nach welcher er alle Dinge, welche sich wohl glauben und vorstellen, aber äußerlich nicht wahrnehmen lassen, ebenso wie mathematische Gegenstände beweist und eintheilt, endlich des berühmten Königsberger Philosophen Immanuel Kant, welchem das Verdienst gebührt, nicht blos eine Reform der bisher herrschenden Lehrbegriffe und Systeme, sondern eine völlige Umgestaltung in der Art zu denken, eine strenge Prüfung und Sichtung der hergebrachten, nach der Wolf'schen Philosophie oft schwer verständlichen Ausdrücke und Begriffe und durch seine im Jahre 1781 herausgegebene Kritik der reinen Vernunft eine vollständige Umwälzung in der deutschen Wissenschaft und Literatur herbeigeführt zu haben.

Ebenso nennen wir die Namen Fichte's und Schellings, als Nachfolger Kants, in segensreicher Thätigkeit das von jenem begonnene Werk fortsetzend und den gebildeten Theil der deutschen Nation durch ihre Lehren empfänglich für das Ideale machend, den Blick der studirenden Jugend von dem wüsten Studententreiben jener Zeit hinweg auf höhere Ziele, auf Liebe zum Vaterland, zur Freiheit, auf die persönlichen Rechte des Menschen lenkend.

Und gleichen Schrittes mit der Wissenschaft, und durch die treibende Kraft wissenschaftlicher Forschungen angespornt, entfaltete sich die deutsche Literatur.

Auch, was sie betrifft, setzen wir indessen den Entwickelungsgang derselben bei unseren Lesern als bekannt voraus und begnügen uns mit der flüchtigen Andeutung der hauptsächlichsten Erscheinungen auf ihrem Gebiete. Der erste, welcher den Versuch machte, eine deutsche, sowohl wissenschaftliche, wie dichterische Gesammtliteratur zu begründen, war Johann Christoph Gottsched, geboren zu Judithen bei Königsberg im Jahre 1700. Schon frühzeitig von dem Gedanken erfüllt, den Deutschen eine Literatur zu schaffen, welche sich der Literatur fremder Völker ebenbürtig an die Seite stellen konnte, aber selbst ohne jegliche dichterische Begabung, ohne alle Phantasie, das Wesen der Dichtkunst nur in der trockensten und pedantischsten Lehrhaftigkeit suchend, erwarb sich Gottsched das unbestreitbare Verdienst, in seinem 1730 erschienenen Handbuch der Dichtlehre zuerst das Denken der Deutschen auf Kunst und Dichtung gelenkt zu haben, wie denn auch seine Bemühungen um die Hebung dramatischer Kunst und Literatur, um die Reinigung der verwilderten und entwürdigten deutschen Bühne von grausem Mordspectakel, lächerlicher Harlekinade, roher Zote höchst anerkennenswerth sind. Aber der durchaus nüchterne und pedantische Gelehrte erblickte mit der eifrigsten und einseitigsten Leidenschaftlichkeit ausschließlich in den französischen Classikern das Vorbild für die deutsche Muse, im französischen Drama das Muster für die neuzugestaltende deutsche Bühne, schöpfte selbst die Kenntniß der alten griechischen Schriftsteller nur aus französischen Uebersetzungen, glaubte mittelst handwerksmäßiger Anleitung zum Dichten Dichter schaffen zu können, welche nach Belieben, geleitet von seinen pedantischen Regeln, Oden, Cantaten und alle übrigen Gedicht-

formen machen könnten, und hielt schnelle Versemacherei für wahre Poesie. So erhielt durch Gottscheds pedantische Einseitigkeit in der That die deutsche Dichtlehre, für mehr als ein Menschenalter hindurch von ihr fast despotisch beherrscht, einen starken Zusatz von Plattheit und Beschränktheit; mit Recht sagte schon Lessing von den Bestrebungen Gottscheds, daß durch dieselben zwar eine überaus große Zahl von Reimern, aber auch nichts als Reimern geschaffen worden sei.

Daß ein Gelehrter von Gottscheds Schlage dem großen Friedrich von Preußen, welcher sich hartnäckig gegen die Anerkennung eines Fortschrittes deutscher Bildung und Cultur verschloß, den Deutschen nach seinem eigenen Ausdrucke kein anderes Genie zutraute, als zum „Zuschlagen", und noch in den letzten Jahren seines Lebens einem Franzosen auf seine Frage: warum er kein Interesse für die deutsche Literatur gehabt habe, die Antwort gab:

> „er hätte für die deutschen Autoren nichts Vortheilhafteres thun können, als gar nicht an sie zu denken und ihre Bücher nicht zu lesen",

keine bessere Meinung von deutscher Bildung und Gelehrsamkeit einzuflößen im Stande war, ist leicht begreiflich. Bei den wiederholten Unterredungen, welche der große König während seiner Anwesenheit in Leipzig mit dem damals berühmtesten Gelehrten Deutschlands hatte, ergötzte der geistreiche Monarch sich höchlichst über die von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit strotzenden Antworten Gottscheds, schauderte bei dem bloßen Gedanken daran, daß derselbe nicht weniger wie 60 Foliobände*) geschrieben und diese „Universalwissenschaft", wie es der König launig bezeichnete, lediglich aus seinem Gehirn geschöpft haben wollte und erzählte noch in späteren Jahren oft lachend, daß ihm Gotsched auf seine, des Königs, Bemerkung, daß die französische Sprache sich viel mehr als die deutsche zu geistreichen Wendungen und Wortspielen eigne, die classische Antwort gegeben habe: „das wollen wir noch machen." —

Erbitterte und, weil ihm geistig überlegen, auch erfolgreiche Gegner fand Gottsched und die Schaar seiner Anhänger in dem Professor Johann Jacob Bodmer und seinem Collegen, dem Professor Johann Jacob Breitinger, beide am Gymnasium zu Zürich, ersterer 1698, letzterer 1701 geboren.

Beide, wie Gottsched von den Franzosen, in ihrer Bildung von den Engländern ausgegangen und anfänglich mit Gottsched in vollster Eintracht und regster gegenseitiger Förderung lebend, bekämpften doch seit 1740, je mehr bei dem Ersteren die Phantasie in den Hintergrund trat und Gottscheds Eigensinn und beleidigte Eitelkeit jeden Einwurf gegen seine Lehren hartnäckig zurückwies, die Gottsched'sche Dichtlehre mit immer steigender Leidenschaftlichkeit und, da sie in der Kunstlehre das wirkliche innerste Wesen der Dichtkunst besser zu würdigen verstanden und die Phantasie, welche Jenem gänzlich abhanden gekommen war, wieder in das ihr gebührende Recht, wenn auch nicht ohne tadelnswerthe Uebertreibung, einzu-

*) Confr. den Brief Friedrichs II. an die Herzogin von Gotha, mitgetheilt im Band II, Cap. V, §. 26, pag. 390.

setzen bemüht waren, nicht ohne Erfolg. Die ganze deutsche Literatenwelt, durch den Streit zwischen Gottsched und den beiden Schweizer Professoren angeregt, theilte sich damals in zwei feindliche Heerlager; beide Parteien bekämpften sich mit wachsender Erbitterung und verloren über dem persönlichen Streite den eigentlichen wissenschaftlichen Gedanken über den Gegenstand ihres Zwistes aus dem Auge. —

So unerquicklich indessen auch der von uns nur flüchtig erwähnte Streit zwischen den Anhängern der Gottsched'schen und der Schweizer Schule in seinen äußeren Erscheinungen sein mochte, so hatte er für die deutsche Literatur doch die fruchttragende Folge, daß aus ihm fortan ein größeres Interesse für feinere und geschmackvollere Behandlung der Dichtkunst und Sprache emporwuchs und sich ein ganzer Kreis von ehemaligen Schülern Gottscheds bildete, welche in dieser Bestrebung nicht allein ihren Meister, sondern auch alles bisher Geleistete weit übertrafen.

Als den bedeutendsten derselben nennen wir hier, über die Namen eines Rabener, Schmidt, Ebert, Zachariä, Schlegel, Straube u. A. flüchtig hinwegstreifend, Christian Fürchtegott Gellert, geboren 1715 zu Hainichen bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge und seit 1743 Professor an der Universität zu Leipzig, an welcher er vor zahlreich zuströmenden Zuhörern Vorlesungen über Poesie, Beredtsamkeit und Moral hielt; ihm, dem ersten wahrhaft volksthümlichen deutschen Schriftsteller (neben seinem Freunde Rabener), dürfen wir, sowohl seiner hohen Bedeutung als auch der Anerkennung wegen, welche Gellert bei dem großen Preußenkönige zu erringen wußte, einen etwas größeren Platz in diesem Buche einräumen.

Das Haupterzeugniß der Gellert'schen Muse und noch bis auf die heutige Zeit in allen Kreisen der Gesellschaft, besonders bei dem weniger tief gebildeten Theil des Publicums wegen der in ihnen herrschenden echt deutschen Gutmüthigkeit, naiven Unbefangenheit und schalkhaften, wenn auch durchaus ehrbaren Satyre im höchsten Grade beliebt, ist seine zahlreiche Sammlung von Fabeln.

Ist in denselben zwar kein überaus hoher poetischer Schwung zu finden, leidet auch Gellerts Ausdrucksweise, wenigstens nach heutigen Begriffen, noch häufig an der der damaligen deutschen Sprache anklebenden Steifheit und Ungelenkigkeit, haben auch die durch den Inhalt der Fabeln zur Veranschaulichung gebrachten Lebensansichten an und für sich nur geringe Tiefe, so macht doch noch heutigen Tages die in Gellerts Fabeln herrschende eigenthümliche Verbindung von scherzender Satyre und ernsthafter Lehre die Gellert'sche Fabelsammlung zu einem werthvollen Eigenthum der deutschen Nation. Der Dichter selbst drückt die Absicht, welche er mit seinen Fabeln verfolgt, in wahrhaft classischer Weise aus, wenn er in einer der denselben beigefügten Nutzanwendungen sagt:

„Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie!
Allein, wie kannst Du doch so fragen?
Du siehst an Dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen."

Bei seinen Zeitgenossen aber war die Wirkung der Gellert'schen Fabeln geradezu eine beispiellose zu nennen und selten oder nie ist wohl ein

deutscher Dichter so echt volksthümlich gewesen, wie der bescheidene, anspruchslose Gellert.

Es ist bekannt, daß der Prinz Heinrich von Preußen bei einem Besuche Leipzigs dem erkrankten und in dürftiger Lage lebenden Dichter sein eigenes, lammfrommes Pferd schenkte, damit er sich die ihm angerathene körperliche Bewegung machen konnte, daß ein preußischer General des siebenjährigen Krieges, um den Dichter zu ehren, die Vaterstadt desselben, Hainichen, freiwillig mit Einquartierung verschonte. Es ist ein rührender Beweis von der wunderbaren Wirkung Gellert'scher Schriften selbst auf die wildesten oder einfachsten Gemüther, daß ein preußischer Husarenoffizier dem über solche Gabe gewiß höchlich erschrockenen Gellert den Antheil seiner in der Schlacht bei Zorndorf gewonnenen russischen Beute als Geschenk anbot; daß ein schlichter sächsischer Bauersmann ihm nur aus Dankbarkeit für das Vergnügen, welches er beim Lesen der Gellert'schen Fabeln empfunden, im Anfange eines strengen Winters eine Fuhre Brennholz vor seine Wohnung fuhr und ihn bat, dieselbe als Zeichen seiner Erkenntlichkeit anzunehmen, u. dergl. m.

Von dem beispiellosen Vertrauen, welches Gellert sich in allen Ständen erworben hatte, giebt Cramer, der Biograph Gellerts, ein beredtes Zeugniß.*)

> „In der Nähe und in der Ferne glaubten die Leser und Leserinnen seiner Schriften, daß sie ihn zum Freunde, zum Rathgeber, zum Kunstrichter, zum Lehrer haben müßten und dies Vertrauen zu ihm verwickelte ihn in einen weitläuftigen Briefwechsel, der ihm wegen der Schwachheit seines Körpers zuweilen sehr beschwerlich wurde, dem er sich aber nicht entziehen wollte, weil er denen lieb und nützlich war, mit denen er ihn führte." —

An einer anderen Stelle**) heißt es:

> „Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese und jene Anträge zur Verheirathung für Entschließung fassen, Jünglinge, wie sie studiren, Zweifler, wie sie ihren Unglauben bekämpfen, Viele aus der großen Welt, wie sie den Gefahren und Versuchungen derselben entgehen und widerstehen sollten! Gellert stand einem Jeden bei mit Unterricht, Rath, Beruhigung, Ermunterung, Belehrung, Trost und Fürbitte."

Der Unterredung Friedrichs des Großen im December 1760 mit Gellert, auf welchen der englische Gesandte den König aufmerksam gemacht hatte, haben wir bereits an einer anderen Stelle dieses Buches***) erwähnt. Das bescheidene, ruhige Wesen Gellerts, seine freimüthigen deutlichen Antworten gefielen dem Monarchen ebenso wohl, wie der klare, verständliche Inhalt seiner Fabeln, und er unterhielt sich mit ihm geraume Zeit in der leutseligsten und eingehendsten Weise über den Zustand der deutschen Wissenschaft und Kunst, über die Vorzüge der französischen Bil-

*) Band 6, Seite 395.
**) Seite 440.
***) Band II, Cap. V, §. 26, pag. 390 und 391.

dung, über alte Classiker und die neuesten Welthändel. Wohl mochte es dem Könige ein satyrisches Lächeln entlocken und seine ohnehin geringe Achtung vor der praktischen Lebensweisheit deutscher Gelehrten schwerlich erhöhen, als Gellert ihm auf seine Bemerkung: er sei nicht in der Lage, Deutschland den sehnlich gewünschten Frieden zu geben, es seien ja Drei wider ihn und ob er dies denn nicht wisse, die Antwort gab: „er bekümmere sich mehr um die alte, als um die neue Geschichte."

Dennoch äußerte sich der König sehr anerkennend über Gellert und seine Fabeln, deren eine der Dichter ihm vordeclamiren mußte, bemerkte ihm, daß er so etwas Coulantes in seinen Versen habe, welches er (der König) sehr wohl verstehe, lud Gellert zu einer Wiederholung seines Besuches ein und sagte am anderen Tage bei der Tafel: „das ist ein ganz anderer Mensch als Gottsched, das ist der Vernünftigste von allen deutschen Gelehrten." —

Das Vorurtheil des großen Königs, welcher, in der einseitigsten Vorliebe für französische Bildung, Wissenschaft, Kunst und Sprache befangen, sein ganzes Leben hindurch die deutsche Muse hartnäckig von seinem Throne wies, höchst wahrscheinlich zu ihrem eigenen großen Vortheil, welchen erst in den letzten Jahren seines Lebens eine Ahnung durchdrang, daß es mit dem deutschen Geiste denn doch anders bestellt sei, als er bisher geglaubt hatte, konnte sowohl ein Gellert, wie seine bei Weitem größeren Nachfolger, ein Klopstock, ein Lessing, ein Wieland, Herder, selbst ein Goethe und Schiller, nicht besiegen, weil der König, im späteren Lebensalter mürrisch und verdrießlich geworden, von Sorgen überhäuft, weder Lust noch Zeit fand, noch es der Mühe werth erachtete*), sie kennen zu lernen.

So kam es, daß der große König noch am Schlusse seines thatenreichen Lebens die auch von ihm geahnte**) fortschreitende herrliche Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur in weite Zukunft gerückt glaubte, als sich dieselbe bereits längst unter seinen Augen, freilich von ihm unbemerkt, in der glänzendsten Weise vollzogen hatte.

Und doch war trotz des großen Königs Gleichgültigkeit und Abneigung gegen deutsche Wissenschaft und Literatur gerade er, freilich ihm selbst unbewußt, der mächtigste und nachhaltigste Beförderer deutscher Bildung. Friedrichs freisinnige Regierungsgrundsätze, geschöpft aus den philosophischen Lehren eines Voltaire, Newton und Locke und in des Königs Jugendjahren auch des deutschen Philosophen Wolf, waren es, welche nicht nur seines Volkes persönliche Wohlfahrt sicherten, sondern auch durch Gewährung der unbedingtesten Denk- und Gewissensfreiheit die Befreiung der deutschen Bildung von den Fesseln theologischer Beschränkung und Bevormundung zur Thatsache machte und bisher von Staat und Kirche verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen eine völlig freie Entfaltung und Wirksamkeit ermöglichte.

Seine und seines Heeres glänzende Thaten, vornehmlich die Heldenkämpfe des siebenjährigen Krieges, waren es, welche im deutschen Volke

---

*) Siehe die oben citirte Aeußerung Friedrichs.

**) Confr. die Aeußerung des Königs über die Zukunft der deutschen Literatur: Band II, Cap. V, pag. 392 dieses Buches.

zuerst wieder das gänzlich gesunkene Nationalbewußtsein wachriefen und erstarkten, welche nach Jahrhunderte langer Ohnmacht und Erstarrung das deutsche Volk von Neuem mit dem frohen und zu neuen Anstrengungen spornenden Bewußtsein erprobter Kraft und Tüchtigkeit, von Neuem errungener politischer Machtstellung und Achtung des deutschen Namens im Auslande erfüllte.

In diesem Sinne war der siebenjährige Krieg, wie wir schon an einer anderen Stelle auseinandergesetzt haben, in der That ein Krieg nationaler deutscher Selbständigkeit und Unabhängigkeit, ein Kampf der vorschreitenden Aufklärung gegen religiöse und politische Finsterniß und Bedrückung, wie denn der Sieg Friedrichs des Großen nicht nur die völlige und unwiderrufliche Befreiung des protestantischen Deutschlands von allen Uebergriffen und Eroberungsgelüsten des Katholicismus, sondern auch die Läuterung und Befreiung des Protestantismus in sich selbst, die Befestigung und Erweiterung des freien philosophischen Denkens und Forschens gegen alle hemmenden Einsprüche der eifernden orthodoxen Theologie zur Folge hatte.

Aber die großen, glänzenden Heldenthaten Friedrichs und seines Heeres, weit über die Grenzen deutschen Landes, selbst bei des Königs politischen Feinden alle Welt mit Bewunderung erfüllend, wirkten auch auf die deutsche Dichtkunst in hohem Grade belebend und erhebend, und Alles, was sich an aufstrebenden Kräften in Bildung und Literatur regte, wuchs und erstarkte mächtig beim Hinblick auf jene glänzenden, zu Deutschlands Ehre gereichenden Erscheinungen. Knaben und Jünglinge begeisterten sich an den Thaten eines deutschen Fürsten, welcher zuerst wieder Poesie in die öde trockene Gegenwart brachte, die Herzen mit Thatkraft und Leidenschaft erfüllte und von Neuem fing die deutsche Dichtung an, wieder eine echt volksthümliche zu werden, weil ihr durch den großen Preußenkönig von Neuem ein innerer nationaler Gehalt gegeben worden war.

Nirgends finden wir die hohe Bedeutung, welche der siebenjährige Krieg für die Entwickelung der deutschen Dichtkunst gewann, in einem Grade gewann, daß man mit voller Berechtigung auch in der deutschen Literaturgeschichte von einem Zeitalter Friedrichs des Großen sprechen kann, lebensvoller und kräftiger geschildert, als mit den Worten des großen deutschen Dichterfürsten, des unsterblichen Goethe, auf dessen Wirken und Schaffen wir noch zurückkommen werden. Er sagt in „Wahrheit und Dichtung“ *):

> „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten beruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen und dadurch viel interessanter werden, als die Götter selbst, die, wenn sie

*) Theil I, Buch 7, Seite 275 von Goethe's „Wahrheit und Dichtung“.

Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form eines epischen Gedichtes nöthig ist." u. s. w.

Und an einer anderen Stelle desselben Werkes*) beschreibt Goethe, zu jener Zeit kaum sieben Jahr alt, noch mit allem Feuer vollkräftiger Erinnerung die Begeisterung, welche sein jugendliches Herz bei der Nachricht von den Siegen und Erfolgen Friedrichs im Jahre 1756 empfunden, mit den Worten:

„Und so war ich denn auch preußisch, oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt, denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten." —

Auch der begeisterte deutsche Freiheitssänger, der kaum weniger als Jener große Freund und Gefährte Goethe's, Friedrich von Schiller, dessen Geburt in die Zeit des siebenjährigen Krieges fällt**), fühlte sich noch nach dem Tode des Königs, als er 1789 Professor in Jena war, durch den Ruhm Friedrichs zu dem Gedanken eines Heldengedichtes auf denselben angeregt, welches das ganze Leben Friedrichs und sein Jahrhundert der Mit- und Nachwelt vorführen sollte. In Schillers Briefen findet sich darüber folgende Stelle:

„Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Action Friedrichs II. zu machen, ist gar nicht zu verwerfen, nur kommt sie für 6—8 Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tones mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken." —

Und weiter unten schreibt Schiller:

„Auch über die Epoche aus Friedrichs Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, womöglich, sehr einfach und wenig verwickelt sein, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde darum immer sein ganzes Leben und sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es giebt hier kein besseres Muster als die Iliade." —

Aber auch einer ganzen Klasse von Dichtern, welche die Verherrlichung Friedrichs zum Ziele ihrer poetischen Erzeugnisse machten und welche in der Geschichte der Literatur unter dem Namen die preußischen Dichter bekannt geworden sind, haben wir an dieser Stelle zu erwähnen.

Carl Wilhelm Ramler, geboren 1725 zu Colberg, und unter Friedrich II. als Professor am Cadettenhause zu Berlin angestellt, beim

*) Theil I, Buch 2, pag. 43.

**) Am 10. November 1759 zu Marbach am Neckar.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelms II. in Folge der veränderten Organisation der Akademie der Wissenschaften zu deren Mitgliede erwählt und gleichzeitig mit dem Professor Engel am Joachimsthal'schen Gymnasium mit der Leitung des neu eingerichteten deutschen Nationaltheaters beauftragt, sowie mit dem Unterricht der beiden ältesten Söhne des Königs*) betraut, besang die großen Thaten seines Königs in vielen, nach Goethe's Ausspruch, höchst würdig gehaltenen Oden, welche schon dadurch einen unzerstörlichen Werth behaupteten, weil sie sich nur mit großen, herzerhebenden Gegenständen beschäftigten.

Daß der König niemals eine der Oden Ramlers gelesen, ein Schicksal, welches indessen viele ungleich bedeutungsvollere Geistesproducte deutscher Dichter mit denselben theilten, wird von Ramler selbst in einer seiner Oden: „der Triumph", mit würdigem Mannesstolze, aber ohne alle Bitterkeit erwähnt.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geboren 1719 zu Ermesleben bei Halberstadt, und schon in jungen Jahren einer Verbindung von Dichtern angehörend, welche unter dem Namen der anakreontischen Dichter bei dem für diese Gattung von Poesie äußerst empfänglichen Publicum zwar großen, aber sehr rasch vorübergehenden Beifall, bei ernsteren, wahrhaft gebildeten Geistern aber wohlverdienten Tadel, ja beißenden Spott fand, dichtete, durch die Bewunderung der großen Thaten Friedrichs und des siebenjährigen Krieges hingerissen, in den Jahren 1756 und 1757 seine berühmt gewordenen Lieder eines preußischen Grenadiers, welche durch die ihnen innewohnende Wahrheit und Localfärbung, sowie durch ihre derbe Volksthümlichkeit die Zeitgenossen auf's Tiefste überraschten und ergriffen. Goethe sagt von denselben:

> „Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deswegen einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdies, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt."

Christian Ewald von Kleist, im Jahre 1715 zu Zeblin bei Cöslin geboren, und nachdem er anfänglich in Königsberg die Rechte studirt, aus innerer Neigung für den Soldatenstand als Offizier zuerst in dänische, bei der Thronbesteigung Friedrichs II. in preußische Dienste getreten, erwarb sich durch sein berühmt gewordenes Gedicht: „der Frühling", zuerst hohen Ruf und den ehrenvollen Namen des „Sängers des Frühlings" unter der gebildeten und Dichterwelt Deutschlands. Auch Kleist schöpfte seine Poesie aus Gegenständen oder Erscheinungen der unmittelbarsten Wirklichkeit und verlieh ihnen eben dadurch lebensvolle Wahrheit; diese und der echt kriegerische Geist, welcher Kleists Kriegslieder durchweht, sind es, welche dieselben zu den bedeutsamsten poetischen Erscheinungen dieser Richtung der Poesie machen. Daß der Dichter in der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf 1759 den längst von ihm geahnten

*) Die Prinzen Friedrich Wilhelm, späterer König Friedrich Wilhelm III., und Ludwig.

Heldentod fand, haben wir bereits bei der Beschreibung dieser Schlacht erwähnt.

Selbst einer in jener Zeit ungewöhnlichen Erscheinung, welche schon dieserhalb großes Aufsehen erregte, einer dichtenden Frau, haben wir wenigstens mit einigen Worten zu erwähnen. Anna Luise Dürbach, als Tochter eines Schenkwirths und Brauers auf dem Hammer zwischen Züllichau und Crossen im Jahre 1722 geboren und in zweiter Ehe mit einem trunksüchtigen Schneider Karsch verheirathet, ohne alle Bildung und Unterricht aufgewachsen, aber von der Natur mit großer dichterischer Begabung ausgestattet, erwarb sich unter dem gewöhnlich von ihr geführten Namen Anna Karschin durch die Leichtigkeit, mit welcher sie Lieder und Oden nach dem Muster Ramlers, Gleims u. A. verfertigte, in Berlin sehr bald den Ruf einer mit großen Geistesgaben ausgestatteten Naturdichterin, bei überschwänglichen Verehrern sogar den Namen einer deutschen Sappho, welchen sie mit gutmüthiger Selbstüberschätzung gern annahm.

Auch Anna Karschin, von enthusiastischer Verehrung für den großen König durchdrungen, dichtete vielfache seine Siege verherrlichende Lieder, die aber wenig poetische Bedeutung haben und vollends dem feinen Geschmack Friedrichs nicht zusagten. Eine Stelle in diesem Buche haben wir ihr nur ihrer halb komischen, halb tragischen Begegnung mit der Person des großen Königs gestattet, welche wir indessen nur in einer Anmerkung hier aufnehmen können.*)

Haben wir in dem Vorstehenden auf den wichtigen, Epoche machenden Einfluß hingewiesen, welchen die Persönlichkeit Friedrichs des Großen, die Heldenthaten des siebenjährigen Krieges auf die Erweckung nationalen

---

*) Die in sehr kümmerlichen Verhältnissen lebende Dichterin hatte nicht geruht, bis der König ihr eine Audienz bewilligt hatte, bei welcher er derselben das Versprechen gegeben haben soll, ihr „ferner das Leben sorglos zu machen". Als sie indessen den König später wiederholt an sein Versprechen erinnerte, sendete ihr Friedrich mit der Post 2 Thaler zu, welche Gabe von der beleidigten Dichterin sofort mit den Zeilen zurückgesendet ward:

„Zwei Thaler giebt kein großer König
Und sie erhöhen nicht mein Glück;
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
Drum send' ich sie zurück.

Der König soll herzlich darüber gelacht haben, schickte aber der Karschin, als sie nach mehreren Jahren, von Noth getrieben, sich wieder an ihn wendete, dennoch nur 3 Thaler. Diesmal wurde die ärmliche Gabe nicht zurückgeschickt, wohl aber folgende Verse:

„Se. Majestät befahlen,
Mir, anstatt ein Haus zu bau'n,
Doch 3 Thaler auszuzahlen.
Der Monarchbefehl ward traun
Prompt und freundlich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern über'n Schmaus
Bei des abgegrämten alten
Mageren Weibes Ueberrest,
Das der König darben läßt.

Erst der gefühlvollere Friedrich Wilhelm II. erfüllte den Wunsch der Dichterin und ließ ihr ein, wenn auch bescheidenes, so doch ausreichendes Häuschen in Berlin erbauen, in welchem dieselbe schon 1791 starb.

Selbstbewußtseins im deutschen Volke, auf die Förderung und Entwickelung deutscher Wissenschaft und Bildung ausgeübt haben, so würden wir diesen kurzen Ausflug in das Gebiet der Wissenschaft, Literatur und Kunst doch als unvollendet ansehen zu müssen glauben, wenn wir nicht auch einen, wenngleich flüchtigen, Blick werfen wollten auf die Bestrebungen der Männer, welche den noch immer in Bildung und Gesittung des deutschen Volkes herrschenden französischen Einfluß aus seiner Herrschaft zu verdrängen, der deutschen Nation eine allgemein nationale, selbständige und eigenthümliche, der französischen Aufklärung vielfach entgegengesetzte und weit über sie hinausgehende Bildung zu erringen sich bemühten.

Wir werden später, zur Zeit des tiefsten nationalen Elends, welches durch Napoleon über das zerrissene Deutschland verhängt wurde, mit hoher Genugthuung wahrnehmen, wie eben dieses errungene Uebergewicht deutscher Bildung, von dem engen Kreise pedantischer Gelehrsamkeit in alle Stände und Kreise des deutschen Volkes verbreitet, wesentlich dazu beitrug, die Aufmerksamkeit der geknechteten deutschen Völker auf die Beschäftigung mit ihren nationalen Angelegenheiten zu lenken, sie auf Mittel zur Abhilfe der gemeinsamen Noth sinnen zu machen, Begeisterung und freudige Opferwilligkeit zu erwecken, und so ein gewichtiges Mittel zur Rettung Deutschlands aus fremder Tyrannei und Knechtschaft zu werden.

Hier tritt uns auf dem Felde der Literatur zuerst die Erscheinung Klopstocks entgegen, des begeisterten Sängers der Messiade, eines der gewaltigsten Erwecker und Förderer deutscher Art und Sitte, eines der unsterblichen Begründer und Ahnherren deutscher classischer Dichtung.

Aber so groß und unbestreitbar auch Friedrich Gottlieb Klopstocks*) Verdienste um die deutsche Dichtkunst, welcher er, von dem Bestreben erfüllt, die Religion als das geoffenbarte Christenthum, das Vaterland als das Land des deutschen Volkes hinzustellen, erst wieder die sittlich ernste Weihe gab, auch sein mögen, so unleugbar Klopstocks Meisterschaft auf dem Gebiete der Sprache und Versekunst ist, von welcher er den Reim gänzlich verbannt wissen wollte, so ungetheilten und wohlverdienten Beifall auch besonders die ersten Gesänge seines Messias, seine ersten jugendfrischen Oden fanden, so ging doch sehr bald in Folge von Klopstocks einseitiger ausschließlicher Idealität, seiner oft krankhaften Ueberschwänglichkeit, seines häufig verfehlten Strebens nach natürlichen und volksthümlichen Grundlagen für seine Dichtungen, der enthusiastische Beifall, den seine Poesien anfänglich fanden, sehr bald in immer kälter werdende Bewunderung und diese allmählich in Gleichgültigkeit über.

Den großen politischen Begebenheiten in seinem Vaterlande, dem in Deutschland erfolgenden Umschwunge der Bildung durch seinen Aufenthalt in Dänemark entzogen, konnten weder seine biblischen Trauerspiele: „der Tod Adams, Salomo, David", noch seine die nordische Mythologie verherrlichenden „Bardengesänge", noch endlich seine schwärmerische Begeisterung für das alte Germanenthum, mit welchem er in dem Zeitalter

*) Geb. am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, seit Ostern 1746 in Leipzig, seit 1751 vom Könige von Dänemark nach Kopenhagen berufen, seit 1770 nach Hamburg übergesiedelt, woselbst er am 14. März 1803 starb.

Armins dem deutschen Volke eine Vergangenheit vorzuführen bestrebt ist, an welcher sich dasselbe stärken und erheben soll, auf die Dauer die Geschmacksrichtung einer Nation befriedigen, welche in den ihr viel näher liegenden großartigen Begebenheiten der Gegenwart mit Recht eine bei Weitem geeignetere Aufforderung zur Thätigkeit, zur Erringung nationaler Selbständigkeit erblickte.

So groß aber immerhin Klopstocks Verdienst sein mag, durch seine deutsch-vaterländischen Gedichte zur Erweckung und Hebung patriotischer Gefühle im deutschen Volke beigetragen zu haben, so bleibt es auf der anderen Seite eine unter allen Umständen tadelnswerthe Ungerechtigkeit und Einseitigkeit des Dichters, daß er trotz aller seiner Bewunderung für die geistige Größe und die Heldenkraft Friedrichs II., diesen doch, — wegen seiner Geringschätzung der deutschen Literatur wie wegen des Königs Eroberungslust und mit dem Alter steigender Neigung zum Despotismus — persönlich unversöhnlich haßte. Freilich ging es dem überschwänglichen Dichter mit dem Ideal, welches er sich in dem freisinnigen Kaiser Joseph errichtet hatte, nicht besser, als er sah, wie wenig der Kaiser im Stande war, seine Verheißungen zu erfüllen; von der jauchzend begrüßten französischen Revolution und ihren erhabenen Anfängen wendete sich Klopstock vollends verstimmt und enttäuscht im heftigsten Zorn ab, als er das unermeßliche Meer von Blut und Schrecken sah, in welches sich dieselbe verlief.

Von hoher Wichtigkeit und Bedeutung für die Fortentwickelung der deutschen Literatur wurden die eine strenge Kritik über alle literarischen Erzeugnisse ausübenden Zeitschriften, welche bald eine sehr bedeutungsvolle Stellung in der Geschichte des deutschen Aufklärungszeitalters einnahmen, das größere Publicum über Mängel und Fehler an Schriftstellern aufklärten, welche vielleicht unverdienter Weise vorher bewundert worden waren, und in witzigen und oft glänzenden, zuweilen schneidend und bitter, aber fast immer mit treffender Wahrheit und Gründlichkeit geschriebenen Artikeln den Geschmack des Publicums läuterten, ebenso aber auch auf wirklich gediegene und gute literarische Arbeiten aufmerksam machten. Als die erste derartige Zeitschrift nennen wir die von dem Buchhändler und Schriftsteller Christoph Friedrich Nicolai, auf Anregung Lessings und mit dessen, sowie mit Moses Mendelssohns Unterstützung im Jahre 1757 in Leipzig herausgegebene „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste," nach Nicolai's durch äußerliche Umstände veranlaßtem Ausscheiden 1758 in die Leitung von Christian Felix Weiße übergehend, und bis 1806 in weiter Verbreitung fortdauernd.

Vom Jahre 1759 an erschien unter dem Namen der Literaturbriefe in Berlin abermals eine von Nicolai, Lessing und Mendelssohn gemeinsam herausgegebene Zeitschrift, welcher ganz besonders das Verdienst zuerkannt werden muß, die Geschmacksrichtung des deutschen Publicums von der Vorliebe für die zwar leichte und gefällige, aber oberflächliche Schreibweise der Franzosen geheilt und zu der ernsteren und gediegeneren Auffassung, zu welcher englische Schriftsteller das Vorbild gaben, hinübergeleitet zu haben. Durch die berühmt gewordenen Literaturbriefe wurde

zuerst die Aufmerksamkeit des deutschen Lesepublicums auf Shakespeare und seine unsterblichen Schöpfungen gelenkt.

Nachdem im Jahre 1760 Lessing, durch sein Verhältniß als Privatsecretär des General Tauenzien genöthigt, nach Breslau zu gehen, wo wir ihm seiner Zeit bei der heldenmüthigen Vertheidigung dieser Stadt bereits begegnet sind,*) sich fast gänzlich von der Mitarbeit an den Literaturbriefen zurückgezogen hatte, beschlossen die Unternehmer, zu welchen nach Lessing auch Thomas Abbt, Resewitz, Grillo u. A. gehörten, im Jahre 1765, die Literaturbriefe durch eine andere Zeitschrift zu ersetzen, welche recht eigentlich der Kampfplatz für die fortschreitende philosophische und theologische Aufklärung zu werden bestimmt war und in der That auch wurde. Wir haben im Eingange dieses Buches einen Theil dieses Kampfes der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ — unter welchem Namen diese neue Zeitschrift volle funfzig Jahre hindurch einen höchst gewichtigen Einfluß in der gelehrten und gebildeten Welt ausübte, — bei Gelegenheit der Wöllnerschen Preß- und Censuredicte kennen gelernt, und erwähnen hier nur noch, daß, mit Ausnahme Lessings, in der Reihe der Mitarbeiter an dieser Zeitschrift, welche 1792 in Folge der Bedrückungen des Ministers von Wöllner nach Hamburg übersiedelte, von 1801—1805 aber von Neuem unter Nicolai's Leitung in Berlin erschien, fast kein einziger Name der älteren deutschen Literaturepoche von Bedeutung fehlt.

Ebenfalls in Nicolai's Verlag erschien seit dem Jahre 1783 in Berlin eine Zeitschrift unter dem Titel: „die Berlinische Monatsschrift“, unter der Leitung von F. Gedike und J. E. Biester, später unter des Letzteren alleiniger Leitung, welche sich nicht allein auf Bücheranzeigen und Kritiken derselben beschränkte, sondern auch auf eine freimüthige und entschlossene Besprechung aller öffentlichen Zustände und Tagesereignisse einging und einen unabläßigen Kampf gegen die schon in den letzten Lebensjahren Friedrichs des Großen heimlich, nach seinem Tode aber offen hervortretende Religionsschwärmerei und Mystik, gegen Finsterniß und Aberglauben führte.

Wir wenden uns nunmehr zu der weitaus bedeutendsten Erscheinung in den großartigen geistigen Entwickelungskämpfen des 18. Jahrhunderts, zu Gotthold Ephraim Lessing,**) dem eigentlichen Reformator der deutschen Literatur, dem Schöpfer der classischen deutschen Dichtung, gleich ausgezeichnet durch seine unübertrefflichen Meisterwerke der Redekunst und Poesie, durch seine stets streng logische und gründliche, belehrende und doch unterhaltende, lebhafte und witzige, dabei aber doch stets vom tiefsten Ernst sittlicher Begeisterung getragene Sprache, wie durch seinen Eifer für Wahrheit und Freiheit der Gedanken, gleich verdient um die Bildung der deutschen Nation durch seine belehrenden und gründlichen, und doch nie verletzenden Kritiken, durch seine Bemühungen um die Erweckung nationaler Selbstachtung im Volke, wie durch seine Bestrebungen für die Hebung des deutschen Drama's, sowohl als dramatischer Dichter, wie als kritischer Kunstlehrer.

---

*) Theil II. Cap. IV. §. 16. pag. 216.

**) Geb. 22. Januar 1729 zu Kamenz in der Lausitz, gest. am 15. Febr. 1781.

Wir dürfen uns gestatten, die Meisterwerke Lessings, dessen Namen noch heute in der deutschen Nation als ein hochgeachteter dasteht, bei unseren Lesern als bekannt vorauszusetzen und führen in diesem Buche nur zwei Schöpfungen desselben an, welche für unser Buch ein specielleres Interesse haben.

Im Jahre 1767 erschien Lessings vaterländisches Drama: „Minna von Barnhelm", ein Schauspiel, hervorgerufen durch des Dichters Begeisterung für die großen Thaten Friedrichs II. und seines Heeres, welche er selbst mit erlebt, gegründet auf ein der wirklichen Geschichte und der unmittelbarsten Gegenwart angehörendes Motiv, und durchweht von einem Geiste noch nie dagewesener herzgewinnender Naturwahrheit und Lebensfrische, eine echt volksthümliche Dichtung, welche eben darum einen so ungeheuren und tief ergreifenden Eindruck auf die Zeitgenossen, wie noch heutigen Tages auf die Nachkommen machen mußte, als sie die erste dramatische Dichtung war, welche nicht künstlich gemacht, sondern wirklich erlebt war.

Goethe sagt über diese vollendetste dichterische Schöpfung Lessings, deren kecke, lebensfrische Ursprünglichkeit noch bis auf unsere Zeit von keinem deutschen Schau- oder Lustspiel wieder erreicht, vollends nicht übertroffen worden ist, in Wahrheit und Dichtung.*)

> „Eines Werkes aber, der wahrsten Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen; es ist die erste, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von specifisch temporärem Gehalt, die deswegen auch eine nie zuberechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm. — Diese Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." u. s. w. —

In seiner „Hamburgischen Dramaturgie" aber, welche der 1767 als Theaterdichter nach Hamburg berufene Lessing im Jahre 1768, also 11 Jahre nach der Schlacht bei Roßbach erscheinen ließ, übte der Dichter einen geradezu entscheidenden Einfluß auf den Geschmack, das Leben, die Sitten und Anschauungen des gebildeten Theiles der deutschen Nation aus. Er reinigte in dieser wahrhaft classischen Zeitschrift nicht nur in segensreicher Weise die deutsche Literatur von den letzten Ueberresten der ihr noch anklebenden Flachheit und Alltäglichkeit, zeigte den Unterschied zwischen wahrer Kunst und Künstelei, zwischen bloßer Redekunst und wirklicher Poesie, sondern lenkte auch den Geschmack und die noch immer herrschende Vorliebe des Publicums für französische Literatur und Bildung für immer von dieser Richtung ab und setzte der dramatischen Dichtkunst der Franzosen mit großem Erfolge die der Griechen, Spanier und Engländer entgegen, vor Allem Shakespeare als Muster dramatischer Dichtkunst hinstellend. Lessing erfocht mit der Vollendung dieser Thatsache auf dem Felde geistiger Fortbildung über die bis dahin für unübertrefflich gehaltenen Franzosen einen kaum weniger glänzenden Sieg, als

---

*) Theil I. 7. Buch. Seite 276—77.

es der war, mittelst welches 11 Jahre zuvor König Friedrich auf den Feldern von Roßbach und Reichartswerben den Glauben an die physische Unüberwindlichkeit derselben zerstört hatte. —

In ganz anderer, aber doch höchst erfolgreicher Weise, als der ernste, gründliche und gelehrte Lessing, welchem er an Vielseitigkeit und schöpferischer Kraft um ein Bedeutendes nachstand, wirkte Christoph Martin Wieland*), nachdem er in Folge ernster Kritiken von Seiten Nicolai's und Lessings in den von uns erwähnten Literaturbriefen von seiner anfänglichen Gefühlsschwärmerei und empfindsamen Frömmelei in eine natürlichere und lebensfrischere Richtung gelenkt worden war, auf dem Felde des Romans und des romantischen Epos für die Fortentwickelung der deutschen Nationalliteratur. Seiner feinen, glänzenden Schreibweise, seiner leichten, gefälligen Art von Poesie, welche Erheiterung und Unterhaltung gewährte, ohne Anstrengung des Lesenden zu erfordern, gebührt das Verdienst, einem großen Theil des deutschen Publicums, welcher bisher französische Bildung gesucht und nur französische Bücher gelesen hatte, Geschmack und Theilnahme für deutsche Literatur eingeflößt zu haben. Verschwiegen darf dabei freilich nicht werden, daß Wielands spät erwachte Hinneigung zu heiterer Lebensanschauung ihn oft über die Schranken des auch dem Dichter Erlaubten hinaus lockte und seine von überschäumender Lebenslust und heiterem Muthwillen durchdrungenen Erzählungen vielfach an die schlüpfrigste, platteste Sinnlichkeit streiften, eine Verirrung, von welcher der Dichter erst in späteren Lebensjahren zurückkam. Wielands Hauptwerk, sein Oberon, für welchen Goethe dem Dichter einen Lorbeerkranz übersendete, wird nach dem Ausspruch desselben „als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden, so lange Poesie Poesie, Gold Gold, Krystall Krystall bleiben wird.“ —

Der Verdienste Johann Gottfried Herders**) um die Hebung und Förderung der deutschen Literatur und Bildung möge ebenfalls in einigen Worten hier gedacht werden. In seinen „Fragmenten zur deutschen Literatur,“ einer kritischen Zeitschrift, welche Herder die Kühnheit hatte, schon in seinem 24. Lebensjahre ganz selbständig und ohne jegliche fremde Hilfe erscheinen zu lassen, wirkte Herder sowohl durch das Geistreiche und Treffende seiner Urtheile, wie durch den feinen, leichten und edlen Ton seiner Schreibweise in überraschender Weise auf das bisher in solchen Schriften nur an gelehrten Ernst und platte Breite gewöhnte deutsche Publicum. Auch die Sympathie Herders für das Ursprüngliche, Natürliche und Volksthümliche in der Poesie, in ihm erweckt durch das fleißige Studium der classischen Schriften des Alterthums, so wie später Shakespeare's und Ossians, trugen wesentlich zu den Bemühungen desselben bei, die deutsche Literatur nicht allein zu veredeln und von den ihr anklebenden Unbehilflichkeiten und Plattheiten zu reinigen, sondern auch von den Fesseln der französischen Bildung zu befreien und zu einer rein deutschen umzuformen.

---

*) Geb. 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach.

**) Geb. den 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, gest. den 18. December 1803 in Weimar

Was Klopstock vorbereitet und aufgerichtet, Lessing und A. fest und dauernd begründet, sehen wir durch die beiden größten Dichter Deutschlands des 18. Jahrhunderts, durch Goethe und Schiller*) in der herrlichsten Weise vollendet und gekrönt.

Vornehmlich durch sie und ihre unsterblichen Schöpfungen, durch die schönen und freien Dichtungen Goethe's und Schillers ist in der höchsten Vollendung erreicht, was zuerst Lessing verwirklichte: die Eroberung eines idealen und doch zugleich volksthümlichen Styles für die deutsche Sprache, einer eigenartigen selbständigen Kunst und Dichtung in der deutschen Literatur; die classischen Dichtungen Goethe's und Schillers sind es, welche fortan die Lebensseele des gesammten deutschen Denkens und Empfindens geworden sind, welche die prophetische Voraussicht Friedrichs des Großen**) über die Zukunft der deutschen Sprache und Literatur in ungeahnt herrlicher Weise erfüllten, und Deutschland, das noch am Anfange des 18. Jahrhunderts wegen seiner tief gesunkenen politischen Machtstellung wie wegen seiner geistigen Versumpfung und Verwilderung den fremden Völkern zum Gegenstand des Spottes dienende Deutschland in geistiger Beziehung vollauf ebenbürtig in die Reihe der gebildetsten Nationen Europa's stellten.

Es würde selbstredend die diesem Werke gestellten Schranken um ein Bedeutendes überschreiten, wenn wir es unternehmen wollten, in demselben auch nur einen gedrängt gehaltenen Abriß von der literarischen Thätigkeit und Wirksamkeit dieser beiden größten deutschen Dichter aufzunehmen; auch fehlen heutigen Tages die Werke Beider wohl nirgends in der Büchersammlung gebildeter Menschen und wir dürfen daher, dieselben bei unseren Lesern als bekannt voraussetzend, uns mit vollem Recht auf einige allgemeine Andeutungen über den bildenden und belehrenden, erhebenden und begeisternden Einfluß, welchen sie auf Zeitgenossen nnd Nachwelt ausübten und in ungeschwächter Kraft noch heute ausüben, beschränken.

Schon eines der ersten Werke Goethe's, der 1773 erscheinende: „Götz von Berlichingen" eine auf einen echt vaterländischen Stoff gegründete, von urkräftigem, heldischem Geiste durchwehte, durch und durch volksthümliche dramatische Dichtung brachte die ganze deutsche Nation in Bewegung und errang den glänzendsten Erfolg. Mit ihm kehrte Goethe, welcher überdem durch längeren Aufenthalt in Straßburg französische Bildung und Gesittung in der Nähe hatte kennen lernen, allem französischen Wesen für immer den Rücken und drängte den französischen Geschmack unwiderruflich aus seiner Herrschaft in der Literatur des deutschen Volkes das Selbstgefühl und den Nationalsinn desselben in nicht geringem Grade stärkend und belebend.

Goethe's lebensfrische Begeisterung für das neu erwachende politische und geistige Leben der deutschen Nation, für die Heldenthaten Friedrichs des Großen und die Erscheinungen des siebenjährigen Krieges haben wir

*) Johann Wolfgang Goethe, geb. den 28. August 1749 zu Frankfurt a. M., gest. den 22. März 1832.

Johann Christoph Friedrich Schiller, geb. den 11. November 1759 zu Marbach in Würtemberg, gest. am 9. Mai 1805.

**) Confr. Band II. Cap. V. §. 26, pag. 392.

oben erwähnt; ebenso sind wir an einer anderen Stelle dieses Buches *) dem damals bereits auf dem Gipfel seines Ruhmes stehenden Dichterfürsten in der Begleitung seines fürstlichen Freundes und Gönners, des edlen und hochsinnigen Herzogs Carl August von Weimar auf den kothstarrenden Feldern der Champagne begegnet, wo derselbe, noch voller Enthusiasmus für die herrlichen preußischen Truppen, während der Kanonade von Valmy in philosophischer Gemüthsruhe in das heftigste Geschützfeuer reitet, um selbst einmal zu versuchen, was es denn eigentlich mit dem vielbesprochenen Kanonenfieber für eine Bewandtniß habe.

Goethe's dauernden Aufenthalt am Weimarschen Hofe, woselbst der junge Dichter Alles, was am Hofe und in der Stadt Anspruch auf Geist und Bildung machte, bezauberte und sehr bald der Mittelpunkt des ganzen geselligen, wie des geistigen Lebens ward, seiner vertrauten Freundschaft mit dem Herzoge Carl August, welcher ihn im Juni 1776 zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im geheimen Rathe ernannte, und ihm, wenn auch nicht Titel und Namen, so doch die Geschäfte seines ersten Ministers übertrug, erwähnen wir hier nur deshalb, weil durch dieses Verhältniß dem bereits vielseitig gebildeten und welterfahrenen Dichter die günstige Gelegenheit zu tieferem Einblick in das politische Leben, zur Erweiterung seiner Ansichten über das Gesammtleben der Gesellschaft geboten wurde.

Hier in Weimar, und zwar im Jahre 1794 war es auch, wo zwischen Goethe und dem um 10 Jahre jüngeren Friedrich Schiller jenes innige Freundschaftsverhältniß entstand, in welchem beide Dichter in neidlosem Wettstreit und in schönster gegenseitiger Ergänzung ihrer Naturen ihre poetische Kraft und ihre Kunstübung mit jedem Jahre steigerten und ihre Ansichten über die höchsten Aufgaben der Poesie und über ihre eigenen dichterischen Schöpfungen zu gegenseitigem Nutzen austauschten. Ein schönes, vollgültiges Zeugniß von der zwischen beiden Männern herrschenden Harmonie, sowie von der hochherzigen, neidlosen Bereitwilligkeit des sonst oft vornehm abgeschlossenen Goethe, den Werth und das Talent seines jüngeren Freundes anzuerkennen, findet man in dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794—1805"; Goethe selbst bezeichnet das Verhältniß, welches sich zwischen ihm und Schiller entwickelt hatte, als „das Höchste, was ihm das Glück in späteren Jahren bereitet, welches alle seine Wünsche und Hoffnungen übertroffen habe, als einen neuen Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

> „Sie haben," schrieb Goethe Anfang 1798 an Schiller, „mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte." u. s. w. —

Von den jedem Gebildeten bekannten Meisterdichtungen Schillers, des Dichters der Freiheit, wie er treffend genannt worden ist, welche sich durch eine eigenthümliche philosophische Lyrik auszeichnen und die ideale Begeisterung des Dichters in ganz natürlicher, ungezwungener Weise auf

*) Confr. Capit. II. §. 14

jeden Leser übertragen, welcher überhaupt der Begeisterung für das Ideale fähig ist, nennen wir hier nur einige.

In seinem 1784 erscheinenden bürgerlichen Trauerspiele: „Kabale und Liebe“ spricht der zur Zeit noch junge Dichter den ganzen tief empfundenen Unwillen einer edlen Seele über die damals noch herrschende Unterdrückung der persönlichen Freiheit, über die Sittenlosigkeit an den Höfen und in den höheren Ständen, den knechtischen Sinn der Beamten nach Oben, ihre Willkür und Tyrannei gegen das Volk, über die Unterdrückung des kleinen Bürgerstandes durch die privilegirten Stände aus. Die Wirkung, welche diese wie andere Jugendarbeiten Schillers (unter anderen die Räuber, Fiesco), in allen Kreisen der Gesellschaft, besonders aber bei der Jugend hervorbrachte, war eine ganz außerordentliche; so heftig und ungestüm der in diesen Schöpfungen Schillers gegen die Uebelstände der staatlichen und gesellschaftlichen Zustände gerichtete Angriff auch sein mochte, so viel Unnatürliches und Uebertriebenes in den geschilderten Charakteren und Situationen, in den Handlungen und Reden in ihnen auch sein mag, so überragten dieselben doch die meisten bisherigen dramatischen Schöpfungen dieser Art bei Weitem an tiefem Gedankengehalt und an Größe der Gesinnung, — daher auch an erschütternder Wirkung.

Von einer gemäßigteren und richtigeren Auffassung der menschlichen Dinge und daher auch von größerer Bedeutung für den Bildungsgang der Nation, deren Liebling Schiller schon durch seine Jugendarbeiten geworden war, zeugen die späteren dramatischen Schöpfungen desselben, dessen Talent nach langen, sehr ernsten und anhaltenden Studien nunmehr erst die Vollreife männlicher Kraft erreicht hatte.

In diese spätere Periode Schillers, in welcher er sich fast ausschließlich dem Drama und der Tragödie zugewendet hatte, fallen sein dramatisches Gedicht Wallenstein, 1800 erschienen, und in rascher Reihenfolge auf einander die Trauerspiele Maria Stuart, im Sommer 1800, Macbeth nach Shakespeare bearbeitet, die Jungfrau von Orleans vor Allem, 1801, Turandot 1802, die Braut von Messina 1803, und Wilhelm Tell bald darauf, alle, ganz besonders die Jungfrau und Tell, einen Sturm von Begeisterung in der ganzen Nation erregend.

Und die Begeisterung, welche die Heldengestalten des Dichters in den Herzen vieler Tausende von deutschen Männern und Jünglingen entzündeten, war keine rasch vorübergehende Gefühlsaufwallung; sie faßte tiefe und feste Wurzeln in den Gemüthern; die so lange verkümmerte und fast verdorrte Pflanze des Nationalgefühls und der Liebe zum Vaterlande, von Klopstock, Lessing und anderen von uns genannten Dichtern aus ihrem Winterschlafe geweckt und zu neuem Leben erwärmt, sie entfaltete sich unter Schillers pflegender und sorgender Hand zur reichen Blüthe und trug — nachdem selbst die über Deutschland im Anfang des 19. Jahrhunderts hereinbrechende furchtbare Reihe von Krisen und Katastrophen die Wurzeln ihres Daseins nicht hatte vernichten können, — schließlich, als Deutschland seine Ketten brach, die herrlichsten Früchte.

Indem der Dichter dem leicht empfänglichen deutschen Publicum die hehren und idealen Erscheinungen eines Wilhelm Tell, eines Marquis Posa, eines Piccolomini, einer Jungfrau von Orleans und andere vor-

führte, indem er im Wilhelm Tell, bei dessen bloßer Nennung noch jetzt jedes deutsche, für Erhabenes empfängliche Herz freudig aufpocht, dem deutschen Volke die von der Begeisterung erzeugten und Begeisterung erzeugenden Worte zuruft:

„O, lerne fühlen, welchen Stamms du bist! —
An's Vaterland, an's theure, schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft" — u. s. w.

wenn er in der Jungfrau von Orleans seinen Dunois in die flammenden Worte ausbrechen läßt:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt,
Nichtswürdig ist die Nation,
Die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" —,

so wirkte der Dichter nicht blos in nachhaltiger Weise bildend und erhebend auf den Geist der Nation, sondern gewann auch durch die Folgen der von ihm wachgerufenen Begeisterung eine politische Bedeutsamkeit von unermeßlicher Wichtigkeit.

Als eine solche Folge der politischen Bedeutung Schillers werden wir nach wenigen Jahren den jugendlichen Dichter Theodor Körner, mit Jenem durch die engsten Bande der Freundschaft vereint, durch seine begeisterten Kriegslieder das Volk zum Kampfe gegen seine Unterdrücker aufrufen, als eine solche Folge werden wir die gebildete Jugend des preußischen Volkes opferwillig und todesbereit, mit Schillers Gedichten im Tornister, zu den Fahnen strömen sehen.

Auch der gemeinschaftlichen Bestrebungen Schillers und Goethe's zur Hebung der deutschen Literatur, zur Läuterung des im Publicum herrschenden Geschmackes haben wir an dieser Stelle zu erwähnen.

Beide gaben zu diesem Behufe seit dem Jahre 1795 gemeinsam eine kritische, zuweilen etwas beißend geschriebene Zeitschrift, die Horen, heraus, bei welcher Herder, Fichte, Jacobi, Wilhelm von Humboldt, die beiden Schlegel und andere gleichgesinnte Männer als Mitarbeiter thätig waren. Seit 1796 erschienen in dem von Schiller herausgegebenen Musenalmanach, von ihm und Goethe gemeinsam bearbeitet, eine große Zahl von äußerst sathrisch gehaltenen Epigrammen, Xenien genannt, welche den noch immer herrschenden schlechten Geschmack, sowie alle Mängel und Blößen der neuerscheinenden literarischen Schöpfungen mit dem bittersten Spotte geißelten.

Ein ähnliches kritisches Journal, welches das ganze bisherige deutsche Literaturwesen mit wahrhaft classischer Grobheit angriff, dennoch aber in hohem Grade veredelnd und reformirend einwirkte, war das: „Athenäum" seit 1798 von den Gebrüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel herausgegeben.

In gleicher Weise wie die Literatur, suchten sich auch die bildenden Künste, Bildhauerei, Malerei und Tonkunst, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der Verirrung, in welche französischer Geschmack dieselben geführt hatte, los zu machen und auf die einfachen

Regeln classischer Schönheit und Naturwahrheit zurückzukommen. Es bleibt jedoch für diese Zeit der geistigen Regsamkeit und Entwickelung charakteristisch, daß besonders die bildenden Künste, beim Beginn dieses Entwickelungskampfes gänzlich in den Fesseln des französischen Rococogeschmacks, d. h. der vollkommensten Unnatur liegend, in den Resultaten dieses Kampfes weit hinter den Erfolgen zurückblieben, welche Literatur und Wissenschaften errangen.

Noch während der Zeit, in welcher bereits Klopstock und Lessing im Kampfe um die Erreichung des höchsten Zieles der Dichtkunst, eines zugleich künstlerisch idealen und dabei doch volksthümlichen Styles, mit so wunderbarem Erfolge ihre besten Kräfte einsetzten, blieb die bildende Kunst starr und unbeweglich unter der ausschließlichen Herrschaft des französischen Kunstgeschmacks stehen.

Schon im §. 10 des zweiten Bandes dieser Geschichte haben wir darauf hingewiesen, daß der Einfluß Friedrichs des Großen, welcher in Bezug auf die schönen Künste, sowie in allen Richtungen geistigen Bestrebens ausschließlich französischen Vorbildern huldigte, in künstlerischer Beziehung, trotz der zahlreichen prachtvollen Bauwerke, welche der König als unerläßliches Erforderniß einer glänzenden Regierung betrachtete, ein entschieden ungünstiger genannt werden muß, um so ungünstiger, als der König eigenwillig und rücksichtslos seine Vorliebe für die krummen und geschweiften Linien, für üppige Ornamentik und häufige Verzierung der Bauwerke durch Bildsäulen gegen die bessere Einsicht der Künstler durchzusetzen wußte, und diese eigentlich nur das auszuführen hatten, was Friedrich angegeben hatte. So war es denn nur natürlich, daß, besonders seitdem Friedrichs II. bedeutendster Baumeister, Knobelsdorf, in Ungnade gefallen und 1753 gestorben war, alle Bauten in Berlin und noch mehr in Potsdam, das unmittelbare Gepräge des großen Königs trugen und von seiner ausschließlichen Vorliebe für den französischen Geschmack zeugten. In einer Schrift über die Architectur Berlins von Carl Seidel sagt derselbe treffend:

> „Pyramiden und Obelisken, griechische Tempel und japanische Pavillons stehen in buntem Gemisch bei einander, und die Wohnhäuser der Stadt selbst sind bald holländisch, spanisch, italienisch, oder zeigen uns gar Copieen römischer Tempel und Paläste. Oft bilden diese Prachtgebäude mit dem alltäglichen Leben und Treiben darin einen merkwürdigen Gegensatz; und man würde diese ganze Bauart in Absicht auf ihre Bestimmung durchaus charakterlos nennen müssen, wenn nicht statt der bedeutsamen Besonderheit der einzelnen Gebäude diese Prachtfaçaden in ihrer Gesammtheit nur den einen Geist jenes großen und kenntnißreichen Monarchen abspiegelten, der hier, befangen im spielenden Geschmack seines Zeitalters, alle diese bunten Herrlichkeiten in einem sichtbaren Drange nach Mannigfaltigkeit und Schönheit der Form sich zu eigenem Ergötzen geschaffen hat."

Friedrich Wilhelm II., welcher nach seinem eigenen Ausspruche „als deutscher Fürst die deutsche Sprache ungemein schätzte" und es sich angelegen sein ließ, deutsche Bildung Literatur und Kunst zu unterstützen

und zu begünstigen*), welcher in dem Bestreben, die Unterlassungssünden seines großen Vorgängers wieder gut zu machen, auf der zum deutschen Nationaltheater umgeschaffenen französischen Berliner Bühne Lessings Emilia Galotti, Schillers Don Carlos und andere Meisterwerke deutscher Dichter aufführen ließ und mit königlicher Freigebigkeit Schriftsteller und Gelehrte unterstützte, suchte auch die bildenden Künste zu fördern und zu schützen; vornehmlich waren es deutsche Künstler, welche von ihm Anstellung bei der Akademie der Künste und Aufträge erhielten.

So war denn auch, nachdem die im Frühjahr 1755 erschienene Schrift Johann Joachim Winkelmanns: „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst," sowie seine bald darauf veröffentlichte „Kunstgeschichte" zuerst die Bahn für eine höhere Entfaltung der bildenden Künste, für die Zurückführung derselben auf das Vorbild der Antike gebrochen hatte, auch in ihnen bald neues Leben und Fortschreiten sichtbar.

Besonders rühmliche Erwähnung verdient an dieser Stelle der Bildhauer Gottfried Schadow, welcher seine anfänglich in Berlin in der Werkstatt Tassaerts erhaltene künstlerische Bildung mittelst der freigebigen Unterstützung der Gräfin Lichtenau in Rom vollendete und sodann in Berlin eine Werkstatt gründete, aus welcher zahlreiche vortreffliche Bildwerke hervorgingen; unter ihnen nennen wir ganz besonders die auf dem Wilhelmsplatz in Berlin aufgestellten und noch heute als Vorbild für charaktervolle Auffassung und gelungene Ausführung historischer Portraitstatuen geltenden Statuen des alten Husarengenerals Ziethen und des Fürsten von Dessau, sowie das in der Dorotheenkirche über der Gruft des dort ruhenden Grafen von der Mark (Sohn der Gräfin Lichtenau) angebrachte Monument, ferner die von Schadow modellirte, vom Kupferschmied Jury in Potsdam in Kupfer getriebene Siegesgöttin in einem von vier Rossen gezogenen Wagen auf dem Brandenburger Thor.

Auch die Erbauung dieses herrlichen, eine der schönsten Zierden Berlins bildenden Thores fällt in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. Dasselbe wurde in den Jahren 1789—1793 von dem Baumeister Langhans nach dem Vorbilde der Vorhalle zur Akropolis im alten Athen erbaut und ließ somit eines der edelsten, seit langer Zeit in Trümmer gesunkenen Kunstwerke des alten Griechenlandes in der preußischen Hauptstadt in neuem, würdigen Glanze erstehen. Eingeweiht wurde dieses herrliche Denkmal der Baukunst bei der Rückkehr König Friedrich Wilhelms II. von dem Feldzuge in der Champagne und bei dieser Gelegenheit, — nebenbei bemerkt, wenig passend, — das seitdem mit größerer Berechtigung zum preußischen Volkslied und Nationalhymnus gewordene, von Schumacher**) in Lübeck gedichtete Lied: „Heil Dir im Siegerkranz" zum ersten Male gesungen. —

Von dem Zustande und der Entwickelung der Malerkunst ist von dieser Zeit wenig Erfreuliches zu melden. Hier herrschte noch ausschließlich

*) Unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. wurden auch die fünf Sammlungen der Königlichen Bibliothek zu Berlin geeinigt

**) Dr. jur. B. G. Schumacher zu Lübeck, gebürtig aus Holstein.

der Zwang der französischen Schule und noch in den Jahren von 1758 bis 1787 zählte man auf der Akademie zu Paris nicht weniger als 275 fremde Maler und Bildhauer, unter ihnen 76 deutsche, welche dort ihre künstlerische Ausbildung suchten. Abgesehen von den Dresdener Malern, in der Historienmalerei der manierirten Schule Carlo Maratta's, in der Landschaftsmalerei ebenfalls italienischen Vorbildern nachahmend, erwähnen wir hier, als der vaterländischen Kunstgeschichte angehörend, nur die Werke des Malers Christian Bernhard Rode (1725—1797), Johann Heinrich Tischbein (1722—1789) und speciell aus Berlin die Schöpfungen von Chodowiecki und Frisch.

Was endlich die Entwickelung der Tonkunst anbetrifft, der einzigen künstlerischen Richtung, in welcher sich Friedrich der Große von französischem Geschmack und französischen Vorbildern gänzlich losgesagt hatte, leider nicht, um sich der deutschen, sondern vielmehr der damals in hoher Blüthe stehenden italienischen Musik zuzuwenden, so bestand der Gegensatz zwischen deutscher und italienischer Musik, erstere vertreten durch Sebastian und Emanuel Bach, sowie durch Händel, einstweilen noch unvermindert fort; an den deutschen Fürstenhöfen herrschte, besonders in Dresden von August III., in Berlin von Friedrich II., in Wien von Maria Theresia begünstigt, nach wie vor die italienisirende Oper ausschließlich.

Die schlichten und doch in ihrer Einfachheit großen und erhabenen Tonwerke eines Bach und Händel rangen bei dem herrschenden Geschmack für die weichen und anmuthigen Melodien der Italiener vergebens nach Anerkennung und selbst die den Italienern nachgeahmten, von vieler Leichtigkeit des Schaffens zeigenden, melodiereichen Compositionen eines Hasse, sowie seines Schülers und Nachahmers Carl Heinrich Graun, für welche König Friedrich von Preußen, wie wir in §. 10, Band II. dieses Werkes erwähnten, eine besondere Vorliebe hatte, entbehrten doch aller Tiefe der Empfindung, haschten nach den alleroberflächlichsten Effecten und fielen ebenso rasch gänzlicher Vergessenheit anheim, als sie entstanden waren.

Die Begründung einer wirklich selbständigen deutschen Musik sollte Meistern wie Gluck und Haydn vorbehalten bleiben, auf diese aber in einer späteren Zeit Mozart und Beethoven folgen.

Schon aus diesen, sämmtlich dem Süden Deutschlands angehörenden Namen ersieht man, daß unser norddeutsches Vaterland, so hervorragend dessen Antheil an dem Entwickelungsgange deutscher Literatur und Wissenschaft auch war, doch in dem Reiche der Töne dem lebhafteren, für Kunst empfänglicheren Süddeutschland unbestritten den Vorrang überlassen hatte; demungeachtet nehmen wir auch in diese Geschichte des preußischen Volkes und Staates einige kurze Bemerkungen über jene Männer mit auf.

Christoph Wilibald Gluck*) gebührt das Verdienst, mit seiner 1767 erschienenen Oper Alceste zuerst ein musikalisches Drama höheren Styls geschaffen zu haben, nachdem er bereits über 40 kleinere Opern nach italienischem Muster componirt hatte. In rascher Reihenfolge ent-

*) Geb. 2. Juli 1714 zu Weidenwang bei Neumarkt in der Oberpfalz, lebte lange Zeit in Paris und starb den 15. October 1787 zu Wien.

standen sodann seine Iphigenia in Aulis 1774, die Umarbeitung der Alceste 1776, die Armide 1777, Iphigenia in Tauris 1778, Werke, welche den Namen Glucks, als eines für alle Zeiten urgewaltigen Meisters der musikalischen Tragödie berühmt machten und der deutschen Tonkunst in dem in Paris geführten leidenschaftlichen Streite zwischen Gluck und dem Italiener Piccini (Streit der Gluckisten und Piccinisten) den vollständigsten Sieg sicherten.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen dieser neu erschaffenen deutschen tragischen Oper wird auch ein sichtliches Emporkommen des deutschen Singspiels, der Operette, bemerkbar. Anfänglich, etwa in der Mitte des Jahrhunderts, englischen Operetten entnommen oder nachgeahmt, — in Berlin fand 1743 die erste Aufführung einer wortgetreu übersetzten englischen Operette: the devil to pay (der Teufel ist los) mit großem Erfolge statt, obgleich die Gesänge nicht einmal vom Orchester begleitet wurden — entfaltete sich das deutsche Singspiel Dank dem strebsamen Fleiße und der talentvollen Begabung Johann Adam Hillers, eines Schülers Hasse's und Grauns, sehr bald zum eigensten, fröhlich scherzhaften und doch schlichten, innigen Ausdrucke deutscher Volksgemüthlichkeit. Selbst ernstere Meister der Tonkunst verschmähten es nicht, sich in ihren Compositionen hin und wieder dem rasch zu allgemeiner Beliebtheit gelangenden Singspiele zuzuwenden; Joseph Haydn componirte im Jahre 1753 für die Wiener Bühne ein Singspiel: „der krumme Teufel", welches in Wien verboten wegen der darin enthaltenen persönlichen Anspielungen, noch 1771 wieder in Prag aufgeführt wurde und selbst Mozarts: „Entführung aus dem Serail" ist aus dem deutschen Singspiel hervorgegangen.

Von der höchsten Bedeutung für die Fortbildung der deutschen Instrumentalmusik muß hier der geniale und doch so anspruchslos natürliche Franz Joseph Haydn*) genannt werden, mit Recht als der eigentliche Schöpfer derselben als Kunst bezeichnet.

Seine unsterblichen Claviersonaten, Symphonien und Quartette, seine vollendet künstlerischen nnd doch echt volksthümlichen Compositionen, die schlichte Natürlichkeit, Frische und bezauberndе Anmuth seiner Melodien entzücken noch heute das Ohr jedes Musikfreundes. Mozarts und Beethovens bedeutungsvolle Wirksamkeit fällt der Hauptsache nach in eine spätere Zeit; wir werden dort auf sie zurückkommen. —

Auch König Friedrich Wilhelm II., welcher selbst ein guter Cellospieler war und nicht selten in den Proben der italienischen Oper persönlich mitwirkte, auch so lange es seine Gesundheit erlaubte, wöchentlich an mehreren Abenden Kammer-Concerte bei sich veranstaltete, beförderte das Gedeihen der Musik auf alle Weise und mit gewohnter Königlicher Freigebigkeit. Allerdings bestand in Berlin in dem von Friedrich II. erbauten Opernhause nur eine große italienische Oper, ab und zu vorübergehend auch eine italienische opera buffa und für beide wurden aus der Hofstaatskasse große Summen verwendet, während die zurückgesetzte deutsche Oper äußerst kümmerlich und spärlich bedacht wurde; aber es fanden doch

*) Geb. 31. März 1732 zu Rohrau in Niederösterreich.

schon ab und zu Vorstellungen deutscher Opern statt, so z. B. im Sommer 1789 im Opernhause die erste Aufführung der Reichard'schen Oper: Claudine von Villa bella, Text von Goethe, und zuweilen wurden auch daselbst Oratorien aufgeführt, so in demselben Jahre das Oratorium Hiob vom Capellmeister Dittersdorf, von diesem dirigirt und von 200 Musikern und Sängern ausgeführt. Zum ersten Male wurden bei dieser Aufführung die nicht vom Hofe in Anspruch genommenen oder vom Könige vertheilten Plätze dem Publicum und zwar für den hohen Preis von 2 Thalern für ein Billet zum ersten Range verkauft. —

Wir widmen schließlich noch einige Worte den durch die großen geistigen Entwickelungskämpfe des 18. Jahrhunderts hervorgerufenen Veränderungen in den philosophischen, in den ernsten Fachwissenschaften, sowie den zum Theil höchst sonderbaren, zum Theil hoch verdienten Bestrebungen zur Hebung des Volks- und Jugendunterrichts.

Was zunächst die Philosophie betrifft, so haben wir weiter oben bereits flüchtig der um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch den Professor Wolf in Halle gegründeten und durch seine Schüler und Anhänger weiter ausgebildeten neuen Schule der Philosophie, der sogenannten mathematischen Philosophie und der durch den Mißbrauch des Systems eingerissenen Begriffsverwirrung gedacht. Wolfs Bestreben, in alle Zweige des Wissens die größte Gründlichkeit zu legen, wurde von seinen Anhängern dahin fortgesetzt, daß sie die ganze Wissenschaft in das von Wolf erfundene System und seine Terminologie hineinzwängen und unter die Herrschaft der mathematischen Methode bringen wollten. Selbst die Theologie sah sich von diesem pedantischen, mit dem Wesen der Religion in offenbarem Widerspruch stehenden Streben nicht ausgeschlossen und in kurzer Zeit wurde von allen Lehrstühlen und Kathedern herab in Ausdrücken, Axiomen, Definitionen, Distinctionen, Deductionen, Demonstrationen u. s. w. unterrichtet, die eigentlich Niemand recht verstand und die die größte Verwirrung in den Begriffen erzeugen mußten; selbst die Prediger faßten ihre Predigten nach den Regeln der mathematischen Methode ab und machten sie dadurch trocken und langweilig, für Geist und Gemüth gleichmäßig unfruchtbar.

In der That war es hohe Zeit und von der ganzen gebildeten Welt tief empfundenes Bedürfniß geworden, alle die auf den Universitäten herrschenden philosophischen Systeme, welche in Wahrheit nur Grübeleien, spitzfindige Definitionen und gelehrte Pedanterien enthielten, aber dem wirklichen Leben und den wahren Bedürfnissen der Wissenschaft gänzlich entfremdet waren, über den Haufen zu werfen und, wenn nicht das wissenschaftliche Leben gänzlich in Schulpedanterie erstarren sollte, eine ganz neue, mehr dem Leben und dem Geiste der Zeit angepaßte Art von systematischer Philosophie einzuführen.

Den Weg zu dieser Reformation hatten bereits Männer wie Lessing, Herder, Mendelssohn, Wieland, Jacobi, Schlosser und Andere durch ihre vielgelesenen Schriften gebahnt. Enthielten diese auch keine eigentlichen philosophischen Systeme, sondern mehr ein leicht verständliches geistreiches Erwägen, Prüfen, Vergleichen und Eintheilen der Literatur und ihrer Gegenstände in lesbaren, mit Geschmack geschriebenen Büchern, zum Theil

sogar in der leichten Form von Romanen und Briefen für Damen geeignet, so wurde doch durch sie ebenso die Revolution des wissenschaftlichen Lebens vorbereitet, wie auch andererseits der belletristischen Literatur aus der philosophischen Behandlung derselben Vortheile erwuchsen.

Als Wissenschaft gerieth jedoch die Philosophie in der Zeit von 1760 bis 1780 in den Zustand gänzlichen Verfalles und dem Professor an der Universität zu Königsberg in Preußen, Emanuel Kant, gebührt das Verdienst, sie demselben entzogen zu haben.

Schon längst durch seine Schriften und Vorlesungen, wenn auch nicht über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus, als gründlicher Gelehrter und tiefer Denker bekannt geworden, machte die von Kant im Jahre 1781 herausgegebene „Kritik der reinen Vernunft", durch welche eine vollständige Revolution in der deutschen Wissenschaft und Literatur vollzogen wurde, den Namen des großen Königsberger Philosophen in allen Ländern und für alle Zeiten berühmt. Die Kant'sche Philosophie, von Reinhold in Weimar und später in Jena durch Vorlesungen und Schriften gepriesen und über ganz Deutschland verbreitet, von der damals noch in hohem Ansehen stehenden deutschen Bibliothek Nicolai's in Berlin, sowie von der kurz zuvor gegründeten „Jena'schen Literaturzeitung" der gelehrten Welt als ein ganz neues Licht, als die wahre Lösung der Aufgabe der Philosophie geschildert, übte in der That auf den Entwickelungsgang der deutschen Bildung einen um so außerordentlicheren Einfluß aus, als durch sie nicht blos eine Reform der bisher herrschenden Lehrbegriffe und Systeme, sondern eine völlige Umgestaltung in der Art zu denken, eine strenge Prüfung und Sichtung der hergebrachten Ausdrücke, Begriffe und Methoden, eine Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens herbeigeführt wurde.

In kurzer Zeit breitete sich die Kant'sche Lehre über die ganze gebildete Welt aus und wurde auf allen Universitäten herrschend; auch gewann sie den bedeutendsten Einfluß auf die belletristische Literatur Deutschlands, indem Kant, nachdem er schon im Jahre 1764 durch seine Schrift: „Ueber das Gefühl des Schönen und Erhabenen", den Grundstein zu einer neuen Lehre der Aesthetik gelegt, durch seine 1790 erscheinende „Kritik der Urtheilskraft" ganz neue Ansichten über das Schöne in die Literatur einführte, Ansichten, denen, ohne gerade Anhänger des Kant'schen Systems der Philosophie zu werden, selbst Goethe und Schiller huldigten. —

So bildeten am Schlusse des 18. Jahrhunderts die nur wenige Meilen von einander entfernten Städte Weimar und Jena den Mittelpunkt für das ganze geistige Leben Deutschlands. Während sich an dem Hofe der feinen und geistreichen Herzogin Anna Amalia und ihres Sohnes, Carl August von Weimar, Dichter und Prosaisten, unter ihnen Männer wie Goethe, Schiller und Herder, sammelten und der ganzen deutschen Literatur einen geistigen Gehalt und Schwung verliehen, welcher in Kürze die Bewunderung aller Nationen erregte, wurde die Schwester- und Universitätsstadt Jena der Sammelplatz für die Theologen und Philosophen und daselbst in nicht weniger bedeutungsvoller Weise die protestantische Theologie auf eine der fortgeschrittenen Cultur entsprechende Art umgestaltet.

Im Jahre 1793 wurde der bereits flüchtig genannte Professor Reinhold, welcher in Jena hauptsächlich zur Verbreitung der Kant'schen Philo-

sophie, wenn auch nicht in ihrer ganzen Reinheit und Ursprünglichkeit, beigetragen hatte, an die Universität zu Kiel berufen.

An seine Stelle trat der zuletzt in Zürich lebende, bereits durch mehrere Schriften philosophischen und politischen Inhalts rühmlichst bekannt gewordene Professor Fichte, ein Mann von großer Gelehrtheit und Beredtsamkeit, gleich ausgezeichnet durch die ihm innewohnende Tiefe des Denkens, durch Energie des Charakters und Productionskraft. Fichte war in seltener Weise befähigt, das von Kant begonnene Werk fortzusetzen und zu vollenden und wir sehen ihn daher zu Jena in segensreicher Thätigkeit und Wirksamkeit an der Fortbildung der deutschen Jugend arbeiten, bis ihm im Jahre 1799 das kursächsische Consistorium wegen eines Aufsatzes, in welchem dasselbe zu freigeisterische Ansichten entwickelt fand, so große Verdrießlichkeiten bereitete, daß er, gereizt darüber, seinen Abschied nahm und nach Berlin übersiedelte.

Dort werden wir ihn zunächst als privatisirenden Gelehrten, später als Professor an der neugestifteten Universität wiederfinden. —

An seine Stelle in Jena trat sein ebenso genialer Schüler Schelling, das Werk seines Vorgängers und Lehrers in demselben Sinne und mit demselben Erfolge fortsetzend. Beiden zuletzt genannten Männern gebührt gleichermaßen das Verdienst, den gebildeten Theil der deutschen Nation durch ihre Lehren empfänglicher für das Ideale gemacht, den Blick der studirenden Jugend aber von dem herrschenden wüsten Studentengetreibe hinweg auf höhere Ziele, auf das Vaterland, Freiheit, auf die persönlichen Rechte des Menschen gelenkt zu haben. Schon im Jahre 1793 hatte Fichte von Zürich aus in einer seiner Schriften die Principien der französischen Revolution vom philosophischen Standpunkte aus öffentlich zu vertheidigen gewagt, in einer anderen von den deutschen Fürsten Denk-, Lehr- und Preßfreiheit gefordert; daß die Weimar'sche Regierung demungeachtet Fichte an die Universität zu Jena berufen, kann nur als ein rühmlicher Beweis von der Freisinnigkeit derselben angesehen werden.

Einige, der Reformation der deutschen Bildung und Literatur vorausgehende, zum Theil höchst sonderbare Erscheinungen können wir, mit Rücksicht auf die Grenzen, welche diesem Buche gestellt sind, nur vorübergehend erwähnen, dürfen sie aber nicht gänzlich mit Stillschweigen übergehen, weil sie einerseits zeigen, wie tiefgehend die geistige Bewegung war, welche das deutsche Volk ergriffen hatte, andererseits von ihren Folgen die ganze Erziehung und Bildung der Jugend betroffen wurde.

Hierhin gehört zunächst die Thätigkeit und Wirksamkeit des Predigers Lavater in Zürich, ein sonderbares Gemisch von religiösem Mysticismus, Glaubensschwärmerei, ängstlichem Festhalten an äußeren Religionsformen auf der einen, von Toleranz und Hinneigung zu dem neuen Zeitgeist und zu den Lehren der neuen Philosophie auf der anderen Seite. Bekannt geworden ist Lavater hauptsächlich durch seinen großes Aufsehen erregenden literarischen Streit mit seinem Freunde, dem Juden Moses Mendelssohn zu Berlin, welchen er in der Vorrede zu einem von ihm in's Deutsche übersetzten Werke des Genfer Philosophen Bonnet, in welchem der göttliche Ursprung des orthodoxen Christenthums aus den Forschungen in der Natur zu beweisen versucht war, seltsamer Weise öffentlich aufforderte, entweder

seine Beweisgründe zu widerlegen, oder aber zum Christenthum überzutreten. Mendelssohn, von allen Parteien, mit Ausnahme der Orthodoxen, als gründlicher und ebenso bescheidener wie fleißiger Gelehrter geachtet, hatte den brüsken Angriff Lavaters in sehr geistreicher Weise abgewiesen, indem er als Antwort klar nachwies, daß man mit denselben Beweisgründen ebenso gut den göttlichen Ursprung der Religion des Buddah oder den des Islam nachweisen könne, wie den des Christenthums. Von dieser Zeit an galt Lavater, obgleich er das Intolerante seiner Aufforderung erkannte und dieselbe öffentlich zurücknahm, als Haupt der orthodoxen Partei in Deutschland. Sein im Jahre 1772 erscheinendes Tagebuch, in welchem er eine förmliche Anweisung zur Erzeugung künstlicher Andacht ertheilte und Vorschriften für die Ausübung der Religion gab, wie sie in einem Mönchskloster nicht ascetischer sein konnten, ließ ihn vollends als eine feste Stütze der alten orthodoxen Religion erscheinen und machte ihn zu einer Hauptperson in der geistigen Bewegung jener Zeit.

Noch seltsamer war das Treiben Basedows, eines Mannes ohne höhere Geistesbildung, in seiner Erziehung vernachlässigt, dabei von großer Leidenschaftlichkeit, zweifelhafter Moralität und abenteuerlichem Lebenswandel, aber durchglüht von wahrem Feuereifer für die völlige Umgestaltung eines Volksschulwesens, welches bisher gänzlich in den Fesseln orthodoxen theologischen Zwanges und geisttödtender Pedanterie gelegen hatte. Durch Rousseau's Schriften war auch in Deutschland der Gedanke an die Umgestaltung des Schul- und Erziehungswesens erweckt; schon Herder und Wieland schrieben über Erziehungsfragen und in besonderen Zeitschriften wurde diese wichtige Angelegenheit ausführlich und eingehend behandelt. Aber Basedow gebührt das hohe Verdienst, den mächtigsten Anstoß zu dieser Umgestaltung und Verjüngung gegeben zu haben.

Dem Talent und rastlosen Eifer, nebenbei auch der Zudringlichkeit und Dreistigkeit Basedows, welche ihn sogar nicht verschmähen ließ, selbst als Reisender für seine Projecte Propaganda zu machen, gelang es in der That, bei Fürsten und Ministern, durch Sammlungen in der ganzen Welt — allein die Kaiserin von Rußland hatte 1000 Thlr. beigesteuert — eine so große Summe zusammenzubringen, daß er damit im Jahre 1774 in Dessau eine auf seine Principien gegründete neue Lehranstalt, das Philantropium genannt, stiften konnte, nach deren Muster sich sehr bald in vielen Gegenden Deutschlands ähnliche Anstalten erhoben. Er selbst empfahl dieselbe dem Publicum mit den Worten: „Das in Dessau errichtete Philantropium, eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche u. s. w."

Ueber die Grundsätze dieses neuen Erziehungs- und Unterrichtswesens sei hier nur gesagt, daß nach demselben alle bisherige Pedanterie und alles unpraktische todte Wissen der früheren Zeit, alles unnütze geisttödtende Auswendiglernen von Katechismus- und Bibelstellen, alle todten, im praktischen Leben keinen Nutzen gewährenden Sprachkenntnisse aus den niederen und mittleren Schulen entfernt, dafür aber der Jugend wirkliche reelle Kenntnisse beigebracht und so Bürger gebildet werden sollten, wie sie das Leben und die Zeit forderte. Unleugbar lag also den Basedow'schen Erziehungsplänen eine heilsame und wohlthätige Absicht zu Grunde und seine

Methode, welche sehr bald Nachahmung und Verbreitung fand, kann mit Recht als ein Uebergang zu der völligen Umgestaltung angesehen werden, welche das Schulwesen im 19. Jahrhundert erlitten hat.

Unter den Männern, welche theils durch Gründung ähnlicher Lehranstalten, theils durch Herausgabe zahlloser, zum Theil vortrefflicher Jugendschriften den von Basedow eingeschlagenen Weg verfolgten, nachdem dessen Philantropium schon im Jahre 1785 nach kaum zehnjährigem Bestehen eingegangen war, nennen wir besonders den Frankfurter Stadtsyndicus J. G. Schlosser, dessen Schriften zu den vortrefflichsten Volksbüchern der Zeit gezählt werden müssen, sodann den schon im §. 4 erwähnten ehemaligen Offizier Friedrich des Großen, Eberhard von Rochow, welcher nicht allein durch gute Jugendschriften unter den Kindern der Landleute nützliche Kenntnisse vorbereitete, sondern auch auf seinen Gütern die ersten Musterschulen für Landschullehrer errichtete und dem Könige Friedrich Wilhelm II. die wesentlichsten Dienste bei der Organisation des Volksschulwesens leistete. Ferner gehören hierher die als Jugendschriftsteller und als Lehrer der Erziehungskunst hervorragenden Campe und Salzmann, deren Bemühungen allerdings wesentlich dazu beigetragen haben, der alten pietistischen und pedantischen Erziehung ein Ende zu machen, die aber auch andererseits in der Jugend den Sinn für wahre Poesie und feinere Bildung wenigstens nicht gefördert haben.

Endlich und vor Allen nennen wir Pestalozzi, dessen im Jahre 1781 erscheinendes Buch: „Lienhardt und Gertrud", mehr für Erwachsene aus den mittleren Ständen, als für Kinder geschrieben, alle derartigen Schriften an innerem Gehalt übertrifft und in meisterhafter Weise, wenn auch mit etwas sentimentalem Anstrich, die Zustände, die verschiedenen Abstufungen in der Gesinnung und Denkart in einer Schweizer Dorfgemeinde treu nach dem Leben schildert. Pestalozzi widmete übrigens ein fast 81jähriges, vielfach von Kränklichkeit und äußerlichen Sorgen heimgesuchtes Leben in echt samaritanischer Weise der Pflege und Erziehung verwahrloster und verwaister Kinder, und obgleich ein über ihm waltendes widerwärtiges Verhängniß alle seine äußeren Werke unter seiner unglücklichen Hand wieder zerfallen ließ, so sind doch die Wirkungen seiner aufopfernden Thätigkeit noch bis in die jetzige Zeit sichtbar. Noch heute werden viele, durch Privatbeiträge gestiftete und unterhaltene Erziehungs-, Bildungs- und Besserungsanstalten, namentlich für die ärmeren Klassen, nach dem Muster der vielen von Pestalozzi gegründeten derartigen Anstalten eingerichtet, Pestalozzi-Stiftungen genannt.

Das immer allgemeiner werdende Streben nach Aufklärung und nach dem Losreißen von der starren Dogmatik orthodoxen Glaubenseifers führte übrigens auch hier und da zu bedauernswerthen Ausschreitungen nach entgegengesetzter Richtung hin. Als eine solche muß es z. B. bezeichnet werden, wenn der Professor Eberhard in Halle, übrigens sonst ein vielseitig gebildeter, ruhiger und gemäßigter Mann, der bei seinen Zuhörern durch seine Beredtsamkeit zu großem Ansehen gelangt war und mehr durch diese Eigenschaft als durch wissenschaftliches Denken und Forschen auf sie einwirkte, an der dortigen Universität offen den Deismus predigte, in seiner „Apologie des Sokrates", sowie in einer eigens zu diesem

Zwecke gegründeten Zeitschrift eine rein deistische Lehre vortrug und die alten Glaubenssatzungen ganz in derselben oberflächlichen Weise angriff, wie dies von den französischen Philosophen, von Nicolai in Berlin und dessen Genossen geschehen.

In anderer Weise verderblich für die Verbreitung und Förderung wahrer geistiger Bildung wirkte das burschikose Auftreten des Professor Klotz in Halle, eines Mannes, der sich durch sein wüstes Leben, den rohen Ton seiner Vorträge und durch die renommirende Grobheit, mit welcher er jeden anderen Gelehrten und wissenschaftlich gebildeten Mann recensirte und beschimpfte, zwar den Beifall des roheren Theils der studirenden Jugend, aber auch die Mißachtung der wirklich gebildeten Welt zuzog. Lessing und Herder, ihm an Geist und Kenntnissen, wie an witziger Derbheit bei Weitem überlegen, brachten späterhin den wüsten und groben Klotz in der gehörigen Keilschrift zum Schweigen.

In die Kategorie der Abwege müssen wir ferner das Auftreten des bereits genannten Lavater als Physiognomiker zählen. Er erhob die sehr zweifelhafte und vielfach trügerische Kunst, aus dem Aeußeren des Menschen sein Wesen und seinen Charakter zu erkennen, förmlich zu einer Wissenschaft, über welche er in den Jahren 1775—1778 ein großes physiognomisches Prachtwerk schrieb und mittelst welcher Charlatanerie er die damalige, namentlich die vornehme Welt, in nicht weniger gröblicher Weise mystificirte, als es später die Wissenschaft der Phrenologie und in unseren Tagen die Lehre vom Tischrücken und Geisterklopfen that. In Schaaren pilgerten die Großen der Erde nach Zürich, oder schickten ihre Bildnisse dahin, um Lavaters Urtheile über ihre geistigen und moralischen Eigenschaften zu vernehmen, die denn natürlicher Weise auch immer ganz vortrefflich und zufriedenstellend ausfielen.

Einer der größten Satyriker der damaligen Zeit, Lichtenberg, geißelte übrigens in kleinen, höchst witzigen Aufsätzen und satyrischen Briefen das lächerliche Treiben Lavaters und seines Genossen und Freundes von Zimmermann, welcher dasselbe Unwesen in Hannover trieb, auf scharfe, aber wohlverdiente Weise, ohne jedoch demselben Einhalt thun zu können.

Wir haben diesem flüchtigen Ueberblick über die Entwickelung der deutschen Literatur und Bildung noch die Namen einiger Geschichtschreiber jener Zeit hinzuzufügen, denn auch in diesem ernsten und wichtigen Fach der Wissenschaft war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Bedeutungsvolles geschehen, nachdem dieselbe lange vernachlässigt worden.

Zunächst erwähnen wir des als Staatsrechtslehrer und Publicisten ausgezeichneten Professor Johann Stephan Pütter zu Göttingen, dessen 1762 erscheinendes „vollständiges Handbuch der deutschen Reichshistorie" zwar ganz noch im Geiste der alten Universitätsgelehrsamkeit abgefaßt war und in dem keine Spur von Erforschung der inneren Entwickelung der Begebenheiten, von einer lebendigen Auffassung des Lebens und des Menschen zu finden ist, welches aber lange Zeit hindurch als das Ideal der einzigen Art von Nationalgeschichte galt, welche es damals in Deutschland gab. Unter Pütters anderen zahlreichen Schriften nennen wir noch: „Die historische Entwickelung der Staatsverfassung des deutschen Reiches", erschienen 1786, ferner „Die Literatur des deutschen Staats=

rechtes", erschienen von 1776—1783, und endlich seine 1798 herausgegebene Selbstbiographie.

Neben Pütter erwarb sich in Göttingen gleichzeitig der Professor Gatterer, besonders durch das, was er für die Geographie that, ein wirkliches Verdienst um den Fortschritt der deutschen Bildung.

Noch zwei andere Göttinger Professoren können wir als Historiker anführen, Schlözer und Spittler, von denen namentlich der Letztere bei seiner Geschichtschreibung dem Streben des Volkes nach Fortschritt und Freiheit Rechnung zu tragen verstand, ohne deshalb gewisse Grenzen zu überschreiten. Spittlers „Handbuch der Kirchengeschichte" bekämpft auf leicht faßliche und geschmackvolle Weise neben dem Papismus im Allgemeinen den Pfaffengeist im Besonderen, mithin ebenso den Geist der Unduldsamkeit und der Orthodoxie bei den protestantischen wie bei den katholischen Geistlichen. Seine späteren Geschichtswerke gehören mehr der politischen Richtung an und zeichnen sich durch freisinnige Auffassung, sicheren Blick und edlen Styl aus; wir führen darunter nur an sein „Handbuch der europäischen Geschichte", sowie die Specialgeschichten mehrerer deutschen Fürstenthümer.

Von Schlözers historischen Arbeiten hat nur seine „Universalgeschichte" bei aller einseitigen Auffassung, welche derselben anklebt, eine allgemeinere Bedeutung erhalten. Gründliche Kenntnisse und gelehrte Forschung sind in derselben unstreitig zu finden; dagegen spricht sich in Schlözers Beurtheilungen immer nur der Sinn für das äußere, materielle Leben aus, welchem Ordnung und Sicherheit der Zustände, Güte der Verwaltung und Justiz Alles bedeuten, während jedem idealen Streben der Zutritt versagt wird.

Bedeutender wie als Historiker ist Schlözer durch die Herausgabe einer Zeitschrift geworden, welche von 1782 an unter dem Namen „Staatsanzeigen" erschienen und welche nicht der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, sondern dem wirklichen Leben und der Veröffentlichung und Verbesserung fehlerhafter Zustände in der Verwaltung gewidmet war. Mit in jener Zeit doppelt schätzenswerthem Freimuth, großer Gerechtigkeit und strenger Wahrheitsliebe griff Schlözers Journal alle Mißbräuche an, wo sich dieselben zeigen mochten, und wurde sehr bald eine äußerst gefürchtete Macht für alle großen und kleinen Despoten, mochten dieselben auf den Fürstenstühlen oder in den Ritterschlössern sitzen, im Kleide des städtischen Patriciers oder in der Mönchskutte stecken.

Der Umstand, daß Schlözer bei allem Rechtsgefühl klug genug war, niemals Mißbräuche in seinem engeren Vaterlande Hannover zum Gegenstand seiner Kritiken zu machen, erwarb ihm die Gunst seines Landesherrn, König Georg III. von England, und diese schützte ihn gegen die vielfachen Anklagen seiner Feinde. Auch der freisinnige Kaiser Joseph II., der ja selbst sein ganzes Leben im Kampfe gegen geistige Finsterniß und Beamtendespotismus einsetzte, wandte den Bestrebungen der Staatsanzeigen sein Wohlgefallen zu.

Wir nennen ferner als Historiker jener Zeit den Geheimen Cabinetsrath Dohm, dessen diplomatische Thätigkeit wir in diesem Werke schon mehrmals, unter Anderem in der Lütticher Streitsache, berührt haben.

Leider entzog ihn seine amtliche Berufsthätigkeit zu früh seiner literarischen Wirksamkeit; es ist aus diesem Grunde nur ein Werk von ihm: „Denkwürdigkeiten über die Geschichte seiner Zeit", erschienen, welches deshalb bemerkenswerth ist, weil es das erste derartige Werk in Deutschland ist, welches die Begebenheiten nicht aus Urkunden oder geschriebenen Quellen, sondern aus eigener Anschauung und Erfahrung schildert.

Auch von dem mit den vielseitigsten Kenntnissen, richtigem Takt und geläutertem Geschmack ausgestatteten Dohm wurde im Jahre 1775 eine für die Nationalliteratur bestimmte Zeitschrift: „Das deutsche Museum", gegründet und zunächst in Gemeinschaft mit dem ebenso gebildeten Boye, später von diesem Letzteren allein, geleitet, in welcher die ausgezeichnetsten deutschen Prosaisten ihre Arbeiten veröffentlichten und in welcher eine chronologisch geordnete Uebersicht aller der literarischen Bestrebungen und Erzeugnisse gegeben wird, durch welche die deutsche Literatur zu der erreichten hohen Stufe gehoben worden. In Verbindung mit dem von Boye gleichzeitig redigirten „Musen-Almanach", welcher sich in derselben Weise mit den Schöpfungen der Poesie beschäftigte, war das Museum unstreitig die beste deutsche Zeitschrift, welche dem Publicum bis dahin geboten worden.

Besonders hohen Ruhm als Historiker erwarb sich Johann von Müller, 1752 als Sohn eines Predigers zu Schaffhausen geboren und an dem dortigen Collegium humanitatis 1772 als Professor der griechischen Sprache angestellt, wo er bereits sich mit den vorbereitenden Studien für das Hauptwerk seines Lebens, „die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft", daneben auch mit Arbeiten für die deutsche Bibliothek Nicolai's in Berlin beschäftigte. Im Jahre 1780 wurde er auf einer Reise durch Berlin zwar Friedrich dem Großen, welcher durch die in Berlin erschienenen „Essais historiques" Müllers auf diesen aufmerksam geworden war, vorgestellt, fand aber die gewünschte Anstellung im preußischen Staatsdienste nicht. Dagegen wurde Müller als Professor der Geschichte und Bibliothekar nach Cassel berufen, welches er aber bald wieder verließ, um nach der Schweiz zurückzukehren und dort den Quellen zur Fortsetzung seiner Schweizergeschichte näher zu sein. 1786 als Bibliothekar des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz nach dieser Stadt berufen, haben wir daselbst der Wirksamkeit Johannes von Müllers für die Erhaltung des Fürstenbundes, sowie seiner eifrigen Thätigkeit für die Wahl Dalbergs zum Coadjutor von Mainz bereits gedacht. Den wiederholten Aufforderungen, nach Wien, Berlin, Hannover zu kommen, widerstand Müller und sah sich dafür von seinem Kurfürsten erst zum Geheimen Conferenzrath, dann aber zum wirklichen Geheimen Staatsrath ernannt und 1791 sogar vom Kaiser unter dem Titel „Edler von Müller zu Sylvelden" in den Reichsritterstand erhoben. Als die Franzosen 1792 Mainz eroberten, siedelte Müller, den Antrag Custine's, eine Stellung an der Spitze der dort neu errichteten republikanischen Verwaltung anzunehmen, aus gründlicher Abneigung gegen die Revolution ausschlagend, nach Wien über, wo er 1793 als wirklicher Hofrath bei der Kaiserlichen Hof- und Staatskanzlei angestellt wurde.

Wie der mit wunderbar rascher Auffassungsgabe, mit einer unermeßlichen Fülle historischer Kenntnisse und großer Beredtsamkeit ausgestattete,

aber durch Fürsten-, Pfaffen- und Adelsgunst, — Gegenstände des Glückes, die er nicht gut entbehren konnte, — verwöhnte und eitel gewordene Müller mehr und mehr in die Rolle eines Höflings gerieth, sich durch das Genie und, nach dem eigenen Ausdruck Müllers, durch die „unbefangene Güte" Napoleons blenden und der Sache des deutschen Vaterlandes abwendig machen ließ und endlich sogar eine Anstellung in Diensten des neuen Königs Jérome von Westphalen annahm, gehört einer späteren Zeit an.

Hier werfen wir nur noch einen Blick auf die wissenschaftliche Wirksamkeit des Mannes, der, wenn auch an Charakter schwach, nachgiebig und weich, jedenfalls als Historiker groß und fast unübertroffen dasteht.

Das Werk, welches hauptsächlich Johannes von Müllers Ruhm in der gelehrten und vornehmen Welt begründete, war die bereits erwähnte Geschichte der Schweizer, deren erster Theil im Jahre 1780 zu Bern erschien, dann aber in neuer Bearbeitung 1786 unter dem Titel: „die Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft", welchem der zweite und dritte Band bis zum Jahre 1795 folgte, während die anderen Bände erst im Anfange des 19. Jahrhunderts veröffentlicht wurden, dem Publicum vorgelegt wurde. Dieses, mit bewunderswürdigem Fleiß und großer Gelehrsamkeit geschriebene Buch stellt in einem ganz eigenthümlich gehaltenen und von späteren Historikern vielfach nachgeahmten Style die Einrichtungen, Sitten und Gesetze der schweizerischen Freistaaten besonders zur Zeit des Mittelalters in ein neues sehr glänzendes Licht und verkündigte das Lob der Schweizer Freiheit mit glänzender Beredtsamkeit. Fortgesetzt wurde dasselbe ganz in Müllers Manier bis auf die neueste Zeit von R. Glutz-Blotzheim, Hottinger, Vulliemin und Monnard.

Von Müllers eisernem Fleiß und ungeheurer Productionskraft legt der von ihm im Jahre 1781 begonnene Versuch, eine Geschichte der Welt zu schreiben, ein beredtes Zeugniß ab. Er wurde in dieser Riesenarbeit durch seinen im Jahre 1809 in Cassel erfolgenden Tod unterbrochen und hatte bis dahin auf nicht weniger als 17,000 eng geschriebenen Folioseiten Auszüge aus 1833 verschiedenen Autoren gemacht.

Nach seinem Tode erschienen, wie wir gleich hier bemerken wollen, 24 Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit. Ferner nennen wir seine von Cassel aus herausgegebenen „Reisen der Päpste", ein Buch, welches Müller schwere Anfeindungen von Seiten der protestantischen Parteien zuzog, weil es die Herrschaft der Geistlichkeit als beste Schutzwehr der Völker gegen die Gewalt der Fürsten darstellte, ebenso seine „Darstellung des deutschen Fürstenbundes", erschienen in Leipzig 1787, sowie eine große Zahl kleinerer und größerer politischer und historischer Abhandlungen. —

Daß ein großer Theil der deutschen Fürsten und Regierungen, selbst in katholischen Ländern, sich den Fortschritten in der geistigen Bildung der Nation nicht verschloß, kann nur um so mehr als ein großes Glück für dieselbe bezeichnet werden, als im deutschen Reiche zu jener Zeit nach seiner ganzen Verfassung und Einrichtung an eine wirkliche Freiheit der Presse, an ein freies öffentliches Leben wenig oder gar nicht zu denken war.

Dem großen Könige unseres preußischen Vaterlandes, Friedrich II., gebührt neben seinen vielen anderen unsterblichen Verdiensten auch dasjenige, von uns bereits in diesem Werke hervorgehobene, in seinen Staaten zuerst völlige Denk-, Rede- und Glaubensfreiheit verstattet zu haben. Wie sehr Friedrich der Große auch sich in französische Sprache, Bildung und Literatur hineingelebt haben mochte und sich hartnäckig gegen das seiner feineren Natur roh und ungeschlacht erscheinende deutsche Wesen verschlossen hatte; am Abende seines Lebens, zu der Zeit, in welcher die Blüthe der deutschen Literatur bereits begonnen hatte, fühlte er doch, daß auch für deutsche Bildung eine bessere Zeit im Herannahen begriffen sei. Eine vom Könige in seinen letzten Lebensjahren verfaßte Abhandlung über die deutsche Literatur schließt mit den Worten:

„Wir werden unsere classischen Schriftsteller haben; Jeder wird sie lesen, um sich an ihnen zu erfreuen; unsere Nachbarn werden die deutsche Sprache lernen, an den Höfen wird man sie mit Vergnügen sprechen und es kann geschehen, daß unsere Sprache, ausgebildet und vollendet, sich zu Gunsten unserer guten Schriftsteller von einem Ende Europa's bis zum anderen ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich sage es euch, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht sehen, mein Alter gestattet mir dazu keine Hoffnung. Ich bin wie Moses; ich sehe von ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten." —

Kann es einen rührenderen Beweis von der Liebe und Treue geben, mit welcher der alternde König an seinem deutschen Vaterlande hing, und sind jemals prophetisch gesprochene Worte auf schönere Weise in Erfüllung gegangen, als die oben angeführten?

Daß unter der Regierung eines so freisinnigen Monarchen wie Friedrich jeder literarische Fortschritt begünstigt und befördert wurde, daß z. B. allen Bemühungen der Partei der Dunkelmänner zum Trotz in Berlin die Nicolai'sche deutsche Bibliothek ungehindert erscheinen konnte und so mancher in anderen Ländern wegen zu freier Ansichten Verfolgte in Preußen Schutz und Anstellung fand, brauchen wir hier nur nochmals vorübergehend zu erwähnen.

Mit dem Tode des großen Königs und dem wachsenden Einfluß des Ministers von Wöllner und seiner Genossen ging trotz des großen Interesses, welches der neue Beherrscher Preußens, besonders in den ersten Jahren seiner Regierung, für das Emporblühen deutscher Literatur und Wissenschaft hatte, diese freisinnige Richtung der preußischen Regierung mehr und mehr in bedauerlicher Weise verloren; Censurmaßregeln und Preßedicte unterdrückten jede freie Regung der Presse und mit dem Fortschreiten der französischen Revolution und der durch ihre scheußlichen Ausschreitungen hervorgerufenen und immer wachsenden Besorgniß der den König umgebenden Männer, eine Besorgniß, welche übrigens so ziemlich von allen Fürsten, Edelleuten, Beamten und Gelehrten Deutschlands getheilt wurde, trat immer mehr eine Reaction ein, welche jede freisinnige Aeußerung der Presse über politische Angelegenheiten mit Mißtrauen betrachtete und für die freie Entwickelung der deutschen Zustände im hohen Grade nachtheilig ward.

Wie im Allgemeinen die deutsche Nation die Vorgänge jenseits des Rheins aufnahm und ob und in wie weit die in Frankreich wachgerufenen und nach Deutschland verpflanzten Aufklärungs- und Freiheitsideen auch äußerlich Einfluß auf die Bewohner unseres preußischen Vaterlandes hatten, zu dessen Geschichte wir hiermit zurückkehren, werden wir im nächsten Paragraphen, dem letzten dieses Abschnittes, untersuchen. —

§. 33.

Einfluß der französischen Revolution auf das deutsche und preußische Volk.

Aus dem vorhergehenden Paragraphen werden unsere Leser ersehen haben, daß etwa um dieselbe Zeit, in welcher die durch die Lehren der neueren französischen Philosophen hervorgerufene geistige Bewegung in dem unglücklichen Frankreich eine Revolution herbeiführte, welche alle politischen und socialen Verhältnisse dieses Landes über den Haufen warf, eine mehr als 1000jährige Monarchie zertrümmerte und Schrecken ohne Ende heraufbeschwor, um schließlich ein Ende mit Schrecken zu nehmen, d. h. in einem alle Freiheit und persönlichen Rechte des Menschen vernichtenden Despotismus aufzugehen, — daß zu derselben Zeit die auch in Deutschland wachgerufene Bewegung der Geister nur zu einer Umwälzung auf geistigem Gebiete und, — Dank sei es dem weniger leidenschaftlichen und exaltirten Nationalcharakter des deutschen Volkes und den im Vergleich zu Frankreich doch immerhin erträglich zu nennenden Zuständen desselben, — zu einer höchst vortheilhaften Umgestaltung des geistigen Lebens der Nation führte.

Daß der gebildete Theil des deutschen Publicums den in der That zu den schönsten Hoffnungen für die ganze Welt berechtigenden, eine neue, glücklichere Zeit verheißenden Anfängen der französischen Revolution mit immer wachsender Theilnahme und Spannung, großentheils mit hoher Begeisterung folgte, kann nur als ein ehrender Beweis für den wachsenden Fortschritt in der geistigen Bildung der deutschen Nation angesehen werden; daß die in dem neuen Verfassungsentwurf der Franzosen vom 13. September 1791 aufgenommene Verkündigung der „Menschenrechte" nicht allein in ganz Europa mit Jubel und froher Hoffnung aufgenommen wurde, daß die ausgezeichnetsten Denker und Dichter der Zeit, ein Kant in Königsberg, ein Klopstock in Holstein, das über die Menschheit neu aufgegangene Heil in den feurigsten Worten priesen, daß selbst das im Entstehen begriffene neue preußische Gesetzbuch im Wesentlichen die Grundgedanken dieser in Frankreich verkündigten Menschenrechte in sich aufnahm, ja in seinem ersten Entwurfe dieselben in manchen Punkten noch an Freisinnigkeit übertraf, dies Alles ist ein deutliches Zeichen davon, daß ein neues Zeitalter angebrochen habe, mit welchem die alten Staatseinrichtungen, so Bewunderns würdiges sie unter Friedrich dem Großen geleistet haben mochten, nicht mehr im Einklange standen, daß es in der That an der Zeit war, dem Volke seine menschlichen Rechte nicht länger vorzuenthalten.

Noch im Anfange des Jahres 1791 schrieb der Kriegsrath Johann Heinrich Merck, ein durch seine schriftstellerische Wirksamkeit, durch seinen

kritisch geübten Einfluß, wie durch seinen Briefwechsel mit Goethe, Herder, Schlosser, Boye, Wieland und den bedeutendsten deutschen Schriftstellern jener Zeit rühmlichst bekannt gewordener Mann, aus Paris, wohin ihn die vielversprechenden Anfänge der Revolution gelockt hatten, an einen Freund:

> „Paris übertrifft alle Erwartung an Ganzheit der Gesinnung, an Größe der Bilder, an Festigkeit des Ausdrucks, an Durst nach Wahrheit, Tugend und Menschengefühl. Ich habe die Einnahme der Bastille gesehen, ein völlig Shakespeare'sches Drama, das Goethe nicht besser hätte calculiren können. Ich bin in Thränen geschwommen" (— etwas große Empfindsamkeit gehörte zu den Eigenschaften Mercks —), „nicht sowohl wegen der Vorstellung der Dinge, als wegen der Theilnahme des Publicums. Mir war es, als wenn ich bei dem Mahle wäre, wo der Vater des verlornen Sohnes Alles hergab, was er im Hause hatte; ich war in dieser großen, großen Familie mit bei Tische. Der Maler David wird mich morgen zur Aufnahme in den Club des Jacobins vorschlagen. Der Jacobinerclub enthält alle Leute von Genie und warmen Herzen. Hier ist der Ort, wo der Grundstein zum Wohl der Nation und vielleicht des Universums bereitet wird." —

Aber auch andere Zeugnisse, als den leicht enthusiasmirten und schwärmerischen Merck, können wir für die Thatsache anführen, daß die Anfänge der französischen Revolution im deutschen Volke mit lebhaftem Jubel und freudiger Hoffnung aufgenommen wurden.

Begeisterten doch die Vorgänge in der französischen Nationalversammlung in der denkwürdigen Nacht vom 4. August 1789 noch den greisen Klopstock zu Liedern, in welchen er sich glücklich schätzt, das noch erlebt zu haben, und die Revolution als die „größte Handlung des Jahrhunderts" preist; seinem Beispiele folgten ein Bürger, Voß, Graf Stolberg, Wieland, Herder, Knebel und viele andere der hervorragendsten Geister des deutschen Volkes. Auch Männer von der ernstesten Gelehrsamkeit und geringeren Anlagen zu dichterischer Exaltation, ein Kant in Königsberg, ein Fichte in Jena, bewillkommten mit Theilnahme das Anbrechen einer neuen und schöneren Zeit und verkannten auch später, wennschon mit Abscheu sich abwendend von den Schreckensscenen der entfesselten Revolution, doch niemals die hohe Bedeutung und die historische Berechtigung des derselben zu Grunde liegenden Gedankens. In den gebildeten Kreisen Berlins war die Theilnahme an den Ereignissen in Frankreich so groß und allgemein, daß selbst vornehme Damen Busenschleifen mit den französischen Nationalfarben (blau, roth und weiß) trugen, daß der Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium, Friedrich Brunn, am Geburtstage des Königs vor einem zahlreichen Publicum eine Festrede halten konnte, in welcher er die Revolution als „groß, schön und ehrenvoll" begrüßte, daß noch im Saale der alte Minister Friedrich des Großen, Graf Hertzberg, ihn aufforderte, seine Rede drucken zu lassen.

Indessen auch Stimmen mit anderer, sogar entgegengesetzter Ansicht, wurden laut. So möge es denn hier nicht unerwähnt bleiben, daß von den beiden größten Dichtern Deutschlands, Goethe und Schiller, der erstere

die französische Revolution mit vornehmer Gleichgültigkeit und Geringschätzung betrachtete, der letztere den anfänglich gefühlten Enthusiasmus, welcher auch Deutschlands „Dichter der Freiheit" ergriffen hatte, gar bald in Zweifel und dann in die entschiedenste Abneigung verwandelt fühlte.

Goethe, bei allen seinen glänzenden Geistesgaben doch gleichgültig für den Gang der Weltgeschichte, schreibt selbst über die Ereignisse in Amerika und in Frankreich:

> „Die Ereignisse der amerikanischen und französischen Revolution berühren mich nur insofern, als sie die größere Gesellschaft interessiren. Mir selbst und meinem engeren Kreis ist nur darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschheit überhaupt lassen wir gern gewähren." u. s. w.

Schiller aber, nachdem der auch von ihm empfundene anfängliche Freudenrausch über die Einnahme der Bastille, über den Sieg der Freiheit über die Tyrannei gar bald verflogen ist, zweifelt, „daß den Franzosen überhaupt republikanische Gesinnungen zu eigen werden könnten", und von der Nationalversammlung behauptet er: „es sei unmöglich, daß von einer Gesellschaft von 600 Menschen etwas Vernünftiges beschlossen werden könne, denn Verstand sei stets nur bei Wenigen gewesen." Die in Paris einbrechende Schreckenszeit und namentlich die Hinrichtung des Königs flößten dem edlen, reinen Sinne Schillers Abscheu und Entsetzen in so hohem Grade ein, daß er von dieser Zeit ab niemals wieder zu einem klaren und unbefangenen Verständniß der französischen Revolution und ihres Zieles gelangen konnte. In einem Briefe an einen Jugendfreund schreibt der empörte Dichter, welcher sich eine Zeit lang mit dem Gedanken beschäftigt hatte, dem Convent in Paris eine Vertheidigungsschrift für den angeklagten König einzusenden, wie folgt:

> „Ich habe wirklich eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit 14 Tagen keine französische Zeitung mehr ansehen, so ekeln diese elenden Schinderknechte mich an." u. s. w. —

Schwerlich würde die französische Republik, welche Schiller gleichzeitig mit Washington, Bentham, Pestalozzi, Klopstock, Kosciuszko und Anderen das Bürgerrecht zuerkannt hatte, ihm diese Ehre erwiesen haben, wenn sie jene Zeilen Schillers gekannt hätte. —

Wir können es nur als dem deutschen Nationalcharakter zur höchsten Ehre gereichend bezeichnen, daß in Folge der entsetzlichen Ausschreitungen, in welche die französische Revolution gerieth, nirgends die öffentliche Meinung sich so widerwillig und mit Abscheu von derselben abwendete, als in Deutschland, daß der Schauder des Mitleids und der Entrüstung, welche nicht nur in den höchsten und Hofkreisen, sondern in allen Klassen der menschlichen Gesellschaft die Gemüther erfüllte, nirgend so tiefgehend war, als im deutschen Volke.

In der That hatte die französische Revolution mit der Hinrichtung des unglücklichen Königs, mit dem Eintritt der Schreckenszeit allen Boden im deutschen Volke verloren, wenn auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß die Einflüsse dieser die ganze Welt erschütternden Begebenheit

in allen Kreisen der Gesellschaft nachhaltig bemerkbar blieben, daß selbst in den niederen Schichten des Volkes, besonders im östlichen Deutschland, die der Revolution zu Grunde liegenden Gedanken Wurzel gefaßt hatten.

Demungeachtet konnte nur ängstliche Besorgniß der Regierungsbehörden oder mangelhaftes Verständniß von Zeitungsberichterstattern in einigen zu jener Zeit in Berlin, Breslau und anderen großen Städten vorfallenden Handwerkertumulten das Ergebniß der Wirksamkeit einer jacobinischen Propaganda erblicken; mit der französischen Revolution hatten dieselben in der That nichts weiter zu schaffen, als daß durch jene in dem niederen Volke der Gedanke erweckt worden sein mochte, sich ein verweigertes Recht mit Gewalt selbst zu verschaffen.

Wir erwähnen hier nur als Beispiel eines Vorfalles im April 1793 in Breslau. Ein aus Ungarn gebürtiger Schneidergeselle wurde, weil er von seinem ersten Meister ohne Kündigung entlaufen und bei einem zweiten Meister in Arbeit getreten war, verdientermaßen vom Polizeidirector in's Gefängniß, in das sogenannte Hundeloch, gesetzt. Kurz darauf erschienen 15 seiner Genossen auf dem Rathhause und forderten in ungeziemender, stürmischer Weise die Freilassung des Verhafteten; es traf sie daher mit Fug und Recht dasselbe Schicksal. Auch als nunmehr 131 Schneidergesellen und später die sämmtlichen Schneidergesellen in Breslau, einige Hundert an der Zahl, vor das Rathhaus rückten und trotzig die Freilassung ihrer Kameraden oder die eigene Verhaftung forderten, wurde von dem Polizeidirector, Geh. Rath Werner, diesem letzteren Verlangen Folge gegeben und es befanden sich somit sämmtliche Schneidergesellen Breslau's unter Schloß und Riegel.

Der bis dahin geringfügige, sogar an's Humoristische streifende Vorfall erhielt indessen eine ernstere Bedeutung, als, aufgeregt durch die Nachricht, daß der verhaftete ungarische Schneider heimlich und unter militärischer Escorte über die Grenze gebracht worden sei und, darin eine der gesammten Zunftgenossenschaft zugefügte Ehrenkränkung erblickend, sich über 3000 Breslauer Gesellen von allen Gewerken erhoben, die Gefängnisse stürmten, die Gefangenen befreiten und das Haus des Polizeidirectors demolirten. Der Polizeidirector selbst mußte, unter dem Vorwande einer über ihn zu verhängenden Untersuchung, unter militärischer Escorte nach Neiße abgeführt werden, um den Händen der erbitterten Volksmenge zu entgehen; die Truppen der Garnison wurden aufgeboten, leider jedoch, wie die falsche Anschauung jener Zeit erheischte, ohne etwas Ernstliches unternehmen zu dürfen; mehrere Tage hindurch war Breslau der Schauplatz grenzenloser Verwirrung und Gesetzlosigkeit.

Am dritten Tage kam es zwischen den durch die Neckereien unnützer Buben arg erbitterten Truppen und den aufständischen Gesellen zu Thätlichkeiten; auf Befehl des Commandanten, General von Hüser, gab die Artillerie auf die Volksmenge Feuer und gleich den ersten Kartätschenladungen fielen nicht weniger als 37 Todte und 41 zum Theil schwer Verwundete zum Opfer.

Der Aufruhr war hiermit gestillt, die Aufregung in der Stadt aber, selbst bei Solchen, die früherhin das Verfahren der Gesellen entschieden gemißbilligt hatten, um so größer. Der mit der Verwaltung Schlesiens

betraute Minister Graf Hoym legte endlich die böse Sache mit vieler Gewandtheit, wenn auch wenig Energie, bei. Er sprach einer Deputation der Handwerksgesellen sein Bedauern über das Geschehene aus, versicherte, daß der Befehl zum Feuern ohne sein Wissen und gegen seinen Willen erfolgt sei und versprach allen Urhebern und Theilnehmern des Unfuges Verzeihung, sogar Ersatz für die versäumten Arbeitstage; auch verhieß der Minister für die Gefallenen ein feierliches Begräbniß, den Hinterlassenen reichliche Versorgung, den Verwundeten unentgeltliche Pflege und Heilung.

Die Ruhe in Breslau war völlig wiederhergestellt, als nach einigen Tagen die bei der bedauernswerthen Begebenheit Gebliebenen, 53 an der Zahl, mit großem Gepränge, unter dem Geläute aller Glocken, unter militärischer Musik und begleitet von Abtheilungen der Garnison, begraben worden, als der inzwischen nach Breslau zurückgeholte Ungar, von einem Regimentsadjutanten und einem Kammerreferendarius geleitet, durch einen feierlichen Willkommenstrunk in allen Herbergen der Schneiderzunft wieder zu Ehren gebracht worden war. —

Schon am anderen Tage erschien jedoch, auffallender Weise*) mit der Bezeichnung: „auf Sr. Königlichen Majestät allergnädigsten Specialbefehl", versehen, eine Bekanntmachung des Ministers, in welcher der Bewohnerschaft Breslau's zur Warnung gesagt wird:

> „Die vorgefallenen Auftritte, bei denen eine beträchliche Anzahl Menschen verunglückt sind und Leben oder Gesundheit verloren haben, lassen nur Reue und Klagen zurück und geben die deutlichste Belehrung, wie sehr diejenigen sich und Anderen schaden, welche die gesetzlichen Wege verlassen und nach eigenem Willen sich Recht schaffen wollen.
>
> „Des Königs Allerhöchste Person vernehmen die Streitigkeiten der hiesigen Handwerker mit dem größten Mißfallen. Ohngeachtet der König von der Treue und Ergebenheit der schlesischen Unterthanen überzeugt sei, wolle er doch leichtgläubige Gemüther, welche falschen Nachrichten von den Erfolgen des hiesigen Aufstandes Glauben beimessen könnten, belehrt und gewarnt wissen, sich durch solche Gerüchte nicht zu ähnlichen Widersetzlichkeiten verleiten zu lassen. Sollten Bewohner der Städte und des Landes von zanksüchtiger Denkungsart durch die ihnen zu ertheilende Belehrung sich nicht abhalten lassen, ihren Hang zu ungegründeten Queruleien fortzusetzen, in Frechheit und Widerspenstigkeit auszuarten, unvernünftig zu räsonniren, Dienstpflichten und Schuldigkeiten zu versagen oder sich gar zusammenzurotten, so werde der König aus landesväterlicher Vorsorge nicht Umgang nehmen können, nach bewiesener möglichster Gelindigkeit zu den ernstlichsten Maßregeln schreiten zu lassen, um seinen getreuen und rechtschaffenen Unterthanen Ruhe zu verschaffen und sie in ihrem Eigenthum zu sichern. Die Commandeure der

*) Der König befand sich damals bei der Armee am Rhein; und da es zu jener Zeit weder Eisenbahnen noch Telegraphendrähte, sogar nur sehr wenige Chausseen gab, so geht daraus sehr deutlich die Unmöglichkeit hervor, daß die in Rede stehende Bekanntmachung auf besonderen Befehl des Königs erfolgt sein kann.

Königlichen Truppen seien mit den gemessensten Ordres versehen und wehe denen, welche es zu der auf Widerstreben gegen die öffentliche Ordnung festgesetzten Strafe kommen lassen."

Uebrigens antwortete der König von seinem Hauptquartier Bodenheim unterm 22. Mai der Bürgerschaft Breslau's, welche ihm unterm 1. Mai ein Schreiben voller Versicherungen ihrer Treue und Ergebenheit und ihrer Schuldlosigkeit an dem Vorgefallenen übersendet hatte, sehr huldvoll und in den gnädigsten Ausdrücken:

„daß er den Gesellenaufstand keineswegs der Bürgerschaft zur Last lege und sich gern bewogen finden werde, der Stadt Breslau nach wie vor thätige Beweise von vorzüglicher Fürsorge und von landesväterlicher Gnade zu geben." —

Von größerer Bedeutung, als diese hier und da vorkommenden Handwerkercrawalle, erscheint eine zu jener Zeit in Schlesien auftauchende, unzweifelhaft auf die Principien der französischen Revolution, aber auch auf die edelsten Grundsätze freiheitsbegeisterter deutscher Philosophen und Dichter gestützte geheime Verbindung, unter dem Namen des Evergetenbundes*) bekannt geworden. Stifter des Evergetenbundes, dessen Grundsätze, der Freimaurerei entlehnt, das Wohl der Menschheit und die Verbreitung wahrer Bildung in derselben befördern sollten, war der frühere Professor an der Universität zu Lemberg, Ignaz Feßler, aus Ungarn gebürtig, ein Mann vom edelsten Charakter und von großer geistiger Befähigung, wegen seiner freisinnigen Bestrebungen aber von den Jesuiten bitter gehaßt und verfolgt, und, um ihrer Rache zu entgehen, im Jahre 1788 genöthigt, heimlich nach Schlesien zu flüchten, von wo aus er später nach Berlin ging und daselbst Meister vom Stuhl der Hauptloge Royal York zur Freundschaft wurde.

Feßler besaß indessen nicht Muth genug, um dem Verlangen leidenschaftlicherer und feurigerer Mitglieder des Bundes, unter welchen wir hier als besonders bemerkenswerth den Kriegs- und Domänenrath Zerboni in dem damals preußischen Städtchen Petrikau, dessen jüngeren Bruder, ferner den Hauptmann von Leipziger von der Garnison zu Schweidnitz, sowie den Kaufmann Salice Contessa in Hirschberg nennen, nachzugeben und zu gestatten, daß der Bund eine in das wirkliche Staatsleben eingreifende Wirksamkeit entfalte. Nach Feßlers Meinung sollten die Mitglieder des Evergetenbundes vielmehr ihre Thätigkeit lediglich auf die Förderung richtiger Einsicht, auf Veredelung der Gesinnung und auf Ausübung wohlthätiger Handlungen beschränken; da es nicht gelang, die verschiedenen Ansichten zu vereinigen, so wurde der Evergetenbund nach nur zweijährigem Bestehen bei einer Zusammenkunft am 14. October 1795 wieder aufgelöst.

Die oben genannten Männer, Zerboni an ihrer Spitze, beschlossen jedoch, den Bund unter der Form eines „moralischen Vehmgerichtes" fortzusetzen. Nach den von Leipziger und Contessa entworfenen

*) Die Mitglieder des Bundes leiten den Namen von dem griechischen Worte *Εὐεργέτης* (ausgesprochen Euergetes) der Wohlthäter ab, während die Behörden den Ursprung des Namens in dem lateinischen Worte evertere, umstürzen, finden wollten, was allerdings einer argwöhnischen Polizei für ihre Zwecke besser passen mochte.

Statuten dieses neuen Bundes, welcher, seine Zwecke damit deutlich bezeichnend, die Worte Schillers: „dem Verdienste seine Kronen, Untergang der Lügenbrut", zu seinem Wahlspruch gemacht hatte, sollten die Mitglieder dahin wirken, daß Staatsämter nur an wirklich verdiente und würdige Männer verliehen, das bisher vielfach herrschende Günstlingswesen vernichtet und alle Schäden der Staatsverwaltung öffentlich zur Sprache gebracht und abgestellt werden sollten. Unwürdige Beamte, und wenn sie die höchsten Stellen bekleideten, sollten zuerst vertraulich gewarnt, dann aber öffentlich angeklagt werden; die Vorrechte des Adels wollte der Bund abgeschafft, die reichen Besitzungen der hohen katholischen Geistlichkeit eingezogen und zu öffentlichen Zwecken verwendet, für den Unterricht der niederen Volksklassen besser, wie bisher, gesorgt wissen. —

Keine geordnete und fest gegliederte Staatsregierung, und wäre sie die liberalste und freisinnigste von der Welt, würde eine solche heimliche Aufsichtsbehörde über ihre Beamten, mochte die Absicht derselben noch so rein und edel sein, neben sich haben dulden können; um wie viel weniger konnte man eine solche Toleranz von den Ministern Friedrich Wilhelms II. erwarten, deren Verwaltung, wie wir bereits erwähnt haben, mit der wachsenden Hinfälligkeit und Geschäftsunlust des Königs immer selbständiger und willkürlicher geworden war und welcher ein solches Vehmtribunal die ernstesten Gefahren drohte.

Der Conflict des Bundes mit der Staatsregierung mußte daher nothwendiger Weise bei der ersten Gelegenheit eintreten, in welcher sich das Bestehen eines solchen Geheimbundes in auffallender Weise bemerkbar machte. Und diese Gelegenheit fand sich sehr bald.

In den ersten Tagen des Monats October 1796 hatte in Breslau abermals ein Volkstumult stattgefunden, hervorgerufen durch die einem alten Fischer, welchem die Militärbehörde Schuld gab, einem Deserteur zur Flucht über die Oder behilflich gewesen zu sein, von Soldaten zugefügten Mißhandlungen. Nur mit großer Mühe war es dem Minister Grafen Hoym gelungen, durch gütliches Zureden die aufgeregte Volksmenge zu beschwichtigen und die Wiederholung des unglücklichen Vorfalles vom Jahre 1793 zu vermeiden; war doch der Minister selbst eine Zeit lang in der größten Gefahr gewesen und mußte durch eine starke Abtheilung der Hauptwache aus den ihn umringenden Volkshaufen befreit werden; auch der commandirende General war vom Pöbel mit Steinwürfen empfangen und fast vom Pferde gerissen worden.

Als die durch die Zeitungen in hohem Grade übertriebene Nachricht von den Vorgängen in Breslau zur Kenntniß des Kriegsraths Zerboni in Petrikau gelangte, hielt er diesen Zeitpunkt für geeignet, seinem Groll gegen den Minister Hoym, welcher verschiedene Berichte Zerboni's über die in Südpreußen herrschenden grauenvollen Verwaltungszustände ohne Berücksichtigung gelassen hatte und welchem der leidenschaftliche Zerboni den Vorwurf machte, in seiner Verwaltung den Adel ohne Frage nach dessen Verdienst und Fähigkeit zu bevorzugen, den gebildeten Bürgerstand aber hintenanzusetzen, freien Lauf zu lassen.

Mit Billigung der anderen Mitglieder des Vehmbundes schrieb Zerboni unterm 12. October 1796 an den Minister einen Brief, wie ihn,

auch nur ähnlichen Inhalts, wohl noch niemals ein preußischer Minister von irgend Jemanden, am wenigsten von einem seiner Untergebenen, erhalten hat. Wir können uns nicht enthalten, diesen in Wahrheit mit unverschämtem Freimuth geschriebenen Brief hier vollständig mitzutheilen. Es heißt darin:

„Es sind am 6. dieses Monats Auftritte in der Hauptstadt Schlesiens vorgefallen, die in einem wohlregierten Staate unerhört sind.

„Unsere Staatsverfassung ist gut, unsere Gesetze sind weise; wo anders kann also der Fehler liegen, als in der Ausübung der letzteren? Was hiervon auf die große Schuldrechnung Ew. Excellenz kommt, hat Ihnen Ihr Gewissen in der Nacht zum 7. October gesagt. Wehe Ihnen, wenn die guten Vorsätze, die Sie da faßten, das Schicksal aller Ihrer zeitherigen Entschlüsse haben! Ihre letzten Jahre werden dann unrühmlich, Ihr Andenken verhaßt sein. Das Volk hat bei dem vorgewesenen Auftritt eine Energie gezeigt, die mich an meinen Landsleuten überrascht. Ein einziger entschlossener Bösewicht von Kopf, der sich an die Spitze des gährenden Haufens geworfen, seine regellosen Bewegungen nach einem Plane gerichtet hätte — und es wären Auftritte erfolgt, über die Sie jetzt mit der ohnmächtigen Verzweiflung eines Weibes die Hände rängen! — Sie wollen das Gute, aber Sie haben nicht die Kraft, es zu vollbringen; Sie leben nur für die Empfindung des Augenblicks. Ueber den Jammer eines Einzelnen übersehen Sie das Elend einer ganzen Generation. Um eine vor Ihren Augen geweinte Thräne zu trocknen, lassen Sie Ströme ungesehener Thränen fließen; Sie beugen Ihre Kniee vor der Convenienz und huldigen der Laune des Momentes. Sie schätzen den Stein nur um der Folie willen. — Der Mann von Kenntnissen, ohne Ahnen, der denkende Kopf ohne gesellige Abgeschliffenheit hat für Sie keinen Werth. Ihre buntscheckigen, ignoranten Herrchen von Ahnen und Ton drängen beide nicht nur aus Ihren Gesellschaften, sondern, was bedeutender ist, aus öffentlichen Posten, die keine Ahnen, aber Kenntnisse und Rechtschaffenheit erfordern. Sie haben das Vorurtheil der Geburt, das man sonst ertrug, zu einer Zeit, wo man dreist jedem grauen Wahn unter die Augen leuchtet, durch die kleinlich strengen Grenzlinien, die Sie um Ihren Cirkel ziehen, unausstehlich und sich und dem gebildeten Bürgerstande unerträglich gemacht. Ueber den, durch tausend bedenkliche Begünstigungen erkauften Bücklingen Ihrer soupéefähigen Herren übersehen Sie die Achtung edler Männer, die im Sturm um Sie treten und Ihnen mit Rath und Entschlossenheit helfen könnten, wenn der Insectenschwarm, der nur im Sonnenblick Ihrer glänzenden Epoche zu dauern vermag, verjagt ist. —

„Mit Wehmuth habe ich es bei meiner letzten Anwesenheit in Schlesien bemerkt, es ist weit gekommen; Männer von Kopf und Herz hassen Sie nicht mehr, sie verachten Sie. Ihre

Gunst ist der Stempel geworden, an dem man einen zweideutigen, charakterlosen Menschen erkennt. —

„Armer Mann! bei so vielen Opfern ohne Freund! warum gelingt es Ihnen nicht, die Neigung edler Menschen und die Achtung Aller zu erhalten? Das Schicksal hat Wenigen seiner Lieblinge einen Wirkungskreis angewiesen, den es Ihnen so frühe gab. Auf dem Platze, wo Sie stehen, was könnten Sie für Schlesien und Südpreußen, was durch diese Provinzen für den ganzen Staat thun? Und was geschieht durch Sie? Unglücklicher Mann, mit so unendlichen Talenten zu eigner und zur Glückseligkeit Anderer! Sie verhandeln gegen die erkauften, albernen Schmeicheleien weniger charakterloser Menschen, die Sie umgeben, die Vergötterung einer ganzen Nation, die Ehrensäulen der folgenden Jahrhunderte. Sie sind von Ihren geistlosen Schreibern, die mit wenig Geschicklichkeit für jede Laune Sr. Hochgräflichen Excellenz eine gesetzliche Formel zu finden wissen, nur an die Ausdrücke der Livree gewöhnt. Aber Sie bedürfen nackter Wahrheit und diese ist nicht gefälliger, als ich sie vortrage. Nehmen Sie dieses Blatt auf, wie Sie wollen, ich fürchte Nichts. Mein Schicksal ist außer der Gewalt jedes Menschen, nur von meinem eigenen Kopfe und Herzen abhängig. Antworten Sie mir, was Sie wollen, antworten Sie mir auch gar nicht. Wollen Sie mich aber kränken, so lassen Sie mir durch einen Ihrer Schreiber eine mit verbrauchten, schalen Huldversicherungen angefüllte Antwort aufsetzen. Ich bin einem sehr edlen Antriebe meines Herzens gefolgt, kann mich in das Bewußtsein einer guten Absicht hüllen und trete mit desto größerer Beruhigung und Energie auf die Ihnen gegenüber stehende Seite."

Mochte die Absicht Zerboni's und seiner Genossen in Wirklichkeit noch so rein und selbstsuchtlos sein, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß der in dem vorstehenden Briefe an einen Minister beliebte Ton unpassend im höchsten Grade und um so verletzender für denselben war, als in der That der Minister Graf Hoym sich durch seine Verwaltung der Provinz Schlesien große Verdienste erworben hatte, vor welchen die nicht abzuleugnende Schwäche desselben, in seinen Privatzirkeln mit Vorliebe den Adel der Provinz zu empfangen, unbedenklich in den Hintergrund treten mußte. Dem Minister bleibt unbestritten das Verdienst, viele Anstalten, welche für die geistige Cultur der Provinz Schlesien in hohem Grade förderlich geworden sind, in's Leben gerufen oder doch ihre Einrichtung begünstigt zu haben, hierher gehört unter Anderem die Einrichtung einer Bau- und Kunstschule, die Stiftung einer Lehranstalt mit deutschen Unterrichtsformen und Lehrgegenständen für die damals in Bezug auf Unterricht seitens des Staates gänzlich verwahrloste und von allen christlichen Schulen ausgeschlossene jüdische Jugend, die Gründung eines Schulfonds aus den für die verkauften Güter der Jesuiten gelösten Kapitalien, die Umgestaltung der Priester des Schulinstitutes zu Lehrern der Gymnasien und der zu Breslau allerdings nur mit zwei Facultäten versehenen

Universität. In Wahrheit war auch Graf Hoym, der bei verschiedenen Gelegenheiten sich mit Wirksamkeit der städtischen Gerechtsame gegen die zu jener Zeit häufig genug vorkommenden Gewaltmaßregeln der Militärbefehlshaber angenommen hatte, im Ganzen bei der Bürgerschaft Breslau's durchaus beliebt und nur die Beamten bürgerlichen Standes, sowie die Gelehrten hatten sich über mannichfache äußerliche Zurücksetzungen des adelsstolzen Ministers zu beklagen.

Die Folge von Zerboni's ungebührlichem Schreiben, welches Graf Hoym nicht verfehlte, zur Kenntniß des Königs zu bringen, war die vom 11. November 1796 datirte Cabinetsordre, den Kriegsrath Zerboni auf die Festung Glatz zu bringen,

> „weil sein Benehmen und seine Denkungsart solches nöthig mache, wie der Großkanzler (von Goldbeck) aus dessen Schreiben an den Minister Hoym ersehen werde, welches er (der König) ihm überschicke, damit er von der Sache unterrichtet sei.“ —

Wenig gerechtfertigt erscheint es dagegen, daß Zerboni vor keinen Richter gestellt worden, sondern, nach dem damals gebräuchlichen Ausdruck, „auf Königliche Gnade“, d. h. auf unbestimmte Zeit, gefangen gesetzt werden sollte.

So großes Aufsehen der Vorfall mit dem Kriegsrath Zerboni in allen Regierungs- und Verwaltungskreisen auch machte, so führten doch erst die bei seiner Verhaftung vorgefundenen Papiere, „Entwürfe des moralischen Vehmgerichts“, geschrieben vom Hauptmann von Leipziger und dem Kaufmann Contessa, zur Entdeckung dieses Bundes. Graf Hoym übersendete dieselben dem Könige mit dem Bemerken:

> „Se. Majestät werde sogleich finden, daß eine schon seit mehreren Jahren existirende geheime Ordensverbindung in einen förmlichen Revolutionsclub hat verwandelt werden sollen, zu welchem Behufe ein neuer Kalender, besondere Bundesnamen für die Mitglieder, Chiffern, Gesetze für die verschiedenen Grade, Ritualien bei der Aufnahme und ein Bundeseid projectirt und dieses Alles dem Zerboni zur Prüfung und Verbesserung zugeschickt worden ist.“ —

Die übrigens leicht erklärliche Befürchtung des Ministers ging hierin offenbar zu weit. Wie die spätere Untersuchung klar herausgestellt hat, waren die Ansichten der an dem Vehmbunde betheiligten Männer von den Grundsätzen der französischen Jacobiner himmelweit entfernt; ihnen war das System Friedrichs des Großen das Ideal einer musterhaften Staatsregierung, das von ihrem ehemaligen Führer Feßler stark idealistisch geschilderte Bild des Kaisers Marcus Aurelius das Muster eines Philosophen auf dem Throne; im Uebrigen war ihr Bestreben rein und selbstlos, auch nichts weniger als auf politischen Umsturz gerichtet.

Selbstredend hatte mit der Entdeckung der Papiere des Bundes auch dieser ein Ende erreicht. Der Hauptmann Leipziger, der jüngere Zerboni, der Kaufmann Contessa, sowie ein später hinzugetretener Doctor Kausch, wurden ebenfalls gefänglich eingezogen und nach der Festung Spandau gebracht.

Doch wurden sie so wenig wie der ältere Zerboni vor ein Gericht gestellt, noch ihnen jemals ein über sie erlassener gerichtlicher Spruch bekannt gemacht, aus welcher Unterlassung den Ministern des zu dieser Zeit bereits schwer erkrankten Königs mit Recht ein schwerer Verstoß gegen die gesetzlichen Bestimmungen des soeben publicirten Landrechtes zum Vorwurf gemacht werden muß.

Dagegen erschien unterm 26. Mai 1797 in den Berliner Zeitungen eine von dem Großkanzler von Goldbeck und dem Minister Grafen Haugwitz unterzeichnete Erklärung, daß:

> „da die vier Erstgenannten (die beiden Zerboni, Leipziger und Contessa) wegen Majestätsverbrechen und gefährliche, auf Zerrüttung der Ruhe und Ordnung im Lande abzielende Verbindungen zur rechtlichen Untersuchung gezogen, dieser Verbrechen durch Beweise und Geständnisse überführt und demzufolge zur Vollziehung der nach den Gesetzen verwirkten Strafe als Arrestanten nach Magdeburg, Stettin, Spandau und Graudenz auf Königliche Gnade abgeliefert worden, dieses ihr wohlverdientes Schicksal, auf Allerhöchsten Befehl, ihren Verwandten und Familien nachrichtlich bekannt gemacht werde." —

Wir greifen bereits in einen anderen Abschnitt unseres Buches, in die Regierung Friedrich Wilhelms III., über, wenn wir, der Vollständigkeit halber, schon hier die endliche Erledigung dieser wenig erfreulichen Angelegenheit erwähnen.

Der Kriegsrath Zerboni, in der durch die zehnjährige Gefangenschaft des Baron von Trenck berüchtigt gewordenen Sternschanze von Magdeburg in enger und strengster Haft gehalten, erlangte, nachdem ein bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. von seiner Gattin eingereichtes Begnadigungsgesuch zurückgewiesen worden, erst im Frühjahr 1798 eine Erleichterung seiner traurigen Lage und die Erlaubniß, sich gegen die wider ihn erhobenen Beschuldigungen vertheidigen zu dürfen. Er that dies mit dem ganzen Freimuth des selbstbewußten Mannes, verleugnete seine Ansichten nicht, erklärte aber auch ebenso bestimmt, daß er die Ansichten seines Freundes Contessa über republikanische Staatsformen, welche dieser in wiederholten Briefen an ihn ausgesprochen habe, nicht theile, wenn er sie auch nicht für ein Verbrechen halten könne.

Das mit der Untersuchung beauftragte Obergericht zu Magdeburg und in letzter Instanz das Kammergericht in Berlin, erklärten Zerboni für schuldig:

> „der beabsichtigten Stiftung einer geheimen, der inneren Ruhe und Sicherheit des preußischen Staates gefährlichen Gesellschaft, weshalb er, mit Anrechnung des seit dem 17. November erlittenen Festungsarrestes zu bestrafen, es auch bei der vorläufig verfügten Dienstentsetzung desselben zu belassen sei, bis er durch Proben gebesserter Gesinnungen sich des Vertrauens des Königs dergestalt würdig gemacht haben werde, um wieder in den Staatsdienst aufgenommen zu werden." —

So erhielt Zerboni seine Freiheit wieder. Eine von ihm verfaßte Denkschrift: „Gedanken über das Bildungsgeschäft in Südpreußen", welche

nachwies, daß nur durch Begründung eines freien Bauernstandes und durch Begünstigung deutscher Einwanderer die preußische Regierung im Stande sei, aus Polen dereinst eine Schutzmauer gegen die überhandnehmende Macht Rußlands zu machen, erregte in hohem Grade die Aufmerksamkeit des Königs und der Regierung; die darin enthaltenen Winke wurden mannichfach benutzt, Zerboni selbst erhielt vom Minister Struensee Vorschüsse zum Ankaufe von Landgütern in Polen und zur Verwirklichung der von ihm entwickelten Ideen über deutsche Landwirthschaft. Im Jahre 1815 sehen wir sogar, nachdem schwere Stürme über unser armes Vaterland hinweggegangen waren, verheerend und umstürzend, was werthlos und morsch geworden, aber auch wohlthätig reinigend und sorgsam sammelnd, was noch lebensfähig war, den einst als Demagogen verurtheilten Zerboni als Oberpräsidenten des Großherzogthums Posen, nachdem er — schon früher seinen alten italienischen Stammbaum wieder hervorgesucht und seinen Titel eines „Marchese Zerboni di Sposetti" bestätigt gesehen hatte!

Seinen damaligen Mitschuldigen, Hauptmann von Leipziger, finden wir zu derselben Zeit als Präsidenten der Regierung in Bromberg; Contessa, den man als unschädlichen Schwärmer betrachtete, war schon nach Jahresfrist seiner Haft entlassen worden. —

Ein dem oben beschriebenen ganz ähnlicher Vorfall, das Auftreten Hans von Helds, Raths bei der Accise und Zolldirectors in Posen, mit einer gegen den Minister Grafen Hoym und den Großkanzler von Goldbeck gerichteten Anklage, welche 1801 unter dem Titel: „die wahren Jacobiner im preußischen Staate oder actenmäßige Darstellung der bösen Ränke und betrügerischen Dienstführung zweier preußischer Staatsminister", erschienen war, gehört in die Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms III., zu welcher wir nunmehr übergehen. —

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.